Gustav Nieritz.

Selbstbiographie

von

Gustav Nieritz.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Leipzig,
Verlag von Georg Wigand.
1872.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt. Die Kinderjahre.

		Seite
1.	Mein Stammbaum	1
2.	Die ersten Jahre	8
3.	Der Hausherr und die Hausgenossen	16
4.	Große Veränderungen	19
5.	Krankheit und Tod	28
6.	Schuljahre	32
7.	Schuljahre. Fortsetzung	40
8.	Der erstlebte Krieg	47
9.	Jugendliche Neigungen	53
10.	Mancherlei Erlebnisse	62
11.	Leid und Freud	66
12.	Die Kreuzschule. 2. Krieg. Der Vetter	79
13.	Familienereignisse	87

Zweiter Abschnitt. Die Jünglingsjahre.

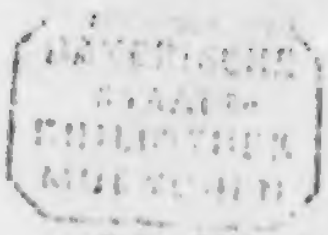
14.	Das Seminar	93
15.	1812	104
16.	Kriegsereignisse	113
17.	Noch immer Krieg!	127
18.	Schlacht bei Dresden	135
19.	Die erste Privatschülerin. Kriegsnoth	147
20.	Pulverexplosion. Nervenfieber. Vermischtes	165
21.	Nach dem Kriege	179
22.	Allerlei	188
23.	Der Privatunterricht	201

Dritter Abſchnitt. Das Mannesalter.

		Seite
24.	Veränderungen mancherlei Art	213
25.	Bunte Erlebniſſe	230
26.	Eheſtandsjahre	237
27.	Tod und Noth	248
28.	Mühen und Sorgen	271
29.	Der erſte Verſuch	278
30.	Gütige Schickung	297
31.	Prüfungen	304
32.	Buntes	319
33.	Leibliches	330
34.	Schule und Buchhandel	326
35.	Das Director- und Armenvorſteher-Amt	346
36.	Das Armenvorſteheramt nimmt ein ſchnelles Ende	350
37.	Umſtändliches Verfahren	362
38.	Pflegetöchter	367
39.	Reiſen	371
40.	Krankheit. Neue Würde. Theuerung	385
41.	Ein trauervolles Jahr	395
42.	Der Aufruhr und ſeine Folgen	415
43.	Wie es zugeht!	421
44.	Denkwürdige Bekanntſchaften	436
45.	Die Penſionirung	447

Vierter Abſchnitt. Das Greiſenalter.

46.	Nach der Amtsniederlegung	454
47.	Sonnenſchein und Ungewitter	456
48.	Schlußwort	468



Erſter Abſchnitt.

Die Kinderjahre.

1. Mein Stammbaum.

Die Vorzeit legte des Vaterlands Vertheidigung auf die Achſeln des Proletariats und deſſen Commando in die Hände des Adels. Gleichwie das ſtolze, freie Großbritannien noch jetzt ſeine Matroſen und Rußlands Coloß ſeine Recruten preßt: ebenſo ehemals die deutſchen Regierungen ihre Krieger, welche man des Nachts aus den Betten holte, wie das Wild einfing oder bei fröhlichen Gelagen wegraubte. Die Tanzböden mit ihren Raufhändeln waren die ergiebigſten Quellen des Soldatenſtandes und heiße Oefen, in deren Nähe man die widerſpenſtigen Jünglinge ſetzte, ſo wie reichlich geſalzene Heringe und deren Salzlake, womit man jene marterte, die unfehlbaren Mittel, den Widerſtand zu brechen und den eingefangenen Recruten zur Fahne ſchwören zu machen. Außerdem gab es Werbeofficiere, welche, gleich Kreuzſpinnen, an ſich hierzu eignenden Orten ihr Netz ausſpannten und durch Liſt, Ueberredung, lockende Verſprechungen, blinkendes Handgeld und verſteckte Gewalt leichtſinnige, träge, ehrgeizige, in Schulden ſteckende, oder der Verzweiflung verfallene Jünglinge hinwegfingen. War es daher zu verwundern, wenn der ehrenwerthe Kriegerſtand der mißgeachtetſte unter allen anderen war?

Um die Mitte des vorigen (18.) Jahrhunderts kam ein langer Zug ſolcher gezwungener Vaterlandsvertheidiger aus der Niederlauſitz

in Dresden an. Wie die Fischer nach einem glücklichen Fischzuge sich hinsetzen, um die gefangenen Fische nach ihrer Geltung auszulesen und von einander zu sondern: ebenso geschah es auch mit der erhaschten Menschenbeute, die man einer genauen Sichtung unterwarf. Der große, breitschulterige und muskelstarke Wende sah sich der schweren Reiterei, der kleingedrungene Knecht der Infanterie, der gewandtere Handwerksbursche der Artillerie und der hochaufgeschossene, langbeinige Bauernsohn der Leibwache zugetheilt. Das letztere Loos traf auch meinen Großvater, welchen sein Geschick aus der Nähe des Städtchens Finsterwalde in die Recrutenschaar gepreßt hatte. Auf die übliche Weise wurde nun mein Großvater in eine Maschine umgewandelt, welche zur bestimmten Stunde vom Nachtlager sich erhob, ihre Montur ausklopfte, die Flinte, den Pallasch und die Knöpfe blank putzte, das weiße Wehrgehänge frisch thonte, nach dem Takte sich bewegen und die Waffen handhaben lernte, auf die Wache zog und sich, ohne zu mucksen, von einem blutjungen, aber altadeligen Leutnant ausschelten, verfluchen, ja wohl auch mit der flachen, wie mit der scharfen Säbelklinge hauen lassen mußte. Seinem soldatischen Gehorsam und seiner sonstigen Anstelligkeit verdankte es mein Großvater, daß er in einer langen Reihe von Dienstjahren bis zum Feldwebel — dem damals höchsten Grade eines nicht adeligen Kriegers — aufrückte. Als solcher verheirathete er sich mit einem braven Dienstmädchen, Namens Elisabeth Lorenz, welche das große Bedenken überwand, ihre Hand einem Soldaten zu reichen. Diese Ehe wurde durch drei Kinder gesegnet, von denen eins, ein Mädchen, frühzeitig starb und auf dem Kirchhofe der Festung Königstein begraben wurde, weil damals ein Theil der Leibwache seinen Kriegsherrn, den König und Kurfürst August III., auf jene Festung begleitet hatte, von welcher herab er der schmählichen Gefangennehmung seiner ganzen Armee unthätig zusehen mußte. Am Leben blieben meinen Großältern eine Tochter und ein Sohn, mein Vater, Carl Gottlieb getauft. Noch waren beide Kinder nicht der Schule entwachsen, als ihnen der Vater durch den Tod entrissen wurde und seiner Wittwe die Sorge für ihre eigene Erhaltung, wie für die ihrer Kinder, anheimfiel. Hier zeigte sich aber nun die soldatische

Kameradschaft in ihrem schönsten Lichte. Es gehörte zu den Eigenheiten jener Zeit, daß zwar in Dresdens Neustadt eine schöne, geräumige Kaserne vorhanden war, daß diese aber zu ganz anderen Zwecken als zur Unterbringung der Besatzung verwendet wurde. Diese lag vielmehr, in viele kleine Häuflein zertheilt, bei Dresdens Bewohnern im Quartier, welche freiwillig diese Bürde übernahmen und dafür Quartiergeld empfingen. Beweibte und mit Kindern gesegnete Soldaten, welche deshalb einer geräumigeren Wohnung benöthigt waren, pflegten in dieselbe noch eine Anzahl ihrer Kameraden aufzunehmen und mit deren Quartiergeld ihren eigenen Miethzins zu decken.

In derselben Weise hatte es auch mein Großvater gehalten. Sollte jedoch die Soldateska eines Quartiers im Zaume und in der nöthigen Ruhe erhalten werden, so bedurfte es eines beaufsichtigenden Oberhauptes, das mit meinem Großvater abgestorben war. Diesen Verlust zu ersetzen und der Wittwe ihre Miethsleute zu erhalten, zog ein Freund und Kamerad des Gestorbenen, der Feldwebel Nieschalk, ins Haus, der sein Amt mit musterhafter Treue und Strenge verwaltete, auch im Uebrigen der Wittwe wie deren Kindern eine Stütze ward. Sobald meines Vaters Schwester, Christiane Friederike, die Schuljahre hinter sich hatte, ging sie zu den Leuten auf die Stube nähen und half somit ihrer Mutter, welche durch Waschen und Scheuern ihren Unterhalt erschwang, die Sorgen der Nahrung mindern. Auch mein Vater, um 10 Jahre jünger als seine Schwester, bemühte sich auf mancherlei Weise, einige Pfennige zu erschwingen. Für Laubfroschbesitzer fing er Fliegen, die ihm, ein Arzneifläschchen voll dieser Waare, mit je 3 Pfennigen bezahlt wurden. Er suchte und klopfte Pflaumen- und Pfirsichkerne auf, welche von dem Mittelstande als Kaffeebeimischung angewandt wurden. Auch Haselnüsse sammelte und verhandelte der kleine, betriebsame Carl, welcher alle diese seine Schätze in einer kleinen, bunt gemalten Lade aufbewahrte, die er zu diesem Behufe für seine Ersparnisse auf dem Jahrmarkte erkauft hatte. Wie groß war der Schreck des armen Knaben, als er eines Tages seine Lade erbrochen, den Haselnußvorrath und zugleich seine sauer erworbenen Sparpfennige geraubt fand! Den Bemühungen des wackern Nieschalk gelang es, den

ehrloſen Dieb in der Perſon eines verbrecheriſchen Vaterlandsvertheidigers zu ermitteln, der dafür Nieſchalks ſpaniſches Rohr zu fühlen bekam. Die Neuzeit hat ein ſolches Straf- und Beſſerungsmittel verworfen; allein noch immer giebt es Menſchen, an denen es ſich wirkungsvoller erweiſen würde, als eine zeitweilige Entziehung der Freiheit. Einſt kehrte mein Vater von einem Kriegsſpiele nach der Stadt zurück, welches Dresdens Beſatzung in der Gegend des Dorfes Blaſewitz ausgeführt hatte. Ein Leibgardiſt, in deſſen Flinte noch ein blinder Schuß ſteckte und der in dem arglos vor ihm hinſchreitenden Knaben den Soldatenſohn erkannte, wollte denſelben erſchrecken und brachte deshalb den Flintenlauf in die dichte Nähe des rechten Ohres meines Vaters, worauf er abdrückte. Der beabſichtigte Schreck erfolgte, aber noch mehr als dieſer, indem mein Vater die ſpäter über ihn gekommene, mit den Jahren wachſende Taubheit jenem übeln Spaß zuſchrieb. Dieſe Taubheit ward wiederum die Urſache, daß ich ein Schulmeiſter — ganz gegen meine Neigung — werden mußte, und ſonach hat jener blinde Schuß noch lange, lange fortgewirkt! Damals gab es in Dresden, außer zwei Gymnaſien, keine öffentlichen Volksſchulen. Selbſt die wenigen Schulanſtalten, welche die Wohlthätigkeit geſtiftet hatte, waren nur Winkelſchulen, weil deren Inhaber die Befugniß hatten, neben ihren wenigen Freiſchülern noch ſo viele Privatſchüler anzunehmen, als der Raum der Oertlichkeit, die Kraft des Lehrers und die übrigen Verhältniſſe erlaubten. Der Volksſchulunterricht befand ſich faſt ausſchließlich in den Händen unverſorgt gebliebener, verkümmerter oder ſonſt zurückgekommener Predigtamtscandidaten, vormaliger Unterofficiers und Fouriers, Advocatenſchreiber, ſowie der Söhne einſtiger Schulinhaber.

Für Dresdens Garniſon war ein oberer Saal des großen Zeughauſes zur Kirche eingerichtet worden. Der hierbei angeſtellte Cantor und Organiſt — zu jener Zeit Namens Pfeilſchmidt — war zugleich der Inhaber einer Privatſchule, welche damals die angeſehenſte und beſuchteſte in Dresden war. Ihren guten, weit verbreiteten Ruf verdiente ſie mit vollem Recht. Sie zählte in ihrer Blüthezeit über 300 Schüler und hat dem Staate wie der Stadt Dresden Tauſende von

Bürgern, Künſtlern, Gelehrten und Beamten erzogen. Auch mein Vater war ſo glücklich, zu Pfeilſchmidts Schülern zu gehören, und da der Cantor an dem armen Soldatenknaben einen eiſernen Fleiß, ungewöhnliche Anſtelligkeit und eine beſonders ſchöne Handſchrift entdeckte, ſo beſchloß er, aus ihm ſich einen brauchbaren Lehrgehilfen heranzubilden. Ein Schullehrerſeminar gab es damals noch nicht in Dresden, wie überhaupt in Sachſen nicht. Gleichwie in früheren Zeiten die berühmteſten Maler, Bildhauer und andere Künſtler nicht auf Academien gebildet wurden, ſondern die Schüler irgend eines geſchickten Meiſters waren: ſo auch der vormalige Schulmeiſter, dem die Theorie der Pädagogik, der Catechetik und der Schulmeiſterweisheit eben ſo fremd blieben, als dem Landmann die Befähigung, die Beſchaffenheit ſeines Ackerbodens chemiſch zu unterſuchen und zu beſtimmen.

Der Cantor P. fand keine Urſache, ſeine Wahl in meinem Vater zu bereuen. Aus dem Schüler wandelte ſich ein Lehrgehilfe um, welcher für ſeine treue und geſchickte Mühwaltung freien Mittagstiſch und monatlich noch eine kleine klingende Entſchädigung erhielt.

Letztere legte mein Vater auf tauſendfach wuchernde Zinſen an, indem er das Clavier- und Orgelſpiel, den Generalbaß und die Geſangskunſt erlernte, ſich eine kleine Bücherſammlung ankaufte und ſogar nach dem Beſitze einer Taſchenuhr ſtrebte.

Zweiundzwanzig Jahre erſt war mein Vater alt, als ihm ſchon das Glück lächelte. Das Hungerjahr 1772—1773 hatte in Dresden zwei kleine Stift- oder Armenſchulen ins Leben gerufen, in welchen eine Anzahl armer Kinder unentgeldlich unterrichtet wurde. Eine dieſer Lehrerſtellen war zu beſetzen, und der Vorſtand jener beiden Anſtalten, der Kriegsrath Schmieder, wendete ſich mit der Bitte an den allgemein geehrten Garniſoncantor Pfeilſchmidt, ihm einen tauglichen Mann als Lehrer vorzuſchlagen. Als ſolchen empfahl P. meinen Vater, welcher ſomit einen, wenn ſchon nur kleinen Anfang zu ſeiner Selbſtſtändigkeit machte. Auch in ſeiner neuen Stellung erwarb mein Vater ſich die Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten, ſo daß man ihm ſchon nach 3 Jahren auch die zweite Stiftſchule, deren Lehrer mit Tode abgegangen war, anvertraute. Zugleich wurde mit der Schule eine Speiſeanſtalt ver-

gestalt verbunden, daß die ärmsten Schüler früh bei ihrem Eintritt in die Schule mit einer warmen Brotsuppe beköstigt, Mittags mit einer Portion Gemüse gesättigt und am Schluß des Unterrichts je mit einem halben Pfunde Brots entlassen wurden. Die hierzu erforderlichen Geldmittel herbeizuschaffen, war der Menschen- und Kinderfreund Schmieder in Dresden von Haus zu Haus gewandert und hatte die Inwohner um milde Beiträge gebeten, welche die damals nicht unbedeutende Summe von 5800 Thalern erreichten und bis zu der im Jahre 1841 erfolgten Auflösung jener Schule deren Stiftungsvermögen bildeten. Mein Vater hatte sogleich bei seiner ersten Anstellung seine Mutter zu sich genommen, welche nunmehr die Beköstigung der armen Kinder besorgte. Für jede Portion des Mittagessens, das des Sonntags abwechselnd aus Milchspeise und Fleisch mit Gemüse bestand, zahlte die Behörde 6 Pfennige, die, bei immer theurer werdenden Preisen, jedoch in einer langen Reihe von Jahren nach und nach auf 9 Pfennige erhöht wurden. Die Soldatenwittwe, meine Großmutter, erlebte Freude an ihren beiden Kindern. Ihre Tochter Friederike, zur bildschönen Jungfrau herangewachsen, zählte unter den Frauen, zu denen sie auf die Stube nähen ging, auch die kränkliche Gattin eines wohlhabenden Branntweinbrenners und Liqueurfabrikanten, Namens Israel. Derselbe war ein getaufter Israelit, und habe ich keinen schönern, ehrwürdigeren Kopf gesehen, als den des Onkels Israel. Wenn ich als Knabe mir ein Bild von dem Erzvater Abraham machte, so glich es dem Onkel Israel. Dieser reichte nach dem Ableben seiner Frau seine Hand dem fleißigen, unbescholtenen und schönen Nähermädchen, meiner Tante, und hat diese Wahl niemals bereuen dürfen, wiewohl diese Ehe kinderlos blieb.

Auch mein Vater war mit seinem 25. Jahre der Meinung, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein bleibe. Er sah sich daher um unter den Töchtern der Stadt Dresden, und da blieb sein Blick haften auf einem Bäckerladen in der Hauptstraße der Stadt, hinter dessen Fenster ein junges, zartes Mädchen saß und die Kunden mit gewinnender Freundlichkeit bediente. Es war die noch nicht siebenzehnjährige Tochter des Bürgers, Weißbäckermeisters, Hausbesitzers, Herbergs-

und Kirchvaters Böttcher aus deſſen zweiter Ehe und führte die Vornamen Johanna Rahel. Da ihre Mutter bereits ſeit etlichen Jahren verſtorben war, ſo lag der jungen Rachel, wie ſie die Sucht der Namenverſtümmelung umgetauft hatte, die Sorge für die geſammte Haushaltung ob, was ihr zu einer frühzeitigen Selbſtſtändigkeit verhalf.

Die Bewerbung meines Vaters um die Hand der jungen Bäckerstochter ward mit einem glücklichen Erfolg gekrönt, obſchon die Verwandten meiner Mutter ihr die Verbindung mit einem armen Schullehrer auszureden ſuchten. Mein Vater führte ſeine ſehr junge Frau ſeiner Mutter zu und es war für jene gewiß keine leichte Aufgabe, mit einer etwas herrſchſüchtigen und das Regiment im Hauſe führenden Schwiegermutter friedlich auszukommen. Trotz ihrer Jugend löſte meine Mutter dieſe Aufgabe glücklich. Dieſe war eine kurze Zeit verheirathet, als ſie nebſt ihrem Gatten zu einer guten Freundin ihrer verſtorbenen Mutter eingeladen wurde. Wie ſehr wurde das Ehepaar überraſcht, als jene Freundin ihm 100 Ducaten mit dem Bedeuten einhändigte, daß ihr dieſe Summe von der Verſtorbenen vorlängſt anvertraut worden ſei, um ſie deren Tochter nach ihrer Verheirathung als mütterliches Erbe auszuzahlen. Soll man hier mehr die ſparende Fürſorge der ihren Tod vorausſehenden Mutter oder die treue Ehrlichkeit der Freundin bewundern, welche, ohne die geringſte Gefahr zu laufen, die ihr anvertrauten Geldſtücke unterſchlagen konnte? Hier vergönne ich mir, einige Worte über den Vater meiner Mutter zu ſagen. Er war ein freundlicher, ehrwürdiger Greis, deſſen Geſichtszüge unvertilgbar meinem Gedächtniſſe eingeprägt bleiben, obſchon ich noch ein kleiner Knabe war, als er ſtarb. Denke ich mir ſein Bild, ſo ſehe ich ihn in ſeinem hohen Lehnſtuhle ſitzen, die vielgelockte Perücke auf dem alten Haupte und die knöchernen Hände auf die Lehne gelegt. Sein Haus war die Herberge derjenigen beiden Zünfte, welche für des Menſchen Hauptnahrung, für Brot und Fleiſch, ſorgen. Daher prangte neben dem Zunftzeichen der Bäcker — eine Rieſenbrezel — auch noch ein gewaltiger Stierkopf mit einem mächtigen Hörnerpaar über der Hausthüre und ward mir zum Leitſtern, wenn ich das Haus meines Großvaters ſuchte. Nachdem meine Mutter aus dem Vaterhauſe

geschieden war, schritt mein Großvater, obschon fast ein Siebenziger, zur dritten Ehe. Diese meine Stiefgroßmutter war ein Mannweib, gleichfalls schon hoch bejahrt, von groben Gesichtszügen und rauher Sprache. Nicht selten trug sie bei übler Witterung Mannsstiefeln an ihren Füßen, daher sie mein spottsüchtiger Bruder Carl nur die Stiefelmama nannte.

In dem Herbergsvater meiner Erzählung: „Der Paukendoctor", habe ich meinen Großvater abgemalt und ihm somit einen kleinen Denkstein gesetzt.

2. Die ersten Jahre.

Das erste Kind, womit meine Mutter ihren Gatten beschenkte, war mein älterer Bruder Carl, geboren am 28. März 1791. Nach 4½ Jahren, den 2. Juli 1795, erblickte ich das Licht der Welt und erhielt die Namen Carl Gustav. Ein Jahr darauf folgte ein Töchterchen, das in der Nothtaufe Wilhelmine genannt wurde und schon nach vier Tagen wieder starb. Ein Jahr erst alt, bekam ich die natürlichen Pocken, jene furchtbare Seuche, die vor Dr. Jenners Kuhpockenimpfung so große Verheerungen unter den Kindern, ja selbst unter den Erwachsenen, anrichtete. Mein ganzer Körper war mit den Pockenpusteln bedeckt gewesen und ich gegen neun Tage der Sehkraft beraubt.

Meine Erinnerungskraft reicht bis in die ersten Jahre meines Lebens zurück. Während Begebenheiten, Personen und Namen aus späterer Zeit meinem Gedächtnisse gänzlich entschwunden sind, hält dieses mit wundersamer Treue die Bilder der frühesten Jugend fest. Irre ich mich nicht, so reicht meine Erinnerung bis in mein zweites Lebensjahr zurück. Weit deutlicher schon ist diese von meinem dritten Lebensjahre, in welchem mir, nach meiner Ansicht, drei wichtige Begebenheiten zustießen. Zuerst bekam ich die Masern und befand mich bereits auf dem Wege völliger Genesung, als mir meines Vaters Mutter gedörrte Pflaumen und anderes Naschwerk heimlich zusteckte, wodurch ein heftiger Rückfall erfolgte und ich dem Tode nahe gebracht wurde.

Die Schule nebst der Wohnung meines Vaters befand sich in Dres-

dens Neuſtadt und zwar in dem noch jetzt ſogenannten polniſchen Brauhauſe. Die vier Fenſter der beiden Schulſtuben gingen auf den Kohlmarkt (jetzt Körnerſtraße) hinaus, das eine unſrer ſehr kleinen Wohnſtube in den geräumigen Hof. Eines Tages, um die Mittagszeit, wo meine Großmutter in der Küche beſchäftigt, mein Vater ausgegangen war und meine Mutter in der Schulſtube den Armenſchülern das Mittagseſſen austheilte, befand ich mich allein in dem Wohnſtübchen und vertrieb mir die Zeit damit, daß ich ein ledernes Pferd, an den Knopf des Tiſchkaſtens gebunden, im ſchnellen Kreiſe herumdrehte. Zugleich drehte ich mich ſelbſt um den Ring und anſtatt auf die wohlgemeinte Warnung unſers Dienſtmädchens zu achten, welches etwas aus der Wohnſtube zu holen kam und mir zurief: „Guſtav, drehe Dich nicht; Du wirſt fallen" — verdoppelte ich meine Bewegung, dazu ſingend:

„Tanzen iſt mein Leben; Fallen iſt mein Leben!"

Und ich fiel oder ſtürzte vielmehr, vom Schwindel erfaßt, mit der Stirn gegen die ſcharfe Ecke des nahen, eiſernen Ofenkaſtens. Wie ſchnell das Luſtſpiel zum Trauerſpiele ward! An die Stelle des Tanzens und Singens traten Schreien und Weinen. Meine Mutter erſchrak tödtlich, als plötzlich durch die Schulſtubenthür ihr Söhnlein mit blutüberſtrömendem Antlitze und einem tiefen Loche in der rechten Stirnſeite hereingeſchrien kam. Der Wundarzt mußte ſchleunigſt herbeigerufen werden, welcher noch viele Tage lang erſchien, um die Wunde zu beſichtigen, friſch zu bepflaſtern und mit einem Inſtrumente das wilde Fleiſch daraus zu entfernen, was nicht ohne Schmerzen abging. Eine unvergängliche Narbe an meiner Stirne iſt von jenem Kindesſpiele zurückgeblieben.

Die dritte Erinnerung iſt erfreulicherer Art. Ich ſtand eines Tages an dem Thore des polniſchen Brauhauſes, als eine Schülerin meines Vaters auf mich zukam, mich liebkoſete und mir zugleich eine kleine Zuckertüte ſchenkte. Welche freudige Ueberraſchung! Nichts Eiligeres hatte ich zu thun, als mit meiner Zuckertüte zu meiner Mutter zu laufen und jubelnd ihr mein Glück zu verkünden. Heute noch könnte ich das getroffene Portrait jener Zuckertütengeberin malen, welche Schmiedin hieß und eine hohe Schulter beſaß. Als dieſelbe nach

einer langen Reihe von Jahren ihre Tochter bei mir zur Aufnahme in meine Schule anmeldete, erkannte ich sogleich in ihr die vormalige Schmiedin und Zuckertütengeberin wieder.

Mein Körper zeigte in den ersten Jahren eine Anlage zur sogenannten englischen Krankheit. Auf Anrathen eines verständigen Arztes badete mich deshalb meine Mutter fleißig in dem Elbstrome, welcher nahe hinter dem Garten unsers Wohnhauses hinfloß. Das kalte Bad behagte mir jedoch so wenig, daß ich durch Sträuben, Weinen und anhaltendes Schreien mich dagegen zu wehren suchte. Einige Weiber, welche auf der nahen Elbwiese Wäsche trockneten, nahmen in ihrem Unverstande meine Partie, bedauerten laut den kleinen Schreihals und bezüchtigten meine Mutter der Lieblosigkeit, der Härte, ja selbst der Grausamkeit. Infolge dessen vereinte meine Mutter ihre Thränen mit den meinigen und schon stand sie auf dem Puncte, den scheltenden Weibern das Feld zu überlassen und die heilsame Cur aufzugeben, als ein vorübergehender, unbekannter Herr [illegible]nehmend sich nach der Ursache der mütterlichen wie der kindischen [illegible]änen erkundigte. Jetzt trat für meine Mutter ein Wendepunct ein, indem sie, nach Beantwortung der an sie gerichteten Fragen, aus dem Munde jenes Unbekannten das Lob einer gewissenhaften und verständigen Mutter empfing, zugleich mit der Ermunterung, auf die Reden jener unverständigen Weiber nicht zu achten, vielmehr das Baden im Flusse beharrlich fortzusetzen. Das geschah, und ich verdanke der mütterlichen Beharrlichkeit so wie der Ermunterung jenes Unbekannten einen gesunden Körper, der bald jede Spur von jener damals häufig vorgekommenen Krankheit verlor. Jenem unbekannten Wohlthäter meiner Person habe ich in meiner Gertrud ein freundliches Andenken gewidmet und ihn dort zu einem Magister ernannt. Er ruhe in Frieden!

In dem Februarmonate des Jahres 1799 bot sich meinen erstaunten Blicken ein noch nie gesehenes Bild dar. Unser Garten, welcher tiefer lag als die zum polnischen Brauhause gehörigen Gebäude, war zum See geworden, auf welchem man mit Kähnen schiffte. Der Elbstrom hatte seine Ufer weit übertreten und die wunderbare Verwandlung bewirkt.

In dem Erdgeschoß desjenigen Hintergebäudes, welches an das Malzhaus stieß, wohnte der Hoforgelbauer Treublut, dessen ansehnliche Nase noch mit einer so großen Warze versehen war, daß sie für eine zweite Nase hätte gelten können. Derselbe hatte ein Gärtchen inne, in welches eine Thüre unmittelbar aus seiner Wohnung führte. Treublut zog viele Aurikel und deren süßer Duft ließ mich sie allen andern Blumen vorziehen. In der Erzählung: „Der Johannistopf" habe ich den wackern Treublut nach dem Leben gezeichnet. Der tiefer gelegene, größere Garten des polnischen Brauhauses war an einen Gärtner verpachtet und mit wilden, überaus reichlich tragenden Kirschbäumen, mit pyramidenförmig geschnittenen Corn[illegible]uskirschenbäumen und anderen Obstsorten bewachsen, zwischen welchen mit Tulipanen beränderte Gänge hinliefen. Dieser Garten blieb uns Kindern so lange ein verschlossenes Paradies, bis an die Stelle des Pachtgärtners ein Schänkwirth trat und der ganze Garten zu einem öffentlichen wurde, welche Veränderung schon im nächsten Jahre, also 1800, eintrat.

Meine Mutter, von Natur zart und schwächlich, war in Folge der überstandenen Niederkünfte so kränklich geworden, daß ihr der Arzt eine Badecur in dem Städtchen Tharandt anrieth. Dorthin nahm sie auch den vierjährigen Knaben mit, welchem sich nun eine neue Welt, die des Landlebens, erschloß. Die rothen Pechnelken, welche um Tharandt in zahlloser Menge blühten und mir beim Angreifen die kleinen Finger zusammenleimten, das zarte Vergißmeinnicht, das mit seinen lichtblauen Augen aus dem Wiesengrün hervorschaute, der Wachtelweizen mit den gelben Blüthen und den blau schillernden Oberblättern, die weißen, großen Sterne der Maaßliebchen mit ihren gelben Knöpfen und die goldenen Butterblümchen prägten sich meinem Gedächtniß so tief ein, daß ich noch heute bei ihrem Anblicke mich in jene Badezeit zurückversetze und wieder zum fröhlichen Kinde werde. Solches thut auch noch der Geruch, den das in die Badewanne hereinströmende Mineralwasser verbreitet, ferner derjenige von bratenden Coteletten, die wir damals in dem Gasthofe zum Hirsch für's Mittagsessen zu holen pflegten, und endlich der Duft und Anblick frisch gebackenen Brotes, das sich von unserem Dresdener Gebäck durch gezogene Narben unterschied. Bevor

man das Städtchen Tharandt betritt, gelangt man zu einer am Wege liegenden Schneide- und Mahlmühle, deren geschäftiges Treiben, so wie der kräftige Geruch der zu Bretern gesägten Holzklötzer, mich nicht wenig anzog. Als ich aber in Begleitung meiner Mutter eines Tags die Mühle aufsuchte, lag diese still und todt da. Der Müller auch. Darum feierten die Räder und die sonst weithin dröhnende Schneidesäge. Ein schwarz überhangener Sarg, der des Müllers Leichnam umschloß, wurde aus der Mühle getragen. Vor ihm her wandelte ein Knabe mit hoch getragenem Kreuze, hinter ihm darein die Schuljugend paarweise, den Cantor zur Seite. Ich, obwohl sonst sehr blöde, schloß mich mechanisch der Kinderschaar an, welche, ihren Trauergesang anstimmend, den Weg zum Städtchen und Friedhofe einschlug. Als aber der Cantor anhob und an jedes Kind einen Sechser (6 Pfennige) austheilte und auch in meine kleine, offen hingehaltene Hand einen solchen Silberling legte: da entschlüpfte ich freudetrunken der langen Kinderzeile und sprang zu meiner lächelnden Mutter hin, meinen empfangenen Schatz ihr zu zeigen.

Nicht minder merkwürdig als diese Badecur wurde dem vierjährigen Knaben eine Lustreise, welche meine Aeltern mit mir nach Dürrenberg bei Leipzig unternahmen. Eine Lustreise konnte man eigentlich sie nicht nennen. Eher eine Marterreise, weil die Reisenden auf dem damaligen sächsischen Postwagen wirklich gemartert wurden. Eine Reise von Dresden nach Leipzig, die man jetzt im Dampfwagen binnen 3½ Stunden zurücklegt, war zu jener Zeit ein so großes, mit Gefahren verknüpftes Unternehmen, daß manche Reisende vorher ihr Testament machten und von den Ihrigen auf Nimmerwiedersehen Abschied nahmen.

Darum ist mir's heute noch unbegreiflich, wie meine, sonst ängstlich um mich besorgte Mutter jene Reise in meiner Begleitung unternehmen konnte. Mein älterer Bruder hatte dieselbe früher schon mitgemacht und da sie ihm nichts geschadet, so mochte meine Mutter von mir ein Gleiches hoffen. Der damalige ordinäre Postwagen, die gelbe Kutsche genannt, war in seiner Art ein Ungeheuer, ein Nilpferd oder Elephant unter den Kutschen, mit einem gelben Tuche überdeckt, wovon

der Name herrührte. Thüren oder Wagenschläge suchte man vergeblich an diesem Ungeheuer. Statt derselben gab es an jeder Seite eine Oeffnung, welche so breit war, daß zwei Menschen neben einander sitzen konnten, was auch unterwegs der Fall war. Diese unglücklichen Passagiere, welche geringeres Fahrgeld entrichteten, saßen mit dem Obertheile ihres Körpers im Wagen und zwar auf dessen Fußboden, während ihre Beine außerhalb desselben hingen und mit den Füßen auf dem Wagentritt ruhten. Um die untere Halbschied des Körpers einigermaßen gegen Staub, Regen oder Kälte zu schützen, wurde eine starre Lederdecke vorgehängt, die aber jenen Unbilden noch genug Zugänge verstattete. So oft einer oder der andere Reisende aussteigen wollte, mußten diese armen Reiseamphibien jedesmal ihre Sitze verlassen und geduldig außen warten, bis die Abgestiegenen wiederkehrten, worauf sie den arg beschmutzten Postwagenboden abermals einnehmen durften. Die Erfindung von Druck- oder Sprungfedern kannte die gelbe Kutsche nicht. Sie war nichts weiter als ein Kasten, auf vier Wagenrädern befestigt. Daher wurden ihre Insassen zu Sprungfedern, die bei jedem Stoße hoch in die Höhe schnellten. An solchen Stößen fehlte es durchaus nicht, indem die Landstraßen damals nichts weniger als Kunststraßen waren. Die gelbe Kutsche wurde von sechs Pferden im ruhigen Schritt fortbewegt und besaß an dem hinteren Ende ihres wenigstens 6 Ellen langen Kutschkastens noch eine wohl eben so weit reichende Gabel, auf welcher alle Arten von Kisten und Kasten gepackt waren. Wenn dieser Noa'skasten mit seinem gewichtigen Auswuchse umstürzte, was etliche Male geschehen ist, so ging es ohne Todte, Schwerverletzte, ja selbst wahnsinnig Gewordene nicht ab. Da, wie gesagt, die Pferde nur im ruhigen Schritt vorwärts gingen und die gelbe Kutsche bei jedem Hause, das einen Arm mit einem Bierkruge oder ähnlichem Einkneipezeichen ausstreckte, anhielt und verweilte, so brachte man zwei Tage und eine Nacht oder zwei Nächte und einen vollen Tag auf der Reise von Dresden nach Leipzig zu. Mein Sitz war in dem Hintergrunde des postlichen Rilpferdes und noch erinnere ich mich der oft wiederkehrenden grausamen Stöße, welche meinen kleinen Körper bald auf diese, bald auf die andere Seite warfen oder

emporschnellten. Die Zeit wurde mir entsetzlich lang und gern hätte ich sie verschlafen, wenn das wegen der Stöße möglich gewesen wäre. Die übrigen Passagiere aber waren meistens noch guten Muthes und vertrieben sich die Langeweile durch Erzählen, Schwänke, Späße, Essen und — Schnapsen. Ein ältlicher, schlafsüchtiger Passagier — ich glaube es war ein Jude, — welcher in der einen Wagenöffnung saß, diente besonders zur Zielscheibe des Foppens. Man schob ihm, während er schlaftrunken nickte, den Hut nach vorn, so daß derselbe wiederholt über Bord flog und den darob wild fluchenden Postillon zum Anhalten des Noakastens nöthigte. Man stemmte kleine Holzstäbchen in seinen Nacken, damit diese den Hut sammt der Perücke von ihrer Stelle verrückten; man schob ihm Haarbeutel verschiedener Art unter den Rockkragen und practicirte ihm Dinge in die Taschen, die dem Israeliten ein Greuel sind u. s. w. Die furchtsamen Frauen und Jungfrauen im Wagen erschreckte man in der Nacht durch Erzählungen von Raubanfällen, von Gespenstern, von umgestürzten Postwagen und deren sehr schrecklichen Folgen. Ja, als uns in der Nacht eine Kutsche mit zwei hell brennenden Laternen entgegen kam, schrie man, daß solche Irrlichter seien und wir in der nächsten Minute schon in einem tiefen Sumpfe stecken bleiben würden. In einem Gasthause, wo wir mitten in der Nacht anhielten, wurde mir ein bisher unbekanntes Getränk — Glühwein — angeboten, vor dessen Genuß jedoch meine Lippen sich schüttelten. Daß man in der Stadt Wurzen das bittere Braunbier und in Borsdorf den berühmten Sandkuchen nicht ungekostet ließ, versteht sich von selbst. Es war finster, da wir nach Leipzig kamen. Wir fuhren durch hohe Häuserreihen mit erleuchteten Fenstern, bestiegen einen Miethwagen und legten ohne Aufenthalt den Rest unserer Reise nach Dürrenberg zurück, das ich fest schlafend erreichte. Dürrenberg war unser Reiseziel, weil daselbst der wackere Nieschalk, der ehemalige Feldwebel und väterliche Beschützer meines Vaters, als Salzschreiber lebte, und ein Besuch bei ihm ein Glanz- und Freudenpunct in meiner Aeltern sonst sehr einförmigem und mühevollem Leben war.

Nieschalk war unverheirathet geblieben. Er wirthschaftete mit einer Haushälterin, einer musterhaften Person, die den alten Mann

wie ihren leiblichen Vater verpflegte und abwartete. Dürrenberg war vor Sachsens unseliger Theilung dessen reichste Salzgrube, ein wahres Juwel und die Würze des Königreichs. Sonst ist der kleine Ort ohne Bedeutung und ohne alle Annehmlichkeit, daher nur die bei dem Salzwerke angestellten Beamten und Arbeiter ihren Wohnsitz hier haben. Der unaufhörliche starke Torfrauch der Siedehäuser und die mit Salztheilchen geschwängerte Luft wirken so nachtheilig auf die Vegetation ein, daß die an sich schon unfruchtbare Gegend ein trauriges Bild darstellt. Kurzes Gras überzieht den Boden und ein hier und da gepflanzter Baum siecht als ein Krüppel einem frühzeitigen Tode entgegen. Freund Rieschalk besaß an seiner Wohnung ein kleines Lustgärtchen, in welchem, außer einigen Blumengewächsen, ein solcher Baumkrüppel stand.

Das Kunstwerk, welches die Salzquelle schöpft und weiter fördert, die langen Gradirhäuser mit ihren Schwarz- und Weißdorngewänden, über welche sich die Sohle ergießt und sie mit Salzstein überkleidet, die mächtigen Siedpfannen, die Darrstuben mit ihrer vor Gluthitze flackernden Luft beschäftigten meine Neugierde und Schaulust ungemein. Hierzu gesellte sich noch die in der Tiefe daherrauschende Saale mit einem breiten, brausenden und weißschäumenden Wehr und endlich eine große Bilderbibel, in welcher auf schauerliche Weise der Götze Moloch dargestellt war, auf dessen ehernen und glühend gemachten Armen kleine Kinder den qualvollen Opfertod erlitten. Jeden Tag suchte ich mir besonders schöne Exemplare von salzversteinten Dornen aus, um sie später wieder von mir zu werfen. Auch eine Lustfahrt nach dem nahen Merseburg wurde unternommen, auf welcher die überaus große Menge querfeldeinspringender Hasen und der Anblick des steinernen Prangers mit seinem Halseisen in Merseburg für mich das Merkwürdigste waren.

Als wir auf der Heimreise wieder durch Leipzig kamen, war es lichter Tag und früh. Wir fuhren über den Roßplatz, wo aus dem dichten Gewimmel verkaufender Bäuerinnen ein weißsteinerner Mann sich hoch erhob, welcher den damaligen Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August den Gerechten, vorstellt.

3. Der Hausherr und die Hausgenossen.

Bei unſrer Heimkehr empfing uns die große Neuigkeit, daß wir einen neuen Wirth bekommen hätten. Bisher hatte das polniſche Brauhaus unter Adminiſtration geſtanden, war jetzt aber von einem reichen Schiff- und Handelsherrn aus Rieſa angekauft worden. Deſſen Bild ſteht mir als das Ideal eines wahrhaft ſchönen Mannes vor, ſowie ſein freundlicher, alle Herzen gewinnender Umgang auch ſeinem Aeußeren entſprach. Wie leutſelig er gegen uns Kinder ſich erwies! Wie ſchnell und willig er jeden billigen Wunſch ſeiner Miethsleute erfüllte! Wie duldſam er gegen unſere ziemlich ausgelaſſenen Spiele im Garten war! Mit ihm zugleich zog ſeine Familie ein, aus ſeiner gleichfalls ſchönen Gattin und vier Kindern, zweien Mädchen und eben ſo vielen Söhnen, beſtehend, zu welchen im Laufe einiger Jahre noch zwei Paare ſich geſellten. Da unſer Hausherr W. zwar nunmehr ein Brauherr geworden war, von dem Bierbrauen aber nichts verſtand, ſo mußte er einen Braumeiſter in ſeine Dienſte nehmen. Seine Wahl fiel auf einen gewiſſen Z—r, der ebenfalls mit Frau und fünf Kindern einzog. Da die letzteren ſo wie die unſers Hausherrn mit mir in ziemlich gleichem Alter ſtanden, ſo befreundeten wir uns ſehr bald und vereinten uns zu fröhlichen Spielen. In der Dachwohnung des einen zum polniſchen Brauhauſe gehörigen Gebäudes lebte ein Finanzcanzliſt B. mit ſeiner Frau und ſeinem einzigen Söhnlein, das um einige Jahre älter war als ich und darum immer den Matador über uns jüngere Kinder ſpielte. Sein Vorname lautete Johann; eine alte, gleichfalls im Hauſe wohnende Freundin ſeiner Aeltern rief ihn Hänschen, ſeine Aeltern Jean und wir kurzweg Hänſe, was der heißblütige Knabe für einen Schimpfnamen anſah und oftmals mit einer Tracht Ruthenhiebe beſtrafte, ohne jedoch unſrerſeits eine Umänderung zu bewirken. Endlich geſellte ſich zu unſerm Kinderkreiſe noch ein Mitglied in ſehr unſcheinbarer Geſtalt. Eines Tages entdeckten wir auf dem längs des Brauhauſes hinlaufenden hölzernen Freigange ein uns fremdes, kleines, krummbeiniges und verwachſenes

Mädchen mit einem feinen, klugen Gesicht, das still auf einer Hirsche saß und alsbald ein Gegenstand unsrer brennenden Neugierde ward. Ich machte den ersten Aushorcher und begann mit der freundlichen Frage: „Wer bist Du? Wie heißest Du?" — „Ich bin —" lautete die schnelle Antwort — „ein Kind und heiße wie mein Vater." „Und wie heißt Dein Vater" — „Wie ich!" — Was ist denn Dein Vater?" — „Ein Mann!"

Diese lakonischen, abweisenden Antworten, die wir dem hiesigen und verkrüppelten Kinde gar nicht zugetraut hatten, machten mich verstummen und benahmen den andern Kindern des Hauses die Lust zu weiterem Ausfragen.

Später stellte sich's heraus, daß die Kleine die Tochter eines kürzlich in's Haus gezogenen Lohndieners F. war. Derselbe besaß außer dieser gebrechlichen ältesten Tochter noch eine und einen Sohn, welcher das Unglück hatte, bei Gelegenheit des Bäckerauszugs, welcher allemal zur Weihnachtszeit öffentlich stattfand und viele Zuschauer herbeizog, die vier Finger der linken Hand insoweit zu erfrieren, daß ihm die beiden oberen Glieder derselben hatten abgelöst werden müssen.

Louise F., welche bald ihr abstoßendes Benehmen gegen uns Kinder ablegte, ließ sich in ihren späteren Jahren durch die Ungunst ihres Schicksals zur Unzufriedenheit mit Gott, zur Gehässigkeit gegen ihren glücklicheren Nebenmenschen, so wie zur abscheulichsten Undankbarkeit gegen ihre Freunde und Wohlthäter verleiten. In meiner Erzählung: Wie Gertrud ihre Kinder geistig und leiblich erzog, habe ich ihr Bild unter dem Namen Liebig gezeichnet. Sie beschloß ihr freudenloses Leben, der öffentlichen Mildthätigkeit zuletzt anheimgefallen, in Dresdens Krankenhause. Das Stockwerk unter der Dachwohnung des Canzlisten B. bewohnte der französische Sprachlehrer Bruel, der als Professor an der Ritteracademie in Dresden angestellt und als geistreicher Mann berühmt war. Bruels Aeltern waren, um als Protestanten den Bedrückungen Ludwigs XIV. zu entgehen, aus ihrem Vaterlande Frankreich ausgewandert. Der Professor war ihr einziges Kind, dieser bereits bejahrt und unverheirathet. Wir Kinder hatten gewaltigen Respect vor dem kleinen, ausgewachsenen Bruel, wenn er

in ſeinem dreieckigen Hütchen, im kaffeebraunen Rocke, in der langen Schöffelweſte, in den kurzen Beinkleidern mit den ſilbernen Knieſchnallen, den ſeidenen Zwickelſtrümpfen und den Schuhen mit großen, von Steinen blitzenden Schnallen und das ſpaniſche Rohr mit dem bunten Porzelanknopfe in der Hand, das faſt ſo lang wie ſein Träger war, durch den Hof des Brauhauſes ſchritt. Unſer ehrerbietiger Gruß wurde von einem herblaſſenden »bon jour, mon cher!« beantwortet. Häuſe, Bruels Pathe, Liebling und Schüler, mußte uns dieſe franzöſiſche Phraſe in's Deutſche überſetzen.

Unter dem Profeſſor Bruel, im erſten Stockwerke des Hauſes, wohnte ein höherer, kurfürſtlicher Beamter P. nebſt ſeinem erwachſenen Sohne, einem Bauconducteur, und ſeiner gleichfalls erwachſenen, aber wahnſinnigen Tochter. Dieſe, eine wohlgebildete Jungfrau mit großen blauen Augen, durfte den Garten nur zur Tageszeit beſuchen, wo noch keine Gäſte darin ſich einfanden. Dann lief die Unglückliche mit großen Schritten die Gänge auf und nieder, ſprach laut mit ſich ſelbſt und unter heftigen Handbewegungen. Uns Kinder liebte ſie, namentlich die kleine verkrüppelte Louiſe F., welcher ſie das Gehen lernen wollte und ſie deshalb oftmals auf den langen Ruhebänken der im Garten befindlichen Schänktafeln gängelte. Zuweilen brachte ſie ihre Schürze voll Kuchenſtücken und Obſt mit, womit ſie uns beſchenkte, aber bei der Austheilung ſtets die kleine Louiſe bevorzugte. Nicht ſelten weigerte die Aermſte, dem Rufe und Gebote ihres Vaters, Bruders oder ihrer Dienerin Folge zu leiſten und den Garten zu verlaſſen. Dann wendete man ſich allemal an uns Kinder und in der Regel glückte es unſerer Ueberredungskunſt oder unſrer Liſt beſſer als jenem Machtgebote. Als Montgolfier die Luftballons erfand und dieſe ſeine Erfindung faſt allerorts Nachahmer erhielt, ließ auch der jüngere P. wiederholt Montgolfieren aufſteigen, die er in unſerem Garten und in unſrer Gegenwart mit erhitzter Luft anfüllte. Daß der ſich erhebende, etwa zwei Ellen hohe Luftballon von unſerm lauten Jubelgeſchrei begleitet wurde, verſteht ſich von ſelbſt.

Wie ſchon erwähnt, hatte der Pachtgärtner einem Schänkwirth weichen müſſen und dieſer vertrieb auch den wackern Hoforgelbauer

Treublut aus ſeiner Parterrewohnung, ſo wie aus dem polniſchen Brauhauſe. Der Schänkwirth R. hatte eine wohlbeleibte, ſtolz auftretende Frau, die mit dem einen Auge zu zwinkern liebte, und einen erwachſenen Sohn, welcher nichts weiter that, als den Kegelanſchreiber zu machen, daher er auch es nur bis zum Schänkwirth brachte. Noch gedenke ich zweier Hausgenoſſen: eines Hautboiſten Wolf, der in dem kleinen Gartenhauſe wohnte und in meiner Erzählung: „Der kleine Eskimo“ erwähnt iſt, und eines armen Tabakhändlers, deſſen Vaters Bruder der wohlhabende, gelehrte und zu jener Zeit berühmte Hofrath Lippert war. Dieſer Hofrath Lippert hatte einen oder etliche Beſuche von dem Landesvater, Friedrich Auguſt dem Gerechten, empfangen und eine ſolche Ehre war damals ſo groß, ſo unerhört und außergewöhnlich, daß ſie noch heute durch eine Marmortafel mit goldener Inſchrift an dem Lippertſchen Hauſe in hieſiger Königſtraße verewigt wird.

4. Große Veränderungen.

Das Jahr 1800 ward für mich und meinen Bruder Carl beſonders dadurch ein merkwürdiges, daß meine Mutter eines dritten Söhnleins genas, welches in der heiligen Taufe den Namen Eduard erhielt. Geputzte Pathen und Pathinnen fanden ſich ein. Unter ihnen eine nahe Anverwandte von mütterlicher Seite mit einer großen Adlernaſe und einer imponirenden Geſtalt. Für mich waren an ihr das Merkwürdigſte eine künſtliche Kaſtanienblüthe auf ihrer Spitzenhaube und eine große Zuckertüte, die ſie mir auf den Arm legte.

Unſer neuer Hausherr brachte eine unbegränzte Bauluſt mit, welche ſofort ſich geltend machte. Zunächſt wurde der Garten zu einem öffentlichen Vergnügungsorte umgewandelt und deshalb mit einem Kegelſchube, mit einem zweiten Gartenhauſe, mit einer Muſikloge und zahlreichen, feſtſtehenden Tafeln und Bänken begabt. Dann wurde das niedere Malzhaus niedergeriſſen und ein neues, anſehnliches an ſeine Stelle aufgeführt, das dreifach über einander gewölbte Keller bekam und ſeinen ſtelzen Giebel hoch in die Luft emporſtreckte. Zur damaligen Zeit brachte man in Dresden mit dem Aufbau eines Hauſes

drei volle Jahre zu. In dem erſten Jahre legte man den Grund dazu, wölbte man den Keller und führte das Gebäude bis zur Socke. Im zweiten Jahre kam es bis zum Heben des Dachſtuhls und im dritten ward der innere Ausbau beendigt. Welch' ein Unterſchied gegen jetzt! Damals war das Sprüchwort, daß jeder Schweißtropfen eines Maurers einen Ducaten koſte, eine Wahrheit.

Unter den Maurern, welche drei Jahre lang an dem neuen Malzhauſe bauten, befand ſich ein Taubſtummer, der erſte, den ich ſah und der uns durch ſeine unverſtändliche Zeichenſprache vielen Spas machte.

Der neue Schänkgarten erfreute ſich eines zahlreichen Zuſpruchs. Alle Nachmittage rollte die Kugel ihre glatte Bahn entlang, fielen die Kegel, fröhlte der Kegeljunge: „Alle neune! einen Groſchen zu Bier und zu Weine!“ Unter den Kegelſchiebern befand ſich ein Schloßthurmwächter, Namens Räther, nach deſſen Beſuch alle Inhaber von Kegelſchüben angelten, weil der Mann durch ſein außergewöhnliches Gebahren beim Schieben eine große Menge anderer Gäſte herbeizog. Wenn der Ruf ertönte: „Jetzt ſchiebt Räther!“ ſo verließ Jung und Alt die Plätze an den Schänktafeln und eilte im Laufe nach den offenen Fenſtern des Kegelſchubes, die durch die vielen neugierig hereinſchauenden Köpfe plötzlich verfinſtert wurden. Hierdurch ließ ſich jedoch Räther durchaus nicht beirren. So wie die Kugel ſeiner zielenden Hand entglitt und ihren Lauf begann, nahm auch Räthers Mienen- und Geberdenſpiel ſeinen Anfang, an welchem jeder Muskel, jedes Glied, ja der ganze Körper ſeinen lebhaften Antheil bekam. Es war, als könne R. die Kugel nach ſeinem Belieben an unſichtbaren Fäden leiten. Wendete ſich jene zu weit von der Mitte der Bahn nach links, ſo bog er ſich mit ſeinem Oberleibe und den ausgeſtreckten Händen nach rechts, ſo daß dieſe ſelbſt mit der Mauer in Berührung kamen. Dabei ſtemmte der linke Fuß des lang ausgeſtreckten Beins ſeine Ferſenſpitze krampfhaft auf den bretternen Fußboden feſt und das heftigſte Mienenſpiel verzerrte zugleich ſein langes, hageres Antlitz. So bog, wendete, krümmte und dehnte ſich R's Körper, je nachdem die Kugel ihren Lauf fortſetzte. Ich habe den Mann ſo ſehr auf ſeine Lippen beißen ſehen, daß Blutstropfen über dieſelben hervorquollen. Nahm endlich die

Kugel ihren Lauf auf die Mitte der Kegel, ſo trommelte R. mit ſeinen Armen einen Wirbel in der Luft, um der Kugel anzudeuten, wie ſie unter den Kegeln aufzuräumen habe. In meinem langen Leben iſt mir ein ſo excentriſcher Kegelſchieber nie wieder vorgekommen.

An einem Abende jeder Woche führte der Stadtmuſicus ſammt ſeinen Leuten ein vollſtimmiges Inſtrumentalconcert in unſerm Garten auf, wobei ich niemals fehlte und meinen Stand hinter einem Violinſpieler einzunehmen pflegte. Meine Aufmerkſamkeit ſteigerte ſich mit meiner Luſt an der Muſik, nachdem ich ſpäter das Clavierſpiel zu erlernen begann. Eintrittsgeld verlangte man uns Kindern nicht ab, eben ſo wenig der Schänkwirth von uns einen Nutzen einärndete, obwohl wir die fleißigſten Beſucher ſeines Gartens waren. Dennoch koſtete mir oder vielmehr meiner guten Mutter jeder Concerttag einen ganzen Dreier. An einem ſolchen Abende ſtellte ſich nämlich regelmäßig eine reinlich gekleidete Frau mit einem großen Henkelkorbe ein, der unter ſeiner weißen Leinendecke eine große Fülle friſchbackener, ſüßduftender Käſekäulchen in ſich barg. O wohlfeile, goldene Zeit! Für nur drei Pfennige bekam ich zwei ſolcher köſtlicher Käſekäulchen! Vergebens ſuchten mißgünſtige Spottvögel uns Kinder durch das Vorgeben abzuſchrecken, daß die Käſekäulchen in Hundefett gebraten würden. Selbſt das Fett von Kröten, Schlangen und anderem ekeligen Gethier hätte uns um ſo weniger von dem Verzehren der Käſekäulchen abgehalten, als wir ja deren Zubereitung nicht beigewohnt hatten. Und „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß" lautet das Sprüchwort. Ach, unvergeßlich bleiben mir die warmen Sommerabende, an welchen der weite Garten im bunten Lampenſchimmer erglänzte, ein dichtes Menſchengewühl die Gänge durchwogte, die Lüfte von den ſüßen Harmonien der Muſik ertönten und — der Käſekäulchenkorb ſeinen lockenden Inhalt austheilte.

Außer den Neubauten, welche unſer Hauswirth unternahm, beſeitigte er noch manches Alte, was unſchön in's Auge fiel oder nicht unumgänglich nöthig war. So z. B. den hölzernen Gang, welcher das erſte Stockwerk unſers Wohnhauſes und zwar an der dem Hofe zugekehrten Seite entlang ſich hinzog.

Mein Vater erhielt an fester Besoldung jährlich nur 200 Thaler, von denen er auch noch den Miethzins für seine innehabende Wohnung entrichten mußte. Daher ertheilte er nach dem Schluß der Schulstunden noch Unterricht im Clavierspiel und trieb einen kleinen Handel mit Fortepiano's, die er neu von dem Dresdener Instrumentmacher Sauer kaufte, einspielte und dann mit einem kleinen Gewinn an auswärtige Oeconomen, Landprediger, Schulmeister, Förster u. s. w. wieder verhandelte. Aus diesem Grunde stand gewöhnlich neben unserm Clavier, das von einem Mahlmüller Horn erbaut war, noch ein neues Pianoforte da, auf welchem wir Kinder aber nicht spielen durften. Als meine Mutter ihr Wochenbett mit unserm Bruder Eduard hielt, vernahm sie in schlaflosen Stunden ein öfteres, sonderbares Klingen und Tönen, das ihr, wenn sie abergläubisch gewesen wäre, gewiß große Furcht eingeflößt haben würde. Später zeigte sich die natürliche Ursache hiervon. Es waren nämlich fast sämmtliche Saiten eines neuen Pianofortes, welches während der Wochen unsrer Mutter nicht geöffnet oder gespielt wurde, zersprungen. Einen größeren Schaden erlitt ein anderes neues Pianoforte durch ein Eichhörnchen, das mein Vater hielt und welches, nachdem es sich in einer Nacht von seiner Kette zu befreien gewußt, mit seinen scharfen Zähnen die äußere Bekleidung des theuren Instruments benagt hatte.

Das neue Malzhaus mit seinen Kellern, Tonnen, Böden, mit der Malzdarre, der Wohnung der Braugesellen und des Braumeisters war endlich fertig geworden. Da ereignete sich gar bald darauf etwas, wovon das alte, baufällige Malzhaus glücklich verschont geblieben war. An einem Abende verließen die letzten Biergäste das Schänklocal des polnischen Brauhauses in bereits angebrochener Mitternachtsstunde. Unter ihnen befand sich eine in der ganzen Neustadt wohlbekannte Persönlichkeit, der Klempnermeister Kunad, ein Ehrenmann von echtem Schrot und Korn. Seine Klempnerwerkstatt hatte er in und neben einer hölzernen Bude aufgeschlagen, welche die eine Seite der Lindenallee in der Neustadt verunzierte, während eine ganz ähnliche Niederlassung auf der anderen ein Scheerenschleifer inne hatte. Kunad bediente sich bei seinem Erzählen von Stadtneuigkeiten der beglaubigenden

Redensart: „Mund gegen Mund", die ich in meiner Erzählung: „Der Johannistopf" benutzt habe. Ein Dresdener Maler, Oldendorp, hat über diesen ehrlichen Kunad einen längeren Aufsatz geschrieben und der Verleger meines Volkskalenders im Jahrgange 1853 einen Auszug daraus mitgetheilt. Als besagter Kunad aus dem Schänkzimmer in den Hof trat, reckte er seine Nase schnüffelnd in die Luft empor und sprach zu seinen Begleitern: „Das riecht nach verbranntem Malze — muß doch nachsehen, was es giebt."

Mit der Oertlichkeit des neuen Malzhauses genau betraut, weil er die Klempnerarbeit darin geliefert hatte, begab sich Kunad eilig nach der Malzdarre, aus welcher ihm beim Oeffnen der Thüre die helle Flamme entgegenschlug. Hierauf folgte jener Heidenlärm, welcher noch heute in Dresden den Ausbruch einer Feuersbrunst begleitet, bestehe dieselbe auch nur in einem gewöhnlichen Oefenbrande. Nur zwei von den Bewohnern des polnischen Brauhauses vernahmen nichts von dem greulichen Getöse in ihrer dichtesten Nähe: mein Vater und ich. Mein Vater schlief damals allein in einer Kammer des zweiten Stockwerks und seine Schwerhörigkeit hatte bereits so sehr zugenommen, daß ihn das stärkste Andonnern gegen seine von innen verriegelte Thüre nicht zu erwecken vermocht hatte. Erst nach dem Aufstehen am Morgen vernahmen und sahen wir beide, was sich während der Nacht zugetragen hatte. Der Hofraum vor dem Malzhause war mit Feuereimern, Spritzenschläuchen und anderen Löschmitteln bedeckt; die Brauburschen trugen in großen Körben das schwarz verbrannte und durchnäßte Malz hinweg, die beiden Fenster der Malzdarre waren zerbrochen und die Mauertheile darüber von den herausgeschlagenen Flammen geschwärzt. Am meisten gefährdet gewesen war die Braumeisterfamilie, deren Wohnung sich gerade über der in Brand gerathenen Malzdarre befand.

Des Feuers erster Entdecker, Meister Kunad, ärndete wenig Dank dafür ein. Man war vielmehr der Meinung, daß er durch sein vorzeitiges hastiges Oeffnen der Thür zur Malzdarre die Flamme erst zum hellen Ausbruch gebracht habe und daß es außerdem bei dem Verglimmen des Malzes bewendet haben würde.

Unsres Wirthes Verlust durch den Brand der Malzdarre war nicht

unbedeutend, derſelbe aber nur der Anfang von einer darauf folgenden Reihe kleiner und größerer Unglücksſchläge, die aber unſerm ſtets gleich ſich bleibenden, heiteren Wirth wenig nahe zu gehen ſchienen. Jede Brauerei iſt der ſteten Dienſte eines Roſſepaares benöthigt. Anſtatt nun hierzu ſtarke Arbeitspferde von billigerem Preiſe anzuſchaffen, holte ſich unſer Wirth W. von der leipziger Meſſe ein Paar ſogenannter Mohrenköpfe von auffallender Schönheit, Feuer und Abrichtung. Wie viele Thaler er dafür gezahlt hatte, ließ er nicht laut werden. Nachdem dieſes edle, theure Roſſepaar die Wochentage hindurch den Leiter- und Laſtwagen mit gefüllten oder leeren Bierfaſſen, mit Gerſte- und Malzſäcken, mit Brennholz und Steinkohlen gezogen hatte, verwandelte ſich die Scene am Sonntag Nachmittage in der Weiſe, daß aus dem verachteten, ſchmuzigen Aſchenbrödel eine ſchöne, bezaubernde und reizend geſchmückte Balldame wurde. Punct dreiviertel auf 2 Uhr öffnete ſich ein Fenſter in der brauherrlichen Wohnung und es zeigte ſich in demſelben des Wirthes ſchöner Kopf, der mit wohllautender, weit hin vernehmbarer Stimme herabrief: „Johann! ſpann' an!“ Nach einer Viertelſtunde ſchon hielt eine nette Kutſche mit den ungeduldig das Steinpflaſter ſtampfenden Mohrenköpfen vor des Wirthes Thüre. Dieſer, ſammt Frau und Kindern im glänzenden Sonntagsſtaate, beſtieg die Kutſche und fort ging es im raſchen Trabe nach einem der weiter von der Stadt entlegenen Vergnügungsörter, wobei in faſt ſämmtlichen Fenſtern der zum polniſchen Brauhauſe gehörenden Gebäude neugierige und neidiſche Zuſchauer den Glücklichen nachſchauten. Die Mohrenköpfe erregten durch ihre Schönheit ſelbſt die Aufmerkſamkeit und die Kauflust des kurfürſtlichen Günſtlings, des damals Alles geltenden Grafen von Marcolini. Derſelbe ſteigerte ſein Kaufgebot für das Roſſepaar bis auf 500 Thaler. Allein unſer W. erwiederte hierauf ablehnend in ſeiner gelaſſenen, freundlichen Weiſe: „Ein Bürger will auch einmal ſeine Freude an ſchönen Thieren haben.“ Zwei Tage nach des Grafen letztem Angebote ſchlug der eine Mohrenkopf nach ſeinem neben ihm ſtehenden Gefährten und zerſchmetterte ihm die Knochenröhre des einen Beines, daher er todt geſtochen werden mußte. Das überlebende Thier verkaufte unſer Wirth als Reitpferd

für nur 100 Thaler. Aehnliches Unglück mit theuren Pferden traf jenen zu wiederholten Malen, ohne daß hierdurch seine heitere Laune scheinbar gelitten hätte, was die Meinung der Leute von dem großen Reichthume unsers Wirths bestärkte. Derselbe machte auch in der That einen großen Aufwand. Fast an jedem Sonntagsmorgen erschien der Schneidermeister mit einem ansehnlichen Packt neuer Kleidungsstücke für die allerdings zahlreiche Familie. Der reiche Lohn und die ansehnlichen Weihnachtsgeschenke, welche die Dienstleute unsers Wirths erhielten, machten bei den andern Dienstboten im Hause und in der nächsten Nachbarschaft böses Blut und deren Herrschaften das Leben sauer. Kapitalisten schätzten sich glücklich, wenn der reich verschrieene W. sich bereitwillig finden ließ, ihre Kapitalien für sein umfangreiches Braugeschäft zu bergen und zu verzinsen. Auch mein Vater gehörte, ohne daß wir Kinder es ahnten, zu diesen Glücklichen, indem er seine eigenen Ersparnisse, die Aussteuer meiner Mutter und deren Erbe, zusammen 2000 Thaler, unserem Wirthe, gegen eine einfache Schuldverschreibung, dargeliehen hatte.

Wir Kinder besprachen oftmals unter uns den Reichthum unsers Wirths und schätzten denselben auf mindestens eine Million.

Noch gedenke ich zweier Personen, die eine Rolle in meinen Kinderjahren spielten. Die eine war ein Haarkünstler, Namens Wiesemann, die andere eine arme, um mehrere Jahre ältere Waise als ich, welche meine Aeltern aus Mitleid zu sich genommen hatten und erzogen. Auguste war ein wohlgebildetes, braves Mädchen, das die ihr erwiesenen Wohlthaten durch allerlei Dienstleistungen vergalt und bis an ihren späten Tod die treueste Anhänglichkeit an unsere Familie bewies. Sie litt etwas an der Mondsucht, die aber in reiferem Alter sich von selbst verlor. Nach ihrer Confirmation vermiethete sie sich als Stubenmädchen bei dem sächsischen Kapellmeister Seidelmann, bei welchem sie bis zu ihrer Verheirathung mit einem Stellmacher G. aushielt.

Obgleich mein Vater ein nur sehr mäßiges Einkommen hatte, so verlangte es doch die damalige Sitte, daß mein Vater an jedem Morgen sein Haar ordnen, einpudern, mit Seitenlocken verzieren und den Haarzopf frisch binden ließ. Solches besorgte der Friseur Wiesemann, eine

lange, hagere Mannsgestalt mit einer ansehnlichen Nase. Derselbe war zugleich die Stadtklatsche, welche während ihres Gebahrens alle Neuigkeiten erzählte. Früher hatte mein jugendlicher Vater sogar eine Perücke von fremden Haaren und einen Haarbeutel getragen, in welchem Aufputze er silhouettirt worden war und unter einem Glasrahmen unsere Stubenwand schmückte.

Zu Ostern 1801 begannen meine Schuljahre und zwar in der Lehranstalt meines Vaters, welche unter dem Namen „die Polizeischule" bekannt war. Zu jener Zeit war nämlich die Polizei mit der Armenversorgungsbehörde vereinigt. Der Director beider Behörden war ein höherer Staatsbeamter, der neben seinem Amte jene verwaltete. Außer demselben bestand das Expeditionspersonal aus einem Secretair, einem Fiscal, einem Kassirer, zweien Copisten und einem Aufwärter. Außer etlichen Armenvögten in jedem Stadtviertel gab es noch zwei Polizeidiener! Glückliches Dresden! Vergleiche dagegen die jetzige große Menge der Polizeiorgane und der Armenversorgungsbehörde!

Für die 200 Thaler jährliche Besoldung mußte mein Vater 100 Armenschüler unterrichten. Da hierzu noch eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von Extranern kam, so machte sich die Eintheilung sämmtlicher Schüler und Schülerinnen in zwei Classen nöthig. Die erste Classe verwaltete mein Vater, die zweite ein Hilfslehrer, den mein Vater aus seinem Beutel bezahlen mußte. In beiden Classen waren — wie damals in allen höheren und niederen Volksschulen — die Geschlechter ungetrennt. Zu der Zeit meines Schuleintritts war ein junger Mann, Namens Romberg, Hilfslehrer bei unsrer Schule, dessen Händen ich übergeben wurde. Gleich meinem Vater hatte auch R. eine eigentliche pädagogische Bildung nicht erhalten, sondern aus sich selbst heraus zum Lehrer sich gebildet. Alle Sonn- und Feiertage geigte er Abends und die Nacht hindurch auf einem gemeinen Tanzboden der Scheunenhöfe bei Neustadt-Dresden, wo er auch nebst seiner Mutter wohnte. Daß R. nach einer solchen Tanznacht zum Lehren wenig aufgelegt sein konnte, versteht sich von selbst. Von meinem Vater erhielt R. monatlich vier Thaler Besoldung, freien Mittagstisch und nach dem Schlusse der Schulstunden ein Butterbrot auf den Weg. Dafür hatte R.

wöchentlich 30 Lehrstunden zu ertheilen und außerdem noch mir in etlichen Stunden wöchentlich Clavierunterricht zu geben. Auch die Kinder unsers reichen Wirths und dessen Braumeisters besuchten in den ersten Jahren die Schule meines Vaters.

R. besaß die Liebe aller unsrer Schulkinder in hohem Maaße und verdiente solche auch. Er war ein wackrer, strebsamer und gütiger Mann und starb, bedauert und betrauert, als erster Lehrer an hiesiger Garnisonschule noch im kräftigen Mannesalter.

Bald nach dem Brande der Malzdarre trug unser Wirth meinem Vater einen Umtausch unsrer beiderseitigen Wohnung an und zwar aus dem Grunde, weil jener von unsrer dermaligen Wohnung aus den Hof und die Leistungen seiner Dienstleute besser beobachten konnte. Natürlich durfte mein Vater sich nicht weigern, daher der Umzug erfolgte. Vorher schon hatte unser Wirth die Inhaber der kleinen Wohnungen im zweiten Stockwerk des eigentlichen Brau- und unseres Wohnhauses ausziehen lassen, so daß wir und unser Wirth je die Halbscheid des ganzen Hauses, mit Ausnahme des Erdgeschosses, inne bekamen. Zu unserer Bequemlichkeit ließ unser gefälliger Wirth unmittelbar aus unsrer Kammer noch eine hölzerne Treppe herstellen, welche in die 2 Stuben und Kammern des zweiten Stockwerks führte. Mehr wie einmal bin ich beim eiligen Herablaufen die vielen Stufen dieser Treppe vom Anfang bis zum Ende hinabgefallen, ohne daß ich sonderlichen Schaden davontrug.

Das Lesen lernte ich nach der alten, schweren und aufhältlichen Buchstabirmethode, jedoch immer noch schnell genug. Im Schreiben brachte ich es ebenfalls bald so weit, daß ich mit meinem achten Lebensjahre bereits Canzleischrift schrieb und deren große Anfangsbuchstaben mit Zügen verschnörkelte. Da mein Vater, wie schon gesagt, selbst eine ausgezeichnet schöne Hand schrieb, so sah er eifrig darauf, daß seine Söhne ihm hierin nacheiferten.

Sieben Jahre alt begann ich das Clavierspiel bei unserm Romberg zu erlernen. Dieser hatte nach seiner Mutter Tode und nach Erlangung gut honorirter Musikstunden seine Tanzgeigerei an öffentlichen Orten eingestellt und eine Wohnung auf der jetzigen Kasernenstraße Dresdens

bezogen. Dort bei ihm, der eine seiner früheren Schülerinnen geheirathet hatte, erhielt ich meinen Clavierunterricht, der mir aber durch die vielen Kopfnüsse bei dem Greifen eines falschen Tones verleidet und verhaßt gemacht wurde. Da der gute R. für diesen Unterricht nicht besonders bezahlt wurde, sondern denselben mehr für einen lästigen Hofdienst ansah, so war sein Eifer dabei nicht sehr stark und in der Regel trank er in Gesellschaft seines Weibchens den Nachmittagskaffee, während ich meinen Clavierstudien oblag. Da Väter in der Regel bei dem Unterrichte ihrer eigenen Kinder weniger Geduld zu haben pflegen als bei fremden, so hatte auch mein älterer Bruder das Clavierspiel bei unserm R. erlernt und es für die damalige Zeit zu ziemlicher Fertigkeit gebracht. Mein Bruder Carl besuchte die Schule des Garnisoncantors Pfeilschmidt, und da er des Mittags wegen des weiten Heimwegs auch darin verweilte, so war er den Tag über abwesend und betheiligte sich, als ein älterer Knabe, nur selten an unsern kindischen Spielen.

5. Krankheit und Tod.

Bald nach unsrer Wohnungsveränderung erkrankte mein jüngerer Bruder Eduard, in seinem dritten Jahre stehend, an dem Keuchhusten, dieser fürchterlichen Krankheit, deren sichere Heilung der ärztlichen Kunst bisher eben so gespottet hat als die Cholera und das Scharlachfieber.

Mein Bruder Eduard war ein bildhübsches Kind mit blauen Augen und lichtem Haupthaare, dazu, weil er der jüngste unter uns, der Liebling unsrer Mutter, aber auch unsrer Aller. Daher sorgten und ängstigten wir uns außerordentlich über dieses Uebel, bei dessen Ausbrüchen der Zuschauer und Zuhörer fast eben so sehr leidet als der Kranke selbst. Sofort riefen meine Aeltern einen damals in großem Rufe stehenden und allgemeinen Vertrauens sich erfreuenden Arzt, den Doctor Bauer, um seinen Beistand herbei. Ehemals beurtheilte man die Kunst und Gelehrsamkeit eines Arztes nach der Länge seiner Recepte und der Menge der darauf verordneten Arzneien. Und hierin war Dr. B. stark. Mein armer kleiner Bruder ward gezwungen, eine große Flasche von 10 unter einander gemischten und einander wohl gar en-

gegenwirkenden Arzneien nach der andern zu leeren. Umsonst sträubten sich das natürliche Gefühl, der kleine Mund und Magen des armen Kindes gegen das barbarisch schmeckende Gefäß, einen richtigen Schwedentrunk, der dem Knaben alle Eßlust benahm und ihm die noch vorhandenen Kräfte und Säfte aus dem Körper purgirte. Dem kindlichen, ach so beweglichen Flehen meines Bruders um Verschonung mit den giftigen Mixturen setzte meine beklagenswerthe Mutter ihre Bitten, Verheißungen und wohl auch Drohungen entgegen. Das gute Kind schauderte; schüttelte sich und wendete das Antlitz abseits, so oft der Eßlöffel mit seinem widrig duftenden Gemisch sich ihm nahete. Ach, zuletzt unterlag doch stets das natürliche Gefühl, siegten dagegen die kindliche Liebe und der Gehorsam für die zärtliche Mutter. Bei diesen ärztlichen Vergiftungen bewendete es aber noch nicht. Jede Verwandte, Freundin, Bekannte, Waschfrau u. s. w., die uns während der Krankheit meines Bruders besuchte, wußte ein unfehlbares Mittel gegen jene, und ach! oft genug waren die mütterliche Angst und Sorge um den Liebling so schwach, daß viele der angerathenen Hausmittel — freilich dem Arzte unbewußt — noch nebenbei angewendet wurden. Trotz diesem verkehrten Gebahren schien nach monatelangem Leiden und Abzehren die Natur des Kindes doch noch als Siegerin aus dem harten Kampfe hervorzugehen. Die Gewalt des Keuchhustens ließ scheinbar nach, kam seltener und minder heftig und schon lebten wir wieder neu auf. Der Arzt selbst erklärte die Krankheit für gebrochen und den Kranken außer Gefahr. Nur fand er es noch für nöthig, den gänzlich ausgemergelten, bett- und stubensiechen Körper meines Bruders völlig zu reinigen, und verordnete ihm deshalb eine Flasche voll eines Abführungsmittels. Es gab dasselbe meinem Bruder den letzten Gnaden- und Todesstoß! Noch jetzt erzittert und ergrimmt mein Gemüth, wenn ich an jenen langsamen, wenn auch absichtslosen Mord meines lieben Brüderchens zurückdenke. Vergeblich hatte die gütige Natur gerungen, den holden Knaben aus dem Schlammpfuhle zu retten, in welchen ihn ärztlicher, fest gewurzelter Schlendrian versenkt hatte.

Nach dem Verschlucken jenes heillosen Purgirmittels, womit ihn zu verschonen, mein armer Bruder flehentlicher als jemals gebeten hatte,

ging dieſer ſeiner irdiſchen Auflöſung mit ſchnellen Schritten entgegen. Sein letzter Kraftüberreſt war aus dem geſchwächten Körper vollends hinauspurgirt worden. Ein gerechter Grimm erfaßt und ſtraft mich heute noch, daß ich im Verein mit meinem älteren Bruder unſere unglückliche, der Verzweiflung faſt erliegende Mutter um die Verabreichung unſrer Weihnachtsgeſchenke quälen konnte. Dieſe Grauſamkeit unſrerſeits geſchah am Weihnachtsheiligabend 1803, an welchem uns kein Chriſtbaum angezündet wurde. Noch ſchwebt das Bild jenes Chriſtabends vor meinen Augen. Dort athmet nur leiſe eine kleine, zum fleiſchloſen Gerippe abgezehrte Kindergeſtalt in ihrem Bettlein, die blau umränderten Augen vor Mattigkeit bloß halb geöffnet, und iſt für ihre Umgebung bereits abgeſtorben. Hier kniet meine arme, ſchmerzzerriſſene Mutter vor dem unterſten Schubfache einer Kommode und reicht uns unter ach! wie weit von der Freude entfernten Gefühlen, die für uns längſt ſchon eingekauften Chriſtgeſchenke dar. Unter überſtrömenden Thränengüſſen beſchenkte ſie mich mit einer blauen, pelzberänderten Wintermütze, mit Handſchuhen und Pfefferkuchen, zählte ſie mir und meinem Bruder Aepfel und Nüſſe zu, während ihr blutendes Mutterherz bei dem ſterbenden Schmerzenskinde weilte. Jetzt, nachdem ich gleiches Weh erfahren habe, fühle ich die ganze Größe des mütterlichen Schmerzes bei jener traurigen Chriſtbeſcheerung, ſo wie die unſers egeiſtiſchen Quälens unſrer Mutter.

Der harte und ſchwere Kampf des jugendlichen Lebens gegen den blaſſen Tod währte noch 4 volle Tage. Es war am 28. December abends in der 11. Stunde, als der Todesengel erſchien, mein gequältes Brüderchen zu des Himmels Freuden abzuholen. Ich und mein Bruder — ſo iſt die Jugend — ſchliefen ſüß und feſt, während unſer Bruder ſeinen letzten irdiſchen Kampf beſtand. Mein Vater war in die Schänkwirthſchaft hinabgeeilt und hatte von den dort noch anweſenden Gäſten den Stadtwundarzt Schmidt herbeigeholt. Ach, er vermochte das letzte verrinnende Sandkörnlein in ſeinem Falle nicht aufzuhalten, ſondern mußte eingeſtehen, daß hier menſchliche Kunſt und Wiſſenſchaft am Endpuncte angelangt und für den Tod kein Kraut gewachſen ſei.

Der Schmerz unſrer Mutter über den Tod ihres Kindes war eben ſo groß wie nachhaltig. Es verging eine Reihe von Jahren und jener Schmerz verblich oder verminderte ſich nicht. Jeder Freundin, jedem uns beſuchenden Bekannten erzählte meine Mutter die umſtändliche Geſchichte von der Krankheit und dem Tode ihres Kindes. Zugleich wurde dabei der Tugenden, all' der kleinen Züge, der naiven Reden und Einfälle des Verſtorbenen gedacht, welche derſelbe in ſeinen geſunden und kranken Tagen kundgegeben hatte. Da ich bei ſolchen Beſuchen gewöhnlich zugegen war, ſo habe ich nicht hundert-, nein wohl tauſendmal jene, ſtets von neuen Thränengüſſen begleitete Lebens- und Leidensgeſchichte aus dem mütterlichen Munde mit angehört. Später habe ich mir ſelbſt geſagt, daß der Schmerz meiner Mutter und ihre ſo oft wiederholte Selbſtpeinigung nicht recht und übertrieben waren. Das fühlte ich ſchon als kleiner Knabe dunkel, litt aber dennoch jedesmal wieder mit, ſo oft meine Mutter ihre Erzählung erneuerte.

Um jene Zeit hatte ich bei unſerm Romberg die Melodie der lieblichen Arie: „Mich fliehen alle Freuden" aus der Oper, die ſchöne Müllerin, erlernt. Wenn nun bei hereingebrochener Abenddunkelheit der Schmerz meiner Mutter um ihren verlorenen Liebling mit verdoppelter Heftigkeit erwachte, ward ich zum David, der durch ſein Harfenſpiel die Melancholie ſeines Königs Saul verſcheuchte, indem ich jene Arie auf dem Claviere vortrug. Dieſelbe hat ſich hierdurch ſo unvergeßlich meinem Gedächtniſſe einverleibt, daß ich ſie heute noch als Greis auswendig zu ſpielen weiß und dabei jedesmal an den Tod meines Bruders Eduard erinnert werde.

Zu den wenigen, vertrauten Hausfreunden meiner Aeltern gehörte ein ſchon ziemlich bejahrter Predigtamtscandidat, Namens Schreyer, welcher in dem Haus meines mütterlichen Großvaters gewohnt und meine Mutter noch nach zurückgelegter Schulzeit unterrichtet hatte. Schreyer, unter deſſen Bilde ich mir immer den frommen Gellert vorſtellte, war Dichter und Componiſt. Dem profanen Texte der damals beliebteſten Opern legte er einen ſittlichern, von ihm gedichteten unter. Auch ſetzte er mehrere Cantaten, Lieder und Pſalmen in Muſik, die jedoch nicht zum Druck gelangt ſind und nur meines Vaters Muſikalien-

ſammlung ſchmückten. Schreyer ſtarb als Paſtor von Ortrand, nachdem er einige Jahre zuvor eine practiſche Generalbaßſchule geſchrieben und in Druck gegeben hatte. Einſt war der Trauring meiner Mutter von deren Finger verſchwunden und alles Suchen nach ihm blieb vergeblich. Nach etlichen Wochen empfing meine Mutter ihn aus Schreyers Händen zurück, der ihn in ſeinem, von uns zum Weihnachtsgeſchenk erhaltenen Butterſtollen aufgefunden hatte, wo hinein er ſich beim Auswirken des Teigs von meiner Mutter Finger verirrt gehabt hatte.

6. Schuljahre.

Mein mütterlicher Großvater war bereits vor meinem Bruder Eduard geſtorben. Mein Vater hatte deſſen Haus in hieſiger Hauptſtraße für einen mäßigen Kaufpreis übernommen und durch deſſen Wiederverkauf an den Weißbäckermeiſter Greifenhahn eine nicht ganz unbeträchtliche Summe gewonnen. Dieſe mußte er jedoch, wollte er nicht in einen langen und koſtſpieligen Prozeß verwickelt werden, mit den übrigen Erben, mit unſrer Stiefgroßmutter und den Stiefgeſchwiſtern unſrer Mutter, theilen. Der neue Beſitzer ließ das einſtöckige, alte Vorderhaus niederreißen und das noch jetzt ſtehende dafür erbauen. Dabei wurden die beiden Herbergen verlegt und ſomit verſchwand auch das gewaltige Stierhörnerpaar über der Hausthüre.

Der anſehnliche Garten am Brauhauſe war für uns Kinder die größte Luſt. Zwar durften wir, ſo lange während der ſchönen Jahreszeit die Biergäſte denſelben beſuchten, unſer oft lärmendes Weſen nur auf einem kleinen, nicht zum Schänkgarten gehörenden Theile treiben. Hier ſtanden die Holzvorräthe für die Brauerei aufgeſtapelt; auch gab es außerdem noch Balken-, Breter- und Stangenhaufen, die wir zu unſeren Spielen benutzten. Wir errichteten Schaukeln, Hütten à la Robinſon und Fahrzeuge — Breter auf Walzen gelegt — die wir, wie die Fiſcher ihre Kähne, durch aufgeſtemmte Stangen fortbewegten.

Einſt hatte ich eine lange Braurinne erklommen, welche oben auf einer langen und hohen Holz-Klafterreihe lag und weit über dieſelbe hinausragte. Auf derſelben ſchwenkte ich mich ringsum, indem ich

dabei die Rinne mit meinen Beinen umklammert hielt. Als ich eben mit dem Kopfe nach unten gekehrt war, ließen meine Beine los und ich ſtürzte in eine ſechsellige Tiefe hinab. Zum Glück überſchlug ich mich im Fallen in ſo weit, daß ich, anſtatt mit dem Kopfe, zuerſt mit dem Rücken den Boden berührte. Allein ich fiel auf die emporgerichtete Spitze eines Mauerziegelſtücks, die ſich ſchmerzend in meinen Rücken bohrte. Als mich meine jungen, um mich verſammelten Kameraden mit ungebrochenem Genick emporſpringen ſahen, verwandelte ſich die erſt bange Stille der Erwartung und Beſorgniß in ein lautes Gelächter. Doch mir war nicht lächerlich zu Muthe. Ich hatte die Sprache verloren und mochte meine Sprachwerkzeuge noch ſo ſehr anſtrengen: keines Lautes war ich mächtig. Die Angſt hierüber war unbeſchreiblich. Schon fürchtete ich, lebenslang ſtumm zu bleiben, bis nach einiger Zeit die Zunge endlich ihre Dienſte ſtammelnd wieder zu verrichten begann. Viele Wochen lang behielt ich ein ſtechendes Weh in meinem Rücken davon. Es verſteht ſich, daß ich nicht einmal meiner nachſichtigen Mutter, viel weniger meinem ſtrengeren Vater, etwas von meinem verwegenen Streiche erzählte. Ach, wenn unſer Herrgott nicht ſo oft und ſichtlich ſeine ſchützende Allmachtshand über die vorwitzige Jugend ausgeſtreckt hielte, wie viel mehr Unglücksfälle würde es dann geben! Wiederholt bin ich nebſt meinen kletterſüchtigen Spielgefährten in Gefahr geweſen, den Hals oder irgend ein anderes Glied zu zerbrechen, und immer gingen wir unverletzt daraus hervor. Wenn der Herbſt die Blätter von den Bäumen herabſchüttelte und die Biergäſte die luftigen Gartenhäuſer mit dem wärmeren Winterlocal vertauſchten, ſo nahmen wir Knaben jauchzend von dem ganzen, weiten Garten Beſitz. Die Blätter wurden in hohe Haufen zuſammengetragen und Springübungen darüber angeſtellt. Wir verwandelten uns in Jäger, Jagdhunde und Wild, welche eine lärmende Jagd ausübten. Wir ſpielten Verſteckens, Kämmerchen vermiethen, Balltreiben und andere Spiele. Selbſt des Winters Eintritt unterbrach unſere Vergnügungen nicht, ſteigerte vielmehr dieſelben durch Schlittenfahren, Schneeballwerfen, Schneemännererrichten und Zuſammenrollen des thauenden Schnee's zu mächtigen Ballen.

Ein Ereigniß, veranlaßt durch den Einzug eines Magiſters H. in das Quartier des geſtorbenen P., ſtörte auf einige Zeit das gute Vernehmen zwiſchen meinen Aeltern und unſerer Wirthsfamilie. Unſer Wirth W., unermüdlich im Bauen, hatte ein anſehnliches Seitengebäude an die Stelle niedriger Schuppen u. ſ. w. errichtet. In das erſte Stockwerk dieſes neuen Gebäudes verlegte Magiſter H. eine von ihm gegründete Schule für Töchter der höheren Stände. Dies ward die Veranlaſſung, daß unſer Wirth ſeine Töchter der Schule meines Vaters entnahm und zugleich auch ſeine Söhne in die höhere Bürgerſchule unſrer Neuſtadt verſetzte. Dieſe Veränderung, welche jeder unbefangene Beurtheiler nur recht und billig heißen mußte, kränkte dennoch meinen Vater ſehr und da auch hierdurch ſeine Einnahme ſich verringerte; ſo lockerte ſich das Freundſchaftsband zwiſchen beiden Familien. Unſer Wirth war großmüthig genug, jenes dadurch wieder zu befeſtigen, daß er den Zinsfuß des ihm von meinem Vater dargeliehenen Capitals um ½ Procent erhöhte. Durch das Vorhandenſein einer zweiten Lehranſtalt in dem Bereiche des Brauhauſes entſtanden kleine Reibungen zwiſchen deren Lehrern und Schülern. So wie man jetzt dem Vorſteher einer Schulanſtalt den Directortitel zutheilt, ſo damals den eines Magiſters, mochte nun deſſen Träger ein begründetes Recht dazu haben oder nicht. Daher wurde mein Vater von ſeinen Schülern, deren Aeltern und anderen Leuten Hermegiſter (ſtatt Herr Magiſter) und meine Mutter (namentlich von den Bauerweibern auf dem Markte) Frammegiſtern genannt. Darüber, daß mein Vater ſich dieſen unbefugten Magiſtertitel gefallen ließ, ſpöttelte der wirkliche Magiſter H., ſo wie auch deſſen vornehmere Schülerinnen das Zuſammentreffen mit den unſerigen wie den Ausſatz vermieden. Leider waren die Schüler unſerer Polizeiſchule faſt allgemein unter dem Schimpfnamen „Polizeibrut“ bekannt. Selbſt in der Schule vermochte die vormals weit wildere Jugend ihren Muthwillen nicht immer zu zügeln. So erinnere ich mich, daß, wenn das Mittagseſſen unſrer Koſtgänger aus dicklicher Waſſergrütze beſtand, manche Knaben ſich die Kurzweil machten, mit ihrem Löffelſtiele ein Loch in ihre, mit einer ſtarken Oberhaut überzogene Grütze zu bohren und dann dermaßen in

dieſelbe zu blaſen, daß ſich eine rundliche Wölbung, eine Art Backofen, in dem Schüſſelchen bildete. Bei einer ſolchen Blasübung, da ein Knabe juſt ſeinen blaſenden Mund dicht über der Grützeſchüſſel hielt, drückte ſein Nachbar ihm den Kopf mit einer jähen Handbewegung nieder, ſo daß der Blaſer, ſein Antlitz gänzlich mit einer Grützelarve überzogen, laut ſchreiend aus der Schüſſel wieder auftauchte. Anſtatt jedoch die brennend heiße Grützelarve ſo raſch wie möglich von dem Geſichte zu entfernen, ſuchte vielmehr der Verlarvte unter fortgeſetztem Zetergeſchrei erſt meine Mutter auf, um durch das Vorzeigen des corpus delicti dem Thäter eine deſto nachdrücklichere Strafe zuzuziehen, die denn auch nicht ausblieb. So geht die Rachſucht über den Schmerz!

In den erſten Jahren der Amtsführung meines Vaters hatte derſelbe, auf Anordnung ſeiner Behörde, alljährlich eine öffentliche Prüfung mit ſeinen Schülern und zwar auf dem Rathhauſe der Neuſtadt abhalten müſſen. Nachdem aber der Menſchen- und Kinderfreund Schmieder geſtorben war, unterblieb jene löbliche Einrichtung und es verſtrich eine ſehr lange Reihe von Jahren, ohne daß irgend Jemand den Stand der Schule, die Lehrweiſe und deren Erfolg unterſuchte. Wie ſchon geſagt, war der jedesmalige Vorſtand der Polizei- und Armencommiſſion ein ſchon anderweit verwendeter Staatsbeamter, dem der doppelte Geſchäftsgang keine Zeit zum Beſuchen der ſeiner Aufſicht anvertrauten Schule geſtattete. Ueberhaupt widmete man damals der Jugendbildung, und namentlich der des ärmeren Standes, lange nicht die Aufmerkſamkeit und Fürſorge wie jetzt. Ein ſchlagender, höchſt trauriger Beweis dafür war die unverantwortliche Weiſe, wie man die in Dresdens Findelhauſe aufgewachſenen, ſchulpflichtig gewordenen Kinder anderweit in Pflege und Erziehung unterbrachte. Man gab die bedauernswürdigen Kleinen, die ſo glücklich waren, in dem Findelhauſe am Leben geblieben zu ſein, an die mindeſt Fordernden ab, unbekümmert, ob ſie bei denſelben geſund und ſittlich erzogen oder leiblich und geiſtlich verwahrloſet wurden. So z. B. hatte man in unſrer Neuſtadt einem Weibe, das durch ſeinen lüderlichen Lebenswandel die Naſe eingebüßt, 10 bis 12 ſolcher aus dem ſtädtiſchen Findelhauſe entlaſſener Kinder zur Pflege anvertraut. In unſrer Schule wurden

dieſe beköſtigt, ihre Pflegerin dagegen erhielt für jedes Kind wöchentlich 1/6 Thaler, dazu noch einen Strohſack und eine wollene Decke. Dieſe Pflegerin hatte ſelbſt zwei Kinder und ihre Wohnung beſtand aus nur einer Stube und einer Kammer, in welcher letzteren ſämmtliche Kinder, ohne Unterſchied der Geſchlechter, ſchliefen. Erwägt man nun, daß jene armen Findelkinder aus dem Findelhauſe bereits mit der engliſchen Krankheit, mit der Krätze, dem Kopfausſchlage und faſt ohne Ausnahme mit der Sünde der Selbſtbefleckung entlaſſen worden waren: ſo wird es den Leſer nicht wundern, daß aus ſolchen Geſchöpfen meiſt feile Dirnen, blödſinnige, entnervte Jünglinge und junge Greiſe wurden, die ſpäter dem Staate zur immerwährenden Laſt fielen. Hierzu ein Seitenſtück. Unſere Armenkinder mußten nach dem Schluſſe des täglich 6, beziehendlich 7ſtündigen Schul-, Strick- und Nähunterrichts noch bis abends 8 Uhr arbeiten. Unternehmer dieſer Arbeitsanſtalt war der Inſpector S., ein ſittenloſer und gewinnſüchtiger Mann. Anfänglich beſchäftigte er unſere Kinder mit dem Spinnen von Schafwolle. Weil aber die Spinnräder größer als die Kinder waren, viel Raum einnahmen und große Kraftanſtrengung erforderten, ſo traten an deren Stelle kleinere zum Baumwollſpinnen. Die wiederholt wechſelnden Spinnmeiſter und Spinnmeiſterinnen waren gewöhnlich aus dem Zucht- oder Arbeitshauſe entlaſſene Diebe u. ſ. w., welche dort das Spinnen erlernt hatten. Daß unſere Kinder von ſolchen Leuten nicht viel Gutes hörten, ſahen und lernten, war natürlich. Rechnet man hierzu das anhaltende Sitzen in einem mit den Ausdünſtungen der Menge geſchwängerten Saale, den überdies noch der Geruch der Wolle, deren Staub, der Geſtank trübe brennender Oellampen erfüllten, ſo ſieht man ein, wie wenig für die Geſundheit und kräftige Entwickelung unſrer Schüler geſorgt wurde. Wird man da noch die alte, angeblich gute Zeit preiſen wollen? Seitdem iſt es um Vieles, ſehr Vieles beſſer geworden.

Einſt wurden wir Bewohner des polniſchen Brauhauſes durch die Nachricht erſchreckt, daß drei Männer des Brauperſonals im Bierkeller erſtickt ſeien. Der erſte von ihnen war in denſelben hinabgegangen, wo eben junges Bier gährte, und nicht wieder heraufgekommen. Eben

ſo erging es einem zweiten und dritten, als ſie ihre Kameraden retten und aus dem mit Stickluft angefüllten Keller holen wollten. Nachdem durch ſchnelles Oeffnen der Kellerfenſter und Abſchießen blindgeladener Piſtolen die Luft verbeſſert worden war, durfte man wagen, die Verunglückten heraufzuſchaffen, die auch glücklicherweiſe wieder in's Leben zurückgebracht wurden. Dieſes Vorfalls habe ich in meiner Erzählung: „Die Ausgeſtoßene" gedacht.

Im Jahre 1803 brannte das ¾ Stunden von Dresden entfernte Dorf Klotzſcha gänzlich ab. Am nächſten Sonntagsmorgen darauf machte ich mich nebſt meinem Bruder Carl und noch drei Schülern meines Vaters auf, um die Brandſtätte zu beſichtigen. Unſer Weg führte durch lauter Wald und bei einer mächtigen, noch heute ſtehenden Eiche vorüber, deren dicken Stamm wir 5 Knaben mit ausgeſpannten Armen noch nicht zu umklaftern vermochten. In dem abgebrannten Dorfe ſahen wir nichts als rauchende Ueberreſte von Bauerhütten, zwiſchen denen einzelne, unglückliche Bewohner umherirrten oder in dem glühenden Schutte wühlten. Von der Dorfkirche ſtanden nur noch die äußern, völlig ausgebrannten Mauern; der Thurm nebſt den Glocken, ſo wie das Dach, waren in das Innere herabgeſtürzt. Wir waren tollkühn genug, uns durch das den Einſturz drohende Thürgewölbe hineinzuwagen, wo die loſen Wände jeden Augenblick über uns zuſammenſtürzen konnten. Nachdem wir unſere Neugier befriedigt hatten, traten wir den Heimweg an.

Ein anderes, nicht minder gefahrvolles Unternehmen war für mich kaum 8jährigen Knaben eine Spazierfahrt auf dem Elbſtrome in einem kleinen, ſehr ſchmalen Fiſchernachen, der von zwei Fiſcherbuben, wenig älter als ich, regiert und fortbewegt wurde. Auch diesmal war mein Bruder Carl dabei, ohne welchen ich die Fahrt nicht gewagt hätte. Wir ruderten dem reißenden Strome entgegen und zwar in deſſen Mitte, bis wir zur Brücke gelangten, von welcher herab viele Menſchen den jungen, tollkühnen Schiffern mit ängſtlicher Beſorgniß zuſchauten. Unſere Abſicht war, unter denjenigen Brückenpfeiler zu gelangen, wo das bekannte Dresdener Wahrzeichen, das Brückenmännchen, Matthäus Focius, eingemauert iſt, das wir gern ſehen wollten. Allein wir hatten

nicht den richtigen Brückenbogen getroffen und denſelben noch aufzuſuchen, verhinderte des Stromes ſtarke Gegenſtrömung, daher wir unſere Rückfahrt antreten mußten. Ein Glück, daß unſere Mutter nichts von unſerer Fahrt wußte, und daß unſer Vater nicht zufällig ein erſchrockener Augenzeuge wurde.

Einſt ſtürzte ein jedenfalls betrunken geweſener Brauburſche die lange ſteinerne Kellertreppe hinab und verletzte ſich ſo ſehr am Kopfe, daß er nach einigen bewußtlos verlebten Stunden ſeinen Geiſt aufgab. Man hatte den Unglücklichen als einen Verlorenen, anſtatt in ein Bett, auf eine Strohſchütte in einen Schuppen verſetzt, wo wir Kinder ihn mitleidig betrachteten und ſein banges Todesröcheln vernahmen.

Zu den Perſonen, welche meine Jugendzeit einrahmten, gehörte noch eine Wäſcherin Schröder, deren ſtark gebräuntes, glänzendes Antlitz mit der gebogenen Naſe mir unvergeßlich bleibt. Sie war unverheirathet, beſaß aber einen, um etliche Jahre älteren Sohn als ich, ein Kind der Liebe, welches Chriſtian hieß und meines Vaters Schule beſuchte. Gedachte S. war außer unſerer Wäſcherin auch noch meine Wärterin, wenn meine Aeltern des Sonntags ſpazieren gingen. Dann war unſer ſtets derſelbe bleibende Weg nach Friedrichsſtadt auf die Oſtragaſſe, auf deren rechter Seite in einem niederen Parterre die dortige Platzbäckerin die Schweſter meiner Wärterin war. Hier wurde ich auf die Ofenbank geſetzt und meinen Betrachtungen überlaſſen, die ſich theils einem in der Stube frei herumhüpfenden Staar, theils einem für drei Pfennige erkauften Pfefferkuchengebilde zuwendeten. Andere Unterhaltungen gab es nicht, daher mir jeder Sonntagsnachmittag unter ſchrecklicher Langeweile verſtrich. In ſpäterer Zeit nahm mich mein Vater des Sonntags mit, wenn er zu Biere ging, indeß meine Mutter die Tante Iſrael beſuchte. Mein Vater ging wirklich nur zu Biere und ſchenkte dabei ſeinem ſtets eßluſtigen Söhnlein höchſtens einen Dreier, damit derſelbe ſich auf dem Bierorte, Hamburg geheißen, eine übermäßig gepfefferte Lebkuchenrolle kaufen konnte. Zu jener Zeit pflegte der ſparſame Dresdener Bürger und Stadtbewohner ſeine Spaziergänge nur durch den Genuß etlicher Gläſer einfachen und dünnen Bieres zu würzen, zu welchen er ſeine mitgebrachten, in Papier

gewickelten Butterbemmchen verzehrte. Welch' ein Unterschied gegen unsere genußreiche und genußliebende Jetztzeit!

Nachdem ich älter und Schüler der ersten Classe geworden war, entzog man mich der Bemutterung der Frau Schröder. Dennoch bewahrte mir diese auch ferner eine große Anhänglichkeit. Nun war ein damals bei den Knaben sehr beliebtes Spiel das sogenannte Knippsen um Pfirsichkerne. Es hatte sich der Knabenschaar eine solche Spielwuth bemächtigt, daß sie sogar während des Schulunterrichts heimlich spielte und darum die Taschen voll Pfirsichkerne bei sich führte. Bemerkte mein Vater diese Ungebührnisse, so confiscirte er die vorgefundenen Pfirsichkerne, die hierauf in meine Hände wanderten und von diesen mit dem Hammer aufgeklopft wurden, um von meiner Mutter als Kaffeebeimischung verwendet zu werden. Für jedes Butternäpfchen aufgeschlagener Pfirsichkerne erhielt ich von meiner Mutter 3 bis 6 Pfennige und darum beschäftigte ich mich zur Pfirsichenzeit nach der Schule mit dem Aufpochen, wobei freilich die den Pfirsichkern festhaltenden Finger zuweilen einen sehr schmerzenden Hammerstreich bekamen. Um diesen meinen Erwerbzweig wußte die gute Frau Schröder. Eines Vormittags nun, während des Religionsunterrichts, thut sich die Schulstubenthüre weit auf und herein stürmt; ohne den betroffenen Lehrer — meinen Vater — und die staunenden Kinder zu beachten, Frau Schröder. Gleich einem tapferen Krieger, der im Sturmschritt einer feindlichen Batterie sich nähert, so Frau Schröder meinem Sitze, den hoch empor gehobenen Arm mit der fest verschlossenen Hand vorstreckend. Die helle Freude lachte aus allen ihren Zügen, indem sie mit jauchzender Stimme mir zurief: „Gustäffel, dreie! dreie!" Und ihre sich jetzt öffnende Hand drückt in die meinige — drei frische, noch ganz nasse Pfirsichkerne! Meine Nachbarn lachten; ich aber vermochte vor tiefer Scham kaum ein Dankeswort zu stammeln, mit welchem Frau S. zufrieden ihren Rückzug antrat und nun erst meinen Vater begrüßte, welcher die Störerin ohne Verweis sich verabschieden ließ. Vor Ekel hatte ich sofort die 3 Pfirsichkerne aus meiner Hand auf die Stubendielen fallen lassen und noch oft genug von meinen Mitschülern den Spottruf zu hören: „Gustäffel, dreie! dreie!"

7. Schuljahre. (Fortsetzung.)

Unser Dienstmädchen Hannel hatte einen Schuhmachergesellen zum Geliebten, der sie auch später zur Frau Meisterin machte. Mit Vorwissen und Einwilligung meiner Aeltern führte der Schuhmachergeselle seine Geliebte und mich etwa sechsjährigen Knaben eines Tages in ein mechanisches Kunstfiguren- oder sogenanntes Puppentheater. Dessen Inhaber und Director L. erfreute sich eines ansehnlichen Zuspruchs und in der That ließen seine fast lebensgroßen Puppen und deren mannigfachen Künste für die damalige Zeit wenig zu wünschen übrig. Wenigstens glaubten wir Kinder, daß es nichts Prächtigeres in der Welt geben könnte, und daher war meine Freude an jenem denkwürdigen Abende eine sehr große. L.'s Ruf in dieser Hinsicht war selbst bis zu dem kurfürstlichen Hofe gedrungen, und man beschloß daher, den jungen Prinzen und Prinzessinnen durch eine Gastvorstellung des Puppentheaters eine angenehme Abendunterhaltung zu bereiten. L. gab dem Obersthofmeister der Familie des Prinzen Maximilian die heilige Versicherung, aller schlechten Witze bei der Vorstellung sich enthalten zu wollen, und versetzte seine Puppengesellschaft nach dem kurfürstlichen Lustschlosse zu Pillnitz in das dort befindliche, kleine Hoftheater.

Die Prinzen und die Prinzessinnen nebst einem zahlreichen Hofanhängsel waren vor dem herabgelassenen Vorhange versammelt, die Musik schwieg, der Vorhang hob sich empor und das Stück begann. Die Scenerie stellte eine Stadt bei dunkler Nacht vor, in welcher keine Laterne brannte. Ein fremder Prinz, welcher an der nicht fernen Seeküste eben Schiffbruch erlitten und sich glücklich bis zu der ihm unbekannten Stadt gefunden hatte, trat auf, also vor sich hinredend: „Wo bin ich? Ist denn niemand hier, der mir hierüber Auskunft ertheilen könnte? Horch! ich höre ein Geräusch! Wer da?“ Casperle war's, der mit leisen Schritten dem Prinzen sich näherte und auf dessen letzt gethane Frage mit einem kichernden Ton antwortete. Nachdem der Prinz auf sein nochmaliges „Wer da?“ nur ein feines Quiken zurück erhielt, hob dieser mit lauter, pathetischer Stimme an: „Bist Du ein menschliches

Wesen, so gieb irgend einen Laut von Dir!" Nun erfolgte L.'s geistreichster Witz. Casperle trat mit seiner Kehrseite dicht an den Prinzen heran, hob das eine Bein etwas empor und gab einen Laut von sich, der nicht allein den Menschen eigenthümlich ist. Wer aber beschreibt L.'s Staunen und Bestürzung, als er, statt des gewiß erwarteten, sonst stets auf diesen Witz folgenden Applaus, seine vornehme Zuschauerschaft geräuschvoll und in eiliger Flucht ihre Sitze und das Theater verlassen sieht, den Obersthofmeister mit zorniger Stimme: „Vorhang herunter!" rufen hört und schließlich die bittersten Vorwürfe wegen angeblich unsittlichen Gebahrens in den Kauf bekommt!

Armer, schwer betroffener und gänzlich niedergeschmetterter Puppendirector, der du mit deinem Witze große Ehre einzulegen gedachtest und statt dessen bitteren Undank einärndtetest! Zwar sind Prinzen und Prinzessinnen ja die allerhöchsten Potentaten, nicht frei von den fraglichen menschlichen Lauten, ihnen sogar deren ungehindertes Tönen oft sehr erwünscht; allein solche allerhöchsten Kammergeheimnisse öffentlich auf das Theater zu bringen, ist nicht recht, ist höchstens vor dem gemeinen Volke gestattet.

Der Secretair M. in der Polizei- und Armencommission besaß einen Bruder, welcher die Oeconomie des Rittergutes Glauschnitz bei Königsbrück erpachtet hatte. Dessen zweiter Sohn Fritz, mit mir in gleichem Alter, kam als Pflegesohn in unser Haus, um daselbst eine bessere Erziehung zu erhalten, als ihm eine Dorfschule geben konnte. Der Vater meines Pflegebruders und unser Wirth waren gute Freunde und frühere Nachbarn in Riesa gewesen. Dies ward die Veranlassung, daß unser Wirth eines Sonntags früh anspannen ließ und mit unsrer Familie nach Glauschnitz fuhr, auf dessen Oertlichkeit ich mich noch jetzt recht wohl entsinnen kann. In wissenschaftlicher Beziehung stand mir Fritz M. nach, dagegen ich ihm wiederum in mechanischer Kunstfertigkeit, wobei er der linken Hand den Vorzug vor der rechten gab.

Meines Vaters Mutter, welche bei demselben ein sorgenfreies, selbstständiges und ruhiges Leben führte, war ebenfalls eine Hauptperson in meinem Jugendleben. Da mein Vater nach dem Schlusse der Schule ausging und spät erst wieder heimkam, meine Mutter aber

vollauf mit der Beköstigung unsrer Armenkinder für den folgenden Tag beschäftigt war, so führte meine Großmutter das Hausregiment über uns Knaben, den Pensionair eingerechnet. Unsere Ausgelassenheit zu zügeln, bediente sie sich eines kleinen Stöckchens, das sie in ihrer Schreibkommode aufbewahrte. Sobald sie dasselbe herbeizuholen ging, nahmen wir Reißaus, so daß es nur selten unsere Rücken und Schultern erreichte. Ich für meine Person habe es fast gar nicht zu schmecken bekommen, weil meine Großmutter von mir rühmte, daß ich der Beste sei. Dann sagte mein kleiner Bruder Eduard naiv: „Großmutter, ich bin auch eine Beste!"

Am 1. December 1805 starb meine Großmutter im 79. Lebensjahre. Als sie bettlägerig ward, mußte ich ihr Gesellschaft leisten, während mein Vater in der Schule und meine Mutter in der Küche beschäftigt war. Ich vertrieb mir dann die Zeit mit dem Aufbauen und Niederreißen von Kartenhäusern und erkannte dabei, daß selbst die sonst willkommene Befreiung von der Schule doch auf die Länge der Zeit ihr Unangenehmes habe. „Wirst Du denn weinen, Gustav, wenn ich sterbe?" fragte mich einst meine bettlägerige Großmutter. Natürlich bejahte ich diese Frage, hielt aber nicht Wort, denn ich weinte nicht, als mein Vater eines Tags in die Schulstube trat und zu mir sagte: „Gustav, die Großmutter ist gestorben!" Ich hatte sie nicht sterben sehen und die Anhänglichkeit an sie war nie so groß gewesen wie an meine Mutter, an deren Tod ich nie ohne Angst und Thränen denken konnte.

Ein bedeutendes Ereigniß in meinem Jugendleben war der Besuch des russischen Kaisers, Alexander I., welcher im Jahre 1804 stattfand. Es war um die Winterszeit und die bitterste Kälte. Da man zu jener Zeit noch keine Telegraphen kannte und benutzte, so ging man sicher, indem man schon am frühen Morgen des zur Ankunft des Kaisers bestimmten Tages die Soldaten eine Doppelreihe bilden ließ, welche vom Leipziger Thore an bis in das kurfürstliche Schloß reichte. Die armen Soldaten, welche über 12 Stunden lang, ohne Mäntel, unbeweglich ausharren mußten, litten unbeschreiblich. Dabei aber konnte man sehen, was die Neugierde vermag. Außer den befehligten Soldaten

harrte noch eine weit größere Menge Zuschauer geduldig und ohne Murren der Ankunft des fremden Herrschers entgegen, obschon man Gefahr lief, Nasen, Ohren, Hände und Füße zu erfrieren. Wenn bei einer gleichen Kälte man einem, nur zwei Stunden lang dauernden Gottesdienste hätte beiwohnen sollen! Endlich, bei einbrechender Dunkelheit verkündete der Kanonendonner von Dresdens Festungswällen des Kaisers Annäherung. Unser langes, peinvolles Warten wurde durch den bloßen Anblick eines von allen Seiten fest verwahrten Reisewagens belohnt und mißmuthig kehrte Jedes nach Hause und in die warme Stube zurück. Unser Kurfürst aber hatte in der Hofchronik nachforschen lassen, wie es vor hundert Jahren bei dem Besuche des russischen Kaisers, Peters des Großen, am kurfürstlich sächsischen Hofe gehalten worden war, damit er ja nicht einen Schritt mehr oder weniger weit als sein Vorfahrer dem kaiserlichen Besuch entgegen gehe, auf keiner niedrigeren oder höheren Treppenstufe denselben erwarte u. s. w.

Die damaligen Accis- und anderen kurfürstlichen Einnehmer hatten in der Regel eine so niedrige Besoldung — monatlich kaum 5 Thaler — daß sie notorisch gezwungen waren, das zu ihrem und ihrer Familie Unterhalt Erforderliche aus der ihren Händen anvertrauten Kasse zu entnehmen und meineidig zu werden. Wer von ihnen solches auf eine kluge Weise that, blieb angesehen, geachtet und wurde weiter befördert. Im entgegengesetzten Falle, wo er sich erwischen ließ, waren Amtsentsetzung und mehrjährige Zuchthausstrafe die Folgen seiner Untreue. Dieses Loos traf einen armen Einnehmer in unsrer jetzigen Antonstadt, bei dem eine unerwartet unternommene Kassendurchsicht das Fehlen von etlichen hundert Thalern aufdeckte. Der Mann starb im Zuchthause und seine Wittwe mit zwei unerzogenen Söhnen gerieth in solche Dürftigkeit, daß die letzteren in unsere Armenschule als Kostgänger aufgenommen werden mußten. Den jüngeren der beiden Knaben, ein eben so wohl gebildetes als gut erzogenes Kind, nahmen meine Aeltern als Pflegesohn in's Haus und sie hatten keine Ursache, solches zu bereuen. Carl H. besaß ein großes Talent im Zeichnen und Erzählen. Durch letzteres erwarb er sich besonders unsere Gunst und jeden Abend baten wir Knaben flehentlich Carl H., uns etwas zu erzählen. Ich

bin fest überzeugt, daß Carl H. den ersten Grund zu meiner Vorliebe für's Erzählen gelegt habe. Carl's älterer Bruder widmete sich dem Handelsstande, jener ward Arzt und später Amtsphysikus in einer Provinzialstadt. Leider erlebte deren Mutter diese Freude nicht.

Wiederholt haben meine Aeltern einen armen Knaben oder ein armes Mädchen in unsrer Familie verpflegt und bei sich wohnen lassen. Außerdem besaßen wir noch andere Pfleglinge, wie z. B. einen Zeisig, einen Gimpel, einen Staar und in späteren Zeiten einen Hund. Jeden Morgen erhielten wir Knaben von unsrer Mutter je 3 Pfennige zur beliebigen Verwendung. Gewöhnlich kauften wir uns dafür Obst ein und durchwanderten deshalb alle Reihen der auf dem Markte befindlichen Bauerweiber. Wo wir für unsere Pfennige das meiste Obst erhielten, da kauften wir, ohne Rücksicht auf dessen Geschmack, Reife und sonstige Beschaffenheit. Bis zum Anfange der Frühschule verzehrte ich oft genug ein halbes Schock Pflaumen, oder eine Mandel großer Würzäpfel oder eben so viel Zapfenbirnen, ohne davon eine Beschwerde zu fühlen. Nicht gering war auch die Zahl und der Umfang der Butterschnitte, die wir des Nachmittags und Abends zu uns nahmen. Wie ich mir jetzt erst sage, waren die öfteren ängstlichen und schweren Träume, die mich besonders nach dem Genuß ganz frischbackenen Brotes in meinen Knabenjahren heimsuchten, eine natürliche Folge unmäßigen Essens.

In der Zeit zwischen dem Feste der Erscheinung Christi und dem Osterfeste pflegten die heiligen drei Könige ihren Umgang in Dresden zu halten. Dieselben waren sehr niedriger Herkunft: Jünglinge oder Männer des Proletariats und gewöhnlich frühere Zöglinge meines Vaters.

„Die heiligen drei Könige mit dem Stern —
sie essen und trinken und bezahlen nicht gern"

paßte ganz und gar auf sie. Gewöhnlich erschienen sie erst in der Abenddämmerung, aus Bescheidenheit, oder weil sie am hellen Tage keine Verkleidung tragen durften. Diese bestand aus Gewändern von buntem, silbernem und goldigem Papier, daher man solche nicht derb anfassen durfte. Ihre Kronen flimmerten von bunten Glasbrillanten,

ihre Scepter, Schwerter, Palmenzweige waren von Pappe gefertigt und ihre Gesichter theils mit Nußbraun, theils mit Kienruß und Milch gefärbt. Am schönsten nahm sich der Mohrenkönig, schwarz glänzend wie Ebenholz, aus, auch wurde seine eigentliche Person am schwersten von uns erkannt. Mit den heiligen 3 Königen zugleich stellte sich auch ein Jude mit großem Kinnbarte und einem Sacke ein, in welchen letzteren er die erbetenen Geschenke einsammelte. Wenn es hieß: „Die heiligen 3 Könige sind da!" so befiel uns Knaben ein heiliger, ehrfurchtsvoller Schauer und staunend betrachteten wir ihr Erscheinen, hörten wir stumm ihren Spruch mit an. Dabei drehte sich der goldige oder silberne Stern am Stengel, der Mohrenkönig fächelte mit seinem grünen Palmenzweige und zeigte dabei das Weiße der Augen in seinem rabenschwarzen Antlitze. Der Jude kauderwelschte in seinem Dialect und erhielt viel königliche Püffe. Endlich sang das Quartett:

Wir woll'n uns wieder wenden —
die Elbe geht mit starkem Eis.
Herr Nieritz heißt sein Name,
er treibt sein Amt mit allem Fleiß.

In ähnlicher Weise ward jeder der Anwesenden angesungen, auch mancher unfeine Spas mit eingeflochten. Das eine Mal hatten meine Aeltern ein armes Mädchen als Pflegetochter angenommen, an welches sich die heiligen 3 Könige zuletzt wendeten.

„Wir woll'n uns wieder wenden —" sangen sie —
„Die Elbe geht mit starkem Eis.
Jungfer Hübschmann ist ihr Name,
sie pißt in's Bett mit allem Fleiß "

Das war wirklich zuweilen der Fall und der einzige Fehler des Mädchens, von dessen Vorhandensein unser Dienstmädchen die heiligen 3 Könige heimlich in Kenntniß gesetzt hatte. Die Schuldige, welche bisher mit freudig lächelndem Antlitze zugehört hatte, war wie vom Donner gerührt. Beide Hände vor das hoch erröthende Gesicht schlagend, eilte sie laut aufweinend aus dem Zimmer. Die Lection war stark gewesen, aber von einem nie erwarteten, guten Erfolge.

Die allgewaltige Polizei hat es gewagt, ihre Hand sogar an die so lange angedauerten heiligen 3 Könige zu legen und ihnen ihren

alljährlichen Umgang zu verwehren. Ja sie hat selbst die Widerstrebenden mit Gefängnißstrafe belegt und somit alle die schönen Grüße, Reime, Sinnsprüche und Gesänge der 3 Könige der Vergessenheit anheimfallen machen. Als ich die heiligen 3 Könige No. 2 schrieb und in einer Abendgesellschaft mein Bedauern darüber laut aussprach, daß ich mich jener Ansprache u. s. w. der ehemaligen heiligen 3 Könige nicht mehr erinnern könne, erbot sich ein anwesender Polizeibeamter, mir zu jener zu verhelfen. Er citirte deshalb einen Proletarier vor sich und redete denselben also an: „Ihr habt einen der heiligen 3 Könige vorgestellt?" „Ja —" versetzte jener erschrocken mit dem raschen Zusatze — „aber ich habe meine Strafe dafür bereits abgesessen." „Von einer solchen ist jetzt nicht die Rede —" beruhigte der Beamte — „sondern sollt Ihr vielmehr eine Belohnung bekommen, wenn Ihr Eure vormalige Königsrolle zu Papier bringet und sie Herrn N. einhändigt." Wer war jetzt froher als der einstige König Balthasar? Freilich waren es nur unvollständige Bruchstücke des ehemaligen Ganzen, die ich auf diese Weise erhielt, doch giebt nur ein Schelm mehr als er hat.

Das Jahr 1804 brachte Theuerung, 1805 aber gar Hungersnoth, die besonders in dem volkreichen Erzgebirge einen hohen Grad erreichte. Ich entsinne mich, daß meine Mutter den Scheffel Hirse mit 21 1/3 Thlr. bezahlen mußte. Um nicht viel billigeren Preis kaufte man den Scheffel Weizen und der Scheffel Roggen stieg bis auf 12—14 Thlr. Unser Kurfürst ließ, der Noth zu wehren, Getreide in Odessa einkaufen. Allein bevor es den damals weiten und aufhältlichen Seeweg bis nach Sachsen zurücklegte, konnten wir insgesammt verhungern. Hunderte von erzgebirgischen Männern erblickte man damals in Dresden, welche für theures Geld hier einen Scheffel Roggen einkauften und auf ihrem Schiebebocke fortfuhren, um jenen, mit Baumrinde und anderen ungesunden Surrogaten vermischt, zu Brot zu verbacken. Jahre lang hob mein Vater 2 Pfennigsemmeln aus den Jahren 1804 und 1805 auf, die kaum die Größe einer welschen Nuß hatten, während ein roggenes Groschenbrot gar nicht mehr gebacken wurde. Später stellte sich's heraus, daß diese übergroße Theuerung nicht sowohl eine Folge des Mißwachses als vielmehr eine erkünstelte gewesen war. Das konnte

 1914/18

man schon an den Besitzern der größeren Bauern- und Rittergüter wahrnehmen, absonderlich an denen in der reichen lommatzscher Pflege, die ihre goldene Zeit damals erlebten, in Sammt und Seide sich, ihre Frauen und Kinder kleideten, die Elle Spitzen mit 5 und 10 Thlr. bezahlten, mit Speciesthalern wie um Pfennige spielten und wie unser Herrgott in Frankreich lebten. Bevor noch die gute Aerndte des Jahres 1806 in die Scheuern geborgen war, sank plötzlich der Preis des bis auf den höchsten Punkt gesteigerten Getreides auf seinen gewöhnlichen, mäßigen Stand zurück. Was die landesherrliche Fürsorge, der allgemeine Nothschrei und das Gebot der christlichen Nächstenliebe nicht vermocht hatten, das that der Krieg, dieser sonst so treue Mitbruder der Hungersnoth. Ach, nicht einmal der Krieg selbst, sondern die bloße Kunde von dessen nahe bevorstehendem Ausbruche zwischen Frankreich und Preußen. Ueber Hals und Kopf öffnete der Landmann seine gefüllten Getreidespeicher und setzte deren lange zurückgehaltenen Vorräthe in Gold und Silber um, das er vor den beutegierigen Franzosen leichter als das Getreide verstecken konnte. So wurde selbst die blutige Schreckensgestalt, der unchristliche Krieg, zu einem Wohlthäter des Menschengeschlechts.

8. Der erste Krieg.

Die Kunde von der französischen Staatsumwälzung, von den dabei verübten Greueln, von dem Königsmorde und den Siegen der Republik über deren Feinde war bisher nur durch Hörensagen und die Presse zu uns Kindern gedrungen. Weit mehr ergriffen wurden wir durch die bildlichen Darstellungen der mörderischen Schlacht bei Austerlitz, auf welchen wir die spitzen Mützen der russischen Grenadiere aus dem sumpfreichen Schlachtfelde hervorragen sahen. Ich entsinne mich, daß mein Vater wiederholt die Contigente der deutschen Staaten zu Papier brachte und deren Gesammtzahl zusammenrechnete, wobei es uns ganz unmöglich dünkte, daß bei dieser Menge von deutschen Kriegern die Franzosen obsiegen könnten. Die uns bisher fremd gebliebene Politik trat uns jedoch näher, als Preußen im Jahre 1806, im Verein

mit Sachsen, gegen die Franzosen in's Feld rückte und ein großer Theil des preußischen Kriegsheeres durch Dresden seinen Weg nahm.

Völlig neu war uns Knaben der Anblick der vielen fremden Kriegerschaaren, so wie der eigenthümliche Klang der Hörner, unter welchem die preußischen Füsiliers zu dem Bautzner-Thore in Dresden herein marschirten. An einem Sonntag Vormittage befand ich mich, wie immer, mit den Kostgängern meines Vaters in der Kirche zu Neustadt-Dresden. Eben predigte der greise Pastor Kell, als der muntere Schall vorbei marschirender Preußen einen Theil der Kirchengänger, unter ihnen den Cantor mit seinen Chorschülern, so wie den Organisten, aus dem Gotteshause lockte. Ueber dem Schauen vergaßen Cantor, Chorschüler und Organist ihrer Obliegenheit bei dem Absingen des sogenannten Kanzelliedes. Der Prediger, die Abwesenheit der Pflichtvergessenen nicht gewahrend, gab nach dem Eingange seiner Predigt und dem Vorlesen des Textes die Nummer des abzusingenden Liedes an, von welchem er die zwei ersten Strophen hersagte. Allein vergebens schwieg und wartete er hierauf, daß in gewöhnlicher Weise der Cantor nebst seinen Chorschülern den Gesang beginnen sollte. Der betroffene Prediger richtete sein Auge nach dem Chor der Kirche hin — ach! es war leer! wie gekehrt von seinen Insassen, selbst der Bälgetreter dem untreu gewordenen Organisten nachgefolgt. Es schwieg die Orgel, der Prediger, die andächtige Gemeinde, auf welche nun der Prediger bittend und auffordernd herniederblickte. So verstrichen einige peinliche Minuten. Da erhob endlich ein ehrlicher Landmann aus dem nächsten Dorfe seine Stimme und sang. Ermuthigt durch dieses Beispiel fiel nun die ganze Gemeinde nachsingend ein und der Schall hiervon rief die höchst erschrockenen Pflichtvergessenen eiligst, wiewohl zu spät, in das Gotteshaus zurück.

Die preußischen Krieger und namentlich deren Officiere, waren von großem Selbstvertrauen, ja mit wirklichem Uebermuth erfüllt. Noch immer dünkten sie sich des großen Friedrichs unüberwindliche Streiter zu sein, und glaubten die Franzosen von Roßbach vor sich zu haben. Dieser unheilvolle Dünkel ging so weit, daß bei einem Festgelage, welches die Officiere des preußischen Husarenregiments Schimmel-

pfennig auf Reisewitz (einem öffentlichen Vergnügungsorte in Dresdens Nähe) veranstalteten, das Stäbchen (damals der unterste und als unehrlich betrachtete Soldat eines Regiments) die Rolle des Kaisers Napoleon spielen und als solcher Spießruthen laufen mußte. Jedermann weiß, wie sehr diese Geringschätzung eines Feindes gestraft wurde, und wie gar viele der preußischen Krieger vor den Franzosen zu Schnell- und Spießruthenläufern wurden. Die Häuser der Schande in Dresden erfreuten sich zahlreichen Zuspruchs von Seiten der preußischen Officiere und die Inhaberin des vornehmsten Prostitutionsorts sah sich zu ihrer großen Freude mit lauter Goldstücken — mit schönen, neuen Friedrichd'ors — bezahlt. Wer aber beschreibt ihren Aerger und Zorn, als sich's herausstellte, daß die angeblichen Goldstücke nur übergoldete Spielmarken waren, welche genau die Form und das Gepräge der preußischen Friedrichd'ors besaßen und, außer dem Gewichte, bloß dadurch sich von diesen unterschieden, daß die Umschrift auf denselben „König von Prussen" anstatt „Preußen" lautete. Ach ja, damals war so Manches faul in dem preußischen Kriegsheere, wie auch später die schmachvolle Uebergabe der meisten preußischen Hauptfestungen bewies. Es bedurfte eines durchgreifenden Läuterungsprozesses, um wieder einen guten Geist hinein zu bringen und den alten Sauerteig auszumärzen.

Als die Schreckensnachricht von der verlorenen Schlacht bei Jena nach Dresden gelangte, war die Bestürzung um so größer und allgemeiner, als man auf einen solchen Ausgang des kaum begonnenen Kampfes durchaus nicht gefaßt gewesen war. Händeringend und in wahrer Todesangst wankte mein Vater in unsrer Wohnstube umher. Im Geiste sah er bereits die Feinde da, die Seinen gemißhandelt, sein Eigenthum geplündert, Brand, Mord und alle sonstigen Greuel des Kriegs dazu. Mehr Muth bewies meine Mutter, deren tröstender Zuspruch aber vergeblich war. Ich, der elfjährige Knabe, blickte mehr erstaunt als erschrocken auf meine Aeltern hin, die ich in solcher Gemüthsbewegung noch nie gesehen hatte. Dieselbe dauerte fort, bis mein Bruder Carl, welcher bei einem Meister in der Schloßgasse das Drechslerhandwerk erlernte, unerwartet mit der Freudenbotschaft ein-

rat, daß der sächsische Adjutant von Funk in Dresden angelangt sei und in des Kaisers Napoleon Namen und Auftrage unserm Kurfürsten die Neutralität und das Aufhören der Feindseligkeit angeboten habe. Die bereits zur eiligen Flucht reisefertig gepackten Wagen des Kurfürsten seien hierauf sogleich wieder ausgespannt und in ihren vorigen Ruhestand zurückversetzt worden. Diese Nachricht ward bald darauf den Dresdenern durch eine Schaar Postillons bestätigt, welche blasend die Straßen durchritt und den abgeschlossenen Frieden verkündigte. Dagegen erzählte aber auch das Gerücht von den Greuelthaten und Erpressungen der Franzosen, welche diese vor Abschluß des Friedens bereits in Sachsen verübt haben sollten.

Nach einigen Tagen rückten zuerst Würtemberger und dann Baiern — Napoleons Verbündete — in Dresden ein, welche gleichsam die Vorläufer der Franzosen waren. Diese theils grün, theils blau gekleideten Krieger mit ihren, uns neuen Helmen waren für uns Kinder abermals eine außerordentliche Erscheinung. Aber unsre Schaulust wandelte sich in Entsetzen und Unwillen um, als wir sahen, wie die Baiern, unsere deutschen Gäste, mit den Commißbroten umgingen, welche ihnen von unsrer städtischen Behörde verabreicht wurden und die genau von derselben Beschaffenheit waren, wie sie unsere eigenen Soldaten zur Verpflegung erhielten. Wir Kinder sahen diese Brote von der Rhänitzgasse aus bis auf den Marktplatz vor und wieder in die kleine Meißnergasse hinein dicht an einander in eine lange Reihe auf das kothige Straßenpflaster gelegt und die Baiern hohnlachend darüber hinschreiten, so daß sie die liebe, neubackene Gottesgabe mit ihren Füßen zertraten. Ueberhaupt sagte man den baierschen Kriegern nach, daß sie schlimmer noch als die Franzosen im feindlichen Lande und namentlich übel in Sachsen gehaust hätten. Deshalb gelobten die sächsischen Krieger, dafern sie einmal nach Baiern beordert würden, das Wiedervergeltungsrecht dort ausüben zu wollen, und sie sollen leider nur zu sehr ihr Wort gehalten haben. Die empörende Handlung, welche ich in meinem jungen Trommelschläger erzählt habe, nach welcher ein fremder, in einem baierschen Dorfe einquartierter Tambour sich neben das Bettlein eines todtkranken, aber des

ersten, sanften Schlafes sich wieder erfreuenden Bauerkindes gesetzt und solches durch einen donnernden Trommelwirbel aufgeschreckt hatte, so daß es in Folge dieser Tyrannei gestorben ist, wird einem Sachsen zugeschrieben.

Napoleons anscheinende Großmuth gegen Sachsen mußten wir theuer genug bezahlen. Es wurde uns eine Contribution — dieses Fremdwort klingt ja weniger schlimm als das deutsche: Brandschatzung — von sechs Millionen auferlegt und der damalige Volksglaube behauptete, daß Napoleon damit nur sechs Millionen Franken gemeint, der sächsische Minister aber so viele Thaler verstanden und — bezahlt habe, wodurch die Franzosen sehr angenehm überrascht worden wären. Außerdem überschwemmten französische Heerschaaren das ganze Sachsenland und erlebte dasselbe das noch nie dagewesene Schauspiel, daß viele Tausende von Bauernwägen aufgeboten wurden, um die französische Armee schnell weiter zu befördern und ihr die Mühe des Marschirens zu ersparen. Welche maaßlose Furcht damals die Deutschen vor jedem einzelnen französischen Krieger bewiesen!

Die ersten Franzosen, welche nach Dresden kamen, lagerten sich auf einem wüsten, jetzt zu einem Fruchtfelde umgewandelten Sandplatze nieder, welcher dem Gasthofe Kammerdieners gegenüber liegt. Dorthin pilgerten die neugierigen Dresdener in Masse und unter denselben viele Israeliten, welche gute Geschäfte mit den Franzosen machten, indem sie ihnen theils die abgeplünderten Sachen ablauften, theils ihr Fremdgeld auswechselten. Trotz dem geschlossenen Frieden erhielt Dresden einen französischen Commandant, Namens Thiard, welcher durch seine Leutseligkeit gegen den Bürgerstand sich dessen Gunst in hohem Grade erwarb.

Bald nachdem Dresden eine französische Besatzung bekommen hatte, brach ein Feuer aus. Als nun die Lärmtrommel durch die Straßen dröhnte, die große Sturmglocke der Kreuzkirche ihre laut hallenden Schläge ertönen ließ und die Menschen im Sturmlaufe und in dichten Reihen auf einen Punct hineilten, glaubten die Franzosen, daß ein allgemeiner Aufstand gegen sie, eine Art sicilianischer Vesper, im Werke sei und beeilten sich daher, ihre Vertheidigungsanstalten zu

treffen. Glücklicherweiſe wurde ihnen ihr Irrthum noch zeitig genug benommen.

Aus dem neutral erklärten Sachſen ward nun bald ein Bundesgenoſſe Napoleons, welcher die ſächſiſche Armee mit der ſeinigen vereinigte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena hatte Napoleon der braven ſächſiſchen Reiterei die Pferde abgenommen und ſolche der ſeinigen zugetheilt, was er ſpäter ſehr bereut haben ſoll, weil jene für längere Zeit nicht zu gebrauchen war.

Das geſammte Militairweſen in Sachſen erlitt nun einen gänzlichen Umſturz. In demſelben hatten bisher der Adel, der Zopf, der Stock und der Gamaſchendienſt regiert. Die ſächſiſchen Generale waren ſämmtlich ſchwache, hilfloſe, kriegsunkundige Greiſe, welche lediglich durch die Länge ihrer Dienſtzeit oder durch beſondere Begünſtigung ihre hohe Stellung erlangt hatten. Sie, welche kaum durch fremde Beihilfe ihr Pferd beſteigen konnten, waren nach der verlorenen Schlacht bei Jena ein Gegenſtand franzöſiſchen Spottes und Hohns geweſen. Das wurde nun anders. Eben ſo hörte der Menſchenraub: das Soldatenpreſſen, auf, und die Conſcription, wenn auch nicht die ſtrenge, keine Ausnahmen gelten laſſende franzöſiſche, trat an die Stelle. Ebenſo wurden die Bekleidung und übrige Ausrüſtung des Soldaten nach franzöſiſchem Muſter umgewandelt.

Bekanntlich ergab ſich eine preußiſche Feſtung nach der andern, oftmals ohne Schwertſtreich, an die Franzoſen; wie denn der ganze Feldzug 1806 eine Kette von Feigheit und Verrath bei den preußiſchen Befehlshabern bildete. Nur Danzig und Colberg machten hiervon eine ehrenvolle Ausnahme.

Bald ſahen wir in Dresden die erſten gefangenen Preußen anlangen, die in dem ehemaligen Jägerhof einquartiert wurden. Wenn nun zwar die gebieteriſchen Umſtände Sachſen zu Frankreichs Bundesgenoſſen umgewandelt hatten, ſo waren wir im Herzen doch deutſch geblieben. Daher beeiferten ſich Bornehm und Gering, den gefangenen Preußen alles Gute und Liebe zu erweiſen. Man überſchüttete ſie mit Wäſche, Kleidern, Geld und Nahrungsmitteln, was ihre franzöſiſchen Wächter nicht verwehrten. Meine Mutter, welche in dem Rufe einer

umsichtigen und leutseligen Köchin stand, erhielt den Auftrag, für die Gefangenen zu kochen, und ich entsinne mich, daß meine Mutter damals zum erstenmale die heißen Wasserdämpfe in Anwendung brachte, um große Massen Kartoffeln weich zu sieden.

Als ich aber unter mütterlichem Schutze dem Eingange des einen Saals mich näherte, in welchem die Gefangenen zusammengeschichtet waren, prallte ich betroffen von der heißen Stickluft zurück, die mir hier entgegenquoll.

Wie nach sieben Jahren die in den Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz von den Preußen gefangen genommenen Sachsen nach Berlin eingebracht wurden, vergalt der Berliner Pöbel unsere, seinen Landsleuten erwiesenen Liebesdienste damit, daß er die sächsischen Gefangenen mit Schmäh- und Schimpfworten überhäufte, sie mit Koth- und Steinwürfen verfolgte und Schlimmeres noch, was die Feder zu schreiben sich schämt, über sie ergoß.

Unsern Kurfürst erhob Napoleon zum König, was uns Dresdenern durch einen altdeutsch gekleideten Herold zu Pferde kund gemacht wurde.

9. Jugendliche Neigungen.

Außer einer Vorliebe für Bilder besaß ich eine große Lust, Alles zu sammeln und sorglich aufzubewahren, was mir merkwürdig, selten und schön vorkam. Ich sammelte demnach von meiner frühen Jugend an Schmetterlinge, Conchylien, Mineralien, bunte Glasperlen und Erzeugnisse der Kunst aus allerlei Stoffen. Die alte Schreibekommode meiner verstorbenen Großmutter war mir zur Benutzung überlassen worden. In deren zahlreiche Kästen barg ich meine kleinen Sachen zu Sammlungen aller Art und zwar in so musterhafter Ordnung, daß ich jeden einzelnen Gegenstand im Finstern auffand. Ich besaß bereits eine ziemliche Anzahl selbst eingefangener und aufgezogener Schmetterlinge, als mir ein kleiner Vorfall diese Art von Sammlung für immer verleidete. Ich hatte einen großen Windig gefangen, nach meiner Meinung getödtet und auf einem Bretchen ausgespannt. Als ich nach acht Tagen das Thier von den Papierstreifen

befreite und vom Bretchen nahm, gab jenes, o Graus! noch schwache Zeichen des Lebens von sich. Diese unabsichtlich begangene Thierquälerei ergriff mich so mächtig, daß ich von Stund an das Sammeln von Schmetterlingen einstellte. Dafür wendete sich meine Vorliebe den Mineralien und Conchylien zu, deren Schönheit überdieß nicht der Vergänglichkeit unterworfen ist wie die der Schmetterlinge. Unsere Schulkinder förderten nach ihren Kräften meine Neigung, indem sie, theils aus Wohlwollen gegen mich, theils aus Rücksichten gegen den Sohn ihres Lehrers, meine Sammlungen durch allerlei Beiträge vermehrten.

Ich habe bereits erzählt, daß unsere ehemalige Pflegetochter Auguste als Stubenmädchen bei dem kurfürstlichen Kapellmeister Seidelmann diente. Ich besuchte zuweilen diese meine ehemalige Kinderwärterin und weiß noch heute das Haus in hiesiger Moritzstraße anzugeben, in dessen erstem Stockwerke der Kapellmeister wohnte. Dieser war verheirathet, jedoch kinderlos, und bewies sich gegen mich sehr herablassend. Einst nöthigte mich der alte, liebe Herr in seinem großgeblümten Schlafrocke und in seiner gepuderten Frisur, in sein Zimmer einzutreten, wo außer der Frau Kapellmeisterin noch deren Nichte von 10—11 Jahren sich befand. Diese letztere zeigte keine Lust zum Lernen des Clavierspiels und ich sollte sie jetzt durch das meinige beschämen. Allein es bedurfte vielen Zuredens und Drängens von Seiten des kapellmeisterlichen Ehepaars, ehe ich etwa achtjähriger Knabe meine große Schüchternheit überwand und mein erstes Schülerstückchen aus Türks Clavierschule vortrug. Gewiß nicht meines Spiels wegen, sondern wegen der störrigen Nichte, widmete mir das Ehepaar freundliche Lobeserhebungen.

Wenn bei meinen Besuchen bei der alten und doch jungen Gustel das kapellmeisterliche Ehepaar ausgegangen war, so zeigte mir jene die Pracht und Ausschmückung der Wohnung ihrer Herrschaft. Mehr als alles Andere zogen zwei kleine Pappkästchen meine Blicke auf sich, in deren vorn offenen Fächern kleine und größere Conchylien sich befanden. Als nun der liebe Seidelmann gestorben war, seine Witwe die innegehabte große Wohnung aufgab und zu ihrer Nichte zog, bat Auguste

ihre bisherige Herrin um Ueberlassung jener beiden Kästchen mit Conchylien, um solche mir zum Geschenk zu machen. Die gütige Dame erhörte diese Bitte. Wer aber beschreibt mein Entzücken, da ich die beiden Kästen als mein Eigenthum zugetheilt bekam?! Laut aufjauchzen hätte ich mögen vor übergroßer Freude und unzähligemal wiederholte ich meine Dankesworte gegen Gustel, die sich wiederum an meiner Freude höchlich ergötzte. Auf dem Heimwege zitterte ich vor Furcht, daß irgend ein widriger Zufall den theuern, in ein Tuch gebundenen Schatz mir wieder entreißen oder vernichten könne, und freute mich dann erst meines Glückes ganz, als ich unangefochten die älterliche Wohnung betrat. Noch befinden sich jene Conchylien wohl aufgehoben und theuer geachtet in meinen Händen und wenn ich ja jemals deren Schenkgeberin vergessen könnte, so würde mich der Anblick jener alsbald wieder an sie erinnern. Nach dem Schlusse der Schule pflegte mein Vater noch auswärts Clavierunterricht zu ertheilen und dann — nach damaligem Sprachgebrauch — zu Viere zu gehen. Mein Bruder Carl war auf der Lehre und ich mit den übrigen Knaben des Hauses im Garten, daher meine gute Mutter allein und sich selbst überlassen. Hatte sie ihre Obliegenheiten der Wirthschaft erfüllt, so begehrte sie eine Erholung von des Tages Anstrengungen und Sorgen. Diese bestand in dem Lesen von — Romanen, die ich meiner Mutter aus der Leihbibliothek holen mußte. Die den meisten Kindern wie angeborene Lust, Erzählungen anzuhören, war bei mir durch unsern Pflegesohn, Carl H., ungemein gesteigert worden. Zuweilen las meine Mutter in den langen Winterabenden aus einem Buche der Leihbibliothek vor. Das war z. B. der Fall mit einem Roman von August Lafontaine, welcher eine Verbannung nach Sibirien zum Hauptgegenstande hatte und so rührend war, daß alle Zuhörer und Zuhörerinnen, aus unserm Dienstmädchen, einer Pflegetochter, unserm Pensionair Fritz M. und mir bestehend, in Thränen zerflossen. Wir beiden Buben aber flennten bloß aus Nachahmungstrieb mit, denn wir hatten nur wenig von des Buches Inhalt vernommen und verstanden. Später ward ich neugierig, zu wissen, was in den Büchern enthalten sei, das meine Mutter so sehr anzog. Ich begann ebenfalls zu lesen und in kurzem übertraf meine

Leſeſucht diejenige meiner Mutter. Kaum daß ich den Schluß der Schulſtunden erwarten konnte, um zu den Büchern zu eilen. Es war mir ein Leichtes, von 4 Uhr Nachmittags an bis zum Abend einen dreibändigen Roman zu verſchlingen, und meine, hierin zu nachſichtige Mutter behinderte mich daran nicht, obſchon ihr das Gefährliche und Schädliche dieſer Leidenſchaft nicht verborgen ſein konnte. Abgeſehen davon, daß dieſes anhaltende Brüten über den Büchern mich von dem Herumtummeln in der freien, ſtärkenden Luft abhielt und meiner Geſundheit nachtheilig wurde, erweckten die nicht ſelten ſchlüpfrigen Schilderungen in den Romanen die erſten Regungen der Geſchlechtsliebe in mir und erfüllten meine Phantaſie mit Vorſtellungen, die ſich für das Knabenalter durchaus nicht ſchicken. Wenn mein Vater mich über dem Romanleſen betraf, ſo pflegte er zwar über die „infamen Hiſtorienbücher" zu ſchelten, ohne jedoch hiervon den Grund anzugeben oder mich über das Schädliche meines Leſens zu belehren oder daſſelbe ernſtlich zu verhindern. Daher geſchah es, daß ich nur ſchnell mein Buch verſteckte, ſo bald ich meinen Vater nahen hörte, und nach ſeiner ſehnlich gewünſchten Entfernung deſto begieriger weiter las. Selbſt meine Sehkraft litt durch das bis zur hereingebrochenen Dunkelheit fortgeſetzte Leſen, und gar vielmal hielt ich mein Buch durch das geöffnete Fenſter hinaus, um, weil meine ſparſame Mutter noch keine Kerze anbrennen wollte, von dem letzten Schimmer des Tageslichts zu gewinnen. Das Romanleſen reizte meine Phantaſie in ſo hohem Grade, daß ich gar bald im Stande war, ſchon aus den erſten Blättern eines Romans den ganzen weitern Verlauf der Geſchichte und deren verwickelte Faden zu errathen. Auf der anderen Seite verdanke ich meiner Leſeſucht manchen Vortheil, ja ohne dieſelbe dürfte ich kein Buch in meinem Leben geſchrieben haben. Es erging mir wie den Muſikern, die durch das öftere Spielen fremder Compoſitionen endlich ſelbſt zum Componiren oder wenigſtens zum Phantaſiren auf ihrem Inſtrumente gelangen. Durch das viele Leſen erlernte ich die Orthographie und einen leichten Styl, ohne den geringſten Begriff von den Regeln der Grammatik zu haben. Denn damals wußte man noch wenig von einer

deutſchen Grammatik; wenigſtens erfuhren wir Knaben nichts davon in meines Vaters Schule.

Räuber- und Ritterromane, unter den erſteren Rinaldo Rinaldini nebſt deſſen vielen Nachahmern, ſodann Geiſtergeſchichten waren damals Modeſache. Erasmus Schleicher zeichnete ſich, trotz ſeiner Länge und Breite, noch vortheilhaft unter ſeinen Genoſſen aus. Cramer, Spieß, Schlenkert und Meißner waren die Heroen der damaligen Belletriſtik. Sie wurden verdrängt durch Guſtav Schilling, Auguſt Lafontaine, Friedrich Kind, Laun, Apel, Heinrich Zſchokke und Andere. Mit großem Vergnügen las ich Zſchokkes Erheiterungen und deſſen gefälliger Styl haftete an mir, ohne daß ich es wußte. Von Goethe und Schiller wußte und las ich weniger; nur Werthers Leiden hörte ich oftmals nennen und erwähnen. Von Gedichten war ich kein Freund. Kotzebue's Schriften wurden von mir gern geleſen, und zwar die erzählenden lieber als ſeine Theaterſtücke. Obſchon ich die Romane den andern Büchern vorzog, ſo las ich in deren Ermangelung auch andere Schriften nützlichen und belehrenden Inhalts, gleichwie der Hunger einen verwöhnten Gaumen zum Genuſſe der einfachſten Speiſen nöthigt, wenn keine Leckereien zu erlangen ſind. Solche einfache, aber nahrhafte Koſt waren Reiſebeſchreibungen, moraliſche Erzählungen, Naturlehre und Naturgeſchichte und andere wiſſenſchaftliche Bücher. Einmal fand ich bei einem Landmann in Lockwitz, deſſen Kirmeßgaſt ich war, ein Buch, welches über die heimlichen Sünden der Jugend geſchrieben war. Wenn die meiſten Aeltern und Erzieher es unterlaſſen, ihre Pfleglinge von dem Daſein und der Gefahr der Selbſtbefleckung zu unterrichten, ſo thun ſie es aus dem Grunde, um die Jugend nicht erſt durch das Bekanntmachen mit jenem Laſter, das leider verbreiteter iſt als man glaubt, zu demſelben hinzuleiten. Allein dieſes Erhalten in einer glücklichen Unwiſſenheit erſcheint mir bei der großen Ausbreitung jenes Laſters und bei der Einrichtung unſrer Schulen nicht als zweckmäßig. Ich habe das an mir ſelbſt erlebt. Meine Aeltern hatten ebenfalls unterlaſſen, mich vor jenem entnervenden Laſter zu warnen, und ſich begnügt, mich im Stillen zu überwachen und vor der Verführung zu bewahren.

Sie konnten jedoch nicht verhindern, daß ich einſt mit mehrern Mitſchülern zu gleicher Zeit die Retirade betrat. Da übte einer derſelben, deſſen Name mir unvergeßlich bleibt, jenes Laſter vor unſern Augen aus und fragte uns im herausfordernden, prahlenden Tone: „Könnt ihr das?“ Sogleich ahmte die unwiſſende Jugend, welche ſich von einem ihrer Kameraden in einer angeblichen Geſchicklichkeit oder Kunſt nicht übertreffen laſſen will, das gegebene Beiſpiel nach, wobei auch ich mich nicht ausſchloß. Zum Glück verurſachte mir der erſte Verſuch großen Schmerz, daher ich ihn alsbald wieder einſtellte. Durch jenes in Lockwitz vorgefundene Buch wurde ich nun erſt mit der eigentlichen Bedeutung und Schädlichkeit der Selbſtbefleckung unterrichtet, ſo daß ich nicht nur für meine Perſon davon mich frei erhielt, ſondern auch gar manchen meiner jugendlichen Freunde und Mitſchüler ernſtlich davor warnte. Ueberhaupt machte das gedruckte Wort einen großen Eindruck auf mich und übte einen weit nachhaltigeren Einfluß auf mich aus als die mündliche Lehre und Ermahnung. Einen ſchlagenden Beweis hiervon gab das zuerſt im Jahre 1803 von dem bekannten Jugenderzieher, Gotthilf Salzmann, erſchienene Buch: „Sittenlehre für Kinder“, welchem deſſen Religionslehre für Kinder als Fortſetzung nachfolgte. Beide Bücher, welche mein Vater kapitelweiſe ſeinen Schülern vorlas und dann ſeiner Bibliothek einverleibte, wurden wiederholt von mir geleſen und wirkten außerordentlich auf mein ganzes Leben ein. Von Stund an ahmte ich das Beiſpiel der Tillmannſchen Zöglinge in der Abhärtung des Körpers nach, indem ich fortan nur auf einem Strohſack, anſtatt auf Federbetten, ſchlief, mich zur Winterzeit nie wieder mit warmem Waſſer wuſch, nie mein Getränke erſt, wie man ſagt, überſchlagen ließ, mich keiner vorher durchwärmten Leibwäſche bediente und die von meiner beſorgten Mutter in mein kaltes Bett gelegte Wärmflaſche für immer aus demſelben verwies. Ueberdieß bot ich von nun an auch der rauhſten Witterung Trotz, vermied die in jenem Buch gerügten Fehler und Laſter, ſtreifte die Geſpenſterfurcht und den Aberglauben von mir ab, gewann Geſchmack an der Gärtnerei und übte mich vor Allem in der Tugend der Selbſtüberwindung, genau in der Weiſe, wie Salzmann in ſeiner Sittenlehre die Beiſpiele dar-

ſtellt. Salzmann beſaß in einem hohen Grade die Kunſt, den Nagel auf den Kopf zu treffen, und in ſocratiſcher Weiſe die Jugend von der Wahrheit ſeiner Lehren zu überzeugen. Er iſt mir hierin ein vorleuchtendes Bild bei meinen ſpäteren ſchriftſtelleriſchen Verſuchen geworden, wie ich hiermit dankbar und zu ſeiner Ehre bekenne. Salzmanns Religionslehre wurde mir nicht minder nützlich als ſeine Sittenlehre. Sie lehrte mich vornehmlich die Wege der göttlichen Vorſehung erkennen und ſolche aufmerkſam beobachten, wodurch mein Gottesglaube und mein Gottvertrauen geſtärkt und unerſchütterlich befeſtigt wurden. Außerdem bekam ich durch ihn die Anweiſung, wie man bei dem Religionsunterricht verfahren müſſe, wenn derſelbe der Jugend eindringlich und überzeugend gemacht werden ſolle. Noch drei andere Bücher Salzmanns ſind für mich einflußreich geworden. Dieſe waren: „Joſeph Schwarzmantel", „Ernſt Haberfeld", und „Das menſchliche Elend". Letzteres, in Romanform und in Briefen geſchrieben, war für mich Knaben eigentlich eine nicht paſſende Lectüre, allein doch nützlicher noch als hundert andere fade, ſittenverderbende Romane.

Wohlgemeinte Einwände meiner guten Mutter gegen meine Ausübung körperlicher Abhärtung und Selbſtüberwindung entkräftete ich durch den Hinweis auf das gedruckte Wort im Buche.

Eines Tags beſuchte ich meinen Freund, des Braumeiſters Sohn. Ich fand ihn allein in der Wohnſtube und er ſagte geheimnißvoll zu mir: „Guſtav, ich will Dir etwas zeigen." Hierauf erkletterte er mit Hilfe eines Stuhls und des herangeſchobenen Tiſches die Ecke eines hohen Schrankes und bemächtigte ſich eines dort liegenden, von ſeinem Vater verſteckten Buchs. Daſſelbe enthielt die ſchmuzigſten, abſcheulichſten Bilder und einen denſelben angemeſſenen Text, von welchen beiden man nicht begreifen konnte, wie ein Maler und ein Schriftſteller ihre Hände zu einem ſo ſcheußlichen Werk zu rühren vermocht hatten. Die Urheber ſolcher Abſcheulichkeiten ſind moraliſche Ungeheuer und Todtſchläger, die durch die Ausſicht auf einen kleinen Geldgewinn der Verübung der ärgſten Schandthaten fähig ſind. Wie vorſichtig Aeltern in Bezug auf dergleichen Geheimniſſe gegen ihre Kinder ſein müſſen, welche die Augen überall haben, da, wo es jene nicht ahnen!

Neben seiner Schulanstalt befaßte sich Magister H. auch noch mit der Aufnahme und Verpflegung vornehmer, meistens adeliger Pensionairs, die nur selten sich zu uns bürgerlichen Buben herabließen, vielmehr ihre vornehme Abkunft uns fühlen ließen. Auch Hänse's Vater, der Canzlist B., nahm mehrere Pensionairs in seine geräumige Dachwohnung auf. Unter denselben war auch der spätere Generallieutnant und Festungscommandant v. T., so wie die Söhne und Töchter des Amtsverwalters H. in Schönfeld bei Pillnitz. Mit den beiden jungen H. befreundete ich mich innig und habe manchen vergnügten Tag in Schönfeld bei der hochachtbaren Familie H. verlebt. H's Neffe war der Artilleriegeneral Homilius, welcher bei dem Dresdener Maiaufstand 1849 durch ein abgeschossenes Eisenstück der Aufrührer sein Leben einbüßte.

Eines Nachmittags erwartete ich unsern Hilfslehrer Romberg, der mir jetzt in unsrer Wohnung Clavierunterricht ertheilte. Die angesetzte Stunde hatte geschlagen und der sonst pünctliche R. erschien nicht. Ich saß am Clavier und übte mich in Erwartung meines Lehrers, der aber ausblieb. Endlich scheuchte mich ein hehler, anhaltender Klang vom Clavier auf und nach dem Fenster. Was erblickte ich? Unsern Nachbar von gegenüber, den Cirkelschmied Nachholz in seiner üblichen Arbeitstracht, mit aufgestreiften Hemdärmeln, vorgebundenem Schurzleder und schwarzberußtem Antlitze. Eine alte Trommel hing an einem Bandelier über seinem Leibe, auf welche er, eben nicht kunstgerecht, mit allen Kräften paukte. Zugleich erscholl der mehrstimmige Ruf: „Feuer! Feuer! es brennt im Kirchgäßchen!" Da lief auch ich mit vielen anderen Leuten nach der nahen Feuerstätte. Als ich an das Neustädter Rathhaus kam, sah ich eine gewaltige Lohe aus dem engen Kirchgäßchen emporschießen, sah ich das Getümmel der Löschenden und der müßigen Neugierigen, so wie eine Menge geretteter Gegenstände in der Allee aufgestapelt. Da befiel mich eine gewaltige Angst, die mich alsbald wieder nach Hause trieb. In dem kleinen Hause des Nagelschmieds Schwenk, über dessen Hausthüre eine goldige Schnecke mit ihrem Häuschen nebst der Unterschrift: Parva, sed mea, abgebildet ist, hatte

eine Bewohnerin glühende Steinkohlenasche in einem hölzernen Gefäße auf dem Boden aufbewahrt, durch welche das Feuer entstanden war.

Auch wir konnten durch eine ähnliche Unvorsichtigkeit ein furchtbares Brandunglück erleben, wenn nicht Gottes gnädige Allmachtshand über uns schirmend gewaltet hätte. Wir hatten eines Tages 4000 Stücke Torf, anstatt der jetzt üblichen Steinkohlen, erhalten, welche unsere Schulknaben in eine unbenutzte, stockfinstere Küche im zweiten Stockwerke schaffen und daselbst aufstapeln mußten. Ein feiner Regen hatte die Torfziegel genäßt und dieser Umstand veranlaßte einen der in jener Küche thätigen Knaben zu der Frage: „Ob wohl solcher feucht gewordener Torf brennen kann?“ Diese seine Neugierde zu befriedigen, öffnet der Frager die Laterne und hält ein Stück Torf über die Flamme des in jener brennenden Lichts. Nachdem der Torf zu glimmen begonnen und somit die aufgeworfene Frage beantwortet hat, drückt und schlägt der Frager das glimmende Torfstück aus und wirft es zu den übrigen auf den Haufen zurück. Die Arbeit war beendet und einige Schulmädchen bekamen am Nachmittage desselben Tages den Auftrag, den langen, finsteren, zu jener Küche führenden Gang zu kehren. Bei diesem Geschäft riechen und bemerken die Mädchen einen anwachsenden Rauch und setzen hiervon meine Mutter in Kenntniß. Als diese die mit Torf vollgestapelte Küche betritt, erblickt sie mit Schrecken einen glühenden Umkreis in jener, der durch das angezündet gewesene Torfstück hervorgebracht worden war. Etliche Trachten Wassers löschten den Brand, der ein entsetzlicher hätte werden können, wenn jene Schulmädchen ihn nicht in Zeiten entdeckt hätten. Denn in dem ganzen zweiten Stockwerk wohnte Niemand, wohl aber waren unsere Schlafkammern dicht neben jener mit Torf angefüllten Küche gelegen. Wenn das Feuer unbemerkt fortgebrannt und erst in der Nacht zum vollständigen Ausbruch gekommen wäre, so mußten wir entweder ersticken oder elendiglich verbrennen, da bei der hölzernen Beschaffenheit des zweiten, im Dachraume befindlichen Stockwerks eine Rettung unmöglich gewesen wäre.

10. Mancherlei Ereigniſſe.

Das denkwürdige Jahr 1806 war vergangen. Groſſes, ja Unerhörtes hatte ſich während deſſelben zugetragen. Aus einem Bundesgenoſſen Preußens hatte ſich Sachſen in deſſen Gegner umgewandelt, der im Verein mit den Franzoſen das tapfer ſich haltende und vertheidigende Danzig eroberte. Mit der Erhebung Sachſens zu einem Königreiche war zugleich die Gleichſtellung der chriſtlichen Conſeſſionen ausgeſprochen worden. — Hundert Jahre waren es her, daß Auguſt der Starke, unſers neuen Königs Vorfahr, den Prozeß gegen die Landſtände des ſächſiſchen Kurfürſtenthums verloren gehabt, den er wegen des Rechts, Glockengeläute auf die von ihm erbaute katholiſche Kirche anzubringen, geführt hatte. Eben ſo lange ſchon ſtand die dazu beſtimmt geweſene, große Glocke von mehr als Manneshöhe ungebraucht im Zeughaushofe zu Dresden, wo wir Kinder ſie oftmals anſtaunten und durch Berühren mit einem metallnen Gegenſtande ertönen machten. Die Erhebung unſers Kurfürſten zum König erhob auch die Glocke auf den katholiſchen Kirchthurm und zur Königin unter ihren drei kleineren Schweſtern, die ſpäter erſt gegoſſen wurden. Bei der gelegentlichen Erwähnung des Zeughaushofs gedenke ich der damaligen Feſtungsbaugefangenen, welche als ſchwere Verbrecher dort ihr Gefängniß hatten, öfters in dem geräumigen Zeughaushofe arbeiteten, aber auch in Begleitung zahlreicher Militairwachen durch Dresdens Straßen zogen, um zu allerlei harten Verrichtungen verwendet zu werden. Dieſe Miſſethäter trugen Kleidungen von zweierlei Tuch — grauem und braunem —, ſchwere Beineiſen, auch zuweilen einen eiſernen Halsring mit dergleichen Hörnern, als Kennzeichen eines Fluchtverſuchs, ferner eiſenbeſchlagene Eichenklötze an einer Kette, die ſie am Entfliehen behindern ſollten. Unter ihnen befand ſich der Räuberhauptmann Karaſeck mit ſeiner Bande und zwar auf ſeine ganze Lebenszeit zur Gefangenſchaft verurtheilt. Eines Tags betrat ich in Begleitung der ſämmtlichen Kinder unſers Wirths und deren Kinderfrau den Zeughaushof, wo Karaſeck nebſt ſeinen Genoſſen auf dem Steinpflaſter ſaß und das aus

den Ritzen hervorkommende Gras ausrottete. Wir näherten uns dreist dem einst so gefürchteten Räuberhauptmann, so daß derselbe das jüngste, kaum zweijährige Töchterchen unsers Wirths auf seine Arme nehmen und liebkosen konnte. Dieß war von Seiten der Kinderfrau in so fern ein Wagniß, als früher ein Beispiel in Dresden vorgekommen war, daß ein ähnlich verurtheilter Baugefangener, der seines Lebens überdrüssig war und den Tod durch Henkers Hand einer langen Gefangenschaft vorzog, bei seinem Wege durch die Stadt das erste, ihm begegnende kleine Kind ergriffen und dessen Kopf an dem nächsten Eckſteine zerschmettert hatte. Karaseck bewies sich jedoch als Kinderfreund und gab das Kind unverletzt an die Kinderfrau zurück, die sich nachher gar sehr rühmte, mit dem berüchtigten Räuberhauptmann so nahe verkehrt zu haben.

Unter den Armenschülern meines Vaters befand sich ein Knabe, Namens Mateck, dessen Gesicht und Augen den unverkennbaren Stempel der Verschmitztheit und Diebslust an sich trugen. Dabei war er ein Ausbund von Ungezogenheit, daher fast kein Tag verging, an welchem ihn mein Vater wegen loser Streiche nicht strafen mußte. Als Knabe wußte er listigerweise in den Kaufmannsläden das Geld aus den Kästen zu stehlen, und gab es einen Straßenunfug, so fehlte Mateck in der Regel nicht dabei, sondern spielte die Hauptrolle und den Rädelsführer. Matecks Vater, ein früherer Artillerist, wurde durch die fast täglich sich erneuernden Beschwerden über seinen Sohn und das fortgesetzte Einschreiten der Polizei dermaßen aufgebracht, daß er wiederholt gegen meinen Vater äußerte, wie er gern seinen Jungen in einen Sack stecken und in dem Elbflusse ersäufen möchte. Die Obrigkeit, deren Strafen bei Mateck eben so erfolglos blieben wie die seines Lehrers und seiner Aeltern, verfiel endlich auf ein sonderbares Besserungsmittel, indem sie ihn zu dem Räuberhauptmann Karaseck in's Gefängniß sperrte. Dieser hatte mehrere Fluchtversuche unternommen und durfte deshalb nicht mehr sein Gefängniß verlassen, an dessen Mauer er mit einem Eisenringe um den Leib und mit Ketten an den Beinen fest geschlossen worden war. In Folge des Mangels an Bewegung und seines feuchten Kerkers

war er von der Waſſerſucht befallen worden und am ganzen Körper dick geſchwollen.

An dem Zuſtande dieſes Verbrechers und an deſſen Strafe ein warnendes Beiſpiel ſich zu nehmen, war Mayeck dem Karaſeck zur Geſellſchaft gegeben worden. Allein vergebens. Vielmehr bat Karaſeck ſchon nach wenig Tagen auf das Flehentlichſte, ihn von der Anweſenheit eines verruchten Buben zu erlöſen, der den elenden Kranken verhöhnte, naſenſtüberte, knipp, krayte, auf alle Art quälte und ihn weder am Tage noch des Nachts ruhen ließ. Nothgedrungen ſteckte man den jungen Böſewicht in eine abgeſonderte Zelle, aus welcher er eben ſo ungebeſſert herausging, als er ſie betreten hatte. Der ſpätere Krieg Oeſtreichs gegen Frankreich im Jahre 1809 befreite endlich Dresden und wohl auch die Erde von jener böſen Wurzel, die noch gar ſchlimme Thaten hervorgebracht haben würde. Als nämlich in jenem Jahre der Herzog von Braunſchweig mit ſeinem Freicorps Dresden in Beſitz nahm, forderte er die Jugend auf, in ſeinem Rachecorps Dienſte zu nehmen. Unter dem Geſindel, welches dieſem Rufe folgte, befand ſich auch Mayeck, der mit den Braunſchweigern Dresden verließ und ſeitdem verſchollen geblieben iſt.

Im Sommer 1807 kam Napoleon nach Dresden. Große Anſtalten waren zu ſeinem Empfange getroffen worden. Wohl mochte es unſerm König Friedrich Auguſt ſchwer fallen, einen ehemaligen, nicht adeligen Artillerielieutnant und ein Glückskind der franzöſiſchen Revolution als ſeines Gleichen, ja ſogar als einen noch über ihm ſtehenden Fürſten zu begrüßen. Die glanzvollſte Illumination, die ich in meinem Leben zu ſehen bekommen habe, feierte den erſten Abend von Napoleons Anweſenheit in Dresden. Welch' ſchroffen Gegenſatz bildete ſie gegen das berühmte Feuerwerk, welches bei Gelegenheit der unglücklichen pillnitzer, gegen Frankreich abgeſchloſſenen Convention der Fürſten abgebrannt worden war!

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß, als das Lampenmeer an der großen Ehrenpforte vor dem königlichen Schloſſe, an den hohen Obelisken, an den gigantiſchen Ordenskreuzen der Ehrenlegion auf den Brückenpfeilern und anderen Decorationen ſein Licht ausſtrahlte, auch unſere Familie

ſich aufmachte, das nie geſehene Schauſpiel anzuſtaunen. Mit Mühe arbeiteten ſich meine Aeltern nebſt uns Kindern durch die dichte Menſchenmenge, welche von der Neuſtadt nach der Elbbrücke ſtrömte. Hier war der Zuſammenfluß am größten und keine Veranſtaltung getroffen, um einige Ordnung zu erhalten, daher die Gefahr augenſcheinlich. Drei dicht geſchloſſene Reihen von Kutſchen füllten den Fahrweg der Elbbrücke und vermochten nicht von der Stelle zu kommen, weil von beiden Seiten der Brücke immer neuer Zuwachs anlangte und kein Ausweichen möglich war. Eben ſo verhielt es ſich mit den Fußgängern, welche, da die ſonſt gewöhnliche Ordnung aufgehoben war, von der Altſtadt wie von der Neuſtadt andrängten und die bereits auf der Brücke befindlichen Menſchen auf das Entſetzlichſte zuſammenpreßten. Auch wir befanden uns bald in den gefahrdrohenden Menſchenkanal eingekeilt. Unbeachtet blieben die flehentlichſten Bitten, das Weh- und Angſtgeſchrei der furchtbar Gepreßten, die in Gefahr ſtanden, an dem Eiſengeländer der Brücke todtgequetſcht oder über daſſelbe emporgehoben und in die Fluthen hinabgeſtürzt zu werden. Beſonders waren es die handfeſten Landleute, welche, rückſichtslos und taub gegen unſer Nothgeſchrei, auf uns Stadtbewohner andrängten. Endlich gelang es uns, zwar mit Lebensgefahr, eine ſchmale Schlucht durch die ſechsfachen Pferdereihen zu brechen, die andere Seite der Brücke zu gewinnen und den Heimweg anzutreten. Wir dankten inbrünſtig unſerm Herrgott für die Errettung aus der Todesgefahr und mochten gern nichts weiter von der Illumination und deren Herrlichkeit ſehen. Seit jener beſtandenen Lebensgefahr weiche ich jedem vorausſichtlichen Menſchengedränge aus und ſollte es auch mit Verzichtleiſtung auf ein ſeltenes Schauſpiel geſchehen. Kaum daß wir glücklich unſere Wohnung erreicht hatten, ſo zeigte unſer Herrgott ſeine Allmacht, welche Kleines erhöhen und Großes in den Staub ſtürzen kann. Ein ſtarkes Gewitter, das dumpf grollend und rabenſchwarz ſeine Fittige über Dresden ausbreitete, verlöſchte mit ſeinen herniederrauſchenden Regenſtrömen im Nu die zahlloſen Flämmchen der Illumination, verwandelte die blendende Helligkeit in dunkle Nacht und ſegte die Straßen von dem dichten Menſchengewühle rein. Solches geſchah, nachdem kaum ſämmtliche Lampen angezündet worden waren.

Wenn doch Napoleon in diesem Vorgange eine Möglichkeit auch des endlichen Erbleichens seines Glücksterns gesehen und durch eine solche Vorbedeutung seinen schrankenlosen Ehrgeiz gezügelt hätte.

Am Tage nach der verunglückten Illumination besichtigte Napoleon Dresdens Festungswerke, welche durch seinen Ausspruch, daß Dresden sich nicht zur Festung eigne, ihr Todesurtheil gefällt bekamen.

Das Glück wollte mir wohl, daß ich zufällig in die Nähe des angestaunten Kaisers kam und ihn bei seinem Ritte um die Festungswälle unsrer Neustadt begleiten konnte.

Die Greuelthaten der französischen Revolution, die uns Kindern in der grellsten, abschreckendsten Weise erzählt worden waren, die fortwährenden, uns Deutsche tief demüthigenden Siege der Franzosen, der Uebermuth und die Raubsucht derselben hatten mich längst schon zu einem eingefleischten Franzosenhasser gemacht. Dennoch brannte ich vor Begier, den Mann in der Nähe zu sehen, der ganz Europa umwälzte, in Schrecken setzte und unüberwindlich zu sein schien. Mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens erkletterte ich die hohen Erdwälle und lief dicht neben des Kaisers Pferd dahin. Mein Antlitz nur auf das gelbliche, marmorgleiche des Kaisers geheftet, achtete ich nicht auf den Weg und meine Umgebung. Ich stürzte wiederholt, um mich eben so rasch wieder zu erheben und meinen Lauf fortzusetzen. Mein Hals und meine Lunge brannten, als wäre geschmolzenes Blei hinabgeschüttet worden, dennoch ruheten meine Füße eher nicht, als bis des Kaisers Ritt zu Ende ging.

11. Leid und Freud'.

Frühzeitig schon erhielt ich Zeichnenunterricht bei dem Zeichnenlehrer, welcher von der Polizei- und Armencommission für die Schüler der Polizeischule gehalten und besoldet wurde. Derselbe hieß Zischka und war eigentlich Maurermeister, daher sein Unterricht sich vornehmlich auf architectonische Gegenstände erstreckte. Ich war etwa 10 Jahre alt, als ich schon meinen Beitrag zur öffentlichen Kunstausstellung

lieferte und der in der Zeichnung eines violetfarbigen Bücherschranks bestand, an welchen freilich mein Lehrer die nachhelfende Hand angelegt hatte. Zu jener Zeit war's gebräuchlich, ja selbst vorgeschrieben, daß die wenigen öffentlichen, durch die Mildthätigkeit erhaltenen Schulanstalten ein Kennzeichen ihrer Thätigkeit dadurch gaben, daß sie zur alljährlichen Kunstausstellung im Academiegebäude einen größeren Rahmen mit Probezeichnungen ihrer Schüler einlieferten, die in dem entlegensten, dunkelsten und unbesuchtesten Zimmer ihren Platz erhielten. Zu jener Zeit wurde die Kunstausstellung stets am 5. März, als dem Namenstage unseres Königs, eröffnet und ich drängte mich allemal hinzu, wenn etliche größere Schulknaben den wohl 8 Quadratellen umfassenden Rahmen mit den verschiedenen, darauf befestigten Zeichnungen in's Ausstellungslocal schaffen mußten. Weil damals die große, erst im Jahre 1814 erbaute Freitreppe nicht vorhanden war, so mußten wir unsern Weg über die Appareille in der Fischergasse nach dem Academiegebäude nehmen. Hatten wir nun dort unser Geschäft abgethan, so erlustigten wir uns endlich durch allerlei Spiele in dem zu jener Zeit ebenso einsamen als verwilderten Brühl'schen Garten. Plötzlich und ganz unerwartet verloren wir unsern Zeichnenmeister Zischka. Derselbe hatte, von Geldnoth bewogen, sich eines landesherrlichen Vorrechts angemaßt und — falsches Geld — Zweigroschenstücke — geschlagen. Allein die dazu von ihm verwendete Masse war so wenig dem Metalle ähnlich gewesen, daß eine Obsthökerin, bei welcher Zischka's Frau ein von ihrem Manne angefertigtes Zweigroschenstück verwerthen wollte, dasselbe leicht mit ihren Fingern zerbrechen konnte, ohne deshalb ein August der Starke zu sein. Zischka's Münzerlohn war das Zuchthaus und soll er auch darin gestorben sein. Hierbei erinnere ich mich eines andern Falles. Die erste französische Revolution hatte auch in einigen Gegenden Sachsens, namentlich unter dem mit Frohndiensten heimgesuchten Landvolke, Nachahmer gefunden, die jedoch ihren Revolutionsversuch mit dem Zuchthause büßen mußten. Ein zweiter Fall war der sogenannte Flegelkrieg, in dem die löbliche Kleidermacherzunft die Hauptrolle spielte. Ein Schneidergeselle war in einer unwichtigen Angelegenheit auf dem Dresdener Rathhause von dem damaligen

Bürgermeiſter Clausnitzer vernommen und von demſelben ein Flegel geſchimpft worden. Dieſer unverdiente Flegel wurmte nicht bloß den alſo Genannten, ſondern deſſen ganze, auf point d'honneur viel haltende Zunft. Die Schneider Dresdens murreten laut und lauter über die vom Bürgermeiſter ſich erlaubte Ungebührniß und als ihnen keine Genugthuung gegeben wurde, ſo verließen ſämmtliche Geſellen ihren Arbeitstiſch und verſammelten ſich in ihrer Herberge und in andern öffentlichen Sälen, wo bei Bier und Branntwein die erregten Gemüther ſich noch mehr erhitzten, was ſich durch lautes Singen und Schreien kund gab. In dieſem Flegelerawall erblickten die Organe der Regierung den erſten, verſteckt gehaltenen Anfang einer allgemeinen Staatsumwälzung und trafen darnach ſchleunig die umfaſſendſten Maßregeln zu deren Dämpfung. Scharf geladene Kanonen wurden an den Straßenecken aufgefahren und von Kanonieren mit brennender Lunte bewacht. Friedrich Auguſt, damals noch Kurfürſt, wurde bei ſeiner Fahrt von Pillnitz nach Dresden von einer mächtigen Schaar ſchwerer Reiterei begleitet und beſchützt, welche ſeinem feſt verſchloſſenen Wagen vor- und nachritt. Die Geſellenverſammlungen wurden vom Militair erſtürmt und die Gefangenen auf dem altſtädter Gewandhauſe zuſammengeſperrt. Da aber die ſonſt als muthlos verſchrieenen Schneidergeſellen ihren Kopf fortwährend behaupteten und den Flegel auf ihrem Kameraden nicht ſitzen laſſen wollten, ſo mußte ſich endlich der Herr Bürgermeiſter zu einem ihm gewiß ſehr ſauern Schritt bequemen. Nicht in eigener Perſon zwar, ſondern durch einen ſeine Stelle vertretenden Actuar, welcher auf der Schwelle des Gewandhausſaals erſchien, gab er die Erklärung ab: Wie er ſich zwar nicht entſinnen könne, das Wort „Flegel" gegen den betreffenden Geſellen ausgeſprochen zu haben, daß er aber, dafern es doch geſchehen ſei, dafür hiermit Abbitte leiſten wolle. Dieſer Erklärung folgte von Seiten der feſtgehaltenen Schneidergeſellen der hundertfältige, donnernde Gegenruf: „Er hat Flegel geſagt! Flegel geſagt! Flegel geſagt!" So hallte es den langen Saal entlang. Damit endete der Flegelkrieg. Wer von den Geſellen nicht an die Arbeit und zu ſeinem Meiſter zurückkehren wollte, wurde der Stadt und des Landes verwieſen. Wie

viele Beförderungen der glücklich beendigte Flegelkrieg bei dem Militair zur Folge hatte, kann ich nicht angeben.

Ein dritter Versuch der Empörung ward glücklich entdeckt und im Keime erstickt. Ein Instrumentmachergehülfe, Namens Mack, welcher bei dem rühmlich bekannten Pianofortebauer Rosenkranz arbeitete, hatte sich mit einer namhaften Anzahl Proletarier dahin verschworen, die Spritzen erst heimlich unbrauchbar zu machen, hierauf Dresden an mehreren Orten zugleich anzuzünden und dann in der Verwirrung die Wohlhabenden auszuplündern, schließlich auch die Republik auszurufen. Mack, der meinen Aeltern persönlich bekannt war, kam in's Zuchthaus und starb darin.

Der Vater unsers Pensionairs Fritz M. hatte, nach Ablauf seiner Pachtzeit in Glauschnitz, das Rittergut Thürmsdorf bei Königstein erkauft und dasselbe bezogen. Seitdem verlebte ich in Begleitung unsers Pensionairs meine Ferienzeit auf jenem Rittergute, in dessen dichtester Umgebung die sogenannte sächsische Schweiz mit ihren Felsenburgen, Gründen, Höhlen, mit ihren Heidel-, Erd-, Brom- und Himbeeren, mit ihren damals noch dichten Waldungen liegt. Zu der damaligen Zeit stand weder auf der Bastei, noch auf dem großen Winterberge, noch an irgend einem andern Puncte ein Hotel oder ein Gasthaus, wo den Lustreisenden jetzt der Kellner eine lange Speise- und Weinkarte vorlegt und wo man die Naturschönheiten mit Gelde aufwiegen möchte. Ein kunstloses Holzgeländer umfriedigte den Basteifelsen und von den kunstvollen Brücken über die dort tief aufgähnenden Abgründe war noch keine Spur zu finden, daher man zu jeder einzelnen Felskuppe erst durch mehrfaches Auf- und Absteigen gelangen konnte. Den durstigen und hungrigen Reisenden erwartete an den besuchtesten Puncten höchstens eine Flasche einfachen Bieres und ein schlichtes Butterbrot sammt Knackwürstchen, welche Lebensmittel von speculativen Bäuerinnen im Tragkorbe herbeigeschafft wurden. Ein Jeder mußte sich seiner eigenen Füße bedienen, indem weder für Saumrosse, noch für Tragsessel gesorgt war. Fritz M. und ich durchstreiften allein oder in Begleitung von dessen älterer Schwester und einer ihrer Freundinnen die Umgegend, dabei keines lästigen Führers bedürfend. Namentlich waren die nahegelegenen

Bärensteine mit dem Diebskeller fast das tägliche Ziel unsrer Spaziergänge, auf welchen uns die dort in Unmasse wachsenden Heidelbeeren noch einen leiblichen Genuß bereiteten. Auf einer größeren Wanderung durch die gesammte sächsische Schweiz war auch noch der Rector aus dem Städtchen Königstein unser Begleiter. Ich und Fritz waren die Aesope, welche nicht mit Körben, wohl aber mit ansehnlichen Bündeln voll Lebensmittel beladen waren. Himmel! was wir beiden Knaben den ganzen Tag über an Mundsemmeln, Braten und Wurststückchen vertilgten! Wir verzehrten mehr als die beiden erwachsenen Jungfrauen und der Herr Rector zusammen. Der Onkel meines Freundes Fritz war der Erbauer und Besitzer des damals noch ganz jungen Bades zu Schandau, das seine Blüthenzeit feierte und außerordentlich besucht war. Feuerwerke, Bälle und andere Vergnügungen wechselten in bunter Reihe ab und der sächsische Adel, der damals noch reiche und nicht kargende Glieder zählte, belebte mit seinem Dienertrosse das Städtchen. Als wir nun von unserm weiteren Ausfluge am Abend nach Schandau zurückkehrten, ließ uns der liebe Hering in einer seiner Gondeln nach Thürmsdorf zurückbringen. Es war ein wundervoller Sommerabend und der Vollmond schaute mild über die Felsenriesen hernieder in das Elbthal und versilberte die kleinen Wellen des Stroms. Jene Freundin der Schwester unsers Pensionairs war eine tüchtig geschulte Tonkünstlerin und Sängerin und hatte die damals sehr in die Mode gekommene Guitarre mit in das Schifflein genommen. Während dasselbe leise stromabwärts glitt, spielte und sang Fräulein H. die anmuthigsten Lieder, die mich die Künstlerin als ein höheres We sen bewundern ließen. Diese meine Begeisterung verwandelte sich jedoch in eine scherzhafte Stimmung, als wir gelandet waren und Freund Fritz, welcher in einem über dem Rücken hangenden Wasserfäßchen drei Aale trug, im raschen Fortschreiten plötzlich anhielt und mit kläglicher Stimme die Ursache davon mittheilte. Durch die Bewegung beim Gehen hatte das Aalfäßchen seine Lage verändert und sein weites Spundloch nach unten gekehrt, des Wassers Schwere das nicht fest genug eingedrückte Rasenstück herausgedrängt und nun einen Wasserstrom, mit welchem die darin befindlichen Aale zugleich entwichen, über des Trägers Rücken

gleiten laſſen. Es koſtete ziemliche Mühe und Zeit, die ſchlüpfrigen, flinken Flüchtlinge bei Mondesſchimmer und im Graſe wieder zu erlangen, was endlich unter vielem Gelächter gelang.

Unſere Rückreiſe nach Dresden geſchah auf der größeren Badegondel des Onkels Hering, die uns zwei Knaben früh um 8 Uhr bei dem Städtchen Königſtein aufnahm und nach 8ſtündiger Thalfahrt in Dresden abſetzte! Dieſe Waſſerfahrt ähnelte meiner früheren Landfahrt in der gelben Kutſche, nur daß jene ohne empfindliche Stöße abging. Mit uns zugleich befand ſich in der Gondel der Hofrath Becker nebſt ſeiner Familie und einem Clavier, ſo daß wir Knaben unſere Plätze neben den Ruderern einnehmen mußten. Becker, der Herausgeber des einſt beliebten Taſchenbuchs zum geſelligen Vergnügen, kehrte von einer Badecur aus Schandau heim. Er und die Seinen ſahen, wie wir zwei Knaben die Langeweile der Waſſerfahrt durch Aufzehren unſrer mitgenommenen Eßvorräthe vertrieben, und erſtaunten über unſern geſegneten Appetit. Man erzählte ſich, daß der Hofrath Becker ſich und den Seinen die täglichen Nahrungsmittel zuwog, um regelrecht zu leben und jeder Ueberfüllung des Magens vorzubeugen, da ja die meiſten Unpäßlichkeiten und Krankheiten davon herrühren. Dennoch gab es keine ſchwächlicheren und leidenderen Familienglieder und Kinder als die des Hofraths Becker. Gleichſam das Maß unſrer Gefräßigkeit zu erproben, reichte uns die Frau Hofräthin etliche um das ganze Brot geſchnittene, mit Butter reichlich geſtrichene Scheiben dar, die noch überdieß mit Cervelatwurſtſchnitten belegt waren. Die Familie erſtarrte faſt, als ihre Gaben mit nicht minderer Schnelligkeit zwiſchen unſern zermalmenden Zahnreihen verſchwanden als unſere früher rein aufgezehrten Vorräthe.

An Ziſchka's Stelle trat als unſer Zeichnenlehrer ein Herr L. Derſelbe war früher Friſeur geweſen, hatte ſpäter zur Kunſt ſich gewendet und bekleidete bei der königlichen Kunſtacademie die Stelle eines Zeichnenlehrers. Als er ſein Amt in unſrer Schule antrat, begann er mit einer kleinen Prüfung, zu deren Gegenſtand er die verſchiedenen, beim Zeichnen vorkommenden Linien wählte. „Welches iſt —" fragte er den älteſten unter uns Knaben — „eine Horizontal-, eine Diagonal-

und eine Perpendicular-Linie?" Als der Examinand verlegen die Antwort schuldig blieb, erfolgte von Seiten seiner Mitschüler ein schadenfrohes Auslachen, in welches ich am lebhaftesten mit einstimmte. Die Strafe dafür folgte dafür auf dem Fuße, indem Herr L. nun seine Frage an mich wiederholte und ich eben so wenig wußte als der von mir Verlachte. Diesen Denkzettel habe ich mein Lebtage nicht vergessen. Zeichnen und Malen waren meine größte Lust und sie ist selbst in den spätesten Jahren nicht in mir erstorben.

Im Jahre 1808 verließ unser lieber Romberg den Dienst meines Vaters, weil ihm die Mädchenschule des Leibgrenadierregiments anvertraut wurde. Mit seinem Abgange hörte auch der mir von ihm ertheilte Clavierunterricht auf und mußte ich durch eigenes Studium mich vervollkommnen. An Rombergs Stelle trat als Hülfslehrer in unsere Schule ein beurlaubter Kanonier, der Bruder des Armenarztes H. ein, der aber schon nach einigen Jahren das Schulamt mit dem Amte eines Landgensdarmes vertauschte. Meines Vaters Behörde kümmerte sich durchaus nicht darum, wen mein Vater zu seinem Gehülfen im Lehrfache annahm. Alſo war damals das Volksschulwesen in Sachsens Hauptstadt bestellt! Gedachter Nachfolger Rombergs ergab sich als Gensdarmes dem Trunke, vernachlässigte seinen Dienst, verlor deshalb denselben und suchte bettelnd mich nach 40 Jahren auf. Nach H.'s Abgange ward ein ehemaliger Diener L., ein schon bejahrter Mann, Hülfslehrer an unsrer Schule. Derselbe war in seiner Jugend mit den an England verkauften Hessen als Recrut nach Halifax in Nordamerica transportirt worden, um dort gegen die rebellischen Nordamericaner zu fechten. Zum Glück für ihn und seine Gefährten hatte England, kurz vor ihrer Ankunft, sich zu einem Friedensabschlusse genöthigt gesehen. Dieser neue Hülfslehrer, dessen Kinder ebenfalls meines Vaters Schule besuchten, war wie dieser schwerhörig und prügelte seine Schüler so sehr, daß er deshalb wieder entlassen werden mußte. Da sich nun kein passender, mit geringem Einkommen sich begnügender Mann als Hülfslehrer auffinden ließ, so übernahm meine gute Mutter dieses für eine sanfte Frau gewiß sehr schwere Amt. Dieselbe vereinigte nunmehr das Amt einer Köchin, einer Stricklehrerin

und eines Lehrgehülfen in sich. Daß weder bei dem Kanonier H., noch bei dem Bedienten L., noch bei meiner lieben Mutter die Rede von einem katechetischen Religionsunterrichte, noch von Denkübungen und Begriffsentwickelungen sein konnte, kann man sich denken. Leseunterricht nach dem alten Schlendrian war die Hauptsache, zu welcher sich noch das Einüben und Ueberhören kleiner Verschen, Bibelsprüche und der 10 Gebote, sowie der Anfang im Schreiben und Rechnen gesellten.

Die Noth, einen passenden, genügsamen Lehrgehülfen für die Unterclasse zu erlangen und auf die Dauer zu behalten, war es, welche meine gute Mutter bewog, mich schon frühzeitig zum Lehrfach zu bestimmen, obgleich ich die entschiedenste Abneigung dagegen empfand und solche auch nicht verheimlichte. Aber ich vermochte nicht den beweglichen Bitten und tief begründeten Vorstellungen meiner geliebten Mutter zu widerstehen, und preise noch am Abende meines Lebens mich glücklich, daß ich nicht meinem eigenen Willen gefolgt bin, der ich einen ganz andern Beruf in's Auge gefaßt hatte. Ueberhaupt habe ich in meinem Leben die Wege der göttlichen Vorsehung so deutlich wahrgenommen, daß ich der undankbarste Mensch wäre, wollte ich jemals mein Gottvertrauen aufgeben. Ein Beweis hiervon war ein beabsichtigter Hauskauf von Seiten meines Vaters. Eine Schule, wenn zumal deren Schüler der unteren Volksclasse angehören, wird selten in einem Hause gern gesehen, weder von dem Eigenthümer, noch von den übrigen Mitbewohnern. So erging es der Schule meines Vaters, welche dreimal ihr Local im polnischen Brauhause wechseln und mit dem sich begnügen mußte, welches ihr der Besitzer anwies. Hierzu kam die öftere Steigerung des Miethzinses, die nicht nur das Schullocal, sondern auch unsere Privatwohnung mit betraf und also meines Vaters Ausgaben vermehrte. Die zwischen meinem Vater und unserm Wirth eingetretene Spannung trug auch bei, daß der Erstere den Besitz eines eigenen Heerdes und Hauses immer sehnlicher wünschte.

Diesen Wunsch zu stillen, zeigte sich jetzt eine passende Gelegenheit, indem das Haus- und Gartengrundstück des Präsidenten von G. in der Neustadt zum Verkauf ausgeboten wurde. Gedachtes Grundstück liegt in der Casernenstraße, dem Cadettenhause gegenüber und eignete

ſich, ſeinen Räumlichkeiten nach, vollkommen für meines Vaters Abſichten. Des verſtorbenen Präſidenten Sohn ſtellte die Forderung des Kaufpreiſes auf 7000 Thlr. Mein Vater bot hierauf 6300 Thlr, eine Summe, welche deſſen erſpartes Vermögen um mehr als die Hälfte überſtieg.

Allein meine Aeltern gedachten das Fehlende zu verzinſen und nach und nach abzuzahlen. Da der Verkäufer auf ſeiner erſten Forderung beſtand, ſo ſteigerte mein Vater ſein Angebot nach und nach bis auf 6500 Thlr. Ich und mein Bruder erhöhten durch unſere dringenden Bitten und Aufmunterungen die älterliche Kaufluſt, ſo daß endlich mein Vater unſere Mutter mit dem Auftrage abſendete, 6600 Thlr. zu bieten.

Unſere Mutter ging, fühlte ſich aber unterwegs plötzlich von einer ſchweren niederdrückenden Herzensangſt ergriffen, die ſie als von Oben kommend anſah und zum Umkehren bewog. Dabei faßte ſie den Entſchluß, unſern Wirth von dem beabſichtigten Hauskauf in Kenntniß zu ſetzen und ihn als Sachverſtändigen um ſeinen Beirath zu bitten. W. bezeigte ſich ſogleich willig, das fragliche Grundſtück in Begleitung meiner Mutter zu beſichtigen. Hierbei geſtand er zu, daß für einen Bauluſtigen jenes zwar ſich wohl eigne, aber auch, daß der geforderte Kaufpreis eben kein niedriger ſei. Ob auf den letzteren Ausſpruch der Umſtand einwirkte, daß im Falle des Kaufabſchluſſes unſer Wirth das ihm von meinem Vater dargeliehene Capital auszuzahlen hatte, mag ich nicht zu entſcheiden. Meine Mutter aber fand ſich durch den Ausſpruch unſers Wirths bewogen, den Auftrag meines Vaters zu unterlaſſen, und dieſer pflichtete hierauf dem vollkommen bei. Die kurz vorher noch ſo hitzige Kaufluſt war plötzlich bei meinen Aeltern verraucht, obgleich Herr v. G. nunmehr ſeine Forderung mehr und mehr herabſtimmte und ſogar bis auf 6400 Thlr. herunterging. Mein Bruder und ich vergoſſen aber ganze Ströme von Thränen und waren ganz untröſtlich über unſere vereitelte frohe Hoffnung, die beſonders auf die Erwerbung eines Gartens gerichtet war. Erſt nach Jahren erkannten wir, wie uns Gottes weiſe und liebevolle Vorſehung durch die Vereitelung des Hauskaufs vor großem Elend, vor Armuth, Jammer und

Schande, ja wohl gar vor dem Tode unsrer Aeltern bewahrt hatte. Die unerträglichen Lasten der Einquartierung in den Jahren 1813 bis 1815 brachten selbst schuldenfreie Hausbesitzer an den Bettelstab und uns hätte jedenfalls ein solches Schicksal betroffen, das weder mein Vater noch meine Mutter überstanden haben würde. So erflehen wir zuweilen von Gott, was unser größtes Unglück sein würde, und klagen wohl gar in unserm Unverstand, wenn wir unerhört bleiben.

Bei Gelegenheit dieses unterbliebenen Hauskaufs erhöhte unser Wirth abermals den Zinsfuß des ihm von unserm Vater dargeliehenen Capitals um ½ Procent.

Außer den beiden Dörfern Schönfeld und Thürmsdorf war noch ein drittes, Lockwitz, ein Schauplatz meiner glücklichen Jugendzeit. Dort wohnte der Vater unsrer Braumeisterin, ein Mehlhändler, der zugleich Besitzer einer ländlichen Nahrung war. Derselbe erschien mir wie ein ehrwürdiger Patriarch, und wirklich war er ein Ehrenmann, den das ganze Dorf mit Hochachtung betrachtete. Er besaß eine zahlreiche Familie, von welcher damals der älteste und jüngste Sohn, mindestens um 20 Jahre von einander unterschieden, und eine Tochter, das bildschönste Landmädchen, noch daheim waren. Seine Frau, eine herzensgute, wohlgenährte Matrone hielt wöchentlich dreimal mit Mehl feil auf Dresdens Altmarkte. Zum Kirmeßfeste rückten wir Kinder gewöhnlich in Lockwitz ein. Dann gab es daselbst regelmäßig Karpfen, Gänsebraten, Kuchen und herrliches Obst. Wir durften die Pflaumenbäume im Garten abschütteln und uns die dabei gemachte Beute zueignen. Welche Fülle süßsaftiger Birnen und würzig duftender Aepfel in den Kammern aufgespeichert lag! Selbst das unharmonische Geschrei grauer und weißer Gänse, welche in großer Menge das Dorf belebten, erfreute unser Ohr. Wir durchstreiften den Thalgrund in des Dorfes Nähe und kehrten mit vollen Bündeln gepflückter Haselnüsse zurück. Wir krebsten im Mühlbache und trachteten selbst der hurtigen Forelle nach. Gewöhnlich ließ ich mich mit einem Kuchenstücke in der Hand auf der Dorfgasse sehen, weshalb die Bauernknaben mich „Kuchentav", anstatt Gustav riefen.

Einst war die Braumeistersfamilie, aus Mutter, drei Töchtern und

zwei Söhnen beſtehend, ferner meine Mutter mit mir und meinem Bruder Carl, zur Kirmeß in Lockwitz. Die beiden Väter wurden durch ihren Beruf in Dresden zurückgehalten. Die allgemeine Freude wandelte ſich aber bald in Schreck und bange Beſorgniß um, indem das jüngſte, etwa 3jährige Braumeiſterstöchterchen mit weißen Bohnen geſpielt und eine davon in ihr kleines Näschen geſteckt hatte, die nicht wieder herauszubringen war. Man ängſtete des Kindes Mutter durch die ausgeſprochene Befürchtung, daß die Bohne in der feuchten Naſe anquellen, keimen und dann gar nicht beſeitigt werden könne. Der herbeigerufene Dorfbarbier bemühte ſich vergeblich, mit einem hakenförmigen Inſtrumente die Bohne zu erfaſſen und zu entfernen. Nebſt kleinen Brocken derſelben entquollen der Naſe und dem Munde der gewaltig ſchreienden Kleinen rothe Blutſtröme und da die Kunſt des Dorfarztes am Ende war, wurde die ſofortige Rückkehr nach der Stadt beſchloſſen. Zu jener Zeit gehörte Lockwitz einer Gräfin Schall an. Deren ſchöner, koſtbarer Staatswagen ſollte nach Dresden geſchafft werden, und dieſe Fahrgelegenheit kam uns Kirmeßgäſten ganz gelegen. Zwei elende Ackergäule wurden vor die Staatskutſche angeſpannt und auf den überaus hohen Kutſchbock ſchwang ſich ein Knecht im grauen Leinkittel.

Das Innere der Kutſche nahm unſere beiden Familien auf, die ſomit in eine Arche Noä umgewandelt wurde. Wer uns begegnete, lachte, und mit Schamröthe übergoſſen rumpelten wir im Schritt durch Dresdens Straßen. Mein Bruder, der das Rückwärtsfahren nicht vertragen konnte, bekam die Seekrankheit und warf, das klägliche Bild vollſtändig zu machen, die genoſſenen Tafelfreuden der Kirmeß über Bord. Auf die Bohneninhaberin dagegen hatten das Fahren und Rumpeln einen glücklichen Einfluß ausgeübt, indem die Bohne tiefer herabgerutſcht war. Sie wurde in Dresden von dem Doctor Lorenz mit Hülfe einer Haarnadel gar leicht beſeitigt und ſomit die Noth gehoben. Obſchon ich ſehr gern nach Lockwitz ging, ſo befiel mich doch jedesmal beim Abendläuten der Glocke vom Kirchthurme ein tiefes Heimweh und eine mächtige Sehnſucht nach meiner heiß geliebten

Mutter. Ich weinte dann ſtets und mußte meine Thränen verbergen, um nicht von meinen Jugendfreunden deshalb verſpottet zu werden.

Dieſes Heimweh und dieſes nagende Sehnen nach meinen abweſenden Lieben, hervorgerufen durch das Abendläuten eines Dorfglöckchens, haben mich durch mein ganzes Leben hindurch begleitet. Ein halbes Jahrhundert war ſeit meiner fröhlichen Jugendzeit mir dahin geſchwunden, als ich das Dorf Lockwitz aufſuchte, um mich der einſt hier verlebten Tage zu erinnern. Ach, welche Veränderungen ſeitdem eingetreten waren! Alle waren todt, unter deren gaſtfreundlichem Dache ich ſo oft gewohnt hatte. Nur die Tochter jenes Mehlhändlers T., jenes einſt bildſchöne Landmädchen, war noch am Leben, aber zur Greiſin geworden, dazu erblindet und in einem Nachbardorfe bei ihrem Schwiegerſohne wohnhaft. Wie klein und unanſehnlich erſchien mir jetzt das in fremden Beſitz übergegangene Bauergütchen! Wie beſchränkt der ſonſt mir ſo groß vorgekommene Garten! Voll tiefſinniger Wehmuth blickte ich zu dem kleinen Kammerfenſter auf, hinter welchem ich ſo viele mal ſanft geruht und früh beim Erwachen dem Zwitſchern der Schwalbe gelauſcht hatte, die ihren Sitz auf dem Fenſterſimſe einnahm. Seufzend ſchlich ich endlich davon, der nahen Zeit gedenkend, wo auch von mir Alles verwehet ſein wird.

Nach vierjährigem Aufenthalte in unſrer Familie kehrte Fritz M. zu ſeinen Aeltern zurück und trat dann ſeine Lehrzeit als Kaufmann bei ſeinem Onkel Hering in Schandau an. Dieſe Trennung erkaltete jedoch unſer Freundſchaftsbündniß nicht. So oft Feiertage kamen, beſuchte ich Fritz in Thürmsdorf und ſpäter in Schandau, wo ich als gern geſehener Gaſt willkommen geheißen wurde. Aber auch mein zweiter Spielgenoſſe und Freund, unſers Braumeiſters älteſter Sohn, Gottlob, ſchied von mir, um bei ſeinem Großvater in Lockwitz allerlei ländlichen Beſchäftigungen obzuliegen. Meiner beſten Freunde beraubt, ſuchte und fand ich in anderen Knaben meines Alters einen, wenn ſchon lange nicht genügenden Erſatz. Jene neuen Geſpielen hatten den Palaisgarten in unſrer Neuſtadt zu ihrem Tummelplatze erwählt und dorthin richtete auch ich nun meine Schritte nach dem Schluſſe der Schule. Der Lärm, den wir bei unſern verſchiedenen Spielen erregten,

mißfiel nicht ſelten dem Hofgärtner und mehr wie einmal wurden die Wildeſten unſrer Geſellſchaft von den aufgeſtellten Militairwachen fortgewieſen, mit der Arretur bedroht, ja einmal wirklich feſt genommen, um auf die Hauptwache transportirt zu werden. Doch wie hätten es die ſchwerfälligen Soldaten mit der queckſilbernen, flinken Jugend aufnehmen können! Bevor ſich's die Schildwache verſah und feſtzuhalten vermochte, war ihr der arretirte Bube entſchlüpft und entging allen Verfolgungen, indem er, über das hölzerne Gartengeländer hinwegſetzend, das nahe Elbufer gewann und dort in Sicherheit ſich befand. Von der Wache arretirt zu werden, meinen Aeltern dieſe Schande und Unkoſten obendarein zu machen, erſchien mir als das Schrecklichſte, daher ich mich von den allzu wilden Spielen und der dichten Nähe meiner Gefährten ſorgfältig ausſchloß. Dieſe aber theilten meine Furcht nicht. Ihre Luchsaugen erſpähten in der Regel die Gefahr ſchon von weitem, wenn der Hofgärtner mit ſeinen Leuten und den aufgebotenen Schildwachen gegen das wilde Heer herangeſchlichen kam. Dann ſprang daſſelbe mit einem gewaltigen Satze auf die oben breit abgedeckte, hölzerne Umfriedigung, welche den Palaisgarten von dem Elbufer ſchied, und nun wartete die lange Reihe querreitender Wildfänge in gemüthlicher Ruhe die völlige Annäherung ihrer Verfolger ab die ſie bis auf wenige Schritte an ſich herankommen ließen. Gleichwie die Fröſche bei dem Geräuſch nahender Tritte von dem Uferſaum in den rettenden Teich ſpringen, eben ſo jetzt die höhniſch auflachenden Knaben von dem Holzgeländer hinab in das ſichere Aſyl des Elbufers. Eine der Schildwachen wurde einſt ſo ſehr erbittert über das Verhöhnen der Buben, daß ſie in ihrer Wuth mit dem Bajonett nach einem der hinüber voltigirenden Reiter ſtach. Derſelbe war ein Adeliger, ein Herr v. E. und trotz ſeinem höheren Stande ſein Stiefel in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß das den Fuß des Springers treffende Bajonett eine Trophäe in Geſtalt einer wandelbaren Stiefelſohle aufſpießte und davontrug.

Einer dieſer jugendlichen Palaisgartenſpieler war der Sohn des Nagelſchmieds S. Demſelben hatte ſein Vater die Erlaubniß ertheilt, bis um 5 Uhr im Palaisgarten weilen zu dürfen, weil er dann den Blaſebalg ziehen ſollte. Was aber achtet die ſpielluſtige Jugend auf

das Schlagen der Thurmuhren, wenn ſie gerade in der beſten Luſt ſchwelgt? Als der Nagelſchmiedsſohn über die feſtgeſetzte Zeit ausbleibt, macht ſich der erzürnte Vater, wie er vom Amboſe kommt, im Schurzleder, mit aufgeſtreiften Hemdärmeln und ſchwarzrußigem Antlitz, auf den Weg nach dem Palaisgarten. Siehe! da vernimmt er beim raſchen Durchwandern der Laubhecken und Gänge die laute, ihm wohlbekannte Stimme ſeines Söhnchens, welches mit dem Antlitze auf einer Steinbank niedergebeugt liegt und — man ſpielte „angebrannt" (eine Art Verſteckens) ſchreiend zählt: „Eins, zwei, drei, vier, fünf —" In ſeinem Eifer überhört der Zählende das Heranſchleichen ſeines Vaters, deſſen Gegenwart er eher nicht gewahrte, als bis die hornharte, breite, väterliche Hand auf ſein vorgeſtrecktes Hinterkaſtell loshämmert und die Vaterſtimme dabei das Fortzählen übernimmt — „ſechs, ſieben, acht, neun, zehn — und dann hinzufügt: „Iſt das um 5 Uhr heimgekommen, wie ich Dir geboten habe, heilloſer Bube? Willſt Du gleich fort?!" Das Spiel war nun vorbei, doch nicht der Tanz, indem unſer armer S. vor ſeinem Vater hertanzte und dabei den Tact aufgeſchlagen bekam. Der betroffene Knabe war zum ſündigen Adam geworden, den ein zürnender Cherub aus dem Paradieſe trieb. Und ach! ein Rudel ſchadenfreudiger und laut lachender Spielkameraden ſah dieſer Vertreibung zu und ſteigerte den Schmerz und die Scham des jugendlichen Pflichtvergeſſenen.

12. Die Kreuzſchule. Der zweite Krieg. Der Vetter.

Wenn es nach meines Vaters Willen gegangen wäre, ſo würde ich in deſſen Schule verblieben und nach meiner Confirmation zu dem Garniſonscantor Pfeilſchmidt in die Lehre gekommen ſein, damit derſelbe mich, wie einſt meinen Vater, zum Lehramte geſchickt mache. Meiner umſichtigen und mein Beſtes im Auge behaltenden Mutter verdankte ich's, daß ich zu Oſtern 1808 in die Kreuzſchule und zwar zu dem Lehrer, Magiſter Klengel, der den Titel Regent führte, geſchickt wurde.

Mein Vater hatte gegen dieſes mütterliche Unternehmen nichts ein-

zuwenden, nur wollte er zu dergleichen Dingen erſt einen äußeren Anſtoß erhalten und das geſchah von Seiten meiner Mutter. Mein Vater hatte zwar einmal angefangen, nach Anleitung der Bröderſchen Grammatik im Lateiniſchen mich zu unterrichten, allein da, wie ſchon geſagt, Väter in der Regel wenig Luſt und Geduld zum Unterrichten ihrer eigenen Kinder beſitzen, ſo hatte auch mein Vater ſeinen Unterricht im Latein gar bald wieder eingeſtellt. Demnach mußte ich hierin ganz von vorn wieder anfangen. Der Regent Klengel hatte als unterſter Lehrer die letzte und ſiebente Claſſe zu unterrichten. Allein er war ein eben ſo vorzüglicher Pädagog als Menſch und brachte ſeine Schüler meiſt ſo weit vorwärts, daß ſie, mit dem Ueberſpringen der zwiſchen inne liegenden Claſſen, aus der ſiebenten ſogleich in die zweite übergehen konnten. Zu dieſem Behufe ertheilte er nach den feſtgeſetzten, gewöhnlichen Lehrſtunden täglich noch zwei Privatſtunden, an welchen der größere Theil ſeiner Schüler ſich betheiligte. Mit welchen Gefühlen ich die Kreuzſchule betrat! Dieſes einzige Gymnaſium der ſächſiſchen Haupt- und Reſidenzſtadt beſaß ein Gebäude hinter der nahen Kreuzkirche, das innen und außen einem Gefängniſſe und einer Ruine ähnelte. Das Vorzimmer, durch welches man in unſere Claſſe gelangte, beſaß weder Kreuzſtöcke, noch Fenſterrahmen, noch Glasſcheiben, ſondern nur leere Fenſteröffnungen, zwiſchen welchen zahlloſe Spinngewebe ausgeſpannt waren und wo Schwalben und Fledermäuſe, Ratten und Mäuſe, Katzen und andere vierbeinige Beſucher ihren ungehinderten Ein- und Ausgang fanden. Unſer Lehrzimmer, mit ſeinen zwei Fenſtern nach der Schulgaſſe hinaus gehend, wurde während meines dreijährigen Schulbeſuchs nicht ein einziges Mal geweißt, hatte eine ſchwarzbraune Balkendecke, große Löcher in den Dielen, ſo daß man den Fuß darin ſich vertreten konnte, und im Ganzen nur drei lange Schultafeln, an welchen auf beiden Seiten die mit jenen nicht verbundenen Bänke ſtanden. Dieſe Subſellien, ſo wie der Lehrtiſch, der keine Aehnlichkeit mit einem Katheder beſaß, zeigten keine Spur von einem farbigen Oelanſtrich, waren wurmſtichig und vielfach mit Meſſern zerſchnitzelt. In dem kleinen Schulhofe, wo in gleich erbärmlicher Weiſe für die Retirade geſorgt war, lagen anſehnliche Schutthaufen aufgethürmt, welche über

unſere offenen Fenſter hinaufreichten und daher bis in unſer Vorzimmer ſich gedrängt hatten. Ich lernte mit Leichtigkeit und Luſt meine lateiniſchen Aufgaben, ſo daß ich bald meine älteren Mitſchüler einholte. Durch die lateiniſche Grammatik lernte ich nun erſt die deutſche kennen. Mein lieber Klengel erachtete mich für geeignet zum Studiren und darum ſollte ich auch das Griechiſche bei ihm erlernen. Allein mein Vater erſchrak vor dem Gedanken, daß er bei einem jährlichen Gehalt von nur 200 Thaler mindeſtens eben ſo viel ſeinem Sohne auf der Univerſität darreichen müſſe, und da ich nur ſein Lehrgehülfe werden ſollte, ſo fanden die Wünſche meines Klengel bei ihm kein geneigtes Gehör.

Unter meinen Mitſchülern befanden ſich die Söhne angeſehener Familien Dresdens. Z. B. die drei Söhne des berühmten Kapellmeiſters Naumann, Carl, Moritz und Peter; ferner zwei Söhne des Hofbuchdruckers Meinhold; ein Sohn deſſelben Doctors K., der meinen Bruder Eduard unter die Erde lazirte; die Brüder des Kunſthändlers Ernſt Arnold, der wackere Hofpianiſt Carl Krägen, der Kaufmann Bärwald, zwei Brüder Krempe, von denen der jüngere die Romanſchriftſtellerin Ida Frick heirathete, der nachherige Beſitzer des Radeberger Mineralbades Dr. Kloſe, der als Conrector an der Kreuzſchule verſtorbene Dr. Sillig u. a. m. Selbſt ein Jude, Namens Collin, Inhaber einer Muſikalienhandlung, war mein Mitſchüler. Mein Weg zur Kreuzſchule führte mich täglich viermal über den Altmarkt, wo die Bauerweiber und Hökerinnen Obſt aller Arten feilhielten. Für mich Obſtliebhaber eine ſtarke Verſuchung und ſehr verführeriſch für meine geringe Einnahme an täglich drei Pfennigen! Einſt hatte ich mir für wenige Pfennige ein Viertelmäßchen gedörrter Aepfel eingehandelt und ſolche, in Ermangelung eines andern Aufbewahrungsmittels, in das Futter meines Huts geborgen. Vor der Kreuzſchule traf ich auf meinen Lehrer K. Höflichkeit und Ehrfurcht machten, daß ich meines Hutballaſtes gänzlich vergaß und tief meinen Hut abzog, wobei natürlich ein Regen gedörrter Apfelſtücken den Gruß begleitete, deren Anblick mich mit einer hohen Schamröthe übergoß. Wenn die zwei erſten Lehrſtunden früh um 10 Uhr vorüber waren, ſo machte unſer lieber Klengel

eine viertelſtündige Pauſe, während welcher er ſich hinauf in ſeine Wohnung begab. Dieſe Zeit benutzten meine Mitſchüler oft, um kleine Reitergefechte auszuführen. Die größeren und ſtärkeren Schüler luden die kleineren auf ihren Rücken und nun begann der Kampf der Reiterei theils gegen die feindlichen Reiter, theils gegen das Fußvolk, welches die Reiter von ihren Roſſen zu ziehen bemüht war. Ich für meine Perſon hielt mich von ſolchen Kämpfen zwar fern, fand aber eine lebhafte Freude an dem Zuſchauen, und nur die Furcht vor dem Ertappen hielt mich von der thätigen Theilnahme zurück. Einſt ging es abſonderlich hitzig zu und Peter Naumann vertheidigte ſich eben muthvoll gegen drei Infanteriſten, die ihm arg zuſetzten. In ihrer Hitze des Streits bemerkten die Kämpfer nicht, daß unſer Klengel ſchon ſeit geraumer Zeit die Thüre leiſe geöffnet hatte und ſtill verwundert dem Gefechte zuſah. Erſt da er ſeine Stimme hören ließ, warf jedes Roß ſeinen Reiter haſtig ab und die Krieger wurden wieder zu gehorſamen Schulknaben, die ſich ſchamvoll an ihre Sitze ſchlichen. Zur Oſterzeit hatten wir allemal unſere Schulprüfung, an welcher weiter kein Menſch Antheil nahm, als der alte ehrwürdige Superintendent Tittmann und der Stadtrichter Fehre. Eine ſolche Prüfung mochte für die beiden Herren wohl eine ſehr langweilige Sache ſein, denn während wir Phädri Fabeln, den Cornelius Nepos und Juſtinus überſetzten, bemerkten wir mit verletzter Eigenliebe, daß ſich die Augen des Superintendenten wiederholt zu einem ſanften Schlafe ſchloſſen. Erſt das Verleſen unſrer Cenſuren ermunterte den Greis und derſelbe ermahnte dabei namentlich die drei Naumänner, ihrem berühmten Vater nachzufolgen und deſſen Namen noch im Grabe durch Fleiß und ſittlich gutes Betragen zu ehren. Das Band der Freundſchaft, welches ich damals mit mehrern meiner Mitſchüler ſchloß, iſt für meine ganze Lebensdauer feſt geblieben und nur Wenige, welche zu höhern Aemtern und Würden gelangten, ſchämten ſich des niederen Schulmeiſters und verleugneten die frühere Kameradſchaft.

Unter meinen Mitſchülern befand ſich, wie ſchon erwähnt, auch der nachherige Hofpianiſt, Carl Krägen. Denſelben hatte ſein Vater, ein Regiſtrator, von der früheſten Jugend an zum Virtuoſen beſtimmt und

ihn von dem tüchtigen Muſiklehrer Fiedler im Pianoforteſpiel unterrichten laſſen. Der arme Knabe mußte vom frühen Morgen bis zum ſpäteſten Abend am Pianoforte ſitzen und ſich üben. Schon damals lernte ich einſehen, um welch hohen Preis die Virtuoſität erkauft ſein will und wie man ihrer wegen die körperliche Geſundheit und eine mehrſeitige Geiſtesbildung hintenanſetzen muß. Zunächſt zog mich Krägens größere Fertigkeit im Malen zu demſelben mehr hin als zu meinen übrigen Mitſchülern. Als ich ſpäter Krägen beſuchte und auf dem Pianoforte ſpielen hörte, erkannte ich meine eigene Stümperei in der Muſik, die mir freilich nur ſehr unvollkommen von meinem Romberg gelehrt worden war. Meine Hauptgebrechen waren Mangel an Takt, an richtigem Fingerſatz und gefühlvollem Vortrag. Im letztern bewies ſich Krägen als Meiſter. Seinem Umgange verdanke ich hauptſächlich, was ich auf dem Pianoforte geleiſtet habe. Mein lieber Lehrer Klengel ſtarb als Rector an der Annenſchule zu Dresden in ſeinem hohen Alter. Ehre ſeinem Andenken!

Im Jahre 1809 bekriegte Oeſtreich Frankreich und mit demſelben auch den Rheinbund. Das für Oeſtreich unglücklich ausgefallene Ende dieſes Krieges iſt bekannt. Unſere Armee kämpfte mit den Franzoſen in Oeſtreich und nur wenige unſrer Soldaten blieben zum Schutze des eigenen Vaterlandes zurück. Zu ſchwach, um den vereinigten Oeſtreichern, Heſſen und Braunſchweigern die Spitze zu bieten, welche unter den Befehlen des Fürſten von Lobkowitz und des Herzogs von Braunſchweig-Oels anrückten, zog ſich Dresdens ſchwache Beſatzung auf die Anhöhen von Gorbitz, Pennrich und Neſſelsdorf zurück und überließ die Stadt, welche durch Napoleons Ausſpruch aus der Reihe der Feſtungen geſtrichen worden war, dem Feinde. Es war an einem Sonntage, als dieſer Dresden beſetzte und ſogleich deſſen Thore ſperrte, ſo daß ſehr viele der Spaziergänger nicht wieder herein konnten, ſondern während der Nacht ein anderweites Unterkommen ſuchen mußten. Noch kann ich mir recht gut die Heſſen vorſtellen, welche mit brennender Lunte neben den geladenen Kanonen in die wehrloſe Stadt rückten. Sie hatten ungewöhnlich lange und breite Bajonette. Das braunſchweigiſche Corps der Rache in ſeiner ſchwarzen Uniform mit den langen, vorn über den

Czakko und das Antlitz herabhangenden Roßschweifen mit dem Todtenkopf und den darunter gekreuzten Todtenbeinen auf dem Czakkoschilde bot einen ungewöhnlichen Anblick dar, während die böhmische Landwehr in ihrer graubraunen Montur, nur mit der Flinte und dem Bajonett bewaffnet, ohne Seitengewehr, ein desto harmloseres Aussehen hatte. Natürlich stand ich wieder auf Seiten der Deutschen und gegen den französischen Unterdrücker, wünschte daher jenen den Sieg, wurde aber in meinem Gemüthe wankend gemacht, als ich etliche Wagen mit verwundeten und gefangenen Sachsen in unsere Neustadt einbringen sah. Es waren diese die ersten Verwundeten, die mein Auge erblickte, und die weißgekleideten, von Blut starrenden und mit blutigen Binden umwundenen Krieger machten mir gleichsam einen stillen Vorwurf, daß ich auf der Feinde Seite stand, demnach gegen meine eigenen Landsleute war.

Ein schändlicher Verräther, ein Maurer, welcher die in Dresden noch vorhandenen Waffenvorräthe und andere zur Ausrüstung des Militairs gehörigen Sachen im hiesigen Zeughause hatte einmauern helfen, zeigte den Oestreichern diese verborgenen Schätze an, welche sogleich als gute Beute angesehen und stracks nach Böhmen abgeführt wurden. Die großen, eisernen Kanonen, welche bisher Dresdens Festungswälle gespickt hatten, waren bereits bei dem Ausbruche des Krieges in die neu angelegte Festung Torgau auf Elbkähnen fortgeschafft worden. Der Feind konnte sich nicht lange in Dresden halten, weil der König von Westphalen, Hieronymus Napoleon, mit seiner ganzen Armee und den zu ihm gestoßenen Sachsen die Oestreicher zum Rückzuge nach Böhmen nöthigte. Von dem durch seine Ausschweifungen entnervten, weibischen Hieronymus, der zu jener Zeit das Brühl'sche Palais in Dresden bewohnte, erzählte man, daß er täglich durch ein Weinbad sich gestärkt habe, eine Verschwendung, die uns sparsamen Dresdenern als eine ungeheure Sünde erschien und uns den ohnehin nicht geliebten Westphalenkönig noch verächtlicher machte.

Die böhmische Landwehr, welche, nach dem baldigen Abmarsch der Hessen und Braunschweiger, noch Dresden besetzt gehalten, hatte sich musterhaft und nicht wie Feinde betragen. Zwei von ihnen, welche mit

mehrern ihrer Kameraden im polniſchen Brauhauſe einquartiert lagen, beſuchten uns fleißig, um auf dem Poſitiv meines Vaters, das in der Schulſtube ſtand, zu ſpielen.

Die Schlacht bei Wagram machte dem kurzen Feldzuge ein Ende. Unſer König erhielt zum Lohne ſeiner Beihülfe einige kleine Enklaven Böhmens, welche Oeſtreich an Sachſen abtreten mußte, deren Annahme aber unſer König lange Jahre hindurch beanſtandete, ſo daß jene vormals öſtreichiſchen Ortſchaften herrenlos blieben und weder Abgaben zahlten, noch Recruten ſtellten. Noch muß ich erwähnen, daß mein Vater, deſſen Gehör mehr und mehr abnahm, deshalb das Teplitzer Bad gebrauchte, von wo er aber ſchon nach zwölf Tagen durch den Ausbruch des Krieges nach der Heimath zurückgetrieben wurde. Damals war der Werth des öſtreichiſchen Papiergulden's bis auf dreizehn und vierzehn Pfennige herabgeſunken, ſo daß der Weſtenſtoff, den mir mein Vater aus Teplitz mitbrachte, ſechzehn Gulden gekoſtet hatte. Dieſe Weſte, ſo wie alle unſere Mannskleidung, fertigte ein alter Schneidermeiſter, der weitläufig mit uns verwandt war, darum Herr Vetter Seidel genannt wurde und im dritten Stockwerke desjenigen Hauſes wohnte, welches noch heute in der Hauptſtraße „zum Bienenkorbe" heißt. Vetter S. war ein Mann von altem Schrot und Korn, daher er weder mit der Zeit, noch mit der Mode fortging, darum aber auch alle Kleider verhunzte und ſeine Kundſchaft verlor, ſo daß er endlich ohne Geſellen und Lehrburſchen arbeitete. Dennoch konnten ſich meine Aeltern nicht entſchließen, einen andern Kleiderverfertiger zu wählen, theils weil ſie Mitleid mit dem alten, ſonſt wackern Manne, theils Furcht vor ihm hatten und die lang gepflogene Freundſchaft nicht in Feindſchaft verkehren wollten. Nur mein Bruder hatte ſeinen Willen durchgeſetzt und den Vetter abgedankt, weshalb er jedes Zuſammentreffen mit dem Vetter und der Frau Muhme ſorglich meiden mußte. Vetter S. war kinderlos und ſeine, für eine Schneidersfrau ungewöhnlich gebildete Ehehälfte, deckte durch ihre Freundlichkeit und ihren heitern Umgang die künſtleriſchen Mängel ihres Mannes zu, ſo daß mein Vater und ich deſſen Sclaven ferner blieben. Nachdem ich confirmirt worden war, erachtete es Vetter S. für nicht ſchicklich, mich

fernerhin zu duzen. Mich „Sie“ zu heißen, dünkte ihm aber zu viel für mich halbwüchsigen Burschen, daher er einen Mittelweg einschlug, indem er mich Er nannte. „Mache Er den Arm krumm — drehe Er sich um“ u. s. w. sprach nunmehr der Vetter mit den stark buschigen Augenbrauen, unter welchen zwei schöne blaue Augen blinkten, wenn er mir das Maaß zu einem neuen Rocke nahm. Mich verdroß das „Er“ gewaltig, nahm es aber stillschweigend hin, während die Frau Muhme einer milderen Redeweise sich bediente, indem sie z. B. sagte: „Gustav möchte wohl den neuen Rock gern zum Sonntage haben? Gustav macht gewiß große Fortschritte auf der Kreuzschule?“ u. s. w.

Während des Maaßnehmens, wo ich unbeweglich still stehen mußte, schweiften meine Blicke in dem geräumigen, jedoch niedrigen Zimmer umher. Am längsten hafteten sie an zwei Glaskästen, in welchen sich eine Schmetterlingssammlung befand, die für mich von großem Interesse war. Von derselben wendete ich öfters meine Augen nach zwei Kommoden hin, deren Oberfläche mit Porzellanfiguren und Tassen besetzt war. Darunter befand sich auch ein Apfel von Porzellan und derselbe ist's, den ich nach langen Jahren in meiner Erzählung: „Der goldene Knopf“ benutzt habe. Dieser von mir gewagte Spas hat mich aber in große Verlegenheit gebracht, indem manche meiner Leser, welche die ganze Erzählung für wahr hielten, bei mir jenen Porzellanapfel zu sehen wünschten.

Uebrigens ist jenes Haus, der Bienenkorb, für mich noch denkwürdig genug geworden und niemals gehe ich an demselben vorüber, ohne Gott für die Erhaltung meines Lebens und für seinen Schutz zu danken. Eines Abends schickte mich nämlich meine Mutter mit einem Auftrage an die Muhme Seidel. Als ich die erste Treppe zu deren Wohnung hinaufstieg, stieß ich auf ein Hinderniß, das mir das Weitergehen verwehrte. Da mich die schwärzeste Finsterniß umgab, so nahm ich die Hände zu Hülfe, um mich durch das Gefühl von der Beschaffenheit jenes Hindernisses zu unterrichten. Ich entdeckte zwei quer vorgezogene Latten, deren Zwischenräume aber weit genug waren, um meinen Körper hindurchzulassen. Da ich mir den Zweck der vorgezogenen Latten durchaus nicht zu erklären vermochte, vielmehr an einen

Schabernack dachte und nicht wußte, daß im Hinterhause noch eine zweite Treppe vorhanden war, so glaubte ich, um jeden Preis einen Aufweg mir bahnen zu müssen. Eine dunkle oder vielmehr bängliche Ahnung bewog mich jedoch, als ich unter jenen Latten hindurchschlüpfte, mit meinem ausgestreckten, rechten Fuße erst nach festem Grund und Boden zu tasten, bevor ich diesen unter meinem linken Fuße aufgab. Mein tappender Fuß fand erst in einer weitern Entfernung die gesuchte Treppenstufe und nachdem ich auf derselben Posto gefaßt hatte, schwang ich meinen Körper nebst dem linken Fuße nach. Als ich nun ungehindert die Treppe weiter hinaufstieg, trat die Hausbesitzerin mit einem brennenden Lichte in der Hand aus ihrer Wohnung im ersten Stockwerk und sah mich mit stiller Betroffenheit heraufkommen. Ich aber wendete jetzt meinen Blick rückwärts und entdeckte bei dem Lichtschimmer, daß eine oder zwei Treppenstufen herausgenommen waren und an deren Stelle eine schwarze, tief aufgähnende Kluft, die jedenfalls mein frühes Grab geworden wäre, hätte ich weniger vorsichtig meinen Weg fortgesetzt. Welch' einen Jammer der schmutzige Geiz einer reichen Hausbesitzerin, welcher dieselbe von dem Aufstellen eines brennenden Lämpchens oder eines zweckmäßigeren Verhaues abgehalten hatte, in meiner Familie anrichten konnte, wäre Gottes väterlicher Schutz mir nicht nahe gewesen!

13. Familienereignisse.

Mein Bruder Carl erlernte, wie bereits gedacht worden, das Drechseln und hatte seine fünfjährige Lehrzeit bis auf ein Jahr zurückgelegt. Eine starke Recrutirung, welche der Krieg mit Oestreich 1809 nöthig machte, bewirkte, daß mein Bruder sein Handwerk aufgab und eine andere Berufsart erwählte. Mein Bruder und meine Aeltern mit ihm befürchteten nämlich, daß Bruder Carl wegen seiner Länge zum Soldaten gepreßt werden könnte, und da man solches als ein großes Unglück betrachtete, so erwählte man ohne Zaudern das Mittel, jenem zu entrinnen. Solcher Mittel oder Hinterthüren, dem Soldatenstande zu entgehen, gab es damals mehrere. Erfreuten sich doch sogar die

Sänftenträger der Befreiung vom Recrutiren, weshalb viele junge, rüſtige Leute Sänftenträger-Expectanten wurden. Als Ableiter des Recrutirens erwählte mein Bruder ein gar mächtiges, die wichtigſten Angelegenheiten des menſchlichen Lebens ausfechtendes Ding — die Schreibfeder! Mit derſelben bewaffnet, ſaß er als freiwilliger und darum unbeſoldeter Arbeiter im königlichen Juſtizamte an einer langen Tafel, an welcher noch eine ganze Anzahl gleicher Soldatenfeinde ihren Sitz hatte und die Krakelfüße der Rechtsgelehrten rein oder leſerlich abſchreiben mußte. Dieſer Berufswechſel errettete zwar vom Soldatenſtande, aber nicht vor dem Verhungern, denn, wie geſagt, erhielt keiner jener jungen Schreiber irgend eine Beſoldung. Demnach brachte dieſe Soldatenfurcht dem Fiskus inſofern großen Nutzen, als er brauchbare Arbeiter in ſeinem Weinberge ohne Bezahlung erhielt. Um ſich eine Rückkehr zu ſeinem früheren Berufe offen zu laſſen, machte mein Bruder ſein Geſellenſtück und wurde als Drechslergeſelle losgeſprochen. Ein geringfügiger Umſtand, der aber in Gottes Hand zu einem mächtigen Glückshebel ward, entriß meinen Bruder der troſtloſen Ausſicht, viele Jahre hindurch ſeinen Aeltern zur Laſt zu fallen. Einſt war im Juſtizamte ein in franzöſiſcher Sprache verfaßtes Actenſtück abzuſchreiben und mein Bruder der einzige unter ſeinen Schreibgefährten, welcher, als des Franzöſiſchen kundig, die verlangte Abſchrift fertigen konnte. Wider Erwarten vergalt der Oberamtmann dieſelbe mit vier Groſchen und rühmte nebenbei gegen den Garniſoncantor Pfeilſchmidt die Geſchicklichkeit des von demſelben ihm empfohlenen jungen Mannes! Bald darauf befragte ein anderer Bekannter Pfeilſchmidt's, der Generalkriegszahlmeiſter H., denſelben, ob er ihm nicht einen jungen Mann zuweiſen könne, um ihn als Diätiſt — Tagarbeiter — in ſeiner Expedition anzuſtellen. Wie viel, ja wie faſt Alles auf Empfehlungen ankommt! Pfeilſchmidt hatte nichts Eiligeres zu thun, als meinen Bruder zum Diätiſten vorzuſchlagen, und dieſe Stellung war die erſte Staffel des Glücks, welche meinen Bruder einer neuen Laufbahn entgegen führte. Als mein Bruder ſeinen erſten Monatsgehalt — zehn Thaler — heimbrachte und in dreißig blanken Achtgroſchenſtücken breit auf den Tiſch hinzählte: wer wollte da unſer Aller Freude beſchreiben?!

Mein entzückter Bruder erhöhte meine frohe Theilnahme durch das Geschenk eines Achtgroschenstücks, das ich theuer aufhob. Aus einem Gesellen des mehr und mehr zurückgekommenen Drechslerhandwerks ist mein Bruder, von Stufe zu Stufe steigend, nach fast 50jähriger Dienstzeit als Kriegszahlmeister mit jährlich 1056 Thaler 26 Sgr. pensionirt und mit dem Ehrenkreuze ausgezeichnet worden. Wer wollte nicht hierin abermals die väterlich waltende göttliche Vorsehung erkennen? Weil die französische Sprachkenntniß meines Bruders erster Glücksstern geworden war und die französischen Krieger mehr in Deutschland als in ihrem Vaterlande hauseten, so sollte auch ich das Französische erlernen. Sehr erstaunte ich eines Tages, als nach dem Schlusse des nachmittäglichen Unterrichts und der Entfernung unsers Klengel, der Finanzcanzlist B., der Vater unsers Hausgenossen Hänse, in unsere Classe trat, seinen dreieckigen Hut ablegte und, nach seiner Gewohnheit, beide Backen wiederholt aufblies. „Das ist" — lautete auf meine hastige Frage die Antwort eines meiner Mitschüler, „unser französischer Sprachlehrer. Er prügelt tüchtig, wenn wir ihm etwas nicht recht machen."

Diese Eigenschaft mochte vielleicht Ursache sein, daß, als ich ebenfalls an dem französischen Unterricht Antheil nahm, unser Hausgenosse abgedankt und ein anderer Finanzbeamter, Namens Koretzky, an seine Stelle angenommen worden war. Aber, wie übel erging es mir bei demselben! Ich, der nicht einmal das französische Abc, geschweige das Französische zu lesen verstand, sollte mit meinen übrigen, bereits weit vorgeschrittenen Mitschülern sofort conjugiren. Meine bescheidene Einwendung dagegen fruchtete nichts und so lauderwelschte ich denn auf das Gerathewohl mit. Ich weiß mich noch genau zu entsinnen, daß ich conjugiren sollte: Quand j'aurois parlé, quand je n'aurois pas parlé, aurois-je parlé, n'aurois-je pas parlé u. s. w. Dabei brachte nun meine deutsche Zunge so ungereimte Klänge hervor, daß ich selbst über sie lachen mußte. Da bekamen meine Achseln Koretzky's spanisches Röhrchen zu fühlen, was mir ganz außer dem Spaße war. Während meiner ganzen Schulzeit hatte ich nur ein einziges Mal und zwar von meinem Vater eine körperliche und schmerzliche Züchtigung

erhalten, die ich überdieß nicht einmal mit Recht verdiente, ſondern woran lediglich die Schwerhörigkeit meines Vaters ſchuld war, der meine auf ſeine examinirende Frage gegebene Antwort falſch verſtanden hatte. Damals bekam ich von ihm mehrere Hiebe mit jener alten Degenſcheide auf meine Handflächen, allein die Spitze dieſes Strafmittels traf noch weit über die Hände hinaus und erzeugte blau unterlaufene Striemen über dem Adergewebe der Arme, weshalb meine Mutter, der ich meine Noth und Schuldloſigkeit klagte, meinem Vater unter vier Augen ſein Verfahren liebreich verwies. Man erſieht aber aus dieſem einen Beiſpiele, wie nachtheilig gerade bei einem Lehrer die Schwerhörigkeit einwirken kann.

Bei dieſer Weiſe des franzöſiſchen Sprachunterrichts würde ich im ganzen Leben nichts gelernt haben. Ein glücklicher Umſtand errettete mich aber bald aus meiner Sprachnoth. Der jüngſte Sohn jenes Mehlhändlers in Lockwitz und Bruder unſrer Braumeiſterin ſtand, wie früher mein Bruder, in Gefahr, zum Soldaten gepreßt zu werden, obgleich ſein Vater das Dorfrichteramt bekleidete. Damals war's noch möglich, daß der junge Mann der ihm drohenden Gefahr dadurch entgehen konnte, daß er als Lehrgehülfe in die Dienſte meines Vaters trat. Auch er hatte auf keinem Seminar eine pädagogiſche Verbildung erhalten, ſondern, wie zu jener Zeit die meiſten Volksſchullehrer, bei einem erfahrenen Schulmeiſter, ſeinem Schwager, in der Lehre geſtanden. Wie weit oder vielmehr wie zurück Gottlob T. im Lehren war, ging unter Anderem daraus hervor, daß er, über das vierte Gebot catechiſirend, ſchon nach Verlauf von 5 Minuten mit dem geſammten Inhalt und Stoff deſſelben fertig war. Das aber hatte nichts weiter auf ſich und Gottlob T. löſete meine gute Mutter in ihrem Lehreramte ab, ſo daß ſie ſich ganz wieder ihren übrigen Pflichten widmen konnte. Weil nun damals das Erlernen der franzöſiſchen Sprache nicht bloße Modeſache, ſondern eine dringende Nothwendigkeit war, ſo nahm auch unſer neuer Hülfslehrer Unterricht in jener Sprache und zwar bei demſelben Hänſe B., welcher in früherer Zeit die Zielſcheibe unſers Spottes geweſen, jetzt aber Secundaner auf der Kreuzſchule war und ſich zur Univerſität vorbereitete. Da monsieur Jean nicht mehr wie

einen Groſchen (zwölf Pfennige) für eine Lehrſtunde verlangte, ſo brachten meine Bitten bei meiner Mutter es dahin, daß ſie das Honorar für wöchentlich zwei Unterrichtsſtunden bei Jean bewilligte und ich gleichfalls deſſen Schüler ward. Ihm vorzüglich habe ich zu verdanken, was ich von dem Franzöſiſchen weiß, und zeigte ſich's hier recht deutlich, was eine richtige Lehrweiſe zu leiſten vermag. Meine Fortſchritte im Franzöſiſchen waren ſo erſichtlich, daß ich bald Korezky's Liebling ward, indem er der irrigen Meinung war, daß mein Wiſſen ſein Werk und Verdienſt ſei. Mein junger franzöſiſcher Lehrmeiſter erfreute ſich einer ungemein glücklichen Laufbahn. Kaum von der Univerſität zurück, ward er ſchon Acciſinſpector, bald darauf Senator, dann Stadtrichter und endlich ein höherer Staatsbeamter, den ich noch jetzt dankbar hochſchätze.

Von Kindheit an erfüllte mich eine große Vorliebe für einen Garten und für die Gärtnerei, die mir noch im ſpäteſten Alter verblieben iſt. In unſerm polniſchen Brauhauſe wohnte ein Kriegsrath R. nebſt Frau, Tochter und Sohn. Derſelbe hatte von dem Schänkwirth ein kleines, abgezäuntes Stück Garten erpachtet, das oft der Gegenſtand meines ſtillen Neides war. Obſchon ein Kriegsrath weit über einen Polizeiſchullehrer und deſſen Familie ſtand, ſo ließ ſich doch des Kriegsraths um mehrere Jahre älterer Sohn ſo weit herab, daß er mich zu den Vorſtellungen ſeines kleinen Puppentheaters einlud und mich ſogar der Ehre würdigte, in den Zwiſchenacten die zahlreiche und meiſtens erwachſene Zuhörerſchaft durch mein Clavierſpiel unterhalten zu dürfen. So ſtümperhaft, ja erbärmlich jenes Puppentheater und deſſen Direction war, übte es dennoch eine große Anziehungskraft auf mich aus und nie verfehlte ich eine Vorſtellung deſſelben. Als ſpäter der Kriegsrath ſtarb und deſſen Familie auszog, erpachteten wir das Gärtchen für jährlich nur 2 Thaler und nun erachtete ich mich für den glücklichſten Sterblichen. Mit welchem Entzücken ich die Wiederkehr des Frühlings und das erſte Emporkeimen der perennirenden Pflanzen unſers Gärtchens begrüßte, deſſen Bearbeitung ausſchließlich mein Amt war! Wie viele vergnügte Stunden ich in der ſchlichten Laube, die ein hoher Birnbaum überſchattete, verlebt habe!

Am 5. März 1810 beſchenkte, nach zehnjähriger Pauſe, meine Mutter uns mit einem kleinen Brüderchen, das abermals den Vornamen Eduard erhielt.

Unſer Onkel Iſrael ſetzte ſich, nach einem vielbewegten Leben, zur Ruhe, indem er ſein Haus in hieſiger Palmſtraße nebſt der darin befindlichen Branntweinbrennerei verkaufte und dagegen ein größeres in der Moritzſtraße erwarb, von deſſen Zinſenertrag das bejahrte, kinderloſe Ehepaar ſeinen Lebensbedarf zu beſtreiten gedachte. Käufer und Nachfolger des Onkels Iſrael war ein Vetter S. aus Dobrilugk, welcher ſeinen bisherigen Beruf als Arzt dort gegen den eines Deſtillateurs vertauſchte und mit Frau und drei Söhnen nach Dresden zog. Bei dieſer Gelegenheit kündigte mein Vater unſerm Hauswirth W. das ihm dargeliehene Capital von 2000 Thaler, um ſolche dem Vetter S. als unbezahlte Kaufgelder gegen vier Prozent Zinſen vorzuſtrecken. Es hatte nämlich unſer Braumeiſter Z. meinem Vater im Vertrauen offenbart, daß es mit ſeinem Dienſtherrn nicht zum Beſten ſtehe und er daher wohl thue, wenn er in Zeiten ſein Darlehn zurückfordere. Ein naher Verwandter meiner Mutter, welcher Fourier bei einem ſächſiſchen Dragonerregimente war, beſaß drei Töchter, von denen die mittelſte in unſere Familie aufgenommen wurde, um, nach zurückgelegten Schuljahren, ihre weitere Ausbildung in Dresden zu erhalten. Vetter St., der ſein Standquartier in Lübben hatte und uns etliche Mal beſuchte, war das Muſter eines ſtrengen, wohl disciplinirten Soldaten, welcher ſeine Uniform hoch in Ehren hielt. Seine Leidenſchaft neben der Soldatenehre war das Tabakrauchen und dieſes ſein Erſtes beim Aufſtehen, ſo wie ſein Letztes bis zum Einſchlafen. Den Berg von Tabak hätte ich ſehen mögen, welchen Vetter St. in ſeinem langen Leben aus der Pfeife verdampft hat.

Zweiter Abſchnitt.

Die Jünglingsjahre.

14. Das Seminar.

Zu Oſtern 1811 verließ ich die Kreuzſchule und meinen lieben Lehrer Kiengel. Das Jahr vorher war ich confirmirt worden, bei welcher Gelegenheit mein Vater mich mit einer alten, dreigehäuſigen Taſchenuhr beſchenkt hatte.

Wiederum verdankte ich es meiner Mutter, daß ich meine Ausbildung zum Lehrer auf dem Seminar zu Friedrichſtadt Dresden erhalten ſollte. Deſſen Director H. war als Candidat Lehrer in der Pfeilſchmidtſchen Schule geweſen und hierdurch mit meinem Vater bekannt geworden, was mir nun ſehr zu Statten kam. Dennoch klopfte mir das Herz gewaltig, als ich in Begleitung meines Vaters den Weg zum Seminar antrat, deſſen Einrichtung mir gänzlich unbekannt war. Wir wurden freundlich aufgenommen und mein Eintritt in das Seminar ſofort genehmigt, ohne daß der Director vorher eine Prüfung mit mir vornahm. Da ich aber das vorſchriftsmäßige Alter eines Seminariſten (17 Jahre) nicht beſaß, ſo hätte ich als ſogenannte Novize und als Chorſchüler eintreten müſſen. Allein da ich einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Singen in den Straßen, das ich als eine herabwürdigende Bettelei betrachtete, empfand und zu erkennen gab, ſo ernannte mich der gütige Director zum Hoopes, eine Bezeichnung.

deren Sinn ich nicht verſtand, obgleich ich meinen lateiniſchen Schriftſteller las.

Als ich am beſtimmten Tage im Seminar, wo die Lehrſtunden früh vor 7 Uhr begannen, erſchien, bekam ich meinen Sitz an der Novizentafel angewieſen, die in einem Winkel neben dem Ofen ſtand. Dieſelbe war mit etwa einem Dutzend angehender Jünglinge meines Alters beſetzt, unter welchen ich den letzten Platz einnahm. Vor uns hatten wir das Katheder des Directors und eine Reihe von Subſellien, welche von 40 bis 45 Seminariſten beſetzt waren, die zum Theil bereits das Mannesalter erreicht hatten. Mehrere von ihnen und namentlich die älteſten an den vorderſten Tafeln erſchienen zu meiner großen Verwunderung nur halb bekleidet, brachten ihre noch nicht angelegten Kleidungsſtücke mit und vollendeten unter des Directors Augen und während der Lehrſtunde ihre Toilette. Nach beendigter, erſter Lehrſtunde über den Religionsunterricht, den der Director nach einem Lehrbuche Dinters ertheilte, catechiſirte ein Seminariſt mit einer Anzahl Knaben aus der mit dem Seminar verbundenen Realſchule über einen Lehrſatz aus dem Dresdener Kreuz-Katechismus, worauf nach Entfernung der Schüler der Director in Gegenwart ſämmtlicher Seminariſten die eben abgehaltene Catechiſation einer genauen Beurtheilung unterwarf. Von 9 bis 11 Uhr war eine Pauſe, während welcher ein Theil der Seminariſten in den verſchiedenen Claſſen der Realſchule Unterricht ertheilte, ein anderer dagegen ausging, um durch Privatſtunden einigen Gewinn zu erzielen. Die Novizen und ich mit ihnen wohnten nun eine Stunde hindurch dem erſten Unterrichte im Leſen bei, welchen der Vicedirector S., ein mit Recht ſehr geliebter Lehrer, nach der damals noch neuen Lautirmethode Stephani's ertheilte. Da der Weg nach meiner Wohnung in der Neuſtadt ſehr weit war, ſo verweilte ich, allerdings unter tödtlicher Langeweile, bis zum Wiederbeginn des Unterrichts in dem leeren Lehrzimmer der Seminariſten. Mit dem Schlage elf verließen die Schulkinder lärmend die Claſſen. Dafür ſtellten ſich die Seminariſten wieder ein, um, wie man mir ſagte, der Concertſtunde beizuwohnen. Dieſe hielt der Cantor F. ab und zwar in dem Saale des Seminargebäudes, wohin auch ich mich nun begab.

Hier wurden Muſikpulte aufgeſtellt, an welchen einige Seminariſten mit Geigen, Bratſchen und einem Cello Platz nahmen, während ein anderer die Orgelbank beſtieg. Die Sänger theilten ſich in vier Haufen nach den verſchiedenen Stimmen, und ich miſchte mich auf das Gerathewohl unter die Altiſten. Meine Stimme, welche früher einen nicht unangenehmen Sopran abgegeben hatte, war eben im Uebergange begriffen und hätte darum beſonderer Rückſicht und Pflege bedurft. Endlich erſchien der Cantor. Er war ein kräftiger, ja ſchöner, Ehrfurcht erweckender Mann mit weißer Friſur, eine Geige in der Hand, ein Notenpackt unter dem Arme. Nachdem die Noten vertheilt waren, begann das Concert, welches aus einer Kirchenmuſik beſtand. Da fiel nach einer Weile des Cantors durchdringendes Auge auf meine kleine Perſon, die aber bald eine große Störung verurſachte. Es ſtieg nämlich eine hohe Zornesröthe in dem Cantorantlitze auf und auf deſſen Stirne trat eine ſtarke Ader mächtig hervor. Das Concert plötzlich unterbrechend, kam der Cantor von ſeinem Dirigentenplatze herab und ſchritt, die Geige unter dem Arme, auf mich zu.

„Was will Er hier?“ fuhr er mich gröblich an. „Wer iſt Er denn? Ich kenne Ihn ja gar nicht!“

In großer Verlegenheit ſtammelte ich meine Antwort her, nannte meinen Namen und den Stand meines Vaters, von welchem ich einen Empfehl ausrichtete. „Ich kenne Seinen Vater nicht“ — tönte es zurück — „und hat Er hier gar nichts zu ſuchen, indem Er ſich nicht bei mir angemeldet hat.“ Vergebens wendete ich meine gänzliche Unwiſſenheit mit den hier beſtehenden Verhältniſſen ein. Der Cantor war nicht zu beſänftigen. Dabei hafteten hundert Augen durchbohrend, ſengend, lachend, ja zum Theil ſchadenfroh auf mir Angedonnerten, der ich vor Scham und Schmerz hätte in die Erde verſinken mögen. Vernichtet wankte ich aus dem Saale. Eine ſolche niederbeugende Behandlung war mir im Leben noch nicht widerfahren. Selbſt die paar Hiebe des hitzigen, aber ſonſt gutmüthigen Korepky hatten lange nicht ſo geſchmerzt als wie die Worte des Cantors. Welch' ein anderer Lehrer war mein lieber Klengel dagegen geweſen! Hätte mein Wille nur etwas Energie beſeſſen, ſo würde ich auf der Stelle dem ohnehin

mir aufgezwungenen Lehrſtande valet geſagt haben. Kaum daß ich meine quellenden Thränen vor den Leuten auf der Straße verbergen konnte, als ich zerknirſcht meinen Heimweg antrat. Später erſt erfuhr ich die wahre Urſache von des Cantors demüthigendem und gröblichem Auftreten gegen mich. Derſelbe war überaus ehrgeizig, lebte mit dem Seminardirector in Feindſchaft und hielt das Unterlaſſen meiner Anmeldung bei ihm für eine vom Director abſichtlich hervorgerufene Mißachtung ſeiner Perſon und Stellung. Da der Cantor an dem Director ſeinen Zorn nicht auslaſſen konnte, ſo mußte ich für jenen leiden. Möchte doch jeder Vorgeſetzte bedenken, welch' einen unverlöſchbaren Eindruck der erſte Empfang auf ein jugendliches Gemüth hervorbringt! Noch denſelben Tag machten mein Vater und ich dem Cantor unſere Aufwartung, welcher ſein Verfahren gegen mich damit entſchuldigte, daß er den Namen meines ihm wohlbekannten Vaters nicht verſtanden habe. Später konnte ich dem rechtſchaffenen Cantor meine Hochachtung nicht verſagen, allein mit Vertrauen, Liebe und Anhänglichkeit ihm nicht entgegenkommen.

Der, dem Range nach, zweite Seminarlehrer war der Vicedirector S., ein überaus gutmüthiger, herzlicher und liebevoller Mann, daher von allen Seminariſten wieder geliebter und geachteter, obgleich ſeine hauptſächlichſten Lehrſtunden weder von einer Vorbereitung, noch von klarer Faſſung zeugten. Dieß galt beſonders von dem Unterrichte in der Logik und Pſychologie, daher ich in dieſen Wiſſenſchaften ein arger Ignorant blieb. Die Schuld daran lag an der überaus kärglichen Beſoldung (ſo viel ich weiß, betrug dieſe bei dem Director vier und bei dem Vicedirector dreihundert Thaler!), welche den wackern S. als Vater einer zahlreichen Familie nöthigte, anderem Broterwerb nachzugehen, daher ihm wenig Zeit zu ſeiner eigenen Vorbereitung verblieb. Dann war auch der Unterricht in der Logik und Pſychologie auf die ganz unpaſſende Mittagsſtunde 1 Uhr verlegt, wo die Denkkraft weder bei dem Lehrer noch bei dem Schüler eine aufgeweckte war und ſein konnte. Der Vicedirector unterrichtete die Seminariſten auch in der lateiniſchen Sprache, wöchentlich zwei Stunden. Ach, Himmel, auf welcher niedrigen Stufe jene in dieſer Kenntniß ſtanden und verblieben! In meinem

Innern mußte ich lachen, wenn ich die erwachsenen Männer übel declíniren, conjugiren, kleine Sätze überſetzen und ſie dabei Böcke ſchießen hörte, welche der unterſte Kreuzſchüler ſich nicht zu Schulden kommen ließ. Eben ſo übel ſtand es um den Unterricht im Franzöſiſchen, den der Cantor wöchentlich in einer einzigen Lehrſtunde ertheilte und der ſich faſt nur auf das Leſenlernen beſchränkte, was der gute Cantor ſelbſt nur mangelhaft verſtand. In dieſem Fache, ſo wie im Zeichnen, übertraf ich meine Lehrmeiſter. Zeichnenlehrer war ein gewiſſer B., der das Amt eines Zuckerſtreuers am königlichen Hofe bekleidete, von der Zeichnenkunſt aber gar nichts verſtand, daher er ſeine Vorlegeblätter, die ganz miſerabel waren, von andern Pfuſchern herſtellen ließ. Nach einem von ihm eingeführten Schlendrian mußte jeder ſeiner Schüler, er mochte nun Talent zur Kunſt haben oder nicht, die ganze Reihenfolge ſeiner numerirten Vorlegeblätter durchmachen, wobei er ſelbſt niemals die verbeſſernde Hand anlegte, weil er ſolches nicht vermochte. Das Ende dieſes übrigens rechtlichen Mannes war ein trauriges. Bereits 76 Jahre alt, ſuchte und fand er ſeinen Tod in den Fluthen der Elbe, wozu ihn drückende Nahrungsſorgen vermocht hatten.

Ein fünfter Seminarlehrer war endlich ein kleines, dürres Männchen mit einem franzöſiſchen Namen, aber mit einem ehrlichen deutſchen Herzen, welcher uns den Schreibunterricht gab, zugleich aber auch als Lehrer der erſten Mädchenclaſſe verſtand.

Mit Ausnahme des Zeichnenlehrers wohnten die Seminarlehrer im Seminargebäude, auch beſaß jeder von ihnen ein kleines, abgeſondertes Stück von dem das Hauptgebäude umgebenden Seminargarten. Jeder wirkliche Seminariſt hatte gleichfalls ein Beet zu ſeiner freien Benutzung inne, an deſſen Beſchaffenheit und Pflege man recht gut den Character ſeines Beſitzers erkennen konnte. Die Seminariſten bewohnten je zu Zweien eine einfenſterige Dachkammer, deren Reinigung einem alten, buckeligen Weibe — aus triftigen Gründen — übergeben war. Von den fünfzig Seminariſten erhielten nur fünfzehn eine Beköſtigung und darunter drei durch die Güte der Meißner Ritterſchaft, die übrigen auf Landesunkoſten. Aber, lieber Himmel! was für eine

Befeſtigung war dieß! Wie gut haben es dagegen jetzt unſere gemeinen Soldaten in der Kaſerne!

Punct 12 Uhr fanden ſich die zwölf königlichen Koſtgänger (die ritterſchaftlichen drei aßen in der Wohnung der Köchin) in unſerm Lehrzimmer ein, wo ſie ihren Sitz an unſrer Novizentafel hinter dem Ofen einnahmen. Ein armer Seminariſt, welcher für ſeine Dienſte mit einem kleinen, in der Schüſſel zurückgelaſſenen Speiſeüberreſt belohnt wurde, verſah das Amt eines Truchſeß (richtiger: Trugeſſen) und die Tafel mit einem Tiſchtuch von grobem Zwillich, mit zwölf flachen Zinntellern, mit Löffeln, Meſſern und Gabeln. Dann holte er aus der am Ende des Seminargartens befindlichen Wohnung der Köchin das Eſſen in einer großen Schüſſel herbei, worauf der Seminariſt du jour oder vielmehr der Woche die Austheilung des Eſſens übernahm. Daſſelbe beſtand an vier Wochentagen aus Gemüſe, in Waſſer gekocht, Sonnabends aus Milchhirſe und Mittwochs wie Sonntags aus Fleiſch- und beziehentlich Bratenſpeiſe. Die Portion Gemüſe für einen im vollſten Wachsthum befindlichen Jüngling bedeckte juſt den Boden des Zinntellers und der ſonnabendliche Hirſebrei beſtand in einem Klecks, der, vermöge ſeiner Dichtigkeit, ſich nicht breit machen laſſen wollte. Man wird ſich einen Begriff von der Qualität und Quantität dieſer Koſt machen können, wenn man erfährt, daß diejenigen Seminariſten, deren Mittel den Genuß einer beſſeren Mittagskoſt in einem Speiſehauſe erlaubten, ihre Eßportion für den üblichen Preis von — drei Pfennigen an ihre dürftigeren Kameraden verkauften. Der Hunger bewirkte, daß auch ich wiederholt für drei Pfennige eine Portion Hirſebrei erkaufte und verzehrte, gegen welche diejenigen unſrer Armenkinder mindeſtens doppelte waren. An den beiden Fleiſchtagen beſorgte der Seminariſt von der Woche die Zertheilung, was an dem kleinen, knochenreichen Fleiſch- oder Bratenſtücke eine große Kunſt war. Da der Zertheiler ſelbſt die zuletzt übrigbleibende Portion erhielt, ſo mußte er ſich der gleichmäßigſten Theilung befleißigen. Man wird geſtehen, daß unſere Behörde auf dieſe Weiſe ihre Landſchulmeiſter zu gar trefflichen Vorſchneidern bei Tauf-, Hochzeit- und Kirmeßſchmäuſen heranbildete, ſie auch in Zeiten an Dürftigkeit, ſo wie an Entbehrungen

gewöhnte. Das Beſte bei der ganzen Beköſtigung war ein Brot von ſieben Pfunden, welches allwöchentlich die fünfzehn Koſtgänger zugetheilt bekamen und von guter Beſchaffenheit war.

Nur einige Tage erſt beſuchte ich das Seminar, als einer der roheſten Seminariſten mit befehlendem Tone zu mir anhob: „Höre N.., hole mir für drei Pfennige Butter drüben bei F.“ Die genannte Büdchen- oder Victualienwirthſchaft befand ſich in der vor dem Seminarhofe liegenden Straße. Verdutzt empfing ich die Kupfermünze und ſchlich tief gedemüthigt davon, um das Butterſtückchen, in einem ſchmalen Papierſtreifen mir eingehändigt, herbeizuholen. Von nun an mußte ich den gehorſamen Diener der Seminariſten abgeben, welcher fleißig die Victualienhändler, die Fleiſcher und Obſthökerinnen in Nahrung ſetzte. Nicht immer war die von mir überbrachte Waare nach dem Wunſche des Käufers, daher ich ſie dem Verkäufer wieder zurücktragen und dafür bittere Worte hinnehmen mußte. Dieſes Dienergeſchäft war für mich verwöhntes Mutterſöhnchen eine harte Nuß und verleidete mir abermals meinen Beruf. Zwar ſagte ich mir ſelbſt, daß die älteren Seminariſten noch weit weniger als ich 16jähriger Burſche ihre Bedürfniſſe herbeiholen könnten, und daß, nachdem ich als wirklicher Seminariſt eingerückt ſein würde, mir daſſelbe Recht über die Novizen zuſtände. Auch wußte ich, daß ja Luther als jüngſter Mönch noch weit niedrigere Dienſte hatte leiſten müſſen. Nichts deſto weniger ſchmerzte mich meine untergeordnete Stellung, bis endlich einige meiner Kameraden, die ich zu Freunden gewonnen hatte, mir im Vertrauen ſteckten, daß ich als Hospes nicht die Pflichten der Novizen zu erfüllen hätte, und als ich nun, muthig gemacht, mein Recht geltend machte, ſo ſah ich mich jener Dienergänge enthoben.

Da meine Kenntniß der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache meinen Kameraden nicht lange verborgen blieb, ſo erſuchten mich einige derſelben, ja ſelbſt ältere Seminariſten, ihnen Privatunterricht in beiden Sprachen zu ertheilen. Gern kam ich dieſem Wunſche nach, da mir die freie Zeit zwiſchen 9 und 11 Uhr Vormittags qualvoll lang wurde und ich ſolche mit paſſender Beſchäftigung nicht auszufüllen verſtand. Als Honorar für meinen Unterricht erhielt ich ſechs Pfennige für die

Stunde und mußte mich dabei oft noch lange mit der Bezahlung gedulden, indem die Kaſſe meiner Schüler nicht immer in guten Umſtänden war.

In meinem älterlichen Hauſe herrſchten gute Zucht und Sitte. Ich aber, was mußten meine Ohren mit anhören, als ich unter ſechzig junge Leute kam, von denen faſt die Mehrzahl die ſchmutzigſten, unkeuſcheſten Reden führte und ohne Scham und Scheu von ihren geſchlechtlichen Ausſchweifungen ſprach! Der ſittliche Ruf der Seminariſten war damals und nicht mit Unrecht kein guter. Mehrere von ihnen unterhielten ernſtliche Liebſchaften mit Mädchen; Andere beſuchten gemeine Tanzböden, brachten zechend die Abende in Schänkwirthſchaften zu, ſpielten Karte, ja verkehrten ſelbſt mit verrufenen Frauenzimmern. Nächtliches Ueberſteigen der Gatterthore des Seminarhofes war keine Seltenheit und wenn des Abends der Präfect nach dem Gebet die Namen der Seminariſten verlas, ſo antworteten Andere mit verſtellter Stimme für die abweſenden Kameraden, was bei der herrſchenden Dunkelheit im Lehrzimmer, das dann nur ein einziges Kerzenlicht matt erleuchtete, möglich war.

Diejenigen Seminariſten, welche ſich mit Privatunterricht oftmals viel verdienten, verſchmähten die Annahme geringerer Schulmeiſterſtellen, betrachteten das Seminar mehr wie eine bequeme Abwarteanſtalt als wie ein Lehrinſtitut, und griffen dann erſt zu, wenn ſich eine ihren Anforderungen entſprechende Verſorgung ihnen darbot. Es gab Seminariſten, welche 6—8 Jahre hindurch das Seminar bewohnten und hierdurch Anderen die Aufnahme erſchwerten.

Nicht lange nach meinem Eintritt in's Seminar feierte einer der älteſten Seminariſten, welcher eine gute Schulmeiſterſtelle erhalten und eine Fleiſchertochter zur längſt erkorenen Braut hatte, ſeinen Abſchiedsſchmaus, zu welchem ſämmtliche Seminariſten und Novizen, auch ich, eingeladen wurden. In dem Saale des Gaſthauſes zum Elephanten in Friedrichſtadt-Dresden fand der Schmaus ſtatt. Zwei lange Reihen von Schänktafeln mit doppelten Bänken ſtanden in des Saales Mitte, welcher durch düſter brennende Talglichter erhellt wurde. Die Enden der Tafeln hielten die Aelteſten der Seminariſten als Tafelmeiſter

beſetzt, die ſich durch das donnernde Aufſchlagen mit dicken Prügeln auf die Tafelplatten Gehör verſchafften. Es gab bei dem Schmauſe weder Teller, noch Meſſer und Gabeln. Jeder von uns empfing ein mächtiges Stück Schwarzbrot, dazu eine Bratwurſt, ſo wie eine Sauer- und eine Pfeffergurke, die wir, ſo gut man konnte, zu gewältigen ſuchen mußten. Zunächſt begann das Mahl mit dem, den Studenten nachgemachten, mir bisher gänzlich unbekannt gebliebenen Commercciren, auf deutſch: mit einem wüſten Saufgelage, das einem Jedem zumuthete, ein volles Kannenglas Bier, ohne abzuſetzen, auszutrinken, während der Chor hierzu eine gewiſſe Singweiſe anſtimmte. Als die Reihe des Trinkens an mich kam, that ich mein Möglichſtes, um der an mich ergangenen Anforderung zu genügen, vermochte aber mein Glas nicht bis zur Hälfte zu leeren, was mir vielfache Verhöhnung zuzog. Das unaufhörlich fortgeſetzte, viehiſche Bierzechen mit ſeinen darauf folgenden Rohheiten widerte mich dermaßen an, daß ich mich bald heimlich fortſchlich und nie wieder einem derartigen Gelage beiwohnte.

Ach, wenn meine ehrbare, züchtige Mutter geahnt hätte, was ich unter meinen Kameraden, welche die zarte Jugend bilden und zur Tugend, ſo wie zur Gottſeligkeit führen ſollte, zu ſehen und anzuhören bekam: ſie würde gewiß, ſelbſt mit Aufopferung ihres Lieblingwunſches, mich dem verderblichen Beiſpiele entriſſen haben. Einſt erſchien ganz unerwartet der ſächſiſche Oberconſiſtorialpräſident von F. nebſt einem ſpaniſchen Grauden im Seminar, welcher Letzterer den ſächſiſchen Volksſchulunterricht und deſſen Leiſtungen kennen lernen wollte. Der Präſident beauftragte unſern Director, zunächſt eine Catechiſation über das vierte Gebot mit den Realſchülern abzuhalten und dann mit denſelben das Kopfrechnen vorzunehmen. In neuerer Zeit hat man daſſelbe Denkrechnen umgetauft! Als wenn das Tafelrechnen kein Denken erfordere! Noch ſehe ich in der Erinnerung unſern Director verlegen ſeine Tabaksdoſe etlichemal aus einer Hand in die andere wandern laſſen, bevor er ſeine Gedanken ſo weit geſammelt hatte, um den erhaltenen Auftrag ausführen zu können. Als er jedoch nach der Catechiſation zum Kopfrechnen überging, ſchwamm er in ſeinem Elemente und der Herr Grande erſtaunte über die Leiſtungen der Schüler. Wahr

iſt's, daß unſer Director ſeine Schulknaben zu tüchtigen Kopfrechnern zu bilden wußte, welche gar oftmals hierin die Seminariſten übertrafen und über dieſe ſich luſtig machten. Auch über mich machte man ſich luſtig und zwar wegen meiner, vom Vetter S. gefertigten altmodiſchen Kleidung. Mein Sonntagsanzug beſtand damals aus einem Frack und aus Hoſen von lichtgrauem Tuch. Die Schöſſel des Erſteren reichten mir bis in die Kniekehlen hinab und ſtanden ſo weit auseinander wie an den Röcken unſrer Sänftenträger, was mir das Anſehen eines Maikäfers gab, welcher ſeine Flügel noch nicht wieder unter deren braune Deckmulden zurückgezogen hat. An einem Sonntage ſpazierte ich in unſerer Neuſtadt die Allee auf und nieder. Da gewahrte ich einen Trupp junger Herren, welche mich beim Vorübergehen ſcharf muſterten, höhniſch auflachten und mit lauten Worten meinen Anzug beſpöttelten. Das Klügſte wäre unſtreitig geweſen, wenn ich mich entfernt hätte. Solches ließ aber mein Stolz nicht zu. Ich wollte mich nicht als feig bezeigen und verlängerte vielmehr meinen Spaziergang. Da trennte ſich endlich einer der jungen Herren von dem Haufen, kam auf mich zu und fragte unter höhniſchem Lächeln nach dem Namen des Schneiders, welcher meinen ſo überaus modiſchen Frack gefertigt habe. Ich hatte ſo etwas erwartet und mich bereits darauf vorbereitet. Dennoch kochte es in mir und gern hätte ich dem Frager, obſchon er ein Jahrzehnt älter als ich war, durch ein Paar Maulſchellen geantwortet, allein die Nähe der Hauptwache und die Furcht, arretirt zu werden, drängten jede Luſt zur Gewaltthätigkeit in mir zurück. Höflich entgegnete ich dem Frager, wie ich bedauere, ihm nicht die gewünſchte Auskunft geben zu können, indem ich meinen Anzug direct von Paris bezöge, und fügte hierzu meine Vermuthung, einen Schneidergeſellen vor mir zu ſehen, welcher ſein Wohlgefallen an meinem Anzuge habe und durch deſſen Nachahmung ſeine Kunſt zu vervollkommnen gedenke. Jetzt gerieth mein Spötter in Verwirrung, lehnte meine Vermuthung ab und zog ſich nicht ohne Beſchämung zurück. Von Stund' an aber erklärte ich meiner lieben Mutter, wie ich mich wegen des Vetters ungeſchickter Arbeit nicht länger auf öffentlicher Straße verhöhnen laſſen könnte, und nahm meines Bruders Schneider auch zu dem meinigen

erwählen würde, was denn auch geschah und die älterliche Genehmigung erhielt.

Vorgesetzter des Seminars war der jedesmalige Oberhofprediger, damals der berühmte Kanzelredner Reinhard, welcher alljährlich die Schulamtscandidaten öffentlich zu prüfen hatte. Einmal nur und zwar nach Michaelis 1811 hörte ich Reinhard bei einem solchen Examen und da nach seinem, am 6. September 1812 erfolgten Tode die Oberhofpredigerstelle nicht sogleich wieder besetzt wurde, so examinirte in jenem Jahre der erste Hofprediger H., der, wenn auch kein Reinhard, doch ebenfalls ein beliebter Kanzelredner war, dessen würdevolles Aeußeres allein schon für ihn einnahm. Unter seinen Beichtkindern befand sich auch ein alter Advocat, welcher schlicht, ja fast dürftig gekleidet einherging, und von dessen Praxis wenig oder nichts verlautete. Er war unbeweibt, darum kinderlos, hatte eine kleine Wohnung inne und machte keinen Aufwand. Als er starb, hatte er in seinem Testament den Hofprediger H. zu seinem alleinigen Erben eingesetzt. Derselbe jedoch, in der irrigen Voraussetzung, daß die Begräbniß- und anderen Kosten den anscheinend geringen Nachlaß des Erblassers übersteigen dürften, entsagte gerichtlich und ohne allen Vorbehalt der Erbschaft, die aber bei der darauf erfolgten Untersuchung durch die Obrigkeit gar nicht gering, man sagt, auf 8000 Thlr. — sich herausstellte. Diese Nachricht, verbunden mit den lieblosen und schadenfrohen Reden der Menschen, kränkte den würdigen Mann, welcher eine zahlreiche Familie besaß, nicht wenig, ja man behauptete sogar, daß sie ein Nagel zu seinem Sarge geworden sei. Des Einen Unglück gereicht aber nicht selten dem Andern zum Glücke. Eine brave, aber blutarme Soldatenswittwe, die mir zu meiner Gertrud gesessen hat, war damals Wäscherin bei meiner Mutter und als diese in den Zeitungen die Edictalien las, welche die etwaigen Anverwandten jenes Advocaten aufriefen, entsann sie sich, daß unsere wackere Frau M. denselben Familiennamen wie der Erblasser trug, und machte sie darum mit dem Aufrufe bekannt. Wirklich war die arme Frau eine weitläufige Anverwandte jenes Advocaten und so glücklich, einen Antheil der Hinterlassenschaft zugesprochen zu bekommen, was ihr ein

ſorgenfreies Alter bereitete und auch ihren Kindern zu großem Nutzen gereichte.

13. 1812.

Napoleon I. befolgte den von ſeinem Neffen ſpäter ausgeſprochenen Grundſatz, daß man, um ſich auf Frankreichs Thron zu erhalten, aller drei Jahre Krieg führen müſſe. Darum beſchloß er im Jahre 1812 Rußland zu bekämpfen und veranſtaltete in dieſer Abſicht einen Fürſtencongreß zu Dresden um die Pfingſtzeit des gedachten Jahres. Bei dieſer Gelegenheit war der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., ein Gegenſtand der allgemeinen Theilnahme des Volks und darum der Platz vor ſeiner Wohnung im königlichen Schloſſe ſtets von einer zahlreichen Volksmenge umlagert, welche nach dem Anblick des ſelbſt in ſeinem Unglück noch erhabenen Fürſten haſchte und ihre Vorliebe für denſelben laut äußerte. Auf dieſem Congreß war es auch, wo Napoleon, vielleicht zum letzten male in ſeinem Leben, ſo recht aus Herzensgrund gelacht hat, wovon eine höchſt untergeordnete Perſon im Königsſchloſſe die Urſache war. Da der Congreß von faſt allen deutſchen Fürſten beſchickt worden war, ſo gab es der hohen Gäſte ſo viele im Königsſchloſſe, daß die damals noch ſehr zahlreiche Dienerſchaft in demſelben kaum ausreichte und daher Hofbeamte zu Dienſten verwendet wurden, welche man zu ganz anderen Obliegenheiten beſoldete. So hatte z. B. der Hoftrompeter B. — ein Rieſe, der einen breiten Rücken für drei und einen Dickbauch für fünf Männer beſaß, das Amt eines Thürſtehers vor der Zimmerreihe Napoleons zugetheilt bekommen. Als nun derſelbe eines Tages aus der Fürſtenverſammlung, in welcher er den Bann über Rußland ausgeſprochen hatte, in ſeine Wohnung zurückkehrte, ſo riß B., bei dem Geräuſch der nahenden Sporenſchritte des Kaiſers, die Flügelthüre weit auf und blieb dann in tiefſter Unterwürfigkeit neben derſelben ſtehen. So ſtreicht der wehrloſe Kauffahrer ſeine Segel vor dem ſtolz daher rauſchenden Linienſchiffe, das auf die Nußſchale des Kaufmanns voll Verachtung niederblickt!

Des Hoftrompeters Verbeugung vor dem Weltenſtürmer war ſo

überaus tief, daß Napoleon von einem, mit einer schwefelgelben Hoflivree bekleideten Menschenkörper weiter nichts vor sich erblickt, als eine horizontale, einem blühenden Rübsenfelde ähnelnde Fläche, auf dereu vorderem Ende ein schwarzseidener Haarbeutel nur mühsam seine Lage behauptete. Und an der einen Seite dieses gelben Elephantenrückens und zwar zwischen demselben und dem dicht angeklemmten Arme erhob sich hoch ein großer, dicker Silberknopf mit einem gelbbraunen spanischen Rohre, ähnlich der vergoldeten Spitze eines Blitzableiters. Bei dem Anblick dieses kopflosen Ungeheuers wurzelten des Eroberers dröhnende Schritte fest. Seine Arme legten sich in der oft abgebildeten Weise in und unter einander und die Lüfte erbebten unter einem donnernden, dreimal sich wiederholendem: „Ha! ha! ha!" Hierauf verschwand der Kaiser in seinen Zimmern nnd der dicke Hoftrompeter, sich glücklich preisend, dem Mächtigsten der Erde ein Lachen entlockt zu haben, richtete sich wieder auf, wie ein Seeschiff, dessen Masten der Sturm bis auf die Wogenspitzen niedergebeugt hat. Der dicke Hoftrompeter ruht längst in seinem Grabe, auf dessen Denkstein man füglich die Inschrift setzen könnte: „Hier ruht Napoleons letzte Lache." Denn da dem gefällten Beschlusse, Rußland zu bekriegen und zu demüthigen, die baldige Ausführung nachfolgte, so bekam Napoleon weder in dem eisigen Rußland noch nach der Leipziger Schlacht, noch auf Elba und Helena jemals wieder Ursache zu einer herzlichen Lache.

Bevor noch die französischen Kriegerschaaren ihren Weg durch Deutschland nach der russischen Gränze antraten, ereigneten sich in unserm Kreise manche, nicht unwichtige Veränderungen. Unser Wirth W., auf dessen sonst immer heitrer Stirn jetzt finstere Wolken sich lagerten, maß seinem Braumeister Z. das Mißrathen etlicher Gebräude Bieres zu und kündigte ihm deshalb den Dienst auf. Mit Trauer und Bedauern sahen wir die uns liebe und werthe Braumeisterfamilie fortziehen, deren Haupt die Brauerei in dem nicht gar weit entfernten Dorfe Röthnitz erpachtet hatte. Auch dort setzten wir unsere Freundschaft und Verbindung fort, indem wir oftmals unsern Weg nach Röthnitz in die Brauerei nahmen. Der neue Braumeister unsers Hauswirths konnte aber auch nicht dessen leer gewordene Kasse durch

ſeine Geſchicklichkeit wieder füllen, daher plötzlich die unglaubliche Nachricht durch alle Räume des polniſchen Brauhauſes lief: „Unſer W. iſt bankerott geworden und hat ſeine Zahlungsunfähigkeit ſelbſt auf dem Rathhauſe angezeigt.“ Wie? der Mann, den wir Kinder für unermeßlich reich, für einen Millionair oder Cröſus gehalten und beneidet hatten, konnte ſeine, auf mehr wie 50,000 Thlr. ſich belaufenden Schulden nicht bezahlen, war ärmer als wir geworden und ſollte ſogar Noth leiden? Ach, das war ja noch nicht genug! Unbekannt mit dem Wechſelrechte, hielt unſer W. ſeine Freiheit für ungefährdet, bis zu ſeinem und der Seinen großen Schrecken unvermuthet ein Wechſelgläubiger ſeinen bankerott gewordenen Schuldner in's Gefängniß abführen ließ. Unſer lieber, freundlicher, oft gegen uns Kinder ſo freigebig geweſener Wirth ein Gefangener! ein Verbrecher! Ein Grauſen erfaßte mich, ſo oft ich das ſchmale, finſtere Gäßchen zwiſchen unſerm Rathhauſe zu Neuſtadt-Dresden und dem vormaligen Schulhauſe betrat und zu dem halb vermauerten, mit dicken Eiſenſtäben verwahrten Fenſter emporblickte, hinter welchem unſer lieber W. nicht bloß Tage, Wochen und Monate, ſondern eine Reihe von Jahren ſeufzend und gefangen verlebte. Aber noch gar viele Andere ſeufzten mit: die von unſerm W. um das Ihrige gebrachten Gläubiger, die zum Theil aus Wittwen und Waiſen beſtanden. Das von W. bisher beſeſſene Grundſtück unſers Brauhauſes erhielt nun einen Adminiſtrator, ſowie einen Pachter der Brauerei. Die Familie des Bankerotteurs aber verblieb in ihrer vormaligen Wohnung und verſorgte ihr Oberhaupt im Gefängniſſe mit der täglichen Nahrung. Der Zutritt zu demſelben wäre mir nicht verwehrt worden, allein ich konnte mich nicht entſchließen, ihn zu beſuchen, indem mein Gefühl dagegen ſich ſträubte, einen Mann als Züchtling und in ſeiner Erniedrigung wieder zu ſehen, den ich noch immer liebte und achtete.

Mein Vater pries ſich glücklich, daß er noch zur letzten Stunde ſein Kapital von W. zurückerhalten und wußte es ſeinem Warner, dem Braumeiſter Z., großen Dank, der ihn von ſeines Dienſtherrn mißlichen Verhältniſſen unterrichtet hatte. In dem ſpäter ausgebrochenen Kriege und bei der jahrelang deshalb andauernden Einquartierung

fremder Truppen vermißten wir gar sehr die Anwesenheit eines entschlossenen und gerechten Hauswirths, den in vorkommenden streitigen Fällen der entfernter wohnende Administrator durchaus nicht ersetzen konnte.

Der Sommer 1812 sah Napoleons Macht auf ihrem höchsten Gipfel entfaltet. Mehr wie eine halbe Million trefflich ausgerüsteter Krieger trat ihren Weg nach dem weit entfernten Rußland an. Noch sehe ich im Geiste die endlosen, glanzvoll ausgestatteten Schaaren von Kuirassiren, Uhlanen, Husaren, Dragonern, berittenen Jägern und Gensd'armes über Dresdens Brücke wallen, sehe ihre gold- und silberblinkenden Helme mit den wehenden Pferdeschweifen, ihre prachtvollen, zum Theil versilberten und vergoldeten Doppelküraſſe, ihre feinen, bunten Uniformen, ihre blitzenden Säbel, ihre Piken, ihren ungeheuern Artilleriepark, das dichte Gewimmel der Infanterieregimenter mit ihren voranschreitenden Musikchören und langbärtigen Zimmerleuten, welche, die ganze Breite der Brücke sowie der Straßen einnehmend, mit lustig klingendem Spiele ihrem schmählichen Untergange entgegenzogen. Am Vortheilhaftesten zeichneten sich unter der ganzen Menge die holländischen Garden durch die Schönheit ihrer Gestalten und die Feinheit ihrer weißen Uniformen aus. Es gab unter ihnen, namentlich unter ihren Officieren, Männer von einer solchen Schönheit, wie ich sie seitdem nicht wieder gesehen habe. Von ihnen allen habe ich nicht einen Einzigen zurückkehren sehen.

Bald genug verkündeten französische Bülletins in gewohnter, pomphafter Weise die Siege der großen Armee über die russische, die nirgends Stand hielt und ihren Feinden die reichsten Magazine, oft ohne Schwertstreich, in die Hände fallen ließ.

Smolensk war erstürmt, die blutige Schlacht bei Borodino gewonnen, Moskau ohne Schwertstreich besetzt worden. Heller denn je erglänzte Napoleons Siegesstern und unser Dresden zugleich, wegen Moskau's Einnahme, in einer unbefohlenen Illumination. Es war schon ziemlich kalt bei der vorgerückten Jahreszeit, als wir die Lichtpyramiden vor der Hauptwache in unsrer Neustadt betrachteten und in unseren Herzen alle Hoffnung auf die heiß ersehnte Befreiung von

dem franzöſiſchen Joche aufgaben. Daſſelbe war uns, je länger, deſto drückender geworden. Wir Deutſche ſahen die Scheiterhaufen lodern, deren Flammen die von ihren Inhabern längſt bezahlten engliſchen Waarenballen verzehrten, welche jenen von bewaffneten franzöſiſchen Räubern gewaltſam und ohne alle Entſchädigung entriſſen worden waren. Wie Schade war's um die Maſſen von Nanquin, Mancheſter, Sammet und anderen Stoffen, welche nutzlos dem Feuer anheimfielen! Was der Gewalt der Flammen Widerſtand leiſtete: die herrlichen Stahlwaaren engliſchen Urſprungs und andere ähnliche Erzeugniſſe, zerſchlugen die Räuber in nutzloſe Trümmer. Nicht den Engländern fügte man durch dieſes mehr als kindiſche Gebahren einen Schaden zu, ſondern den deutſchen Kaufleuten, welche, als Frankreich noch nicht mit England in Feindſchaft lebte, für ihr theures Geld jene der Vernichtung geweihten Waaren erhandelt hatten. Einer jener franzöſiſchen Räuber, die man wegen der Uebermacht ihrer Helfershelfer, nicht aufhängen durfte und konnte, ahmte wenigſtens jenem Heiligen nach, welcher den reichen Gerbern das Leder ſtahl, um armen Leuten Schuhe daraus zu fertigen. Es war der General Rapp, welcher, anſtatt die geraubten Stoffe zu verbrennen, ſolche ſeinen Soldaten zu Hoſen von Nanquin, Mancheſter und Sammet verabreichte. Sollte Deutſchland jemals vergeſſen können, was Alles es unter der franzöſiſchen Knechtſchaft erlitten hat?

Der Winter 1812 trat zeitig und mit wachſender Strenge ein. Es klang wunderſam und wie Muſik, wann die Wagenräder über den laut ſingenden Schnee dahinfuhren. An dieſem, jeden Morgen lauter tönenden Klingen konnte man die geſteigerte Kälte errathen, noch bevor man dieſe zu fühlen bekam. Da ich jeden Morgen ſchon nach 6 Uhr aus der älterlichen Wohnung in der Neuſtadt nach dem Seminar in Friedrichſtadt gehen mußte, ſo bekam ich die Kälte aus der erſten Hand zu ſchmecken. Damals hatte und kannte man noch nicht alle die Palliativmittel gegen die Kälte wie gegenwärtig, als: wollene Shawls um den Hals wie eine Boa gewickelt, wollene Pulswärmer, Reſpirators, Ohrenklappen, Gummiüberſchuhe und dergleichen Verweichlichungsſachen. Nur reiche oder hochbejahrte Leute trugen Pelze mit hohen,

weit über die Ohren heraufreichenden Kragen, Pelzstiefeln und große Müffe. Ich in einem dünnen, kurzen Tuchmäntelchen, in einem Filzhute und mit pelzgefütterten Fausthandschuhen trotzte allen Kältegraden und lachte über diejenigen, welche aller theuren Pelze ungeachtet, über erfrorene Hände, Nasen und Ohren klagten. Das verdankte ich dem frühzeitigen Lesen und Befolgen der Salzmann'schen Jugendschriften. Ich schlief damals in einer kalten Bodenkammer, wo ich keine Uhr schlagen hörte. Auch hatte man noch kein Mittel, schnell und leicht Licht zu erzeugen. Hierzu bediente man sich des Feuersteins, des Stahls, des Zunders und des Schwefelfadens und nicht selten erforderte das Verfahren damit eine geraume Zeit. Ich war genöthigt, durch Fühlen an die Zeiger meiner Taschenuhr die Stunde und Zeit zu errathen, was erst nach geraumer Gewohnheit ohne Irrthum abging. Es war eine bittere Nuß, wenn nach wiederholtem Befühlen der Uhrzeiger ich mich endlich aus dem lieben, warmen Bette erheben, im Finstern in der eiskalten Dachkammer mich ankleiden und ohne den Genuß einer Tasse warmen Getränkes, weil unser Dienstmädchen länger schlief als ich, hinaus über die lange Elbbrücke eilen mußte, wo der Wind mir oftmals Eisgraupen, die gleich Nadelspitzen stachen, in's unbedeckte Antlitz trieb. Ich darf mich rühmen, daß, während meines $3^1/_2$jährigen Besuchs des Seminars, ich nur dreimal etwas zu spät in die schon um $6^3/_4$ Uhr beginnende Lehrstunde gekommen bin.

Noch ahnte man im Volke nichts von dem Untergange der großen französischen Armee, deren Schicksal dem des ägyptischen Königs Pharao, nur mit dem Unterschiede, ähnelte, daß dieses plötzlich von den Fluthen des rothen Meeres verschlungen, jenes dagegen durch leise herniederfallende Schneeflocken und erkaltete Luft umgekommen war. Oft genug mögen die frierenden, hungernden und obdachlosen Franzosen nach den Quartieren Deutschlands und nach den Kalbsbraten, Würsten, Schwarzbroten und anderen Gerichten sich zurückgesehnt haben, welche sie in ihrem früheren Uebermuth verächtlich aus den Fenstern auf die Gasse geworfen hatten!

Plötzlich durchlief eines Morgens die staunenerregende Kunde unsere Stadt, daß Napoleon in der verwichenen Nacht in Dresden an-

gelangt und nach einer kurzen Unterredung mit unſerm Könige ſogleich weiter nach Paris geeilt ſei. Man erzählte ſich dabei, daß der mächtige Kaiſer in einem ſchlechten Bauernſchlitten ſeinen Einzug gehalten und ſich von unſerm Könige ein — Hemde erborgt habe. Dagegen riefen Napoleons Anbeter und Schmeichler aus: „O ſeht den großen Mann, wie höchſt originell er wieder iſt! Da er jetzt bei ſeiner Armee, die zu Moskau ruhig und ſchwelgend ihre Winterquartiere hält, überflüſſig iſt, ſo unternimmt er während dem eine Spazierfahrt von mehr als 500 Wegſtunden, um die Weihnachtsfeiertage in Paris zu verleben und ſeiner Gemahlin ein frohes Neujahr zu wünſchen!“

Bald aber langten ſchlimmere Nachrichten an, die man ſich erſt nur heimlich in die Ohren zu flüſtern wagte, aus Furcht vor dem franzöſiſchen Spionnetze, welches Napoleon über faſt ganz Europa gezogen hatte. Nach und nach jedoch ward man beherzter, je niederſchlagender und kläglicher die Neuigkeiten für die Franzoſen lauteten. Man erzählte ſich offen, wie die unüberwindliche große Armee zwar nicht durch die Ruſſen, wohl aber durch die Kälte und den Mangel zum Rückzuge gezwungen worden ſei; wie zuerſt die Pferde zu vielen Tauſenden erfroren und ihnen dann die Menſchen in gleicher Weiſe nachgefolgt wären; wie zuletzt die allein noch berittenen Officiere, Generale und Marſchälle ein heiliges Bataillon gebildet und den Kaiſer ſchützend umgeben hätten, bis endlich Napoleon ſeine Armeeüberreſte verlaſſen hätte und nach Paris zurückgeeilt wäre, um eine neue Armee aus der Erde hervorzuſtampfen. Nun begannen der Spott, die Schadenfreude, der Haß und der lange zurückgehaltene Grimm gegen die Fremdherrſchaft ihr feiges Spiel, indem Zerrbilder über Napoleon, ſelbſt über deſſen Marſchälle, Armee und deren ſchauervollen Rückzug, ferner Spottgedichte und aufreizende Schriften auftauchten und die Schaufenſter der Buch- und Kunſthändler bedeckten. Später ſahen wir ſelbſt die traurigen Ueberreſte der großen Armee in dem kläglichſten Zuſtande zurückkehren. Die ſo pracht- und glanzvolle Ausrüſtung war verſchwunden und hatte einem nackten Elende Platz gemacht, das nun einen um ſo ſchroffern Gegenſatz zu jener bildete. Die Trümmer der großen franzöſiſchen Armee zeigten ſich unſern

Blicken als vereinzelte, langsam daher wankende Gestalten in dem abenteuerlichsten Anputze von der Welt, halb Mann, halb Weib: in Frauenröcken und Mannshosen, in Frauen-Umschlagetüchern und durchlöcherten Männermänteln. Anstatt der hohen Bärmütze des Gardegrenadiers, vor dessen bloßem Anblick schon der Deutsche ehemals zitterte, anstatt des gold- oder silberblinkenden Helms und des Czako's, deckte die geraubte Pelzmütze einer deutschen Bäuerin des Kriegers Haupt, unter welcher ein abgezehrtes, faltenreiches, gelbes und schmutzig beräuchertes Todtenantlitz mit glanzlosen, tief eingefallenen Augen sichtbar wurde. Dieselben Lippen, welche früher den Namen Gottes dann nur ausgesprochen hatten, wann ihnen der nur zu häufige Fluch: „Sacre nom de Dieu!" entfuhr, öffneten sich jetzt zu einem zitternd kläglichen: „Miséricorde! Au nom de Dieu, donnez moi quelque chose!" Und die Hand, welche sonst die Speisen und den Gerstentrank ihrer deutschen Wirthe durch das Fenster auf die Straße geworfen und die Geber derselben noch obendrein gemißhandelt hatten, streckte sich nunmehr aus, um dankbar eine kleine Gabe in Empfang zu nehmen.

Diesen einzelnen Trümmern folgten später andere, noch zusammenhaltende und furchtgebietende. Es waren französische und sächsische Truppen, welche unter des Generals Reynier Befehlen aus Rußland zurückkamen und Dresden besetzten. Dessenungeachtet blieben die Spottbilder an den Schaufenstern ausgehängt und drohende Volksaufläufe fanden statt, als Reynier Anstalten traf, um einen Pfeiler und zwei Bögen unsrer steinernen Elbbrücke in die Luft zu sprengen. Denn näher und näher rückte die russische Armee herbei, mit welcher die preußische sich verbunden hatte. Aufreizende Schriften, von preußischen Heerführern an uns Sachsen erlassen, in welchen wir zum Abschütteln des fremden Jochs und zum kräftigen Widerstande gegen die französischerseits beabsichtigte Sprengung der Elbbrücke aufgefordert wurden, halfen das Feuer der Empörung anschüren. Wiederholt behinderte die erregte und tobende Volksmenge die zur Brückensprengung angeordneten Arbeiten, warf die hierzu gebrauchten Werkzeuge und Materialien in den Fluß und hätte den die Oberaufsicht führenden französischen In-

genieurofficier jenen nachgeschickt, wenn ihn nicht ein sächsischer Officier noch in dem letzten Augenblicke aus den Händen seiner Feinde befreit hätte. Von der Elbbrücke hinweg, nach der Augustusstraße, wo der General Reynier seine Wohnung im Brühl'schen Palais aufgeschlagen hatte, wälzte sich die erhitzte Volksmenge, um unter lauten Verwünschungen und Drohungen dem General die Fenster einzuwerfen. Anstatt die Schreier und Werfer durch eine Kugelsalve hinwegblasen zu lassen, lachte der gutmüthige Reynier über die zertöpferten Fensterscheiben, die ja nicht auf seine, sondern der Zertrümmerer Kosten wieder hergestellt werden mußten. Man nahm etwa ein Dutzend der lautesten Schreier, sämmtlich der Volkshefe angehörend, beim Schopfe und schaffte sie auf die Festung Königstein, von woher sie nach dem Einmarsch der Russen und Preußen wohlbehalten zurückkehrten. Bald jedoch veränderte sich nach der Ankunft des Davoust'schen Corps, das noch gegen 12,000 wehrhafte Krieger zählte, die Sachlage. Dresdens aufsässige Bewohner einzuschüchtern, rückten die Franzosen in zusammenhängenden, die ganze Straßenbreite einnehmenden Säulen in die Stadt und sofort ergingen die schärfsten Verbote gegen alle erneuten Straßenaufläufe. Von nun an wagte kein Dresdener mehr, die Sprengarbeiten an der Elbbrücke zu verhindern, ja nur laut dagegen zu sprechen. Da die vereinigten Russen und Preußen sehr langsam heranrückten, so währte das Unterminiren der Brücke viele Tage lang und ich, mit den übrigen Bewohnern, schritt täglich wenigstens viermal über die eingesenkten Pulverfässer hinweg, welche unsere schöne Elbbrücke zu zerstören bestimmt waren. Sächsische Bergleute wurden bei dem Unterminiren verwendet. Außerdem begannen die Franzosen, unsere Neustadt nach Kräften wieder zu befestigen, nachdem unser Dresden, auf Napoleon's Anrathen, aus der Reihe der Festungen gestrichen und seiner festen Werke beraubt worden war.

Man fällte zu vielen Tausenden die stärksten Kiefern im nahen Walde und verwandelte sie in Palisaden, mit welchen man einen hohen Gürtel um die Neustadt zog. Ueberdieß versah man die noch vorhandenen, bisher der Abtragung entgangenen Stadtmauern, so wie die Thore, mit spanischen Reitern und zog auf der Elbwiese, unterhalb

unſers Brauhauſes, eine lange Schanze nebſt Graben, um einer feindlichen Landung durch Schiffe den Zugang ſtreitig zu machen. Welche nutzloſe Verſchwendung im Kriege getrieben wird! Es ſcheint, als ſuchten und fänden die Befehlshaber der Krieger eine wahre Freude in der Verwüſtung alles deſſen, was dem Volkswohle dienlich oder unentbehrlich iſt. Die unerſetzliche Verwüſtung unſers Waldes, die Sprengung unſrer Elbbrücke und das raſtloſe Arbeiten von mehr wie tauſend Händen hielten den Feind nicht auf und würde derſelbe, wenn er gewollt hätte, alle ihm entgegen geſtellten Hinderniſſe bald und leicht beſeitigt haben und in unſere Stadt eingezogen ſein.

16. Kriegsereigniſſe.

Der 19. März 1813 war zum Sprengen unſrer Elbbrücke beſtimmt und den Tag zuvor durch eine öffentliche Bekanntmachung die Einwohnerſchaft angewieſen worden, auf das Zeichen von 3 Kanonenſchüſſen die Straßen zu räumen, in die Häuſer ſich zurückzuziehen und ſich ruhig zu verhalten. Nach dem, was wir vernommen hatten, mußten wir glauben, einen furchtbaren Krach bei der zu erwartenden Exploſion zu hören und die Stadt mit einem ſchweren Steinhagel überſchüttet zu ſehen.

Am Morgen des 19. März blieben die Straßen und Gaſſen Dresdens menſchenleer und todtenſtill. Während aber die älteren Leute angſtvoll ſich verkrochen, begaben wir jüngeren Bewohner unſers Brauhauſes uns in das Malzhaus, deſſen hinterer Seitenflügel mit ſeinen drahtvergitterten Fenſtern am weiteſten nach der Elbe hinausgelegen war und uns die volle Ausſicht auf den zu ſprengenden Theil der Brücke verſtattete. Die drei Signalſchüſſe hatten die ſtille Stadt durchdonnert und ſo lauſchten wir denn mit pochendem Herzen des furchtbaren Anblicks. Es war ein milder, ſonnenglänzender und lieblicher Frühlingstag, der nach dem harten und langen Winter dem menſchlichen Gemüth unendlich wohlthat und Jedermann aus den dumpfig kalten Häuſern hinaus in's Freie trieb. Jetzt glichen wir

Lauscher an den Drahtgittern eingesperrten Vögelchen, die, gegen das Gitter ihres Kerkers gedrückt, mit sehnsüchtigen Blicken hinausschauen.)

Endlich sahen wir das feste Gemäuer der Brücke wanken, bersten und unter einem dumpfen Krachen, das wir uns hundertmal lauter vorgestellt hatten, auffliegen. Die erwartete, bis zum Himmel emporschießende Feuersäule blieb ebenfalls aus; dagegen erhob sich eine braune, gleich einer Garbe sich ausbreitende Erdwolke bis zu einer mäßigen Höhe, um alsbald, einen Steinregen in ihre nächste Wasserumgebung ausspeiend, wieder niederzusinken. Die beiden Brückenbögen wurden von der Stein- und Erdmasse verdämmt, so daß die dagegen andringenden Wasserwogen nicht darüber hinwegkonnten, schäumend zurückweichen und einen andern Durchweg suchen mußten. Die Elbe sendete einige wild brandende Wellen an ihre sonst friedlichen Ufer und floß dann in ihrer gewöhnlichen Ruhe wieder dahin. Wir dagegen verließen schnellen Fußes unsern Versteck und eilten durch den Garten hinaus auf die Elbwiese, wo der Schauplatz der Verwüstung näher vor unsern Augen lag. Die Elbbrücke ist für Dresdens Bewohner ein so großes und allgemeines Bedürfniß, ein so lieber Freund und Diener, der uns sicher, bei Tage wie bei Nacht, bei Sonnenschein und Sturm, bei Eisgang und hohem Wasserstande, ohne einen Lohn zu begehren, über den breiten Strom setzt, daß wir jetzt voll tiefer Trauer wie vor einem schändlich gemordeten Freunde dastanden und die ohnehin tief gehaßten Franzosen verwünschten. Diese selbst hatten eine weit stärkere Explosion gefürchtet und darum die Zündröhre bis in die gewölbte Hausflur des Finanzgebäudes zurückführen lassen. Vor dem Abbrennen jener hatten die damit beauftragten Officiere an einem Tische in der Hausflur gefrühstückt und von den dabei genossenen Mundsemmeln der Rindenkrumen viele zurückgelassen.

Diese Ueberbleibsel fand mein Bruder noch am andern Tage vorhanden und hob solche lange Jahre hindurch als Reliquien einer denkwürdigen Begebenheit auf.

Außergewöhnliche Ereignisse verdrängten bald unsere Trauer über die theilweise zerstörte Elbbrücke und über unsere dadurch bewirkte Trennung von der Altstadt. Die ersten Russen zeigten sich nämlich vor

unſrer Neuſtadt und zwar auf dem freien Umkreiſe, welcher damals dieſelbe von der jetzigen Antonſtadt trennte und zum Theil aus dem Glacis der vormaligen Feſtung beſtand. Es waren Koſacken, dieſe den flüchtigen Franzoſen in Rußland ſo furchtbar gewordenen Krieger, welche bald einzeln, bald truppweiſe auf ihren kleinen, aber flinken Pferden umhergaloppirten und zuweilen eine Piſtole gegen die hinter der Palliſadenreihe umherſchleichenden, auf die Feinde feuernden Franzoſen und Sachſen löſeten. Wir friedlichen Bewohner hingegen brannten vor Begierde, die Ruſſen, unter welchen wir uns Wilde in abenteuerlicher Kleidung vorſtellten, vom Angeſicht zu ſehen. Mit der Freude über das Nahen unſrer Befreier von dem franzöſiſchen Joch vermiſchte ſich jedoch die Furcht vor den ungebildeten Horden von Europa's äußerſter Gränze, zumal wenn wir an das erſte, feindliche Auftreten der fein gebildeten Franzoſen in unſerm Vaterlande zurückdachten, wobei ſie ſich arger Schandthaten ſchuldig gemacht hatten. Ueberall ſtanden Gruppen von Männern, Frauen und Kindern beiſammen und ſchauten mit langen Hälſen nach den Koſacken aus. Zu einer ſolchen Gruppe der gebildeteren Claſſe auf dem Palaisplatze trat der damalige Stadtrichter von Neuſtadt, K. Zu jener Zeit zeichneten ſich unſere ſtädtiſchen Beamten, vom Bürgermeiſter bis zu dem unterſten Rathsdiener und Bettelvoigt herab, durch Mißachtung der Einwohner und durch eine maßloſe Grobheit aus, und unſer Stadtrichter K. war der Allergröbſten Einer. Daher verwies er in den beleidigendſten Ausdrücken jener Menſchengruppe deren unzeitige Neugierde und befahl ihr, ſich ſofort nach Hauſe zu verfügen, wobei er mit dummen, albernen Gänſen gegen die ehrbaren Frauen um ſich warf. Stillſchweigend ward dieſem Befehle gehorcht. Wie ſich ſeitdem die Zeiten und Menſchen geändert haben! Jetzt dürfte eine derartige Sprache ein gleiches Echo finden, ja wohl gar mit einer Tracht Prügel beantwortet werden.

Wie mochte es den Bewohnern der jetzigen Antonſtadt ergehen, welche die wilden Ruſſen bereits zu ihren Gäſten hatten?! Nicht lange währte es, ſo ſollten auch wir erfahren, ob die Ruſſen leibhaftige Menſchenfreſſer oder nur gewöhnliche Krieger ſeien. In Folge einer

getroffenen, friedlichen Uebereinkunft überließ das kleine französisch-sächsische Kommando in der Neustadt dieselbe dem Feinde und schiffte in einigen Kähnen über die Elbe nach der Altstadt.

Unter laut schallendem Chorgesange zogen die ersten Russen, aus einer Abtheilung grün gekleideter Jäger bestehend, durch das Bautzner Thor in unsere Neustadt ein. Ihnen folgte eine Wolke blauer Kosacken mit langen Piken nach. Mit einem Gemisch von Neugierde, Furcht und Freude sah ich die angeblichen Ueberwinder der großen französischen Armee an mir vorüberziehen. Keiner von ihnen plünderte oder verübte irgend eine Gewaltthätigkeit. Vielmehr nickten mir mehrere Kosacken gar freundlich zu. Einquartiert wurden diese Truppen nicht, sondern sie bivouakirten auf den freien Plätzen der Neustadt. Aber meine Aeltern bekamen am Spätabende desselben Tages einen gewaltigen Schreck. Unsere Wohnstube lag im Erdgeschoß neben dem Thorwege des polnischen Brauhauses und dieser wurde allabendlich um 10 Uhr verschlossen. Es war in der elften Stunde und ich längst schon im Bett, als meine noch muntere Mutter an unsern Fensterladen pochen und eine weibliche Stimme um Einlaß bitten hörte. Dienstbereit wie immer, begiebt sich meine Mutter mit dem Schlüssel hinaus und schließt die Pforte auf. Da kommt mit einem jungen Mädchen, das im Hause diente und sich verspätigt hatte, zugleich ein wildbärtiger Kosack herein; die Urheberin dieses unwillkommenen Besuchs eilt davon und überläßt es meiner guten Mutter, mit dem fremden Krieger fertig zu werden, welcher in unverständlichen Worten ein Anliegen vorbringt und meiner Mutter in die Wohnstube nachfolgt. In dieser Angst und Noth holt man mich aus dem Bette, um errathen zu helfen, welches das Begehren des Kosacken sei. Als ich, noch ganz schlaftrunken, in unsere Wohnstube trat, fand ich hier den Kosacken mit zwei Pistolen im Gürtel und einem krummen Säbel an der Seite, der mich mit Küssen empfing und auf eine kleine hölzerne Tabakspfeife in seiner Hand zeigte, deren Zustand nicht ganz in Ordnung sein mochte. Ich, als Nichtraucher, verstand mich natürlich nicht darauf, den durch Zeichen angedeuteten Uebelstand zu erkennen oder ihm abzuhelfen. Meinen Vater hingegen, einen eifrigen Raucher, hatten Angst und Furcht fast

besinnungslos gemacht. Er schwitzte Angstschweiß und bot dem Krieger eine seiner besten Tabakspfeifen zum Geschenk an, das aber jener zurückwies und auf der Heilung seiner Tabakspfeife bestand. Mein Bruder, der als gelernter Drechsler den Schaden sofort erkannt haben würde, wohnte in einem andern Gebäude unsers Brauhauses und konnte daher nicht herzugerufen werden. Nachdem wir allerlei Dinge, die jedoch der Kosack verwarf, herbeigeholt hatten, half dieser sich endlich selbst, indem er von seinem alten Taschentuche ein Stück abriß und solches um das Ende seines kurzen Pfeifenrohrs wickelte, wodurch er das fernere Lockerwerden des Schlammsacks sammt dem Pfeifenkopfe verhinderte. Es war bereits Mitternacht, als endlich der Kosack sich entfernte und uns von einer großen Angst befreite.

Nachdem die Russen in größrer Menge anlangten und Anstalt trafen, auf einer bei Stadt Neudorf geschlagenen Klöppelbrücke über den Elbstrom zu gehen, räumten die wenigen Franzosen auch Dresdens Altstadt und zogen davon. Nun belebte sich wie durch Zauberei der Fluß mit Fahrzeugen aller Art, welche die Franzosen vorher insgesammt an das jenseitige Ufer versetzt hatten. Während man arbeitete, die weggesprengten Pfeiler der Elbbrücke durch einen hölzernen Einbau zu ersetzen, errichteten die Russen oberhalb Dresdens und zwar in der Gegend, wo jetzt das sogenannte Elisium steht, eine zweite, überaus breite Schiffsbrücke mit doppeltem Geleis und drei Geländern aus Fichtenzweigen. Man hatte hierzu 60 der größten Elbkähne verwendet, die allein einen Werth von 120,000 Thlrn. besaßen und ihren rechtmäßigen Besitzern weggenommen worden waren.

Unser König aber war nebst seinen Brüdern und den übrigen Gliedern seiner Familie geflüchtet und nach längerem Umherreisen in Prag seßhaft geworden.

Indeß langte die Kernmasse des russisch-preußischen Heeres in Dresden an. An seiner Spitze der Kaiser Alexander I. und der ritterliche König Friedrich Wilhelm III. Vor dem Bautzner Thore empfing der Magistrat die beiden herannahenden Herrscher. Eine Schaar blühender, weißgekleideter Jungfrauen und Mädchen, darunter auch meine damals 10jährige Frau, bestreute mit Blumen den Pfad und

überreichte auf sammetnem Kissen den Monarchen ein Lob- und Bewillkommnungs-Gedicht. Das in gedrängter Menge versammelte Volk schrie mit lauter Stimme sein Hosianna, um nach wenig Wochen dasselbe Spiel mit Napoleon zu wiederholen. Beide Herrscher nahmen ihre Wohnung in der Neustadt; Alexander in dem Hofmannsegg'schen Hause am Wiesenthore und Friedrich Wilhelm in dem neben dem japanischen Palais gelegenen v. Rackwitz'schen Grundstücke. Nunmehr bekamen wir die verschiedenartigsten Krieger zu sehen, welche durch Dresden zogen. Die russischen und preußischen Garden waren lange und schöne Leute. Sie trugen an ihren Czako's hohe Stütze von weißen Schweinsborsten und schienen mit ihrer enggepreßten, die freie Bewegung hindernden Kleidung mehr für die Parade als das Schlachtfeld zu passen. Die russische Reiterei und Artillerie hatten vortreffliche Pferde, aber die Kirgisen und Baschkiren mit ihren Lanzen, Bogen und Pfeilen halfen gewiß wenig oder nichts in der Schlacht, vielmehr nur den endlosen Nachtroß der russischen Armee noch vermehren. Welch' eine ungeheure Menge von Fuhrwerken der sonderbarsten Art und mit einem durchdringenden Geruche von Juchtenleder jeder russischen Heersäule nachfolgte! Am merkwürdigsten waren und blieben mir die aus Kalmücken gebildeten Reiterregimenter, weil jeder Mann von ihnen mit seinen klein geschlitzten Augen, mit seiner platten und langen Nase und seinen breiten, hervorstehenden Backenknochen dem Andern so täuschend ähnlich war wie ein Ei dem andern. Man begriff nicht, wie deren Befehlshaber ihre Untergebenen von einander zu unterscheiden vermochten.

Die preußischen Krieger, und unter ihnen vorzugsweise die freiwilligen Jäger, hatten ihre Brust faustdick gegen die feindlichen Kugeln ausgestopft und wattirt. Wer mochte sie deshalb tadeln oder verhöhnen wollen? Unter diesen voll- und hochbusigen Kriegern erblickte man bejahrte Männer, unreife Jünglinge, selbst knabenhafte Gestalten und sogar Verwachsene, die, voll Vaterlandsliebe und bittern Franzosenhasses, ihre Arme, ihre Gesundheit, ihr Leben der Freiheit zum Opfer darbrachten. Es galt ja keinem Kampfe, den ein selbstsüchtiger Fürst zur Befriedigung seines Ehrgeizes oder für die Erhaltung seiner

Dynastie auf dem Throne unternimmt! Die Befreiung von einem immer unerträglicheren Fremdjoche zu erringen, griff fast jeder preußische Mann und Jüngling zur Waffe. Solches geschah von den Männern des Friedens, die bisher nur die Feder, den Pinsel, den Zeichnenstift, das Handwerkzeug, den Ackerpflug, die Elle und sonstigen Beigaben des Lehr- und Nährstandes geführt hatten. Die edelsten und höchsten, wie die niedrigsten und ärmsten Familien hatten ihre geliebtesten, oft einzigen Sprößlinge dem Vaterlande dargebracht, sie zum Siege, ach, zugleich zum Tode eingesegnet. Welch' ein Unterschied gegen das Jahr 1806!, Keine Spur mehr von dem damaligen Uebermuthe der preußischen Krieger! Nicht etwa auf den alten, siegreich gewesenen Fritz pochten sie mehr, sondern vor ihrem Abgange zum Heere genossen die freiwillig eingetretenen Kämpfer das heilige Liebes- und Brudermahl, ließen sie sich vor dem Altare feierlich einsegnen, lautete ihr jetziges Feldgeschrei: „Gott mit uns!" Ja, ja, derselbe ist der rechte Kriegsherr und wer im gläubigen Vertrauen zu ihm in den gerechten Kampf zieht, wird nicht zu Schanden werden.

Der einst bildschöne Alexander I. war seit seinem ersten Besuche in Dresden gealtert, dicker und sein damals vollgelocktes, lichtblondes Haupthaar sehr dünn und durchsichtig geworden. An der Seite des stets ernsten Preußenkönigs erblickte man einen Jüngling in schlichter, blauer Uniform und Tuchmütze. Es war der nachherige König Friedrich Wilhelm IV., der mit mir in gleichem Alter stand.

Endlich drang die verbündete Armee weiter vor und sehr einsam ward es in unserm Dresden. Die noch vorhandenen sächsischen Truppen hatten sich vor den Russen und Preußen in die Festung Torgau zurückgezogen, wo sie die weiteren Befehle unsers Königs erwarteten.

Es war in den ersten Tagen des Maimonats 1813, als zu uns die Kunde kam von der ersten, großen Schlacht, welche in der Nähe des Städtchens Lützen und des Dorfs Großgörschen geschlagen worden war. Dort hatte eine neue, große, französische Armee, welche Napoleons rastloser Geist und Feuereifer gebildet, den heranringenden Russen und Preußen sich entgegengestellt.

„Wir haben —" schloß ein an den Straßenecken angeschlagener,

preußiſcher Bericht von jener Schlacht — „einen ſchönen Sieg errungen, den Feind geſchlagen und das Schlachtfeld behauptet.“

Dieſer Bericht glich völlig dem Ausſpruch eines Arztes, der, nachdem er ſich von dem hoffnungsloſen Zuſtand eines Kranken überzeugt hat, denſelben doch noch mit einer Beſſerung und Wiederherſtellung tröſtet. Denn nur zu bald zeigte ſich's, daß es mit dem erfochtenen ſchönen Siege eine große Unwahrheit war. Nicht allein, daß lange Reihen von Wagen mit Verwundeten der Siegesnachricht nachfolgten, ſondern es ſchloſſen ſich denſelben ungeordnete Kriegerhaufen an, welche rückwärts flüchteten.

Der Preußenkönig kehrte nach Dresden in ſeine vorige Wohnung zurück, vor welcher ſich eine große Menge bekümmerter Einwohner anſammelte. Die Angſt wuchs, als man den König nebſt ſeinem Sohne den Reiſewagen beſteigen ſah, und jene war's, welche dem Volkshaufen den Muth verlieh, den König um den Stand der Dinge zu befragen. Ich war Ohrenzeuge der Antwort, welche der König leutſelig ertheilte und die alſo lautete: „Seid ruhig, Kinder! Wir haben einen ſchönen Sieg erfochten. Es wird noch Alles gut werden.“

Die Troſtworte ſtanden aber mit der That nicht im Einklange, denn der König fuhr durch daſſelbe Thor davon, durch welches er vor wenig Wochen als unſer freudig bewillkommneter Befreier ſeinen Einzug gehalten hatte. Bald ſchwand auch der letzte Zweifel, auf weſſen Seite der Sieg geweſen ſei. In drei dichten Heerſäulen wälzte ſich die verbündete Armee dem Elbſtrome zu und ergoß ſich, bunt durchmengt, in eiliger Flucht über die drei Brücken daher. Wie contraſtirten dieſer Rückzug und das ſchmerzliche Wimmern der Schwerverwundeten bei dem Rumpeln der Bauerwägen über das harte Straßenpflaſter mit den ſchönen, warmen Maitagen! wie ſehr das freudige Jubiliren der Lerche in der blauen, ſonnigen Luft mit dem dumpfen Schweigen der Regimentsmuſik! Keine Trommel, keine Trompete, kein Horn regelten mit ihren Klängen den eilenden Marſch der Krieger, die nur darauf bedacht waren, den ſchützenden Strom zwiſchen ſich und den verfolgenden Feind zu bringen. Wie vordem die Franzoſen, ſo zogen jetzt die Verbündeten alle Fahrzeuge an das dieſſeitige Stromufer.

Ich aber machte mich am frühen Morgen auf, um meinen alltäglichen Gang nach dem Seminar anzutreten. Als ich an den hölzernen Einbau der weggesprengten Brückenbögen gelangte, bemerkte ich, daß einige der Vorübergehenden aufmerksam über das Brückengeländer hinab in die Tiefe schauten. Ein Gleiches thuend, sah ich jeden Balken und jede Stütze des Einbaues mit Stroh dick umkleidet und Pechkränze daran befestigt, überdieß noch eine Menge Männer beschäftigt, Petarden, gefüllte Granaten, und andere Zerstörungsmittel unter das Gebälk zu legen. Ei, wie rasch ich jetzt auf den Heimweg bedacht war! Aber heute versteckte ich mich nicht wieder hinter die Drahtgitter unserer Malzhausfenster, um die bevorstehende Zerstörung des Brückeneinbaues mit anzusehen. Da die Sprengung der steinernen Bögen so gefahrlos vorübergegangen war, so war von dem Abbrennen des Holzeinbaues noch viel weniger zu befürchten, daher ich meinen Standpunct auf der Elbwiese und dicht am Ufer nahm. Es war in den Stunden des Vormittags, als endlich der Zugang zur Brücke gesperrt und das Zeichen zum Anbrennen gegeben wurde. Unter dem Krachen der angebrachten Petarden und Sprengschüsse lederten die Strohbündel, die Pechkränze und das Holzwerk hoch auf und hüllten den Einbau in Rauch und Flammen ein. Bereits wichen die Grundstützen; es wankte der Fußboden — da jagte noch ein Pferdegespann mit einem tonnenbeladenen Wagen durch Rauch und Flammen; später sogar noch ein einzelner Kosack, der wüthend sein zurückscheuendes Roß mit der Knute vorwärts peitschte. Unversehrt kam der kühne Reiter mit seinem Thier aus den Flammen hervor; nicht so der Wagen, der, wie die Ladung, in hellen Flammen stand, daher der Fuhrmann rasch seine Pferde ausspannen und den Wagen preisgeben mußte. Nachdem unsere Elbbrücke abermals ungangbar gemacht worden war, errichteten die Preußen auf derselben und zwar auf der Neustädter Seite, eine Schanze, die sie mit zwei Kanonen besetzten, um mit ihnen die ganze Länge der Brücke zu bestreichen. Die bei Stadt-Neudorf befindliche Klöppelbrücke wurde an das diesseitige Ufer gezogen, die schöne Schiffbrücke dagegen ebenfalls den Flammen übergegeben. Welch' ein unbeschreiblicher Anblick, als 60 der größten Elbkähne, zu einer langen Reihe mit einander

verbunden und eine breite, gedielte Doppelstraße bildend, langsam, majestätisch und flammend den Strom herabgeschwommen kamen und sich quer vor die steinernen Brückenpfeiler legten, wo sie insgesammt bis auf den Wasserspiegel abbrannten. Dieses in seiner Art einzige Schauspiel und Feuerwerk kostete den Besitzern der 80 Elbkähne mindestens 150,000 Thlr. Sie mußten sich den an ihnen begangenen Raub geduldig gefallen lassen, weil im Kriege das Sittengesetz nichts gilt. Die unglücklichen Schiffsherren beantragten zwar später bei der sächsischen Regierung eine Entschädigung für ihren erlittenen Verlust, allein es hat nicht verlautet, daß ihr Gesuch erfüllt worden ist.

Nun war das linke Elbufer wieder in dem Besitz der Franzosen, das rechte dagegen von den Russen und Preußen besetzt, welche den Rückzug ihrer Armeen möglichst lange gegen den nachrückenden Feind decken sollten. Französische Schützen besetzten die kleinen Häuser des sogenannten italienischen Dörfchens am Flußrande, so wie das platte, hochgelegene Dach der katholischen Kirche, von beiden Orten ein lebhaftes Feuer gegen ihre Feinde am jenseitigen Ufer unterhaltend, das von diesen ebenso aus dem Blockhause und den beiden Einnehmerhäuschen am Ende des Blockhausgäßchens erwidert wurde. Ueberdieß hatten die Franzosen einige Kanonen auf dem noch nicht abgetragenen Zwingerwall, die Russen dagegen auf den Wall im Palaisgarten postirt, von wo aus beide Theile ihre fast niemals treffenden Schüsse wechselten.

Auf dem Malzhausdache des polnischen Brauhauses steht heute noch eine Art von Sternwarte in Form einer großen Feueröffe, aber mit vier, nach allen Himmelsgegenden gerichteten, durch hölzerne Fensterladen zu verschließenden Oeffnungen. Von hier aus hätten wir (die schaulustige Jugend der Brauhausbewohner) den ganzen Bereich des gegenseitigen Kampfes übersehen können. Weil aber die Franzosen sehr leicht Spione in uns bloß neugierigen Beobachtern hätten vermuthen können, so verwehrte man uns weislich den Zutritt zu jener Warte. Dafür nahmen wir abermals unsern Stand hinter den Drahtgittern der Malzhausfenster. Hier sahen wir die Gewehrblitze auf dem Dache der katholischen Kirche und aus den Fenstern des italienischen

Dörfchens und hörten die krachende Antwort der preußischen Scharfschützen am diesseitigen Ufer. Zuweilen donnerte auch ein Kanonenschuß darein, ohne daß wir von diesem gegenseitigen Schießen irgend einen Erfolg bemerkten. Hierdurch verlor sich bei Alt und Jung alle Furcht vor dem Kugelwechsel, so daß Männer, Kinder, ja selbst Frauen sich in die Nähe der russischen Kanonen auf dem Palaisgartenwalle hinstellten und gemüthlich dem Feuern zusahen, obgleich die feindlichen Geschütze auf dem Zwingerwalle ihr Ziel hierher gerichtet hatten.

Einer französischen Kanonenkugel, welche dicht bei den unberufenen Gaffern auf dem Palaisgartenwalle vorüberfauste und sich auf dem Steinpflaster vor dem Meißner Thore in zwei Hälften zertheilte, liefen unsere Schulknaben eben so nach, wie ein Pudel einen weit fortgeworfenen Stock oder Stein apportirt. Glücklich fanden sie die eisernen Todesboten und überbrachten solche mir, der ich sie lange Jahre hindurch zum Andenken an jene denkwürdige Zeit aufbewahrt habe. Während das gegenseitige Schießen im vollsten Schwunge war und die französischen Schützen hinter Steinkegeln und anderen Gegenständen sich gegen die preußischen Kugeln deckten, pflanzte sich ein französischer Gardist mit untergeschlagenen Armen keck und herausfordernd am jenseitigen Brückenende auf. Nicht lange und eine Büchsenkugel klatschte an das Messingschild seiner hohen Bärmütze, welche sofort von ihrem Träger Abschied nahm und zu dessen Füßen niederfiel. Der Bramarbas hob und stulpte sie wieder auf, fand aber doch für gut, seiner Wege zu gehen! Einen anderen, bürgerlich gekleideten Mann sahen wir unter dem heftigsten Kugelregen in den Winkeln und Vorsprüngen der katholischen Kirche sich herumdrücken und zwar in keiner andern Absicht, als um die gegen die Kirchenmauern anklatschenden Bleikugeln in einen Sack anzusammeln! Weil ein Theil der französischen Schützen ihren Hauptsammelplatz und Standort an der Ecke des der Brücke zunächst gelegenen Häuschens (in welchem sich jetzt die Helbig'sche Restauration befindet) genommen hatte, so richteten die Russen ihre Kanonen auf dem Palaisgartenwall dorthin. Zuerst kam eine Kartätschenladung angeflogen, die aber, für ihr Ziel zu kurz, vor demselben, gleich Erbsen, in das Wasser fiel und solches vielfach aufsprühen machte. Die Voll-

kugel eines zweiten Schuſſes traf in die Ecke des Ziegeldachs, ſo daß wir aus demſelben eine Staub- und Steinregenwolke aufſteigen ſahen. Bald aber wurde unſere ganze Aufmerkſamkeit einem andern Schauſpiele zugewandt. Wir erblickten eine große, blaudunkle Schaar von unbewaffneten Franzoſen, welche langſam, wie auf einem Spaziergange begriffen, um die rechte Seite der katholiſchen Kirche dahergeſchlendert kam und ſich der Elbbrücke näherte. In einer kleinen Entfernung folgte ihnen ein gewöhnliches Laſtfuhrwerk, mit zwei Pferden beſpannt und mit langen Leitern beladen, das von einem nicht ſoldatiſchen Kutſcher geleitet wurde. Auch er nahm ſeinen Weg nach der Elbbrücke, die doch unfahrbar gemacht worden war. Die verſchiedenen Werkzeuge, wie Hacken, Schaufeln u. ſ. w. in den Händen der Franzoſen ſagten uns, daß dieſelben ſogenannte Ouvriers waren. Mit pochendem Herzen ſahen wir jetzt die ganze Schaar an der Brücke und in die gerade Schußlinie der preußiſchen Kanonen auf der Brückenſchanze anlangen. Jeden Augenblick erwarteten wir, daß die preußiſchen Geſchützkugeln ganze Reihen der tollkühnen Franzoſen niedermähen würden. Ha, jetzt! feuerſpeiend entladen ſich die preußiſchen Kanonen — betäubender Donner hallt durch die Lüfte und mehrfach wieder an den Mauern des königlichen Schloſſes. Doch auch nicht ein Franzoſe ſinkt getroffen zu Boden, vielmehr glaubten wir ihr ſchadenfrohes Gelächter von drüben herüber zu vernehmen. Abermals krachen die Kanonen auf der Brücke, doch unbeirrt und unbeſchädigt verfolgen die Franzoſen ihren Weg und ihr Ziel, welches die durch das Wegſprengen der beiden Brückenbogen entſtandene Lücke iſt. Hier hält auch das Fuhrwerk und entledigt ſich ſeiner Ladung von Leitern, welche die Franzoſen in die Tiefe gleiten laſſen und auf ihnen hinabſteigen. Da bekanntlich jede Brücke einen Bügel oder Bogen bildet, deſſen beide Enden weit niedriger liegen als ihr Mittelpunct, ſo flogen die preußiſchen Kugeln von der nicht hoch genug angelegten Brückenſchanze weit über die Köpfe der Franzoſen hinweg und trafen das königliche Schloß in der Höhe des erſten Stockwerks.

In das Knattern der Flintenſchüſſe miſchte ſich plötzlich das feſtliche Geläute ſämmtlicher Glocken in der Altſtadt. Wie wir nachher erfuhren,

führte man eine Wiederholung derselben Scene auf, welche bei dem Einzuge der verbündeten Monarchen vor dem Bautzner Thore gespielt worden war. Heute aber galt das Glockengeläute, das Vivatschreien, die Ueberreichung von Lobgedichten durch festlich geschmückte Jungfrauen so wie die feurige Bewillkommnung von Seiten des Stadtraths nicht dem Russenkaiser und Preußenkönig, sondern deren Feinde, dem Franzosenkaiser, welcher seinen Einzug in Dresdens Altstadt hielt. Solche Schmeichler, Heuchler, Zweizüngler und Mantelhänger nach dem Winde erzieht der Krieg!

Am Spätabend desselben Tages dröhnte ein lang andauernder Kanonendonner, gleich dem Grollen eines schweren Gewitters, zu unsern angstvoll lauschenden Ohren. Die Ursache davon war Napoleons Versuch, in der Nähe des Dorfes Pieschen einen Uebergang über die Elbe zu erzwingen, den jedoch die russischen Kanonen vereitelten.

Am andern Morgen trieben mich die Neugierde und müßige Zeit aus unserer Wohnung die große Meißnergasse hinab und dem Blockhause zu, um zu erspähen, wie die Sachen ständen. Längs der Häuser am Marktplatze lagen preußische Krieger auf dem Trottoir und verharrten unthätig. Als ich in den Bereich der französischen Schußlinie am Ende der Straße treten wollte, kam ein preußischer Officier auf mich zu, der mich mit ernststrengem Tone folgendermaßen anredete: „Was wollen Sie hier? Haben Sie etwas hier zu suchen? Oder treibt nur sträfliche Neugierde Sie hierher? Uns gebietet die Pflicht das Hierbleiben; Sie aber wollen Ihr Leben ohne Noth bloßstellen und Ihren Aeltern ein bitteres Herzeleid dadurch zufügen. Darum gehen Sie, woher Sie gekommen sind und dahin, wo Ihr Platz ist."

Diese Worte eines edeln Mannes trafen mich gleich einem Donnerschlage. Tief beschämt und reumüthig kehrte ich um. Schwerlich dürfte jener wackere Krieger, obschon er jung war, noch am Leben sein. Dankbar aber drücke ich ihm im Geiste die Hand und ehre in ihm meinen Lebensretter. Denn in noch weit größerer Entfernung als ich mich befunden, hatte eine französische Flintenkugel dem Aufwärter von der sogenannten Charité, H., als er quer über die Hauptstraße in der Neustadt gehen wollte, ein Bein zerschmettert und hierdurch seinen Tod

veranlaßt. Eben ſo redete mich noch deſſelben Tages einer unſrer vormaligen Schulknaben an, welcher jetzt Zeitungsträger war, indem er mir zugleich eine platt gedrückte Bleikugel und einen großen dicken Meſſingknopf von ſeinem Rocke vorwies: „Da ſieh nur, Guſtav —“ ſprach er — „was mir eben begegnet iſt. Ich ſtehe am König (der metallenen Reiterſtatue Auguſts II.) — da ſchießt ein Franzoſe drüben von der katholiſchen Kirche nach mir, trifft mich auf die Bruſt, aber glücklicherweiſe auf dieſen Knopf; die Kugel ſchießt den Henkel ab, reißt ein Loch in das Tuch und quetſcht mir eine Beule auf der Bruſt. Kugel und Knopf, wie Du ſie hier ſiehſt, fallen mir vor die Füße und ich habe beide zum Andenken aufgehoben.“ Dieſer Vorfall, für deſſen Wahrheit ich bürge, iſt eine von den wunderbaren Begebenheiten, wie ſolche im Kriege nicht ſelten geſchehen.

Nachdem die franzöſiſchen Ouvriers die Trümmer der eingeäſcherten Interimsbrücke hinweggeräumt und die Breſche derſelben gangbar gemacht hatten, kletterten die franzöſiſchen Tirailleurs die Leitern hinab und wieder dieſſeits herauf. Zu gleicher Zeit ließ Napoleon einzelne Geſchütze auf Elbfähren über die Elbe ſetzen und zahlte den Fährleuten für jede übergeſetzte Kanone einen Napoleond'or. Während dem arbeiteten viele Zimmerleute Tag und Nacht hindurch an der Herſtellung eines neuen, hölzernen Brückeneinbaues, und zwar unter der Aufſicht eines — Schneiders, des nachherigen Brückenzolleinnehmers, welcher ſich gegen Napoleon anheiſchig gemacht hatte, dieſen Bau in dreimal kürzerer Zeit zu vollenden, als der Dresdener Stadtrath, zu deſſen Gerichtsbezirk die Elbbrücke gehört, ſich ausgeſprochen.

Napoleon ſelbſt widmete dem Brückenbau wiederholt ſeine Gegenwart, ja er ſoll ſelbſt dabei mit Hand angelegt haben, wie ein darüber erſchienenes Bild darſtellt. Noch waren nicht ſämmtliche Holzböcke und Stützen in der Brückenlücke aufgeſtellt, als bereits die franzöſiſche Armee über das ſchwankende Bauwerk hinübereilte. Unter ihren Fußtritten wie unter den Hufen der Roſſe und unter dem noch ungleich ſtärkeren Dröhnen der Geſchütze verſtummte der Lärm der unter ihnen arbeitenden Zimmerleute, die oft befürchten mußten, daß ihr noch loſes Machwerk über ihren Häuptern zuſammenbrechen und ſie begraben

möchte. Einen ganzen, langen Maitag hindurch marſcherte Regiment an Regiment in den breiteſten Reihen über die Elbbrücke und durch das Bautzener Thor den Verbündeten auf dem Fuße nach, deren Nachhut ohne weiteren Widerſtand unſere Neuſtadt geräumt und ſich auf ihr Hauptheer zurückgezogen hatte. Bereits waren die erſten Franzoſen über die Elbbrücke nach der Neuſtadt vorgedrungen, als ſich in deren Hauptſtraße noch ein einzelner, verwegener Koſack ſehen ließ. Die Feinde beſſer beobachten zu können, hatte er ſich kerzengerade auf ſeinen Sattel geſtellt und jagte nicht eher von dannen, als bis ihm die Franzoſen ganz nahe gerückt waren.

Nun erlaubte man uns, die Sternwarte auf unſerm Malzhauſe zu beſteigen, um der fliehenden, ſo wie der ſolche verfolgenden Armee nachzuſehen. Nicht lange und wir erblickten nach Oſten hin eine ungeheure Rauchwolke den Horizont verhüllen. Es war die Stadt Biſchofswerda, welche, von den Franzoſen ganz unnöthigerweiſe in Brand geſteckt, in vollen Flammen ſtand.

17. Noch immer Krieg.

Bisher hatten die Hausbeſitzer während der ſtattgefundenen Kriege in ſo fern am meiſten zu leiden gehabt, weil ſie allein die ſämmtlichen Laſten der Einquartierung tragen mußten. Nunmehr wurden jedoch auch die Miethleute zur Mitleidenſchaft gezogen und meine Aeltern machten hierin den Anfang. Da das polniſche Brauhaus eine Beſitzung von vier großen Häuſern bildet, ſo richtete ſich hiernach auch die Menge der Einquartierung.

Immer neue Kriegerſchaaren folgten einander jetzt auf dem Fuße nach. Eines Tages kamen 120 Franzoſen mit dem Quartierbillet in dem polniſchen Brauhauſe an, wo man, ſchon auf ihre Ankunft vorbereitet, ſie in den weiten Räumen des Malzhauſes unterbrachte. Alle Miethleute im Hauſe mußten für dieſe zahlreichen Gäſte einen Beitrag an Meſſern, Gabeln, Schüſſeln und Löffeln liefern. Ein Strohlager für dieſelben zu beſchaffen, verurſachte noch größere Mühe, jedoch gelang es. Die Frauen im Hauſe hatten unſrer Wirthin, deren

Mann noch immer in Wechselhaft saß, bei der Zubereitung der Abendmahlzeit beigestanden und endlich glücklich die fremden Krieger zufrieden gestellt.

Auffällig war der Unterschied zwischen den französischen und russischen Soldaten in so fern, als jene, nach Ablegung ihrer Flinten und Torniſter, sich zu putzen begannen und dann Arm in Arm mit einander neugierig die Stadt durchwanderten, mochte auch ihr eben erst zurückgelegter Marsch der anstrengendste gewesen sein. Die Russen hingegen pflegten ihres Leibes und der Ruhe, entledigten sich ihrer Kleidungsstücke bis auf das allernöthigste, hockten in ihrer Stube oder schauten höchstens verstohlen und über ihr fast adamitisches Kostüm sich schämend, hinter der Hausthüre hervor auf die Straße. Einen Alles vertragenden Magen besaßen ferner die Russen. Neun Kosacken z. B., welche in unserm Gartenhäuschen einquartiert lagen, mengten in einen großen Topf unter einander: rohes Sauerkraut, Kartoffelsalat, Buttermilch, Häringe, Wurst, Inselitlichter u. s. w. und verzehrten diesen Mischmasch mit dem größten Appetit.

Doch zurück zur Einquartierungsnoth! Es war endlich ruhig und still geworden in unserm Brauhause. Die 120 Franzosen hatten sich nach befriedigter Schaulust endlich schlafen gelegt und ich ein Gleiches gethan. Meine Schlafkammer befand sich damals hinter unsrer großen Schulstube im ersten Stock des Seitengebäudes. Da weckte mich aus dem ersten Schlafe — es war gegen 10 Uhr — plötzlich ein großer Lärm, der aus der Schulstube in meine Ohren drang. Ich vernahm das derbe Auftreten vieler Füße, das klirrende Aufstampfen von Musketen und das Gepolter abgeworfener Torniſter. Erschrocken warf ich mich in die Kleider, öffnete leise die Thüre und schlich mich still durch 50 wilde Krieger, italienische Garden, hindurch, welche, unangesagt, so spät noch einquartiert worden waren und jetzt Besitz von den ersten, besten, noch leeren Räumlichkeiten in unserm Hause nahmen.

Welche große Sorge für meine Mutter, welche nun für so viele hungerige Mägen eine warme Mahlzeit und für eben so zahlreiche Leiber ein Nachtlager bereiten sollte! Ueberdieß kam ein Soldat nach dem andern in unsere kleine Küche herab, um das energisch ausgesprochene

Begehren an meine Mutter zu richten, für ihn ein den Landleuten weggestiebitztes Huhn, eine Ente oder Gans zu braten. Die Italiener nicht ungeduldig werden zu lassen, mußte mein Bruder Carl hinauf in das Schulzimmer gehen und die pathetisch gesprochenen Worte an sie richten: „Messieurs, le souper sera aussitôt préparé!“

Mein Vater dagegen erinnerte sich, daß er seine Rasirmesser nebst Streichriemen und Seifennäpfchen oben auf dem Positiv in der Schulstube aufbewahrte, und daß solche nicht mehr ganz sicher dort sein dürften. Als er aber noch in der ersten Viertelstunde sein Eigenthum herabholen wollte, war es bereits von einem langfingerigen Italiener ausgekundschaftet und bei Seite gebracht worden. Meine arme Mutter schwitzte vor Angst und Hitze am hellen Heerdfeuer und that das Möglichste, um das Essen baldigst herzustellen. Kaum daß die dampfenden Schüsseln hinauf in die Schulstube getragen worden waren und meine Mutter mit leichterem Herzen freien Athem schöpfte, drangen wieder 80 neue Krieger in unser Haus und begehrten ein Unterkommen für die Nacht, deren elfte Stunde bereits vorüber war. Es waren bairische Truppen, welche sofort Besitz von dem im zweiten Stockwerke befindlichen Arbeitssaal unsrer Schüler nahmen. Aber dießmal bewiesen sich die Baiern ungleich menschlicher und besser als bei ihrem ersten Besuche im Jahre 1806. Sie begehrten von uns weder Essen, noch Trinken, noch ein Strohlager, sondern baten bloß um ein wärmendes Ofenfeuer, das ihnen gern bereitet wurde. Die todtmüden Krieger legten sich auf die harten Dielen und ihre Tornister als Kissen unter den Kopf. In aller Frühe gingen sie wieder.

In dieser Nacht beherbergte also unser polnisches Brauhaus 280 Krieger und waren die weiten Räume, welche unsere Schul- und Arbeitsanstalt besaß, jetzt zu unserm Unglück und die Ursache vielfacher Belästigungen, für welche meine Aeltern von keiner Seite entschädigt wurden.

An ein weiteres Schlafenlegen war für diese Nacht nicht zu denken, daher wir nebst den Kindern unsers Wirthes in unsrer Wohnstube verblieben, durch Erzählen die Zeit uns kürzten oder auf den Stühlen zu schlummern suchten. Die am Morgen zur Schule sich einstellenden

Kinder wurden wieder heimgeſchickt, weil wir größere und, was die Italiener betraf, ungezogenere Schüler bekommen hatten.

Nach dem Frühſtücke erborgten ſich die Italiener ein Faß von meiner Mutter und füllten daſſelbe in unſerm Garten mit den ausgerauften Pflanzen der ſogenannten Hundeblume, welche dann meine Mutter mit kochendem Waſſer brühen mußte. Hierauf nahm faſt jeder Italiener eine Portion davon, ſoviel als er mit zwei Fingern erfaſſen konnte, und verzehrte dieſelbe. Aus welcher Abſicht ſolches geſchah und ob dieſe abgebrühten Blätter irgend ein Arzneimittel ſeien, habe ich nicht erfahren können.

Dresden und vorzugsweiſe unſere Neuſtadt war andauernd mit fremden Truppen angefüllt. Bald wurde die Schlacht bei Bautzen geſchlagen. Tauſende von Leichtverwundeten, welche noch Kraft zum Gehen hatten, langten in Dresden an. Viele von ihnen hatten als Stützen ſich der Stacketen bemächtigt, welche die weitläufigen ländlichen Beſitzungen des Grafen Marcolini vor dem Bautzner Thore einfriedigten. Die meiſten dieſer Franzoſen waren an den Händen verwundet und man gab als Urſache davon an, daß die Preußen zu hoch geſchoſſen und daher nur die bei dem Einſtoßen des Ladeſtocks in den Flintenlauf erhobenen Hände ihrer Feinde getroffen hätten. Nicht wenige dieſer Franzoſen ſollen ſich ſelbſt auf dieſe Weiſe und zwar vorſätzlich verwundet haben, um dem ferneren Kampfe und ſomit auch größerer Lebensgefahr zu entgehen. Unſer Haus bekam 60—80 ſolcher Leichtverwundeter zugetheilt, welche in den Gartenhäuſern untergebracht wurden und meiſt ſelbſt für ihre Beköſtigung zu ſorgen hatten. Da war es beweglich, aber auch lächerlich mit anzuſehen, wie allemal zwei Menſchen vereint ein leichtes Geſchäft verrichteten, das ſonſt von einem Einzigen beſorgt wird. Wenn z. B. dieſe Krieger ſich Staudenſalat bereiteten, ſo hielt der eine Franzoſe mit der unverwundeten Hand die Salatſtaude, während der Andere in gleicher Weiſe die Blätter ablöſete, u. ſ. w. Dabei pfiffen, ſangen und ſcherzten dieſe Leute, ſich glücklich preiſend, noch ſo wohlfeilen Kaufs aus der mörderiſchen Schlacht entkommen zu ſein. Später langten Schwerverwundete auf Wagen und Schiebeböcken an. Die Fahrer der Letzteren, aus hierzu

gepreßten Landleuten bestehend, warfen ihre lebende Last nicht selten vom Schiebebocke herab, sobald sie solches unbemerkt thun konnten. Solches geschah namentlich dann, wann der Weg über eine Brücke führte, wo der Sturz in die Tiefe oder in's Wasser manchem Schwerverwundeten den Mund auf immer verschloß. Dergleichen Grausamkeiten ruft der Krieg hervor!

Indessen hatte Napoleon unsern König genöthigt, in sein Land und in seine Residenzstadt zurückzukehren. Bei seinem festlichen Einzuge, welchen Napoleon veranstaltete, mischten sich unter die damals üblichen Vivathoche der Volksmenge bereits die Rufe: „Vivat Brot!", denn es begann der Mangel, erzeugt durch die große Zahl der fremden Mitesser, in Dresden sich einzustellen.

Inmitten alles Kriegslärms besuchte ich, mit wenigen und kurzen Unterbrechungen, das Seminar in gewohnter, täglicher Weise. Zuweilen nicht ohne Lebensgefahr, wenn mir auf der, hinter unserm Garten über die Elbe geschlagenen Schiffbrücke, welche kein schützendes Geländer besaß, lange und breit marschirende französische Heersäulen und Wagenburgen entgegenkamen und mich an den äußersten Rand der Brücke drängten. Zuweilen steckte ich mitten zwischen den Pferden eines dichten Reitertrupps und verdankte es nur der Zahmheit der Thiere, daß ich weder getreten, noch geschlagen, noch niedergeritten wurde.

Dresden war zu einem Hauptdepot der französischen Armee geworden, das man auf's Neue zu befestigen bedacht war. Tausende von Landleuten beiderlei Geschlechts wurden beordert und gezwungen, unter den Befehlen französischer Ingenieurs vor Dresdens Thoren und Schlägen zu schanzen. Außer den vereinzelten Redouten, welche vor den Schlägen der Altstadt errichtet wurden, war die sogenannte Kaiserschanze vor dem Bautzner Thore die größte und festeste. Auch die Spitze des Weißenbergs in der Nähe des Waldschlößchens krönte eine französische Schanze und selbst das dort gelegene Chausseegelder-Einnahmehaus wurde in eine kleine Festung umgewandelt. Quer über unsere Elbbrücke zog man eine Pallisadenreihe und ließ bei dem daran befindlichen Thore nur so viel Raum, als für den Weg eines Fuhr-

weiſe nöthig war. Junge, franzöſiſche Rekruten ſah man täglich mit der Waffenführung ſich vertraut machen.

Nachdem das franzöſiſche Heer bis Breslau ſiegreich vorgedrungen war, ſchloſſen die ſtreitenden Parteien einen längeren Waffenſtillſtand. Dieſe bedurften allerſeits deſſelben auf das Dringendſte, um ihre Armeen zu verſtärken und neue Hülfsquellen für die noch bevorſtehenden Kämpfe zu eröffnen. Denn an einen Friedensabſchluß durfte man nicht denken, noch einen ſolchen wünſchen. Während Preußen in der Ruhe des Waffenſtillſtands einen furchtbaren Gegner Napoleons in ſeiner Landwehr heranbildete, rief dieſer ſeine noch in Spanien vorhandenen Kerntruppen, ja ſelbſt ſeine Seeſoldaten, nach Deutſchland herbei.

Napoleon nahm jetzt ſeinen bleibenden Wohnſitz in dem weitläufigen Gartengrundſtück des Grafen Marcolini zu Friedrichſtadt-Dresden. Genannter Graf war als Page an den ſächſiſchen Hof gekommen, mit dem König Friedrich Auguſt aufgewachſen und innig befreundet worden, daher er von einem gut lohnenden Ehrenpoſten zu dem andern emporſtieg und ſchließlich ein, wenn ſchon nur kleiner Nachfolger des berüchtigten Grafen Brühl wurde.

Die ſich mehrenden Grillen Napoleons zu vertreiben, wurde die franzöſiſche Hofſchauſpielergeſellſchaft (unter ihr auch Talma) nach Dresden berufen und mitten unter Waffengeklirr und dem heilloſen Walten des Mars ein Tempel Thalia's eröffnet.

Sonderbar! wo zu jener Zeit die Zuchtruthe Europa's als ein leuchtender Komet umherwandelte und einen langen Schweif von funkelnden Nebenſternen nach ſich zog — wo über der Völker Wohl und Wehe verhandelt und entſchieden wurde — wo Talma durch ſeines Spieles Kunſt die Zuſchauer entzückte und die Schaar feiler Schmeichler und Höflinge die langen Reihen prachtvoll geſchmückter Zimmer füllte: da ſeufzen und ſtöhnen gegenwärtig arme Kranke; da ſchleichen in den ſchattigen Laubgängen des weiten Gartens und an deſſen marmornen Kunſtgebilden vorüber die Geneſenden, denn — jenes gräfliche Palais iſt zum ſtädtiſchen Krankenhauſe umgewandelt worden!

Zu jener Zeit konnte man den großen Kaiſer jeden Tag ſehen. Allein der Zauber, welcher früher ſeine Perſon umfing, und auch mich

einſt an die Tritte ſeines Roſſes heftete, war verſchwunden und gleichgültig, ja mit ſtillem Ingrimm blickte man auf den früher angeſtaunten Beſieger Europa's hin, wenn er uns in den Weg kam. Napoleon ſchien während des Waffenſtillſtands Dauer weiter nichts zu thun zu haben, als alltäglich über ſeine Garden Muſterung zu halten. Dieſes geſchah in dem ſogenannten großen Gehäge zu Friedrichſtadt-Dresden. Es war, als wollte er ſich an dem Anblick ſeiner treuen, ihm blindlings ergebenen und mit ihm unter den Pyramiden Aegyptens geweſenen Scharen neuen Lebensmuth und neue Ausdauer zur Kampfesherſetzung erholen.

So bringt der Knabe alltäglich ſeine Schachtel mit hölzernen oder bleiernen Soldaten herbei, packt ſie aus, ſtellt ſie auf und ergötzt ſich an ihrem Anblick, um ſie dann wieder in Ruhe zurückzuverſetzen. Aber dieſes kaiſerliche Soldatenſpielen ſtürzte die Hausbeſitzer der mit Einquartierung überfüllten Friedrichſtadt in Verzweiflung und Armuth. Ungehört und unbeachtet blieben deren Vorſtellungen und Bitten. Für die, Monate hindurch währende Einquartierung, welche den Beſitzer eines kleinen Häuschens 10 bis 20 kaiſerliche Gardiſten täglich zu ernähren zwang, ſind, wie verlautet, lange Jahre nach beendigtem Kriege, allen Hausbeſitzern zuſammen eine Entſchädigung von nur 3000 Thlrn. zugeſprochen worden, eine Summe, welche kaum den erlittenen Verluſt eines Einzelnen deckte!

Ueberhaupt war die damalige Geſetzgebung über Einquartierungs- und andere Kriegslaſten eine ſo ungenügende und unbillige, daß eine große Anzahl der Hausbeſitzer Dresdens gänzlich bankerott und an den Bettelſtab gebracht wurde, die übrigen aber verarmten. Da der Krieg ein allgemeines Uebel iſt, ſo ſollte auch jeder Bewohner eines mit Krieg überzogenen Landes zur Mitleidenſchaft gezogen werden. Bisher aber traf die ganze Kriegslaſt meiſt nur diejenigen, welche ihren Wohnſitz an der Heerſtraße oder in der Nähe derjenigen Plätze innehatten, um deren Beſitz gekämpft wurde.

Ein aufmerkſamer Beobachter wird erkannt haben, daß das franzöſiſche Volk, als ein eitles, leicht bewegliches und heißblütiges, die Veränderung, die Zerſtreuung, das Schaugepränge, äußeren Glanz und

öffentliche Ehrenzeichen liebt. Gleichwie man einem verwöhnten Gaumen durch Senf, Caviar, Sardellen, Gewürze und ähnliche Reizmittel immer neue Luſt zum Eſſen ſchafft, ebenſo trachten die neueren Herrſcher Frankreichs durch ähnliche Mittel ſich bei ihrem Volke beliebt zu machen und auf dem unſichern Throne feſt zu erhalten. Napoleon mochte bemerken, daß ſeine Krieger, namentlich die jüngeren, das unaufhörliche Kriegen allgemach ſatt bekamen. Daher bereitete er ihnen eine willkommene Zerſtreuung, wozu er ſeinen Geburtstag benutzte. Weil dieſer jedoch erſt nach ſchon abgelaufenem Waffenſtillſtand herbeikam, ſo feierte ihn Napoleon um etliche Wochen zeitiger. Eine drollige Sache das!

In der Allee unſrer Neuſtadt, in unſerm geräumigen Garten, auf der Elbwieſe vor demſelben und an andern freien Plätzen wurden lange Tafeln mit Sitzbänken errichtet, große, ſchöne Zelte für das Offiziercorps aufgeſchlagen, zahlloſe Gerichte und Speiſen bereitet und damit ſämmtliche, in Dresden anweſende Krieger bewirthet. Es floß der Wein und er begeiſterte die Schmauſenden zu dem lauthallenden Rufe: „Es lebe der Kaiſer!“ Dazu ſpielte die Muſik der Regimenter, donnerte das Geſchütz das Amen darein. Und am Abend dieſes Tages erglänzte die Stadt in einer erzwungenen, feſtlichen Beleuchtung und längs des rechten Elbufers aufgeſtellte Bataillons ſendeten Tauſende von Leuchtkugeln aus ihren Musketen zu den himmliſchen Lichtern empor und unter betäubendem Gepraſſel flammte das auf der Elbbrücke angebrannte Feuerwerk auf. Während dem unterhielten andere Bataillone in der Nähe des Dorfes Pieſchen ein fortdauerndes Heckenfeuer aus ihren Flinten, das wie das Leuchten zahlloſer Johanniswürmchen ſich ausnahm.

Eine Erinnerung an jene Zeit habe ich in meinem „kleinen Eſſime“ niedergelegt.

Die Friedensvermittelungen, welche der Fürſt Metternich in Oeſtreichs Auftrage bei Napoleon verſuchte, blieben bekanntlich erfolglos. Man erzählt, daß dabei Napoleon, im höchſten Zorne über Metternichs Vorſchläge, demſelben vorwurfsvoll eingehalten habe: „Was zahlt Ihnen England für die ſchimpflichen Bedingungen, die Sie

wir machen?“ Metternich soll über diese Frage vor Aerger bleich geworden und so ergrimmt sein, daß er sich nicht einmal herabließ, den Hut Napoleons, welchen derselbe bei dem heftigen Auf- und Niedergehen im Zimmer aus der Hand hatte fallen lassen, aufzuheben. Gewiß ist, daß an sich sehr klein erscheinende Dinge zuweilen die größten Wirkungen nach sich ziehen. So viel steht fest, daß Metternich unverrichteter Sache und als Napoleons Gegner zu seinem Kaiser Franz zurückkehrte, welcher, durch Metternichs Einwirkung, von nun an die Waffen gegen seinen eigenen Schwiegersohn ergriff.

18. Schlacht bei Dresden.

So wie Napoleon, nach gekündigtem Waffenstillstand, mit seiner Armee in Schlesien vordrang, brachen die vereinigten Armeen der Russen, Preußen und Oestreicher aus Böhmen in Sachsen ein, vertrieben die Franzosen aus Pirna und langten vor Dresden an, um solches in dem Rücken Napoleons zu nehmen. Die nur wenige Tausende starken Franzosen zogen sich fechtend auf unsere Stadt zurück und vertheidigten dieselbe tapfer gegen die feindliche Uebermacht. Man erzählte sich, daß die Verbündeten so fest auf Dresdens schnelle Einnahme rechneten, daß viele Hunderte böhmischer Weiber, mit Tragkörben versehen, ihre Landsleute begleiteten, um die sicher verhoffte, reiche Beute in Empfang zu nehmen und davon zu tragen.

Wenn man damals schon den electromagnetischen Telegraphen gekannt und angewendet hätte! So mußten aber Eilboten zu Roß nach Schlesien jagen, um Napoleon nebst seinem Heere zur Hülfe herbeizurufen. Daß solche anlangte, war die höchste Zeit. Bereits tobte der Kampf dicht vor Dresdens Vorstädten, deren angsterfüllte Bewohner vor den einschlagenden feindlichen Kanonenkugeln in das Innere der Stadt flüchteten. Jene verirrten sich sogar bis in unsere Neustadt herüber und gefährdeten die friedlichen Bewohner. Die Preußen hatten den königlichen großen Garten besetzt und dehnten ihre Streitkräfte bis zum linken Elbufer bei dem Dorfe Blasewitz aus. Die Oestreicher dagegen erstürmten die Redoute bei Mozinski's Garten und durchbrachen

die Palisadenreihe. Da langte in den entscheidenden Augenblicken Napoleon mit seiner Armee in Eilschritten aus Schlesien an. Die ganze Breite der Chaussee einnehmend, quollen die blauen Schaaren die Anhöhe beim Waldschlößchen herab. Fußvolk, Reiterei, Artillerie, letztere vierfach neben einander fahrend, eilten im dumpfen Gewühl der Stadt zu. Dabei wurden die Franzosen von den Kugeln der Preußen begrüßt, welche diese von dem jenseitigen Elbufer herüberfendeten.

Ungeachtet des weiten und anstrengenden Eilmarsches der Franzosen aus Schlesien, rückten diese sogleich gegen den Feind aus. Bald genug hörten und sahen wir die Folgen hiervon. Zuerst den die Lüfte erbeben machenden Kanonendonner, dann die zahllosen Verwundeten, die größtentheils über die vor unserm Garten über die Elbe geschlagene Schiffbrücke und durch unsern Hof geschafft wurden. Es war am 26. August, als dieser Kampf um Dresdens Besitz und Abwehr begann. Ein starker, mehrtägiger Regen strömte vom Himmel hernieder und vermehrte noch die Noth der Streitenden, die keinen trocknen Faden am Leibe behielten und in dem aufgeweichten Erdreich fast versanken. Da des Regens wegen keine Flinte und Pistole losbrannte, so mußte der blutige Kampf durch das Bajonett, den Säbel und die Kanonen ausgefochten werden. Aus unsern beiden Hinterhäusern konnten wir die Blitze der feindlichen Geschütze, welche die Bergkette des weiten Elbthales krönten, wahrnehmen und zählen. Geraume Weile nachher vernahmen wir erst den Knall.

Welche grauenvolle Bilder des menschlichen Elends unsere Augen zu sehen bekamen! Eine gar nicht endende Reihe von Verwundeten schleppte sich und wurde geschleppt durch unsern Garten herauf und durch den Hof in die eiligst errichteten Lazarethe. Auf ausgehobenen Thüren, auf Leitern, auf zu Tragen umgewandelten Flinten und andern mißlichen Transportmitteln brachte man die Schwerverwundeten herbei. Ich entsinne mich unter Anderem eines Kriegers, der durch einen aufgeflogenen Pulverwagen in einen kohlschwarzen Neger verwandelt worden war und im halb gebratenen Zustande ausgestreckt auf einer Thüre wimmerte, die etliche Kameraden trugen. Wiederum saß ein bärtiger Gardist, welcher stramm und siegesfreudig in die Schlacht

gegogen war, auf dem Eisenrohr seiner Stütze, deren Enden zwei seiner Geführten gepackt hielten. Mit beiden Armen umschlang er die Hälse seiner Träger und bewahrte hierdurch seinen Körper vor dem Zusammensinken. Erloschen war der feurige Blick, schon halb gebrochen das muthige Auge und eine gelbliche Todesblässe bedeckte das bereits hippokratische Antlitz in dem tief zur Brust herabgesunkenen Haupte. Immer neue und schreckensvollere Gestalten naheten sich und mahnten uns bei dem Gedanken an die schwere Rechenschaft schaudernd, die der Urheber eines Krieges einst abzulegen haben würde. Bald verdrängte ein anderes Schauspiel das der Verwundeten. Von der steinernen Elbbrücke daher und die große Meißnergasse herauf nahte sich unserer Wohnung ein langer Zug östreichischer Gefangener, denen die Habgier ihrer Gegner nur die nothdürftigste Kleidung gelassen hatte. Sie wurden von französischen Kriegern begleitet und überwacht. Uns gegenüber, vor dem Hause eines Bäckers hielt der Zug an. Von jeher scheint die östreichische Armee an der nöthigen Verpflegung Mangel gelitten zu haben. So hatten auch diesmal die Oestreicher bereits vor Beginn der Schlacht wenig oder nichts zu essen bekommen und in der ausgesogenen Umgegend Dresdens weiter keine Nahrungsmittel erlangen können als unreifes Obst. Jetzt standen die Gefangenen, hungernd und bis auf die Haut durchnäßt, stundenlang auf dem Straßenpflaster, und der in Anspruch genommene Bäcker konnte oder mochte kein Brot für die Aermsten schaffen. Zu den Leiden des Hungers gesellten sich noch theilweise das Weh empfangener Wunden und der Todmüdigkeit. Besonders erregte ein junger, schwächlicher Oestreicher unser tiefstes Mitleid. Derselbe hatte einen Schuß in's Bein erhalten, so zwar, daß er bei jedem gethanen Schritte tief zusammenknickte und hinzustürzen drohte. Ihm sendete meine Mutter durch mich eine kurze Stange als Krücke und ein Stück Brots zu, welches beides auf das Dankbarste angenommen wurde. Nach langem, vergeblichem Harren mußten die Gefangenen unerquickt weiter wandern.

An dem Spätabende dieses Schlachttages gerieth ein mit Stroh, Heu und Hafer angefülltes Magazin, am linken Elbufer und unserm Brauhause gegenüber, in Brand. Es war ein furchtbar schönes

Schauspiel, das aber leicht der ganzen Stadt zum Verderben hätte gereichen können. Denn mehrere Hunderte, mit Kugeln und Pulver gefüllte Wagen bedeckten in einer langen Reihe die Schiffbrücke und unsere Elbwiese. Wenn einer der zahllos die Lüfte durchfliegenden Feuerfunken das Pulver entzündete, so erlebte Dresden ein noch schrecklicheres Schicksal als Eisenach und Leyden.

In dem weiteren, dreitägigen Verlaufe der Schlacht wurden immer neue Haufen namentlich östreichischer Gefangenen eingebracht, deren Zahl sich auf 12,000 steigerte. In Ermangelung anderer, hierzu passender Räumlichkeiten sperrte man diese Gefangenen in Dresdens Kirchen, mit alleiniger Ausnahme der katholischen und der evangelischen Hofkirche, so wie in das leerstehende Orangeriehaus der Ostra-Allee.

Kaum daß die letzten Schüsse in Dresdens nächster Umgebung verhallt waren, so trieb mich die Neugierde, in Begleitung vieler Seminaristen, das noch buchstäblich rauchende Schlachtfeld zu betreten. [Die Neugierde ist in einer ereignißreichen Zeit eine Leidenschaft, welche selbst sonst ernstbesonnene Männer beherrscht. Auch unser ehrwürdiger Cantor F. machte hierin keine Ausnahme, indem er, gleich mehreren Seminaristen, während der tobenden Schlacht das kleine Thürmchen auf dem Seminargebäude bestiegen und von dort aus nach den Kämpfenden ausgeschaut hatte, bis einige wohlgezielte Kugeln des Feindes, welcher in den Neugierigen Kundschafter vermuthete, jene rasch wieder vertrieben.] Wir wanderten aus dem Löbtauer Schlage und sahen bald die weite Fläche mit Menschen- und Pferdeleichen, mit Kugeln und zerschossenen Wagen u. s. w. bedeckt. Auch einen Russen fanden wir noch lebend, welcher mit beiden Händen sein zerschmettertes Knie umfaßt hielt und laut jammerte. Wir hatten nichts Eiligeres zu thun als solches einigen Arbeitern zu melden, welche auf dem Schlachtfelde tiefe Gruben ausschaufelten und die Gebliebenen einscharrten. Gleichmüthig entgegneten sie uns, daß sie nur für das Begraben der Todten gemiethet wären und bezahlt würden, aber nicht für das Unterbringen der Lebenden. In der von uns betretenen Gegend lagen lauter Oestreicher und namentlich viele Ungarn, schöne kräftige Gestalten. Daß sie Mangel an Nahrung gelitten hatten, erkannte man an den unreifen

Leipsig, welche viele der Todten neben sich liegen hatten. Der Tod war in mancherlei Gestalten hier dargestellt und immer mehr gewöhnte sich der erst entsetzte Blick an die reichlich gehaltene Aerndte des bleichen Sensenmannes. Am dichtesten war dieselbe vor der Redoute bei Mozinsky's Garten, die von den Oestreichern bereits genommen worden war. Hier lagen die östreichischen Czakko's wie gesäet umher und die Erde war mit Menschenblut reich gedüngt. Die Seele von dem Gesehenen erfüllt, kehrte ich wieder heim.

Am andern Tage darauf strömte fast die ganze Bevölkerung Dresdens hinaus auf das weite Schlachtfeld, auf welchem die indeß gänzlich ausgeplünderten Todten in völliger Nacktheit die Erde bedeckten. Die Feder möchte vor Scham erröthen, indem sie niederschreibt, wie die Mehrzahl dieser Besucher aus Frauen und Jungfrauen bestand, welche, im Sonntagsschmuck prunkend, die nackenden Kriegergestalten mit schamlosen Blicken musterten und entweihten. Sonst für ehrbar und züchtig gehaltene Frauen und Jungfrauen, selbst aus den gebildeten Ständen, befanden sich unter den weiblichen Schaaren, welche zwischen den ausgestreckten und verstümmelten Schlachtopfern, gleich wie in einem Garten zwischen Blumenbeeten, umher wandelten und eine entsetzliche Lüsternheit verriethen. Auch unsere Wirthin nebst ihren sämmtlichen Töchtern nahm Theil an dieser unzüchtigen Heerschau. Es erhellt aus dem Gesagten, wie sehr der Krieg alle gute Zucht und Sitte vernichtet. Sehr groß war die Zahl der Frauen und Jungfrauen, welche den Verlockungen der bei ihnen einquartierten jungen und hübschen Krieger unterlagen und ihrem sonst unbescholtenen Namen einen unaustilgbaren Makel anhängten, während noch ungleich mehr Sünden dieser Art, unter dem Deckmantel der Heimlichkeit begangen, nicht zur Oeffentlichkeit gelangten. Einer unsrer geachtetsten Aerzte sagte damals aus, daß man erstarren würde, erführe man, wie er, bis in welche hohe und edle Familien das ansteckende Gift der Lustseuche durch die Franzosen eingedrungen sei.

Den nun an bekamen die Miethleute ihren Antheil von der reichlichen Einquartierung. Wir hatten bald einen Officier, bald etliche Gemeine u. s. w. zu beherbergen und zu beköstigen. Unser Stadtrath

hatte durch öffentlichen Straßenanſchlag bekannt gemacht, was und wie viel Dresdens Bewohner ihrer Einquartierung an Speiſe und Trank zu verabreichen hätten. Eine ſolche Speiſekarte lautete gar nicht übel für die Krieger, deſto übler aber für die Geldbeutel der Gaſtgeber. Nach jener Vorſchrift hatte ein Officier, vom Hauptmann bis zum Leutnant herab, des Morgens eine Portion Kaffee mit Mundſemmeln, Mittags eine Suppe, Fleiſch mit Gemüſe, Braten mit Salat oder Compot, Brot, Butter und Käſe, ſo wie eine ganze Flaſche Wein zu erhalten; Abends wieder warmes Eſſen oder kalte Küche mit Braten und eine halbe Flaſche Wein. Die Zahl der Gerichte und der Flaſchen Weins mehrten ſich mit dem höhern Grade des Officiers, ſo daß ein General ein Vielfraß ſein oder platzen mußte, wenn er das ihm Zugebilligte Alles genießen wollte. Das ordnete unſer Stadtrath an, woher aber den Aufwand dafür hernehmen, ſagte er nicht.

Diejenigen Hausbeſitzer und Miethbewohner, welche ſich mit der oft ungeſtüm auftretenden Soldateska nicht befaſſen mochten, verdingten ihre Einquartierung in Hotels und an gewinnſüchtige Leute, welche aus vorkommenden Mißhandlungen ſich wenig machten. Für jeden gemeinen Soldaten zahlte man in der Regel täglich einen Thaler, für einen Leutnant drei und ſo höher aufſteigend bis zum General, der 10 und mehr Thaler zu unterhalten koſtete.

Auch unſer hochbetagter Onkel Iſrael gehörte zu dieſen friedliebenden Hausbeſitzern. Obgleich die Altſtadt lange nicht ſo viel Einquartierung zugetheilt bekam als die Neu- und Friedrichſtadt, ſo mußte der Onkel dennoch mehr wie 2000 Thlr. für ſeine Einquartierung bezahlen. Meine nachherigen Schwiegerältern, welche ein großes Haus in der Neuſtadt beſaßen, wurden durch die jahrelang andauernden Laſten der Einquartierung faſt an den Bettelſtab und um ihr Haus gebracht. Die Zahl der bei ihnen Einquartierten ſtieg bis auf 20,000 und man wird die Größe dieſer Laſt ermeſſen können, wenn man erfährt, daß meine Schwiegerältern auf einmal 150 Gemeine und 18 Officiere zugetheilt bekamen, während ein Stockwerk ihres Hauſes von der franzöſiſchen Apotheke in dauernden Beſitz und ohne Entſchädigung genommen war. Von Seiten der Regierung und des Magiſtrats geſchah nichts,

um diesen entsetzlichen Druck zu mindern oder gleichmäßiger zu vertheilen. Während in Preußen die Hypothekengläubiger nach dem Kriege ihren Schuldnern eine mehrjährige Frist der Geduld gestatten mußten, brachte man in Sachsen die Grundstücke der durch die Einquartierung ruinirten Besitzer sofort unter den Auctionshammer, wo dann jene zu und unter den Spottpreisen losgeschlagen wurden.

In der ersten Zeit der französischen Einquartierung im Mai 1813 erhielten die Hauswirthe eine Zubuße von Fleisch für ihre Einquartierung. Daß hierbei starke Unterschleife vorkamen, versteht sich von selbst. Später aber hörte auch diese Beihülfe auf. Zwei bei meinen Aeltern einquartierte Westphäler bekamen aus dem Militairmagazin Reisportionen zu ihrer Verpflegung zugetheilt. Diese beiden Portionen rohen Reises täglich füllten eine Kaffee-Obertasse kaum halb und mußte daher meine Mutter mehrere Tage diese Portionen ansammeln, ehe sie ein einziges Reisgericht zusammenbrachte. Schon damals schienen die französischen Machthaber das bevorstehende Ende ihrer Herrschaft zu ahnen und darum auf Unkosten ihrer Untergebenen sich zu bereichern.

Unsere Stadt gerieth durch die enormen Ausgaben für die fremde Einquartierung und andere Kriegsanforderungen in eine erdrückende Schuldenlast, welche sie nach mehrern Jahrzehnten und durch schwere Auflagen abzutragen vermochte. Dresdens Einquartierung betrug vom 26. Februar bis mit 31. December 1813 in Summa 7,376,947 Köpfe, im Jahre 1814 2,712,345, darunter 2497 Generäle, welche meistens die Hausbesitzer verpflegen mußten. War es da ein Wunder, wenn diese verarmten?

Unsere Schule war, wie schon gesagt, eine Armenschule, in welcher 70 von unsern Schülern täglich ihr Essen und ihr Brot bekamen. Dieses Essen, dessen Preis für den Frieden und für wohlfeile Zeit berechnet war, in der harten, theuren Kriegszeit zu beschaffen, war für meine Mutter eine gewiß schwere Aufgabe, die sie dennoch glücklich löfete. Eben so verhielt es sich mit dem Herbeischaffen und Austheilen des Brotes, welches jetzt allemal bei abendlicher Dunkelheit und heimlich von dem Bäcker geholt werden mußte, um nicht die Raubsucht der zahlreichen, oft darbenden Krieger zu erwecken. Damit das frischbackene

Brot nicht durch den leicht wahrnehmbaren Geruch sein Vorhandensein verrathe, verbargen wir es in unserm Keller und eben so verstohlen geschah dessen Vertheilung an die Zöglinge, die ihre empfangene Gabe auf dem Heimwege vor den Augen der Soldaten gleichfalls verbergen mußten. Zur Ehre unsers Bäckers erwähne ich hier, daß derselbe, sogar in den Tagen der höchsten Noth und einer lange andauerden Belagerung unsrer Stadt, stets unsern Brotbedarf geschafft hat. Wie ihm solches möglich war, als französische Gensdarmen alle Backöfen Dresdens überwachten und die fertig gebackene Waare zunächst für ihre Leute in Beschlag nahmen, ist mir noch heute unbegreiflich.

Nach der Schlacht bei Dresden, welcher Vandamme's Gefangennehmung bei Kulm auf dem Fuße folgte, begann Napoleons rastloses Hin- und Herziehen zwischen Böhmen, Sachsen und Schlesien. Mein älterer Bruder, welcher bereits im Kriege 1809 mit seinem Kriegszahlmeister und der Kriegskasse vor den anrückenden Oestreichern geflüchtet und bis Sangerhausen in Thüringen gekommen war, mußte jetzt abermals in's Feld rücken. Eine sächsische Kriegskasse, welche unsern, mit den Franzosen auf Berlin losmarschirenden Truppen einen Geldbetrag von etwa 150,000 Thlrn. zuführen sollte, war von den Kosacken in einem Walde unvermuthet überfallen und genommen worden. Der Officier, welcher die aus sächsischer Leibgarde bestehende Bedeckung der Kriegskasse befehligte, hatte, im sorglosen Vertrauen auf die weite Entfernung der feindlichen Armee, zwischen welcher er noch die französisch-sächsische wußte, seine Leute weder scharf laden lassen, noch kampfbereit zusammengehalten. Mit der militairischen Bedeckung zugleich wurde auch der Kassenbeamte gefangen genommen, daher die Reihe des Marschirens nun meinen Bruder traf. Derselbe machte die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz mit und kam nach der großen Völkerschlacht mit der Kriegskasse nach Leipzig zu stehen, von wo er nach Dresden zurück berufen wurde.

Hier verlebten wir indeß unruhige Tage. Immer mehr nahm der Mangel an Nahrungsmitteln überhand. Eines Tages kam ein französischer Officier an das Parterrefenster geritten, an welchem meine Mutter nähend saß. „Madame" — redete er diese an, indem er einen

Napoleonsd'or herhielt — „Brot!“ Gern hätte meine Mutter, schon aus Erbarmen, den Wunsch erfüllt, allein solches war, der vielen, in der Nähe befindlichen Franzosen wegen, nicht rathsam, daher meine Mutter kopfschüttelnd das Begehren abwies, worauf der Officier traurig fortritt.

An einem andern Vormittage trat ein im polnischen Brauhause einquartierter Franzose in unsere, am Anlauf gelegene Wohnstube und begehrte mit Ungestüm ein Bettstück für sich. Als ihm meine Mutter verneinend antwortete, näherte er sich unserm Pianoforte, unter welchem mein 3jähriger kleiner Bruder Eduard auf seinem kleinen Deckbette sanft schlief. Hastig zog der Franzose das Bettstück unter dem jugendlichen Schläfer hinweg, so daß derselbe mit dem Kopfe unsanft auf die Dielen aufschlug und weinend erwachte, während der Franzose mit seinem Raube davon ging. Jedoch sei erwähnt, daß meine Mutter nach dem Abmarsch der Einquartierung das Bettstück im Malzhause wiederfand.

Am übelsten erging es den Gefangenen in den Kirchen und in dem Orangeriehause. Man reichte ihnen nicht einmal Stroh zu einer Lagerstätte, daher sie dieselbe in den hölzernen Kirchenständen und auf den kalten, harten Steinplatten der Kreuzgänge aufschlagen mußten. Nur nothdürftig bekleidet und gänzlich vom Regen durchnäßt, froren sie gewaltig in den hohen, weiten und mehr als kühlen Hallen, die sie nur auf kurze Minuten verlassen durften, um in einem nahe gelegenen Winkel ihre Nothdurft zu verrichten. Fast lediglich auf die Nahrungsmittel beschränkt, welche ihnen das Mitleid der Einwohner und der Vorübergehenden schenkte, gesellte sich zur Kälte noch der Hunger, der einen preußischen Gefangenen im Orangeriehause dahin brachte, freiwillig sich den Tod zu geben, indem er von dem höchsten, mühsam erkletterten Balken des Dachstuhls sich in die Tiefe herabstürzte. Das Loos der preußischen Gefangenen in Dresden, im Kriege 1806, war dagegen ein goldenes zu nennen. Daß es unsern bei Großbeeren und Dennewitz gefangenen Sachsen in Berlin noch schlimmer erging, habe ich bereits erwähnt. Als die herbstliche Kälte die Kirchen mit einer Eisluft erfüllte und die Gefangenen durch die Ruhr hinwegzuraffen

begann, erlaubten deren Wächter ihnen endlich, die hölzernen Kirchenstühle, Bänke, Stände und sonstigen Sitze als Feuerungsstoff zu benutzen. Als daher nach mehr wie einjähriger Zeitfrist die Kirchen endlich geräumt und ihrer Bestimmung zurückgegeben wurden, fand sich in deren Schiffen kein Holzspan mehr vor, so daß das Verbrannte mit einem großen Kostenaufwande wieder hergestellt werden mußte. Die schöne Frauenkirche hatte keine Gefangenen zu beherbergen bekommen, aber nur aus dem Grunde, weil sie das Hauptmagazin der Franzosen und mit Vorräthen aller Art angefüllt worden war. Auch ihr Inneres mußte gänzlich erneuert werden.

Wie war dir so wehmüthig um's Herz, kleines, zusammengeschmolzenes Häuflein gläubiger Kirchengänger, als du dich nach langer, langer Pause in dem beschränkten, niedrigen Raum des Fechtsaales im Kadettenhause zum ersten Gottesdienste wieder versammeln durftest! Wer lebt, wer weiß es noch von euch, unter welchen Gefühlen wir uns auf die kunstlosen, aus allen Winkeln herbeigesuchten Bänke ohne Rückenlehne niederließen, des hehren Orgelklanges entbehrend, unsere Stimmen zu dessen Lobe erschallen ließen, der uns inmitten eines mörderischen Krieges und tausendfacher Gefahren am Leben erhalten hatte? Wer sieht noch im Geiste unsern alten, ehrwürdigen Pastor Kell auf den zur Kanzel umgewandelten Katheder treten und seine eindringliche Predigt mit dem gewohnten Spruche beginnen: „Herr, lehre du mich thun nach deinem Wohlgefallen, denn du bist unser Gott; dein guter Geist leite mich auf ebener Bahn. Amen?"

Wann ich früh in der siebenten Morgenstunde meinen täglichen Weg von der Neu- nach der Friedrichstadt in's Seminar zurücklegte, traf ich fast regelmäßig auf den Vater unsers Königs Johann, den Prinzen Maximilian, welcher in Begleitung eines Kammerdieners aus seiner, im königlichen Schlosse gelegenen Wohnung nach seinem in der Ostra-Allee befindlichen Gartengrundstücke ging. Der Prinz war ein großer Freund vom Vogelstellen und diese Liebhaberei war's, die ihn, selbst bei strenger Winterkälte, in aller Frühe hinaus auf seinen Garten trieb und zwar stets zu Fuß. Jetzt aber war eine edlere Triebfeder die Ursache seiner zeitigen Ausgänge. Jenes alte Orangeriehaus, in welchem

ein Theil der Gefangenen eingesperrt war, stand in der Sommerzeit leer, weil die Orangenbäume mit ihren Erdkübeln die Räume des Zwingers schmückten. Seine hohen und breiten Fenster waren dann durch hölzerne Läden verschlossen, welche dem Tageslichte den Zutritt verwehrten und den weiten, innern Raum zu einem finstern Keller umgestalteten. Vielfach angebrachtes, zum Stützen des leicht gebauten Hauses nöthiges Gebälk in der Höhe machte deren Erkletterung möglich, was von den Gefangenen benutzt wurde, um mit Hülfe von Taschenmessern kleine Oeffnungen in den obern Rand der Läden zu schneiden und durch dieselben losgetrennte, an langen Bindfäden befestigte Kleidertaschen herauszuhängen. Diese hangenden Beutel, viele Hundert an der Zahl, waren in fast unaufhörlicher Bewegung und vertraten die Stelle von bittend ausgestreckten Händen. Sie senkten sich bald in die Tiefe hernieder, bald fuhren sie wieder empor. Dabei ertönte aus dem verschlossenen, finstern Innern dumpf und hundertfältig die flehentliche Bitte um eine Gabe, wobei sich die Russen durch den Ruf unterschieden: „Muhter, gibb! gibb!“ Aber noch ergreifender war der Anblick einer langen Reihe von Menschenhänden, welche, dicht an einander gereiht und längs des weit hin sich erstreckenden Gebäudes aus der Erde oder dem Grabe hervorgewachsen zu sein schienen. Die armen Gefangenen hatten Muße genug gehabt, um auszuforschen, daß die Vordermauer ihres Gefängnisses den oberflächlichsten Grund von der Welt besaß. Daher war es ihnen möglich geworden, nach Art der Maulwürfe und Hamster, eine Höhle unter den Mauersteinen zu graben, durch welche ihr möglichst lang ausgestreckter Arm seine Hand hinaus an das Tageslicht zu bringen vermochte. Daß sie dabei auf dem Bauche liegen mußten, versteht sich von selbst. Auch diese Hände befanden sich, wie die hangenden Taschenbeutel, in steter Bewegung und schlossen sich in dem Augenblicke, wo sie eine Gabe hinein fallen fühlten, worauf die beschenkte Hand zurückgezogen wurde und verschwand, um in der nächsten Minute ihr Bittgeschäft von Neuem zu beginnen. Wenn nun der menschenfreundliche Prinz Maximilian auf seinem frühen Ausgange an dieses Orangeriehaus, an welchem ihn sein Weg vorüberführte, gelangte, so winkte er seinem Kammerdiener hinter sich

und derſelbe hob an bei der erſten, aus der Erde hervorwachſenden Hand und bei dem erſten auf und nieder hüpfenden Schubſack bis zu dem letzten Bittenden und ſteckte oder legte eine kleine Silbermünze hinein, von welcher er einen anſehnlichen Vorrath bei ſich führte. Dabei gab der mitleidige Fürſt genau Acht, daß keine Hand und keiner der Beutel überſehen wurde, indem er mit ſeinem Spazierſtocke da und dorthin wies, wo noch auszutheilen war.

Mit jedem Tage mehrten ſich des Krieges Greuel. Die umliegenden Dörfer waren verödet, Alles, was zur Nahrung diente, war geraubt worden vom Feinde wie vom Bundesgenoſſen. In die Wage des Rechts wirft ja der Krieger ſein Schwert als Gewicht! und das eigene Beſitzthum iſt zur leicht platzenden Seifenblaſe geworden. Auf der vormaligen, jetzt zu einem öffentlichen Park umgeſchaffenen Bürgerwieſe in Dresden waren viele Hunderte, von den Franzoſen geraubter Stücke Rindviehs zuſammengeſperrt worden. Dieſe armen Thiere, welche aus der zerſtampften und bereits längſt abgegraſten Wieſenfläche kein nährendes Hälmlein raufen konnten, erfüllten die Luft mit ihrem kläglichen Gebrüll des Hungers und Durſtes. Ein einzelner Franzos, welcher zwei geraubte Kühe trieb und für ſolche nicht gleich einen Käufer fand, ſchenkte ſie einem unſrer Schüler, einem armen Fiſcherknaben, der ihm gerade in den Weg kam und hocherfreut die Kühe ſeinen Aeltern zuführte. Dieſe ſtellten die Thiere in ihre, im Erdgeſchoß gelegene Küche ein und zehrten lange von dem Fleiſche, das ſie ſo unerwartet geſchenkt bekommen hatten. Zahllos war die Menge der ländlichen Fuhrwerke mit ihrem Geſpann, welche unſere Bundesgenoſſen ihren Beſitzern abgepreßt hatten und wochenlang mit ſich herumführten, bis endlich der Herr oder deſſen Knecht verzweifelte und Wagen nebſt Geſpann im Stiche ließ. Unſere Nachbargaſſe, der Kohlmarkt, war mit ſolchen herrenloſen Wagen angefüllt, und fielen dieſe endlich diebiſchen Händen anheim, an welchen es damals in unſrer Stadt nicht mangelte. Mich erbarmte es einſt, als ich ein Ochſengeſpann ſah, das in dem ſtrohreichen Düngerhaufen unſeres Hofes nach irgend einer Nahrung umherwühlte.

Ein Advocat und Dichter, Namens Hohlfeld, bewohnte zu jener Zeit das erste Stockwerk unseres Hinterhauses, in welchem früher die wahnsinnige Jungfrau nebst ihrem Vater und Bruder seßhaft gewesen war. Hohlfeld, der eine Urania, die jüngere, geschrieben hat, die in Dresden nicht unberühmt war, vertauschte über Hals und Kopf diese seine Wohnung mit einer anderen in der Altstadt, weil diese weniger mit Einquartierungslasten heimgesucht wurde als unsere Neustadt. Dieser Wohnungswechsel kam meinen Aeltern sehr erwünscht, indem diese ihr am Anlaufe gelegenes Quartier mit dem ruhigeren Hohlfelds vertauschten, obschon sie dafür mehr Miethzins entrichten mußten. Dieser Wohnungswechsel geschah zu Michael 1813.

Hier schalte ich die Bemerkung ein, daß mein Vater seinen Lehrgehülfen, den jungen T. aus Lockwitz, nicht mehr besaß, sondern daß abermals meine gute Mutter dessen Stelle übernommen hatte. Dieselbe möglichst gewissenhaft zu vertreten, hatte sie bei einem ausgezeichneten Zöglinge unseres Seminars, einem Jugendfreunde meines älteren Bruders, Unterricht in der Lautirmethode genommen, woran auch ich Antheil nahm. Dieser Lerneifer einer in Jahren vorgerückten Frau, deren Zeit ohnehin durch vielfache Geschäfte in Anspruch genommen war, ist gewiß hoch zu rühmen. Mir blieb als Seminarist nur so viel Zeit übrig, daß ich täglich von halb 10 bis halb 11 Uhr eine Unterrichtsstunde der Schule meines Vaters widmen konnte. Sämmtliche Schüler und Schülerinnen, so wie deren Aeltern titulirten mich nicht anders als: „Mosje Gustav".

19. Die erste Privat-Schülerin. Kriegsnoth.

Im Spätsommer des Jahres 1813 befragte mich achtzehnjährigen Jüngling eines Tages unser Seminardirector, ob ich in einer adeligen, in unserer Neustadt wohnenden Familie den ersten Elementarunterricht bei deren sechsjähriger Tochter übernehmen wollte? In solchem Privatunterricht bestand der Haupterwerb der Seminaristen, und ich, der ich von meinem Vater monatlich 4 Thaler erhielt, wofür ich mich kleiden, den französischen Unterricht des Professors Bruel bezahlen und alle

meine kleinen Nebenbedürfnisse bestreiten mußte, nahm dankbar und freudig das gütige Anerbieten an, dessen mich mein Director, trotz meiner Jugend, würdigte. Der Schwager desselben, ein Doctor der Rechte, war Anwalt bei jener Adelsfamilie und hatte von derselben den Auftrag übernommen, ihr für ihr ältestes Töchterchen einen passenden Lehrer zu verschaffen. Jene Familie hatte bisher einen ihr gehörigen Weinberg in Dresdens Nähe bewohnt und selbst dann noch dort ausgeharrt, als das feindliche Heer im Anzuge gewesen war. Allein ihr Vertrauen auf die Großmuth und Ehrlichkeit der Feinde war schrecklich getäuscht und sie selbst von russischen Kosacken gänzlich ausgeplündert worden. Die wilden Krieger hatten nicht nur alles Geld und Geldeswerthe geraubt, sondern auch das, was sie nicht gebrauchen oder mit fortnehmen konnten, vernichtet. Unter Anderem waren die kostbarsten meißener Porzellantassen in den Etagèren und auf den Kommoden in kleine Stücke zerschlagen worden. Zuletzt hatten alle Glieder der Familie, um Mißhandlungen und weiteren Erpressungen zu entgehen, die Flucht ergreifen und, auf des Weinbergs Höhe versteckt, schreckenvolle Stunden verleben müssen. Einer Wiederholung ähnlicher Erlebnisse zu entrinnen, hatte die Familie von Z. eine Wohnung in einem Hause der Hauptstraße unserer Neustadt bezogen, in welche ich mich jetzt einführen sollte.

Die große Ehrfurcht, welche zur damaligen Zeit, in Folge der tiefen, zwischen dem Adel- und Bürgerstande befindlichen Kluft, der Bürgerliche gegen den Adeligen, namentlich gegen den reichen und hochgestellten, hegte und in verstärktem Maaße meine Aeltern erfüllte, war auch auf mich äußerst schüchternen Jüngling übergegangen. Daher trat ich meinen ersten Gang in jene adelige Familie mit bang und heftig klopfendem Herzen an. Vier Treppen hatte ich zu steigen, denn Herr von Z. hatte eine Dachwohnung gemiethet, zahlte aber, wie man mir entschuldigend mittheilte, ebensoviel Miethzins als der Inhaber der dritten Etage, weil er sich die Verschonung mit Einquartierung ausbedungen hatte.

Auf mein furchtsames Anklopfen an die Thüre erfolgte ein einladendes „Herein!“ und ich stand in der nächsten Secunde vor einem Herrn

mit ſchwarzem, empor gekräuſeltem Haupthaar, ferner vor einer kleinen, niedlichen Dame und deren kaum 17 Jahre zählenden, jedoch hoch aufgeſchoſſenen und ſchönen Schweſter, denen ſich meine künftige Schülerin, ein jüngerer Bruder und eine etwa zweijährige Schweſter anſchloſſen. Vorher ſchon hatte meine Mutter mich unterrichtet, wie ich „gnädiger Herr“, „gnädige Frau“, „Euer Gnaden“ und das Wort „unterthänig“ fleißig in Anwendung zu bringen hätte, und that mein Möglichſtes, dieſer mütterlichen Belehrung zu entſprechen. Da die Lehrſtunden im Seminar mit Ausnahme der freien Mittwochs- und Sonnabends-Nachmittage, bis 4 Uhr dauerten, ſo wurde nothgedrungen die nächſt darauf folgende Stunde für den von mir zu ertheilenden Unterricht beſtimmt und meine Forderung von 3 g. Gr. für jede Lehrſtunde ohne Einwand bewilligt. Da Herr von Z. wünſchte, daß mein Unterricht nicht ſpäter als 4¼ Uhr beginnen möchte, ſo erbat und erhielt ich von meinem Director die Erlaubniß, die letzte Unterrichtsſtunde im Seminar eine halbe Viertelſtunde vor dem Schluſſe verlaſſen zu dürfen. Um aber den ſehr weiten Weg in der angegebenen kurzen Zeit zurückzulegen, mußte ich denſelben im raſchen Lauf vollbringen. Meine übergroße Aengſtlichkeit, ja nicht über die feſtgeſetzte Zeit einzutreffen, hätte mir beinahe das Leben gekoſtet, wie ich ſpäter erzählen werde. Am Schluſſe der erſten von mir ertheilten Unterrichtsſtunde händigte mir Frau von Z. eine Marke ein, die aus einem Stück franzöſiſchen Kartenblattes mit einem daraufgedrückten Siegel des Familienwappens beſtand. Die mehr und mehr gangbar gewordene Gewohnheit, für eine ertheilte Unterrichtsſtunde eine Marke auszuhändigen, iſt entweder durch einen, keine Ordnung beobachtenden Lehrer oder durch den ſchmuzigen Geiz der Herrſchaften in's Leben gerufen worden. Nobel iſt ſie nicht. Wie oft iſt mir's begegnet, daß man vergaß, mir die ſchuldige Marke zu behändigen, und großer Ueberwindung, ſo wie langer Zeit bedurfte es, ehe ich an die vergeſſene Marke zu erinnern wagte. Wie oft geſchah es, daß, wenn ich auch zur beſtimmten Zeit bei einer vornehmen Herrſchaft mich einſtellte, ich mit den Worten fortgewieſen wurde: Die Herrſchaft iſt ausgefahren — Ihr Schüler iſt unwohl — hat Beſuch bekommen, u. ſ. w. Dann erhielt ich natürlich keine Marke und die

Stunde ſammt dem verhofften Verdienſte war für mich verloren. Die vornehmen Herrſchaften — denn meiſtens führten nur dieſe die fatalen Marken — ſollten doch bedenken, daß ſie dem Lehrer ihrer Kinder eine beſtimmte Stunde des Tages abgemiethet haben und daß jener ſeine anderweiten Dienſte nicht ſofort einer anderen Familie anbieten kann, wenn durch die Schuld des Schülers oder deſſen Aeltern eine Lehrſtunde ausfällt oder ihm abgeſagt wird. Uebrigens waren Herr und Frau von Z. mit der Art und Weiſe, ſo wie mit dem Erfolge meines Unterrichts ſehr zufrieden und verkündeten beides in dem Kreiſe ihrer Bekannten mit ſolchem Lobe, daß ich ſehr bald darauf eine neue Schülerin — die Tochter eines Geheimen Finanzrathes in demſelben Hauſe — zugewieſen bekam. Deſſen Wohnung im zweiten Stockwerk war ungleich ſchöner und prachtvoller als die des Herrn von Z. Zum erſtenmale in meinem Leben betrat ich eine Zimmerreihe mit ſpiegelglattem Parquetboden, mit deckenhohen Spiegeln, Mahagonimöbeln und koſtbaren Teppichen. Der Geheime Finanzrath R. war ein Bürgerlicher, aber ein mit Recht in großem Anſehen ſtehender verdienſtvoller Mann von ſehr ruhigem Gemüth; ſeine Frau, klein und völlig das Gegentheil, indem ſie, bei einem ſehr hübſchen Aeußeren, lebhaften Geiſtes, leicht erregbar und — gefallſüchtig ſich erwies. Seit anderthalb Jahren bereits hatte ſie ſelbſt ihre jetzt ſechsjährige Tochter Agnes im Leſen unterrichtet und zwar nach der jetzt gänzlich verſchollenen Methode des vormaligen Directors der Stadtſchule in Zittau und ſpäter der Friedrich-Auguſtſchule zu Dresden. Krug hatte die verſchiedenen Buchſtaben des Alphabets nach ihrer Entſtehungsweiſe benannt, z. B. Hauchlaut, Sauslaut, Ziſchlaut, Schnurrlaut, Lippenſchluß, Zahnſchluß, Kehlbrummer u. ſ. w. Dieſe Namen alle dem Gedächtniſſe eines $4\frac{1}{2}$jährigen Kindes einzupfropfen, hatte $1\frac{1}{2}$ Jahr Zeit gekoſtet und der Erfolg aller dieſer aufgewendeten Mühe war ein kläglicher. Bei meinem Leſeunterrichte bediente ich mich einer kleinen tragbaren, von mir ſelbſt hergeſtellten Leſemaſchine und erſt ſpäter des Leſebuchs.

Wie glücklich pries ich mich, der ich jetzt für zwei Stunden täglichen Privatunterrichts monatlich 6 Thaler verdiente!

Von meinen Angelegenheiten kehre ich jetzt wieder zu den öffent-

lichen zurück, welche sich immer kläglicher gestalteten. Die unglücklichen Bewohner des flachen Landes umher waren allen Leiden und Plagen des Kriegs ungleich mehr als die Stadtbewohner ausgesetzt. Zuerst vernichteten Freund und Feind den Ertrag der Felder, Wiesen und Gärten, raubten den lebenden wie den todten Inhalt der Ställe, Scheunen, Vorrathskammern und Keller, bald auch die sorgsam versteckten, klingenden Schätze des Landmannes. Man verbrannte zunächst die hölzernen Gartenzäune, dann die Thore, Thüren und Fensterrahmen der Dorfhäuser, zuletzt sogar die Dielen und Dachsparren, um Wachtfeuer und dergl. zu unterhalten. Selbst das unentbehrlichste Hausgeräth übergab man den gefräßigen Flammen. Es blieb den gemißhandelten und mit dem Tode bedrohten Landleuten bald nichts mehr übrig, als weinenden Auges und als Bettler ihrem bisherigen Besitzthume den Rücken zu kehren und das bloße Leben in Sicherheit zu bringen. Tausende von solchen Landleuten aus Dresdens Umgegend flüchteten mit Weib und Kind in die Stadt und auch bei uns suchten und fanden zwei Familien ein Asyl. Sie waren die Braumeisters-Familie Z., unsere vormaligen Hausgenossen und lieben Freunde aus dem Dorfe Röthnitz, und die Mutter nebst den Geschwistern der Braumeisterin aus Lockwitz, in deren Hause ich als Knabe so manchen glücklichen Tag verlebt hatte. Der Aufenthalt beider Familien in unsrer Wohnung dauerte mehrere Monate und bis zur endlichen Uebergabe Dresdens an die Verbündeten.

Nachdem Napoleon, müde des Schachspiels, welches ihn zwischen Böhmen und Schlesien, wie in einen Zauberkreis festbannte, mit seiner Hauptarmee nach Leipzig aufgebrochen war, wobei er unsern König mitgenommen hatte, wuchs die Noth in dem von einem feindlichen Heere eng eingeschlossenen Dresden, über dessen einige dreißig tausend Mann zählende Besatzung der französische Marschall Gouvion de Saint Cyr den Oberbefehl führte, immer höher. Der anstrengende Dienst, welcher die Franzosen in den Verschanzungen, hinter den Gartenmauern der Vorstädte, unter freiem Himmel und in herbstlicher Näße und Kälte unausgesetzt auf den Beinen erhielt, erzeugte, verbunden mit dem Mangel an warmer, kräftiger Nahrung, zunächst eine

faſt allgemeine Ruhrkrankheit und dann ein bösartiges Nervenfieber, ſo daß die zahlreichen Lazarethe die Kranken kaum mehr faſſen konnten. Zugleich riß unter den Franzoſen eine unbeſchreibliche Demoraliſation ein, welche ſich vom General bis auf den unterſten Beamten und Krankenwärter erſtreckte. Jeder von ihnen ſuchte, das ſchnell herbeinahende Ende der franzöſiſchen Herrſchaft erkennend, ſich noch möglichſt auf Unkoſten ſeiner niederen Kameraden zu bereichern. Ohne Scheu und Scham verkauften die franzöſiſchen Oberen die für die gemeinen Krieger aufgehäuften Vorräthe von Lebensmitteln und Fourage an Dresdens Bewohner; ja es ging ſo weit, daß franzöſiſche Generale die Linden des großen Gehäges niederſägen ließen und an unſere Tiſchler verhandelten. Daſſelbe thaten die Militairärzte mit dem für die Kranken beſtimmten Wein, Zucker und mit den anderen Erquickungen. Gewinnſüchtigen Chriſten und Juden vertraute man die Verpflegung und Abwartung der zahlloſen Kranken in den Lazarethen an, von denen nur wenige dieſe Peſthöhlen lebend wieder verließen. Die Lazareth-Inſpectoren, welche für jeden Kranken täglich 20 Kreuzer Verpflegungsgelder erhielten, bereicherten ſich mit dem Blutgelde, indem ſie ihre Kranken darben ließen, die bereits ſeit einigen Tagen Geſtorbenen noch immer als lebend in ihren Liſten fortführten und, um die Zwanziger länger fortbeziehen zu können, die Todten neben den Lebenden ſo lange liegen ließen, bis der Verweſungsgeruch zu unerträglich wurde. Bei meinem täglichen Gange nach dem Seminar erblickte ich fortwährend lange, lange Reihen ausgemergelter, blutjunger Franzoſen, welche den Tod bereits in dem erdfahlen, eingefallenen und mit hohlen Augen um ſich ſtierenden Antlitz tragend, am Erdboden kauerten und, unbeirrt durch die Vorübergehenden, der Natur und Ruhr ihren Tribut zollten. Mein Weg führte mich täglich hinter den neuen, königlichen Ställen in der Nähe des Zwingers vorbei, welche ebenfalls in ein Lazareth umgewandelt worden waren. Dort an der Gartenmauer war eine hölzerne Hütte errichtet, beſtimmt zur einſtweiligen Aufbewahrung der täglich Geſtorbenen. Hier mußte ſich mein Auge an des Todes Bild in den mannigfachſten und ſchrecklichſten Erſcheinungen gewöhnen, während die Naſe ſich gegen das Einathmen

einer peſtilenzialiſchen Atmoſphäre ſträubte. Noch entſetzlicher ging es in demjenigen Lazareth zu, welches alle Räume des großen, quer unten vor der Moritzſtraße gelegenen Hauſes inne hatte. Dort warf man Tag für Tag die zu hunderten geſtorbenen, nackend ausgezogenen Franzoſen aus den Fenſtern aller drei Stockwerke herab auf die unten ſtehenden Leichenwagen und trat ſie mit den Füßen feſt zuſammen, wie man mit Heu- und Strohbündeln zu thun pflegt. Man hat die Zahl der damals in Dresden geſtorbenen Franzoſen — gering gerechnet — auf 12 bis 14 Tauſend angegeben, welche in Dresdens nächſter Umgebung ſo oberflächlich eingeſcharrt wurden, daß man ſie nach Jahresfriſt tiefer betten mußte, weil der Verweſung Geruch die Luft verpeſtete. Als ein Heilmittel gegen die Ruhr wendeten die gewiſſenloſen franzöſiſchen Aerzte den Phosphor in ſo ſtarken Gaben an, daß die Excremente der unglücklichen Kranken im Dunkeln leuchteten! Wohin man ſah und kam, ſtieß man auf junge franzöſiſche Krieger, welche in beſchmuzten, mit Brandlöchern ausgeſtatteten Mänteln, mit ſchwarzrußigem Geſicht und wankenden Füßen umherſchlichen, kaum noch die Flinte tragen konnten oder ſolche als Stütze gebrauchten und mit bleichen, zitternden Lippen und flehenden Worten die Einwohner um eine Gabe baten. So weit war es mit den einſt ſo gefürchteten übermüthigen Kriegern und Weltſtürmern gekommen, welche früher die deutſchen Gerichte und Getränke mit ſträflicher Verachtung auf die Straßen warfen und ſchütteten! Sie, von denen vormals ein Einzelner die Bewohner eines deutſchen Dorfes zittern machte, ließen ſich jetzt die Schmähungen und ſogar die Mißhandlungen der Hökerinnen gefallen. Die Letzteren boten auf Dresdens öffentlichen Plätzen und in den beſuchteſten Straßen Lebensmittel verſchiedener Art feil. Ihre aufgeſtellten Tiſche waren für hungernde Mägen gar einladend und verführeriſch mit Semmeln, Brötchen, Obſt, vollen Branntweinflaſchen und anderen Nahrungsmitteln bedeckt, für welche ſie den vierfachen Koſtenpreis forderten. Wenn nun ein verſchmachtender Franzoſe dem Kram ſich näherte und, mit ſeinem ſchmuzigen Finger auf einen Gegenſtand tippend, ſtammelte: „Wie viel?“ — ſo verſetzte die Hökerin, indem ſie dem zeigenden Finger ſammt deſſen Hand einen derben Klapps

verſetzte: „Marſch! du kaufſt doch nichts!“ Und der alte, kranke Löwe, den ein Eſel geſchlagen hatte, wankte ſeufzend und traurig von dannen!

Zu jener Zeit hatten wir einen franzöſiſchen Capitain zur Einquartierung. Der vom Stadtrath vorgeſchriebene Speiſezettel hatte längſt ſchon durch die Noth ſeine Geltung verloren und daher begnügte ſich unſer Capitain gern mit derſelben Koſt, die wir genoſſen, und mit dem einfachen Biere, wie es unſer Brauhaus lieferte. Eines Abends riß es heftig an unſrer Klingel und des Capitains Stimme rief eben ſo laut als zornig: „Jeanette! Jeanette! Licht! Licht!“

Unſer Capitain war im Finſtern über die ausgeſtreckten Beine dreier unglücklicher Franzoſen geſtolpert, welche in dem Treppenwinkel vor unſerer Gangthüre ein ſtilles und geſichertes, wenngleich ſteinhartes Ruheplätzchen gefunden hatten. Als bei dem Scheine des von unſerm Dienſtmädchen herbeigebrachten Lichts der Capitain ſeine Kameraden erblickte, welche ihre Torniſter zu ihren Kopfkiſſen gemacht und ihre Flinten neben ſich geſtellt hatten, ſchäumte er vor Wuth. Nicht hörend auf unſere und der Aermſten flehentliche Bitte, welche hier nichts weiter zu wollen vorgaben, als ruhig zu ſterben, riß der Capitain mit ſtarkem Arm einen Krieger nach dem andern beim Kragen empor und warf ihn die Treppe hinab, ihnen hierauf mit den Füßen die Torniſter und Flinten nachſchickend. „Sterbt, ihr feigen Hunde!“ ſchrie er ihnen zu — „an euch iſt nichts verloren!“ — „Anſtatt —“ fuhr er ruhiger zu uns fort — „mit ihren tapferen Kameraden die Stadt gegen den Feind zu vertheidigen, verkriechen ſich dieſe Elenden gleich Maulwürfen. Ha! ſie hätten verdient, daß ich ſie mit meinem Degen durchbohrte!“

Den umfangreichen Garten des polniſchen Brauhauſes hatten polniſche Uhlanen in dauernden Beſitz genommen, ſich häuslich darin niedergelaſſen und eingerichtet. Sie wurden von unſerer Wirthin weder beköſtigt noch durch ſonſt eine Darreichung unterſtützt, ſondern ſie ſelbſt ſorgten für ihren und ihrer Pferde Unterhalt, indem ſie auf Razia's in Dresdens Umgegend ausritten und fouragirten, das heißt:

plünderten. Bei ihrem langen Verweilen wuchsen die Pferdedüngerhaufen zu ansehnlichen Hügeln an, die, bis an die Aeste der Bäume reichend, den Polen und deren Thieren zu einer warmen Schutzmauer gegen die herbstliche Witterung dienten. Einige polnische Weiber, welche ihre Männer in den Krieg begleitet hatten, besorgten die Küche, welche im Freien aufgeschlagen war und mit ihrem weißlichen Rauche die Luft weit umher erfüllte. Solcher Kochfeuer gab es unzählige in der Stadt und noch heute kennen meine Geruchsnerven den ganz eigenthümlich riechenden Rauch derselben. Gleichwie die Spinne in dem Winkel ihres ausgespannten Netzes auf sorglos nahende Fliegen und Mücken: ebenso lauerten unsere Polen auf jeden in ihre Nähe kommenden Hund, welcher weggefangen, kunstgerecht geschlachtet und gebraten wurde. Einst erblickte ich in unserm Garten drei solcher abgehäuteter Thiere von eben so vielen Gattungen an einem langen hölzernen Bratspieß stecken. Ach, wie mancher Hundebesitzer zerbrach sich den Kopf bald darüber, warum doch sein Phylax, Caro, Bello, Waldmann und Spitz nimmer wiederkehrte!

Nachdem Dresdens Umgegend kein Stück Vieh mehr aufzutreiben und die geraubte, zahlreiche Rinderheerde verzehrt worden war, schlachteten die Franzosen auf der vor unserem Garten gelegenen Elbwiese täglich ein Viertel bis ein halbes Hundert Pferde, deren Fleisch an die streitfähigen Krieger vertheilt wurde. Einst bot sich mir ein schauerlicher Anblick. Ein abgetriebenes und bis zum Gerippe ausgemergeltes Zugpferd war an der, unsrer Wohnung zunächst gelegenen Straßenecke gefallen und von seinem Führer als verloren liegen gelassen worden. Nicht genug, daß die Räder der vorüberfahrenden Wagen über die ausgestreckten Beine des armen Thieres hinwegfuhren, fand sich auch noch ein Franzose herbei, welcher dem noch lebenden und hochaufathmenden Pferde ein ansehnliches Stück Fleisch aus der einen Hüfte schnitt und mit dieser Beute davonging. Es fiel Niemandem ein, das gequälte Thier vollends zu tödten, sondern überließ dieses dem Gange der Natur.

Von allen Greueln und Schrecknissen des Krieges war unser Hauswirth befreit, weil ihm selbst die Freiheit abging. Noch immer verlebte

er ſeine Tage und Nächte in feſtem Gewahrſam, ſeufzte er hinter dicken Gefängnißmauern und Eiſengittern, konnte er nur aus der Ferne und durch Seitenblicke auf ein beſchränktes Stück der Hauptſtraße ſehen. Niemand von uns Allen beneidete ihn wegen ſeiner ungeſtörten Einſamkeit.

Als mit der immer enger werdenden Einſchließung Dresdens durch einen öſterreichiſch-ruſſiſchen Heerhaufen die Zufuhren an Lebensmitteln ausblieben, wurden die Bewohner von dem Marſchall Saint Cyr aufgefordert, ihre Vorräthe an Nahrung für Menſchen und Thiere genau und gewiſſenhaft anzugeben. Diejenigen, welche keine mehrmonatliche Verproviantirung nachweiſen würden, ſollten aus der Stadt getrieben werden. Strenge Hausunterſuchungen über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der abgeforderten Angaben, ſo wie ſchwere Strafen über jede Fälſchung wurden angedroht. Es verſteht ſich, daß man trotz dieſer Drohung keineswegs geſonnen war, den immer verhaßteren Franzoſen die reine Wahrheit zu offenbaren. Wohl kein Bewohner hielt jetzt die Lüge für Sünde, ja der Unwille gegen die fremden Machthaber gab ſich ſogar durch ſpöttiſche und lächerliche Angaben kund. Einer z. B. ſchrieb ſeinen bisher als Verzehrer betrachteten Pudel als nunmehrigen Ernährer auf, indem er ihn zu ſchlachten und zu verſpeiſen gedächte; ein Anderer bezeichnete als ſeine noch übrigen Nahrungsmittel ein Stück Tiegelwurſt, 13 Stück Kartoffeln, 2 ſaure Gurken, etliche Kohlrabi und Sellerieknollen u. ſ. w. Auch meine Mutter, die ſonſt ſo wahrheitsliebende und gewiſſenhafte Frau, hatte ihre reichen Vorräthe an Gemüſe und Pökelfleiſch verſchwiegen und ſolche in ein, neben der Treppe befindliches, kleines Behältniß gebracht, deſſen in unſere Putzſtube ausmündende Thüre durch einen hohen Kommodenſchrank dergeſtalt verdeckt wurde, daß ein Fremder nicht leicht dahinter den Eingang zu unſerer Vorrathskammer vermuthete. So oft meine Mutter etwas aus derſelben benöthigt war, hob und ſchob ich mit einem zum Hebel umgeſchaffenen Holzſtücke den Schrank abſeits und dann wieder an ſeine Stelle zurück. Das angedrohte Ausſuchen fand nur in beſchränkter Weiſe ſtatt und war auch bei der großen Menge der Wohnungen ſchwer ausführbar. So viel iſt gewiß, daß, wenn

damals Dresden in seinem Gouverneur Gouvion de Sainte Cyr einen Vandamme oder Davoust besessen hätte, erst sämmtliche Einwohner hätten verhungern müssen, bevor dieses Loos einen Franzosen betroffen hätte, während solches gerade umgekehrt der Fall war. Zwar schrieen, drängten und schlugen sich jeden frühen Morgen Hunderte von Menschen vor sämmtlichen Bäckerläden um Erlangung von Brot und Semmeln; dennoch ist mit Gewißheit anzunehmen, daß auch nicht ein Bewohner Dresdens damals aus Nahrungsmangel gestorben ist. Bei allem scheinbaren Mangel hielten die Hökerinnen noch immer öffentlich ihren für hungernde Mägen so verlockenden Kram feil und man hörte nicht, daß ein Franzose oder ein anderer Hungriger mit Gewalt in den Besitz von Eßwaaren sich gesetzt hätte. Sehr übel waren die vielen Seminaristen daran, deren Aeltern und Versorger ihren Wohnsitz außerhalb Dresdens hatten. Da nur etwa der vierte Theil auf Landesunkosten freien Tisch besaß und jegliche Zufuhr abgeschnitten war, so schritt, auf des Directors Anzeige und Bitte, das königliche Oberconsistorium helfend ein. Aber wie! Man kaufte einige Scheffel Roggen, Erbsen und Kartoffeln ein. Der Roggen wurde in der Dresdener Nudelmühle geschroten und sammt der Kleie zu grobem Brot verbacken. Die Erbsen, ohne bei dem Kochen die Hülsen zu beseitigen, tischte man, mit den grob geschnittenen Kartoffeln vermengt, tagtäglich und ohne Abwechselung auf. Dieses cynische Mahl ward keineswegs durch die Noth bedingt, denn für etwas mehr Geldaufwand waren noch andere Gemüse, ja selbst Fleisch aufzutreiben. Erhielten doch unsere 70 armen Kinder noch fort und fort ihre weit bessere Kost in üblicher Weise und Abwechselung! Es fiel keinem unsrer höheren Vorgesetzten ein, die Kost der ihrer Sorge anvertrauten Seminaristen zu prüfen, die, an sich schon kläglich, durch ihre tägliche Wiederholung noch abschreckender wurde.

Mittlerweile machte Dresdens Besatzung wiederholte Ausfälle und kehrte nicht selten mit eroberten Kanonen und anderer Beute siegreich zurück. Fast kein Abend verging, an welchem der Himmel nicht von dem Feuerschein eingeäscherter Dörfer unsrer Umgebung geröthet gewesen wäre. Den immer enger seinen Gürtel um unsere Stadt

ziehenden Feind noch in deren Straßen zu bekämpfen, verbarrikadirten die Franzosen dieselben durch Palisaden, Verhaue, steingefüllte Zuckerfässer und andere Mittel. Eines Morgens zog ein großer Theil von ihnen durch das Leipziger Thor auf der Großenhainer Straße davon, um ein Durchbrechen des Feindes zu versuchen. Wir jubelten aber vor der Zeit über das Entfernen unsrer Dränger, denn noch desselben Tags kehrten sie unverrichteter Sache zurück. Nun errichteten die Franzosen am innern Ende der Ostra-Allee und zwar vor der ehemaligen Zwingerbrücke des Stadtgrabens eine Schanze, deren Kanonen die lange Ostra-Allee bestrichen. Hierbei mußten einige der riesigen Kastanienbäume unter den Schlägen der Axt fallen, wodurch die schöne, einzige Allee geschändet wurde.

Eines Morgens ging ich in gewohnter Weise durch den Zwinger nach dem Seminar. Da rief mich die am Thurmthore des Zwingers aufgestellte Wache an: »Qui vive!« Es war halb sieben Uhr und daher noch ziemlich dunkel, jedoch nicht so sehr, daß man nicht die Umrisse eines einzelnen Menschen hätte unterscheiden können. Bei dem Hasse, den wir fast ohne Ausnahme gegen unsre Zwingherren hegten, ärgerte mich der Anruf. Welche Antwort sollte ich darauf ertheilen? Meinen Namen nennen, den der Franzose nicht kannte? „Gut Freund" rufen, der ich nicht war? Daß ich ein Mensch und kein Thier oder Gespenst sei, sah der Frager. Ich schwieg trotzig und näherte mich, meinen Weg fortsetzend, der Schildwache. Dieser ungebürliche Trotz hätte mir aber leicht das Leben kosten können und würde kein Hahn darüber gekräht haben, wenn der Franzose seine scharf geladene Flinte gegen mich losgefeuert hätte. Ich konnte noch von Glück sagen, daß der Franzose unter wildem Fluchen nur sein Bajonett gegen meine Brust stieß und zwar auch so gelind, daß die Spitze nicht einmal durch meine Kleidung drang. Als ich ihm in französischer Sprache dieß verwies, antwortete er bloß durch neues Fluchen, ließ mich aber ungehindert weiter ziehen.

Eines Morgens traf ich an der Ecke der Weißeritz- und Seminarstraße einen Franzosen an, welcher auf dem Straßenpflaster und in den letzten Zügen lag. Trotzdem, daß Dresdens Bewohner insgesammt

mit Haß gegen die gesunden Franzosen erfüllt waren, so hatte derselbe doch nicht das Mitleid gegen die kranken und elenden ertödten können. Daher umgab eine Schaar armer Frauen den Sterbenden und bemühte sich, durch Einflößen von warmem Kaffee, ihn wieder auf die Füße zu bringen, was freilich nicht gelang.

Als ich eines Tags dem Fräulein von Z. den gewohnten Unterricht ertheilte, meldete das Dienstmädchen: „Gnädige Frau, es steht ein bettelnder Franzose draußen.“ „Lieber N. —“ wendete sich hierauf die Gnädige mit verdrießlichem Tone an mich, der ich doch wegen anderer Geschäfte anwesend war, — „weisen Sie doch den Menschen fort.“

Nun, als der unterthänige Diener, den ich mich bei meinem Eintritt in's Zimmer stets nannte, gehorchte ich dem empfangenen Befehle; anstatt aber den armen, elenden Menschen schnöde gehen zu heißen, beschenkte ich ihn mit einer, meiner Bezahlung für eine Unterrichtsstunde gleichkommenden Geldgabe, weil mich der Anblick des Franzosen erbarmte.

Das bösartige Nerven- und Lazarethfieber, welches die Franzosen zu Tausenden hinwegraffte, verbreitete sich nun auch über Dresdens Bewohner und bahnte sich bis in unsre Wohnung, wo etliche von unsern aufgenommenen Gastfreunden erkrankten. Es war damals nichts Seltenes, daß solche Fieberkranke aus den Hütten der zum Kampfplatze umgewandelten oder in Brand gerathenen Dörfer flüchten und in voller Fieberhitze tagelang im Freien herumirren mußten. In dem polnischen Brauhause starben 9 Personen an diesem Fieber. Unsere Familie blieb zur Zeit noch davon verschont. Zu unsern nächsten Verwandten und trauten Freunden gehörte die Bäckerfamilie B. in unsrer Nähe. Auch sie hatte, im Besitze eines Hauses, unendlich viel unter der drückenden Einquartierunglast zu leiden. Meine Muhme, die junge Bäckersfrau, hatte, als sie eines Morgens in das Zimmer ihrer zur Musterung ausgerückten Einquartierung trat, einen entsetzlichen Anblick, der namentlich ein Frauengemüth tief erschüttern mußte. Mitten im Zimmer, auf einem Stuhle, saß ein Franzose ohne Haupt, dessen auseinander gesprengten Theile sammt dem blutigen Gehirn

theils an der Zimmerdecke, theils an den Wänden klebten. Zwiſchen den Beinen des Selbſtmörders ruhte die Flinte, mit deren Ladeſtock der Franzoſe den ausgeſpannten Hahn losgedrückt hatte. Das blutige Ende des Flintenlaufs ſteckte noch in dem vorhandenen Unterkiefer. Doch genug von ſolchen grauenvollen Einzelheiten einer drangſalsvollen Zeit!

Der engen Einſchließung Dresdens ungeachtet, drang doch die Kunde von der bei Leipzig geſchlagenen und für die Franzoſen unglücklich ausgefallenen Völkerſchlacht zu unſern Ohren und wir empfingen ſie bei aller unſrer Noth mit lebhafter Freude. Allein noch währte Tag für Tag das Dröhnen des groben und kleinen Geſchützfeuers in unſrer nächſten Umgebung fort, bis endlich nach Verlauf mehrer Wochen uns die Stunde der Erlöſung ſchlug und die Freudenbotſchaft die Stadt durchflog, daß, in Folge einer getroffenen Uebereinkunft, unſere Stadt in die Gewalt der öſterreichiſch-ruſſiſchen Blokadearmee übergänge. Bald beſtätigte eine öffentliche Bekanntmachung dieſes Gerücht und wurde die abgeſchloſſene Capitulation in ihren Einzelheiten den Einwohnern mitgetheilt.

In Abtheilungen von 8- bis 10,000 Mann ſtreckte die noch immer gegen 30,000 ſtarke franzöſiſche Beſatzung Dresdens die Waffen vor dem Freiberger Schlage, an den Ufern der Weißeritz, und abermals trieb mich die Neugierde, ein Augenzeuge dieſes noch nie geſehenen Schauſpiels zu werden. Mit klingendem Spiel und in geſchloſſenen Rotten rückten die Infanterieregimenter herbei; aber finſteren Blicks und mit verbiſſenem Grimm ſtellten ſie ihre Flinten in Pyramiden zuſammen, warfen ſie die Seitengewehre auf einen hoch ſich thürmenden Haufen. Eben ſo die zu Fußgängern verwandelte Reiterei, deren Pferde theils aus Futter-, theils aus Fleiſchmangel geſchlachtet worden waren. Die ſchweren Geſchütze blieben in den Verſchanzungen und auf den Wällen der Stadt zurück. Vor und während dieſer Entwaffnung verſchenkten oder verkauften viele Franzoſen ihre Waffen für ein Spottgeld. Auch ich erwarb durch Kauf einen Carabiner und ein Seitengewehr, welches letztere ich noch als Andenken aufbewahre. Als einer meiner Bekannten nach mehrern Jahren zufällig auf den oberſten,

ſonſt unbeſuchten Boden ſeines Wohnhauſes kam, fand er 24 franzöſiſche Flinten um den Schornſtein geſtellt, welche ſeine Kriegseinquartierung heimlich zurückgelaſſen hatte. Einer der bei uns Einquartierten war ein von den Franzoſen gefangen gehaltener Spanier, welcher als Officiersburſche verwendet wurde und deshalb in unſerm Hofe neben den Pferden ſeines Herrn auf einem Heulager ſchlief. Da der arme Menſch uns klagte, wie er ſeit langer Zeit in kein weiches und wärmendes Bett gekommen ſei, ſo bereitete ihm ein ſolches meine Mutter in einer unſrer Kammern. Die ſanft und ſüß verſchlafene Nacht mußte der Spanier jedoch theuer bezahlen, indem er bei ſeinem frühen Aufſtehen eins der ſeiner Obhut anvertrauten Pferde aus dem verſchloſſenen Hofe geſtohlen fand und daher von ſeinem Dienſtherrn harte Ahndung zu befürchten hatte.

Der öſterreichiſche Oberbefehlshaber, Fürſt von Schwarzenberg, verweigerte der mit Dresdens Beſatzung abgeſchloſſenen Uebereinkunft ſeine Genehmigung, weil er die Bedingung verwarf, daß die Franzoſen frei in ihr Vaterland zurückkehren ſollten. Er verlangte daher, daß der vorige Stand der Sache wieder hergeſtellt werde, die Franzoſen ihre Waffen und Dresdens Beſitz zurückerhalten und von den Verbündeten auf's Neue belagert werden ſollten. Ob dieſe Verwerfung jener Capitulation Schwarzenbergs Ruhm vermehrt oder vermindert habe, mag der Leſer beurtheilen. Wäre aber Schwarzenbergs Wille erfüllt worden, ſo dürfte Dresden ein ſchreckliches Schickſal erlebt haben. Dank daher dem edelmüthigen Marſchall Gouvion de Saint Cyr, welcher es vorzog, mit ſeinen Leuten in die Gefangenſchaft zu gehen, als den letzten Act eines großen Trauerſpiels auszuſpielen. Bevor die Verhandlungen zwiſchen dem franzöſiſchen Marſchall und dem Fürſten beendigt wurden, verſtrichen einige Wochen, während welcher die armen, wehrloſen Franzoſen in der Nähe von Altenburg ſtill liegen und in kalten Scheunen und Ställen wohnen mußten, daher ſie vollends wie die Fliegen hinwegſtarben.

Dresden kam nun in die Gewalt der Ruſſen und Oeſterreicher, welche letztere jedoch bald wieder abmarſchirten und den Ruſſen die Herrſchaft über das Königreich Sachſen einräumten. Dieſes erhielt

einen Generalgouverneur in der Perſon des Fürſten Reynin, welcher ſeine Wohnung in dem Brühlſchen Palais nahm. Gleich nach Dresdens Uebergabe erhielten wir einen öſterreichiſchen Feldbäckermeiſter zur Einquartierung. Dieſer, ein Mann in den Fünfzigen, erzählte uns, daß er früher ein Mönch geweſen ſei, daß die Franzoſen ſein Kloſter in Beſitz genommen, ihn, ſo wie ſeine übrigen Mönchsbrüder, auf eine Schütte Stroh gelegt und mit Stockprügeln durchgebläut hätten. Da man auswärts die übertriebenſten Gerüchte von der in Dresden herrſchenden Hungersnoth verbreitet gehabt, ſo hatte unſer Feldbäcker einen anſehnlichen Vorrath von roggenem Brotzwieback (den er jedenfalls bei Seite zu ſchaffen gewußt), mitgebracht, um aus deſſen Verkauf einen anſehnlichen Gewinn zu erzielen. In ſeiner Erwartung ſich getäuſcht ſehend, ſchenkte er meinen Aeltern drei mächtige Schlagfäſſer voll ſolchen Zwiebacks. Der vormalige Mönch mußte ſich, wie alle Proviantbeamten, gar nicht übel ſtehen. Alltäglich z. B. ließ er ſich eine Flaſche Wein für 25 Sgr. holen, die er aus ſeiner Taſche bezahlte. Auch nahm er einen unſerer Schulknaben zu ſeinem Diener an und belohnte ihn nicht knickerig. Ein Faß mit Zwieback ſchenkten meine Aeltern unſrer Wirthin, welche denſelben für ihre Familie und ihre ruſſiſche Einquartierung verwendete. Den Inhalt der beiden übrigen Fäſſer benutzten wir theils zu unſerer Nahrung, theils trieb ich mit dem Zwieback einen Handel bei meinen Kameraden im Seminar, welche ſich um meine Waare riſſen. Man mußte dieſelbe mit dem Hammer oder Beile zerſchlagen und eine ganze Nacht hindurch in Waſſer einweichen, um ſie dann zu Suppe u. ſ. w. verwenden zu können, allein Mangel und Hunger verſtehen ſich wohl zu noch mühvolleren Dingen. Unſern Antheil an der ruſſiſchen Einquartierung, welche unſere Wirthin allein beherbergte und verpflegte, mußten wir in klingender Münze bezahlen, was allwöchentlich geſchah. Dieſe Steuer, welche nach der Höhe des Miethzinſes berechnet wurde, belief ſich bei uns allein auf wöchentlich 4 Thaler, und da mein Vater einen monatlichen Gehalt von nur 16 Thlr. 20 Sgr. erhielt, ſo blieb ihm, nach Abzug der Einquartierungskoſten, noch 20 Sgr. für unſern Bedarf übrig! Dieſe drückende Abgabe laſtete volle 18 Monate lang auf uns! Wer es

aber vermochte, zahlte weit lieber als daß er ſich ſelbſt mit der rohen Soldateska befaßte. Dieſelbe unausgeſetzt in ſeiner Wohnung um ſich zu haben, ihre Launen und Anforderungen ertragen zu müſſen, war die allerärgſte Plage des Kriegs, ſchlimmer noch als der Kampf, das Schießen und der Brand. Ruhe, nur Ruhe! flehte der gequälte Bürger.

Wie gut jetzt, daß mein Vater in beſſeren Zeiten auf die Erſparung eines Nothpfennigs bedacht geweſen war! Wie gut, daß aus jenem Hauskaufe, deſſen Vereitelung von uns Kindern ſo bejammert, nichts geworden war! Ein volles Jahr hindurch erhielt mein Vater ſeine Beſoldung nicht ausgezahlt, weil deſſen Behörde die Mittel dazu nicht beſaß. Nur für die Beköſtigung unſerer Armenkinder beſchaffte ſie das nöthige Geld. Hierzu geſellte ſich eine andere Noth. Das ſächſiſche Papiergeld fiel faſt bis auf die Hälfte ſeines Werthes herab und gleichwohl erhielten ſämmtliche Beamte ihre Beſoldung halb in Silber und halb in Papiergeld! Auch meine Mutter erlitt hierdurch große Verluſte, obſchon ſie auf jeden Thaler Papiergeld eine Entſchädigung von 5 Sgr. zugebilligt bekam.

Dresden wurde nunmehr von ſeinen Barrikaden, Verhauen, Palliſaden und — Düngerhaufen befreit. Aber es verödete auf eine lange Zeit. Unſer König nebſt ſeiner Gemahlin und Tochter war in der Schlacht bei Leipzig zu Gefangenen gemacht worden und lebte als ſolcher, fern von uns, in Friedrichsfelde. Seine Brüder und deren Familien weilten in Prag und nur drei hochbejahrte Prinzeſſinnen bewohnten noch ihre Zimmer im königlichen Schloſſe. Alle reichen Adelsfamilien und vornehmen Fremden, die vordem ihre Einkünfte in Dresden verzehrt hatten, waren längſt ſchon fortgezogen. Handel und Gewerbe lagen gänzlich darnieder; zahlloſe Bankerotte und Concurſe brachen in Folge der auf die Hausbeſitzer geworfenen, maaßloſen Einquartierung aus. Der Häuſerwerth fiel auf Null herab und nicht wenige Hausbeſitzer trugen die Schlüſſel ihrer Häuſer auf das Rathhaus mit der Erklärung, wie ſie keinen Theil mehr daran hätten und zu Bettlern herabgeſunken wären. Das Nervenfieber, als eine franzöſiſche Hinterlaſſenſchaft, wüthete mit jedem Tage grauſamer unter

Dresdens Bewohnern, die bis beinahe auf die Hälfte ihrer früheren Zahl ſich abminderten. Die wöchentliche Todtenliſte umfaßte 200 und mehr noch an geſtorbenen Einwohnern, und des Sonntags erblickte man in den Kirchen ſelten einen Andächtigen, der keine Trauerkleider an ſich trug.

Die Einquartierungslaſten minderten ſich keineswegs. Vielmehr langten immer neue Schaaren ruſſiſcher Landwehr in Dresden an, welche von deſſen Bewohnern den Spottnamen Lohkuchen erhielten. Aber in der ſächſiſchen Luft und auf ſächſiſche Unkoſten verwandelten ſich dieſe Lohkuchen mit ihren braunen grobfadigen Kitteln, mit ihren abſcheulichen viereckigen Filzmützen und ihren plumpen Piken in wohl ausexercirte Krieger mit neuer, grüntuchener Montur, mit weißtuchenen Mänteln, mit netten Czako's, blitzenden Flinten und blankem Seitengewehr. Als nun die Leipziger Zeitung in einem Berichte aus Dresden und in aller Unſchuld erzählte, daß die in Dresden ausgerüſteten ruſſiſchen Heerhaufen fort und fort der großen Armee nachgeſendet würden, ſo wurde der Berichterſtatter vor den mehr als 100,000 Augen in Dresden von dem ruſſiſchen Gouvernement Lügen geſtraft und gezwungen, ſeinen Bericht als unwahr zu widerrufen. Wie ſchnell die Ruſſen es den Franzoſen nachzuthun gelernt hatten! Jedenfalls hatte man bei der Kriegsausrüſtung dieſer ruſſiſchen Truppen die Rechnung mit doppelter Kreide, mit ruſſiſcher und ſächſiſcher, geſchrieben, von welcher letzterem der ruſſiſche Kaiſer aber nichts wiſſen durfte. Gleichwie einſt die römiſchen Landpfleger in Paläſtina, eben ſo wärmte ſich der ruſſiſche Generalgouverneur, Fürſt Repnin, in Sachſen, wobei natürlich auch ſeine Umgebung ſich nicht vergaß. Hierbei ſtanden ihm, o Schmach! adelige, ſächſiſche Staatsdiener hülfreich zur Seite, buhlten kriechend um die fürſtliche Gunſt und nahmen Theil an der Ausſaugung ihrer Landsleute. Repnin verſtand es, ſich Freunde mit dem ungerechten Mammon zu erhalten und zu erwerben. So oft ein vornehmer, ruſſiſcher General, z. B. wie Tolſtoi und Andere, nach Dresden kam, ſah er ſich wie ein gekröntes Haupt mit 101 Kanonenſchüſſen, mit allgemeiner Illumination, mit Feuerwerk und ähnlichen Schmeicheleien empfangen und gefeiert.

Bevor die Ruſſen ihr Herrſcheramt über Sachſen an Preußen abtraten, legten ſie erſt dem ausgeſogenen, ausgeplünderten und verwüſteten Lande eine ſchwere Kriegsſteuer auf, deren angegebener Betrag jedoch durch die ſchändliche Habſucht der damit beauftragten hohen und niederen Zöllner verdoppelt wurde. Eine gleiche Brandſchatzung, nur in anderer Form, wiederholte ſich bei Einberufung ſämmtlicher waffenfähiger Männer Sachſens unter die Landwehr. Wer nämlich wegen ſeiner Körperuntüchtigkeit, oder wegen ſeines Amtes, Alters oder anderer Verhältniſſe nicht unter die Fahnen geſtellt werden konnte, mußte, unter dem Vorwande eines Beitrags zu den Ausrüſtungskoſten der Landwehr, eine namhafte Geldſumme zahlen, über deren Erträgniß und Verwendung niemals öffentlich Rechnung abgelegt worden iſt. Auch ich, obſchon noch nicht zwanzigjährig, mußte mich vor der Landwehr-Commiſſion ſtellen. Ohne Weigerung würde ich mich haben anwerben laſſen, obſchon ſich durch die Gefangenhaltung unſers vielgeliebten Königs und das Ausſaugen meines Vaterlandes meine bisherige Vorliebe für die Ruſſen, Preußen und Oeſtreicher gewaltig verringert hatte, wäre ich nicht zur Stütze meines Vaters beſtimmt geweſen. Zwei Zeugniſſe meiner Unentbehrlichkeit und Berufstüchtigkeit von Seiten der Armeencommiſſion und des Seminardirectors befreiten mich von dem Waffendienſte, ſo wie von einer klingenden Ranzion.

20. Pulverexploſion. Nervenfieber. Perwiſchles.

Den ruſſiſchen Kriegern hat der franzöſiſche Krieg vielfach genützt, indem ſie als halbe Barbaren auszogen und als gebildete Männer wieder heimkehrten. Höchſt lächerlich waren anfänglich ihre Exercitien mit anzuſehen. So oft z. B. ein Officier bei einer Schildwache vorüberging, drehte ſich dieſe auf dem Abſatze um und um, ſtampfte mit dem rechten Fuße den Erdboden und präſentirte dabei das Gewehr. Welch' ein Geräuſch und welche Erſchütterung, wenn ein ganzes Bataillon dieſes Fußſtampfen ausführte! Nicht unerhört war es, daß höhere Stabsofficiere ihre Leutenants öffentlich mit Ohrfeigen und

Maulſchellen bedienten, daß ruſſiſche Schildwachen die Vorübergehenden um Geld anbettelten, oder ihnen die Tabakspfeifen, von denen ſie große Liebhaber waren, aus den Rocktaſchen zogen und ſie unter dem erdichteten Vorgeben, daß ihre Beſitzer auf der Straße geraucht hätten, ſich ſelbſt aneigneten. Spießruthenlaufen gehörte nicht zu den Seltenheiten, und ich ſelbſt ſah einſt einer ſolchen Execution zu, bei welcher der Delinquent mit vieler Ruhe durch die Reihen ſeiner zuhauenden Kameraden hinſchritt und keinen Schmerzenslaut hören ließ. Die in unſern Wäldern wachſenden Pilze und Schwämme waren für die Ruſſen die geſuchteſten Leckerbiſſen, daher ſie in Schaaren nach der Dresdener Haide auszogen und am Abende mit großen Bündeln voll Pilze und Schwämme heimkehrten, unter welchen die meiſten von uns für giftig oder wenigſtens für ungeſund gehalten wurden. Doch die ruſſiſchen Magen verdauten ſie insgeſammt ohne Nachtheil. Der gemeine Ruſſe war zwar roh, jedoch gutmüthig, dabei ein großer Kinder- und Muſikfreund. Das Pianoforteſpiel mußte mit großer Vorſicht geübt werden, wollte man nicht unwillkommenen Ruſſenbeſuch erhalten und ſich gezwungen ſehen, eine ganze Nacht hindurch die Taſten zu ſchlagen.

Eines Vormittags ſaß ich in dem Saale des Seminargebäudes eben auf der Orgelbank und das ſogenannte Concert ſollte beginnen, als plötzlich wie durch einen Zauberſchlag ſämmtliche in den Saal einmündende Thüren, 5 an der Zahl, krachend aufſprangen und die Fenſter klirrten. Im erſten Augenblicke waren wir Alle wie verſteinert, im zweiten dagegen ſtürmten wir, an unſrer Spitze der Herr Cantor mit ſeiner Geige unter dem Arme, hinaus in den Seminarhof. Hier blickten wir forſchend umher und bemerkten bald, daß eine mächtige, weiße Dampfwolke über den, nach der Neuſtadt zu gelegenen Häuſern emporſtieg. Dieſer Anblick führte uns auf die richtige Vermuthung, daß eine Pulverexploſion ſtattgefunden habe. Bald wurde dieſe Vermuthung zur Wahrheit. Die große, von den Franzoſen angelegte Kaiſerſchanze vor dem Bautzener Thore, in deren mit Baumſtämmen und Erdreich überdecktem Innern ein beträchtliches Pulver- und Kugelmagazin befindlich, war durch die Unvorſichtigkeit der Ruſſen,

welche Pulver faßten und jedenfalls dabei Tabak geraucht hatten, in die Luft geflogen.

Dieſe Exploſion hatte auf die ruſſiſche, in den nahen Kaſernen einquartierte Beſatzung einen paniſchen Schreck ausgeübt, indem ſie nicht anders glaubten, als daß die Dresdener Einwohnerſchaft im vollen Aufruhr begriffen ſei, um ſich des lange und ſchwer auf ihr ruhenden ruſſiſchen Jochs zu entledigen. In dieſer Meinung ergriffen die Ruſſen, wie ſie gingen und ſtanden, die wildeſte Flucht. Sie ſtürzten aus ihren Gemächern auf die Gänge und nach den Treppen, die ſich unter dem entſetzlichſten Gedränge raſch verſtopften, daher viele von ihnen aus den Fenſtern des erſten Stockwerks herabſprangen und ſich ihren Gefährten anſchloſſen, welche aus den Kaſernen auf die Straße und nach der Elbbrücke zuſtürmten. Erſt in der Nähe der am Anfange der Brücke befindlichen Hauptwache gelang es den ruſſiſchen Officieren, ihre Leute zum Stehen und dann zum Umkehren zu bringen. Auch lehrte der Augenſchein, daß die friedlichen Einwohner an nichts weniger als an eine ſicilianiſche Veſper dachten, indem ſie eben ſo erſchrocken über die Kataſtrophe waren wie die ihnen aufgezwungenen, fremden Gaſtfreunde. Die Exploſion war eine furchtbare geweſen und hatte die dicken Baumſtämme, welche das Pulvermagazin überdeckten, weit umher, ja ſelbſt bis auf den Neuſtädter Marktplatz geſchleudert. Durch den ungeheuern Luftdruck waren die Fenſterſcheiben in der Umgebung zerſprungen, anderer größerer Verwüſtungen nicht zu gedenken. Das ganze, der Schanze zugekehrte Dach der neuſtädter Kirche war abgedeckt und keine Scheibe in den hohen Kirchenfenſtern ganz geblieben. Von den verſchiedenen vierſpännigen Wagen nebſt deren ruſſiſcher Begleitung, welche das Pulver hatten faſſen und davonfahren ſollen, fand man erſt in weiter Entfernung die zerriſſenen Theile vor. Da die Schanze in der Nähe mehrer belebten Straßen lag, welche die Neuſtadt mit der jetzigen Antenſtadt verbinden, ſo waren nicht wenige der Vorübergehenden, namentlich die auf den Markt ſich begebenden Frauen und Mädchen, von den niederfallenden Trümmern getödtet oder ſchwer verwundet worden. Ein Knabe, welcher auf dem Wege nach der Neuſtadt war, fühlte ſich plötzlich von einem natürlichen

Bedürfniſſe heimgeſucht, das ihn nöthigte, in den halb verſchütteten Stadtgraben vor dem Bautzner Thor hinabzuſteigen und unter einem Bogen der noch nicht abgetragenen Stadtgrabenbrücke eine Zuflucht zu ſuchen. Kaum hier angelangt, erfolgte die Exploſion und der tödtlich erſchrockene Knabe ſah rechts und links einen Regen von brennenden Balken, von Erdreich, von Kanonenkugeln und anderen Gegenſtänden niederfallen. Die Kriegsräthin B., die Mutter eines meiner Freunde, ſaß arbeitend an dem einem Fenſter des dritten Stockwerks in ihrem, auf der Kaſernenſtraße gelegenen Hauſe. Da fällt ihr bei, ob das Dienſtmädchen ihrer Anweiſung, das Fleiſch an das Feuer zu ſetzen, wohl nachgekommen ſei. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, verläßt ſie ihren Sitz und begiebt ſich in die Küche. In dieſem Augenblicke erbebt das Haus, eine halbe Granate fliegt durch das Fenſter, an welchem die Kriegsräthin ſo eben geſeſſen hatte, zertrümmert das Nähtiſchchen und den Stuhl und würde die Dame getödtet haben, wenn dieſelbe noch zugegen geweſen wäre. Solcher Beiſpiele von wunderbarer Rettung gab es damals noch mehrere.

Während aber die Ruſſen feig die Flucht ergriffen, eilte der ſächſiſche Artillerielieutenant von Schirnding mit ſeiner Mannſchaft nach der Kaiſerſchanze und löſchte hier den Brand, welcher bei weiterem Umſichgreifen eine zweite, ebenfalls mit Pulverfäſſern angefüllte Abtheilung des Magazins ergriffen und größeres Verderben über die Stadt ausgeſchüttet haben würde.

Noch immer decimirte das durch die Franzoſen eingeſchleppte Nervenfieber Dresdens Bewohner, die bis auf 52,000 herabgeſchmolzen waren. Damals ſtrotzte ich in voller Jugendkraft und Geſundheit, ſo daß unſer Cantor F. wegen meiner rothen Wangen von mir ſagte, ich ſei übergeſund. Aus übertriebener Pünctlichkeit, daß ich mit der feſtgeſetzten Minute meine Unterrichtsſtunde bei der Familie von Z. beginne, lief ich aus dem Seminar im vollen Trabe nach unſrer Neuſtadt. Wann ich auf die Elbbrücke gelangte, zwang mich Mangel an Athem, aus dem Laufen in einen raſchen Schritt überzugehen. Es war um die Zeit, wo der Winter in den Frühling übergeht, wo Thauwetter und Regen die Straßen mit Waſſer und Schmutz anfüllen, wo

laue Winde mit eiskalten abwechseln und Schlagflüsse am häufigsten vorkommen. Die auf der Elbbrücke wehende Zugluft wurde von meiner erhitzten Lunge eingesogen und während mein ganzer Körper nicht selten mit Schweiß bedeckt war, froren die durchnäßten Füße. In diesem Zustande mußte ich zwei Stunden still sitzen und konnte erst nach Beendigung meines Unterrichts meine Strümpfe und Stiefeln daheim wechseln, so wie mein spätes Mittagsmahl einnehmen. Was thut nicht der Deutsche für Geld?! Bald fühlte ich meinen Kopf von einem dumpfen Schmerze eingenommen, der damals des Nervenfiebers Vorläufer war. Hätte zu jener Zeit nicht gerade das Nervenfieber in Dresden grassirt, so wäre ich jedenfalls mit einem gewöhnlichen Schnupfenfieber weggekommen. So aber nahm das Kopfweh zu und nachdem ich mehrere Tage lang mit dem Unwohlsein gekämpft hatte, erlag meine Kraft und ich mußte fiebernd das Bett aufsuchen. Da es oft vorgekommen war, daß Nervenfieberkranke in der Fieberhitze Hand an ihr Leben gelegt hatten, ihren Wärtern entwischt und aus dem Fenster gesprungen waren, so trug ich selbst noch Sorge, daß alle Gegenstände, mit denen ich mir hätte ein Leid zufügen können, aus meiner Nähe entfernt wurden. Nicht lange, so begann ich zu phantasiren und wollte aus dem Bette, so daß mehrere Menschen mit Gewalt mich darin fest halten mußten. Dieses Festhalten war mir fürchterlich. Ich wähnte, gleich den Söhnen Eduards, mit meinen Bettpfühlen erstickt zu werden, und arbeitete in Todesangst, um mich von den über mich aufgethürmten Bettstücken zu befreien. Vergebens flehte ich meine angeblichen Feinde an, mich in Frieden und davon gehen zu lassen. Ermattet mußte ich endlich den ungleichen Kampf aufgeben. Später war ich in meiner Einbildung gestorben und dieser Glaube war mit einem unbeschreiblich süßen Gefühle verbunden. Leicht, wie ein Vogel in der Luft, schwebte mein vom Leibe geschiedener Geist über der Erde. Ueber derselben hing der Himmel grau und tief herab und eine dicke, Alles verhüllende Schneedecke lag über sie ausgebreitet. Ich erblickte den entlegenen Kirchhof mit seinen halb im Schnee vergrabenen Umfassungsmauern und dem Todtengräberhäuschen. Mein eigener Leichenzug bewegte sich lang- und mühsam durch den ellenhohen Schnee

dahin. Neben dem ſchwarzbehangenen Leichenwagen, deſſen Räder bis an die Achſe in der weißen Winterdecke verſanken, wateten leuchend die, in ihren dreieckigen Hüten und ſchwarzen Mänteln Dohlen ähnelnden Leichenträger nebenher, während meine tiefgebeugten Aeltern weinend hinter dem Wagen einherwankten. Ich aber freute mich und lachte bei dem Gedanken, daß mich meine Aeltern betrauerten, der ich doch ſo unbeſchreiblich ſelig mich fühlte. Aus dieſem ſchönen Traume riß mich die Anordnung meines Arztes, daß mir eine Anzahl Blutegel an die Schläfe und den Hals geſetzt werden ſollte. Mit der Ausführung dieſer Maßregel betraute er ſeinen Gehülfen, den nachmaligen Doctor B. Bei dieſem Geſchäfte entfuhr demſelben die allerdings unüberlegte Aeußerung: „Hier iſt meine Mühe vergeblich und dem jungen Manne nicht mehr zu helfen.“ Dieſe Worte waren für meine arme, ohnehin ſchon troſtloſe Mutter von vernichtender Wirkung und nie in ihrem Leben konnte ſie dieſelben wieder vergeſſen, auch deshalb den ſonſt wackern Arzt nicht mehr leiden. Bei aller meiner Geiſtesſchwäche erkannte ich doch in der von meinem Haupte und Halſe herniederrinnenden rothen Flüſſigkeit mein Blut und ſtarrte daſſelbe ſtaunend an. Mit großem Widerwillen nahm mein Mund die mir eingeflößten Kampherpulver ein, aber bis zum letzten aller Arzneimittel, dem Moſchus, kam es nicht. Wie lange meine Todesgefahr andauerte, weiß ich nicht. Nachdem die Macht des Fiebers gebrochen war, verſenkte mich die eingetretene große Schwäche in Phantaſieen minder ſchrecklicher Art. In meinem Krankenſtübchen ſtand jetzt derſelbe alte Kommodenſchrank, den wir vordem zur Verbergung der zu unſrer Vorrathskammer führenden Thüre benutzt hatten. Durch das öftere Herumrücken war eben ein Stück Randleiſte abgebrochen worden, das an dem einen Ende noch feſthing und mit dem andern emporgerichtet ſtand. Dieſes Stück Leiſte hielt ich für einen auf der Schrankecke ſitzenden Vogel, der mich unverrückt anſah. In der Höhlung meines Ofens lag ein Bindfadenknaul, deſſen eines Ende lang herabhing. Da malte meine Phantaſie einen Schneider vor, welcher an dem Ende des herabhangenden Bindfadens hing und verzweifelte Anſtrengungen machte, an jenem emporzuklimmen. Wiederum zauberte ſie mich in eine paradieſiſche Gegend,

wo ich die schönsten Landschaften aufnahm. Sogar in der Schriftstellerei machte ich während dieser Phantasieen die ersten Versuche, die freilich nicht auf das Papier kamen. Eines Tags äußerte ich ein unwiderstehliches Verlangen, Clavier zu spielen. Man hob mich aus dem Bette und auf den Stuhl vor meinem in der Nähe stehenden Clavier. Mit zitternden Händen und baumelndem Haupte begann ich die Tasten zu bewegen, indeß mein Vater außer sich war, weil ein eben solcher Kranker, wie ich, ein gleiches Verlangen gehabt hatte und am Clavier gestorben war. Dieses Loos traf mich nicht, aber schon nach wenig Griffen auf den Tasten verging mir die Lust und ich verlangte nach meinem Bett zurück. Mit dem Gefühl der langsam wiederkehrenden Gesundheit empfand ich ein inniges Behagen an meinem traulichen Krankenstübchen. Mit Vergnügen sah und hörte ich das Feuer in meinem Ofen prasseln, roch ich den Duft des Königskerzenthees und der verschiedenen Räuchermittel, durch welche man den bösen Geist Asmodi zu vertreiben und die Luft im Krankenstübchen zu verbessern suchte. Wie dankbar war ich für den stärkenden Schlaf, für das gemüthliche Lauschen auf meinem Krankenbette, für die tiefe Stille umher! Wie köstlich schmeckten mir die spärlich zugetheilten Zwiebäcke zu meinem versüßten Königskerzenthee, die weich gedünsteten Borsdorferäpfel mit den darüber gestreuten, süßen Corinthen! Wie erfreute mich die Theilnahme der Angehörigen meiner vornehmen Privatschüler, die täglich nach meinem Befinden sich erkundigen ließen und meinen Stellvertreter, einen Seminaristen, den ich ihnen zugewiesen hatte, schon nach der ersten Unterrichtsstunde mit dem Bedeuten wieder fortgeschickt hatten, daß sie lieber ihre Kinder während der Dauer meiner Krankheit ohne Unterricht lassen, als einen andern Lehrer annehmen wollten. Ja, die Frau Geheime Finanzräthin hatte mir zu wiederholten Malen seine Leckereien zugesendet.

Nachdem ich so weit gekräftigt war, daß ich einige Schritte fortwanken konnte, nahm ich während der Tagesdauer meinen Aufenthalt in unsrer Wohnstube. An eine stete Thätigkeit gewöhnt, wurde mir die Zeit entsetzlich lang. Ich wollte dieselbe am Pianoforte verkürzen, aber, o Himmel! welche schrecklichen Töne ließ das Instrument von sich

hören! Wie verſtimmt waren alle Saiten! Meine angegriffenen Nerven vermochten die Klänge nicht zu ertragen. Nun nahm ich meine Zuflucht zu den Büchern. Ha! das waren keine Buchſtaben, ſondern ſchwarze Ameiſen, welche auf den Buchblättern raſch durch einander liefen. Allein ich bezwang die Schwäche meines Hauptes und meiner Sehkraft und nöthigte endlich die Buchſtaben zum Stillſtehen. Dieſem vorzeitigen Leſen ſchreibe ich meine jetzige Gedächtnißſchwäche zu, die von jener Zeit an ihren Anfang nahm und ſich beſonders durch das Vergeſſen der Namen und Perſonen kund gab. Mein Vater war in der Schule beſchäftigt, meine Mutter in der Küche oder als mein Stellvertreter ebenfalls in der Schule, mein älterer Bruder Carl in ſeiner Expedition und mein jüngerer, erſt vierjähriger Bruder Eduard für mich 19jährigen Burſchen kein angemeſſener Geſellſchafter, daher mich ein freundſchaftlicher Beſuch unendlich erfreut haben würde. Allein man floh die Nähe der Nervenfieberkranken und abſonderlich in deren Geneſung, weil dann die Anſteckung am meiſten zu befürchten war. Eines Vormittags ſaß ich einſam und mich langweilend im hohen Lehnſtuhle. Da öffnete ſich die Stubenthüre und herein trat die im Hauſe wohnende Mutter meines jugendlichen, franzöſiſchen Sprachlehrers, die Canzliſtensfrau B., welche meine Mutter zu beſuchen kam. Freudig begrüßte ich die Hausfreundin und wollte, von meinem Stuhle mich erhebend, ihr entgegengehen. Allein ihr Antlitz durchzuckte ein gewaltiger Schreck, als habe ſie ein Geſpenſt erblickt, und, ohne ein Wort zu ſagen, entfloh ſie im Nu.

Mein wackrer Arzt, Schrag mit Namen, meinte bei ſeinem letzten Beſuche, daß er mir noch eine Purganz verordnen wolle, um meinen Körper vollends zu reinigen. Allein ich proteſtirte dagegen höflich, theils weil ich des Verſchluckens der übel ſchmeckenden Arznei überdrüſſig war, theils weil ich an meinen geſtorbenen Bruder dachte, dem nach endlich überſtandenem Keuchhuſten eine Purganz den Tod gebracht hatte. Aber einige Zeit nachher behielt mein erfahrener Arzt doch Recht, indem ich die peinlichſten, namentlich des Nachts am heftigſten tobenden Schmerzen in meinen Beinen fühlte, die ſich von den Knöchlein

herauf bis zu den Knieen rötheten und mit einem trockenen, salzartigen Anschlag überzogen wurden.

Als ich das erste Mal, auf einen Stock mich stützend, auf die Straße trat, war mir wie einem Betrunkenen zu Muthe, um den sich Alles im Kreise umherdrehte. Schnell jedoch kehrten die verlorenen Kräfte zurück und nach fünfwöchentlicher Abwesenheit konnte ich schon wieder das Seminar besuchen und meinen Privatunterricht beginnen. Meine kleinen Schülerinnen begrüßten mich freudvoll und deren Aeltern empfingen mich mit herzlichen Glückwünschen.

Das Jahr 1813, welches anfänglich mit der furchtbaren Kälte seines Vorgängers fortgefahren war, schloß sich mit einer desto wunderbareren Milde, so zwar, daß an den Weihnachtsfeiertagen die öffentlichen Concerte noch im Freien abgehalten wurden und dessen Besucher gleichfalls unter den, zwar jetzt entlaubten Gartenbäumen sitzen konnten. Dasselbe war sogar noch am Neujahrstage 1814 der Fall, bis endlich am Feste der Erscheinung Christi der Winter mit aller Strenge auftrat. Diese, so lange hinausdauernde milde Witterung war für das schwer heimgesuchte Sachsenland eine gütige Schickung Gottes, indem die gänzlich ausgeplünderten Landleute, denen durch Englands großmüthige Unterstützung das nöthige Samengetreide übermittelt worden war, ihre Felder bestellen konnten. Wundersam blieb es, wie schnell das geraubte Vieh jeglicher Art auf dem Lande wieder ersetzt wurde, so daß die Fleischpreise nicht höher hinaufgingen, während sie gegenwärtig über das Doppelte gestiegen sind.

Als ich, nach meiner Genesung, eines Sonntags die Elbbrücke betrat, war der Eisstoß im vollen Gange und ich sah, wie fast alle Menschen auf der Brücke plötzlich auf die, dem Strome entgegen stehende Seite eilten. Mechanisch folgte ich ihrem Beispiele nach. Ursache dieses Zusammenströmens war eine böhmische, vom Eisgange mit fortgerissene Elbschiffmühle, die mit ihrem zusammengebrochenen Gebälke und Dachboden in diesem Augenblicke gegen den steinernen Brückenpfeiler anprallte, so daß sie unter lautem Krachen aus ihren letzten Fugen wich und in einzelne Theile sich auflöste. Mit Entsetzen hatten die Zuschauer zwischen dem Gebälk drei Männer entdeckt, welche, bewußtlos

und mit dem Antlitz nach dem Boden gekehrt, ausgestreckt lagen. Nur ein treuer Hund saß wachend neben ihnen und rief mit kläglichem Geheul die Zuschauer um Hülfe für seine Herren an. In dem Augenblicke, wo der Stoß gegen die Pfeiler erfolgte, richtete sich der eine von den drei Unglücklichen mit halbem Oberleibe auf und starrte die Menschen über sich mit träumerischem Blicke an. Im nächstfolgenden versank er schon mit seinen Gefährten in die über ihnen auf immer sich schließende Wassertiefe. Der Hund dagegen kam unterhalb der Brücke wieder hervor und rettete sich über die Eisschollen in das sogenannte große Gehäge, wo er von einem mitleidigen Bürger angenommen wurde. Seit dieser Katastrophe werden alljährlich bei dem Eisgange Rettungsnetze vor den mittelsten Brückenbögen ausgespannt.

Nach meiner Genesung fühlte ich in mir eine unerträgliche Leere und ich wußte nicht, wie ich meine arbeitfreien Stunden und namentlich die langen Abende zubringen sollte. Meinen ehemaligen Schulfreunden des Gymnasium, die größtentheils die Universität bezogen hatten, konnte ich mich nicht mehr anschließen, und von den Seminaristen stieß mich deren ziemlich niedrige Bildungsstufe zurück. Diejenigen von ihnen, die hierin eine Ausnahme machten, hatte das Nervenfieber hinweggerafft und noch immer schwang der Tod seine mörderische Sense über Dresdens Bewohner. Da auch viele Aerzte der allgemeinen Seuche erlegen waren und die noch lebenden nicht alle Kranken bedienen konnten, so unterzog sich unser menschenfreundlicher Vicedirector, der anfänglich Medicin studirt gehabt hatte, der ärztlichen Pflege, jedoch nur auf ausdrückliches Verlangen der Kranken und obendarein unentgeldlich. Dabei wendete er die damals noch ziemlich unbekannte Kaltwassercur an, die in dem Begießen des Nackens, der Kopfseiten und der Brust mit kaltem Wasser bestand. Der liebe Mann hatte die Freude, mehrere seiner Schwerkranken am Leben zu erhalten, während aber auch einige von ihnen dem Tode anheimfielen.

Mit mir auf derselben Bank im Seminar saß Ernst Oehme, der Sohn eines Generalacciseinnehmers in der Friedrichstadt. Doch bald schon gab er seinen Entschluß, Volksschullehrer zu werden, wieder auf und ward der Gehülfe des Thorschreibers unter dem vormaligen pirna-

iſchen Thore zu Dresden. Wie mich, erfüllte auch ihn eine unwiderſtehliche Luſt zur Malerkunſt, die er in ſeinen freien Stunden am Expeditionsfenſter ausübte. Aus jener Zeit beſitze ich noch heute von ihm eine gelungene, in Waſſerfarben gemalte Crocusblume. Später verſuchte er, ohne alle Anweiſung, die Oelmalerei.

Erſt mit der Niederlaſſung des genialen Dänen Dahl in Dresden, der hier eine neue Epoche in der Landſchaftsmalerei hervorrief, gewann Oehme's planloſes Umherſchweifen in der Kunſt einen feſteren Halt. In ähnlicher Weiſe, wie der nachmalige Kapellmeiſter Naumann der Schüler des berühmten Italieners Tartini wurde, errang ſich Oehme die Gunſt, Dahls Schüler zu werden. Als ſolcher wurde er durch des Majors Serre Vermittelung dem Prinzen Friedrich Auguſt empfohlen und durch die Unterſtützung dieſes edlen Beförderers der Künſte in den Stand geſetzt, das Studiren der Kunſt ſorgenfreier fortzuſetzen. In derſelben machte Oehme bald große Fortſchritte und neigte er ſich dabei, in Bezug auf ein tiefpoetiſches Gefühl, dem ſchwermüthigen Maler Friedrich zu, der bekanntlich in Nacht- und Mondſchein-Landſchaften ſich berühmt machte.

Ein zweiter Berufsgefährte auf derſelben Bank, der hier eine weitere Erwähnung verdient, war der einzige Sohn des Todtenbettmeiſters P. in der Friedrichſtadt. Seine beiden Aeltern ſtarben ſchnell hinter einander am Nervenfieber, als er kaum 18 Jahre zählte, und in der damaligen, an großen Weltereigniſſen reichen Zeit kümmerte ſich keine vormundſchaftliche Behörde um den unmündigen Erben, welcher daher nach ſeinem Belieben mit dem älterlichen Nachlaſſe gebahren durfte. Freund P. ſang bis zu ſeinem Uebertritt in das Jünglingsalter einen ausgezeichneten Sopran, weshalb er bei Geſangaufführungen vielfach verwendet wurde. Als ganz junger Mann wurde er Hauslehrer bei dem Grafen von B., der ſelbſt keine Kinder beſaß, aber diejenigen eines nahen Verwandten erziehen ließ. Als nach einigen Jahren der Graf ſtarb, wurde deſſen ganz verſchuldete, grundherrliche Beſitzung nothwendigerweiſe verſteigert und ſeine Gattin rettete aus dem entſtandenen Concurs die Summe von etwa 5 bis 6 tauſend Thalern. Die Gräfin Wittwe, obſchon ſie, den Jahren nach, ihres Hauslehrers Mutter ſein

konnte, heirathete denſelben, welcher die Schulmeiſterſtelle in einem kleinen Dorfe dicht an der böhmiſchen Grenze und in der rauheſten Gegend erhalten hatte, und vertauſchte ihr ſchönes, weites Schloß mit der ſtrohgedeckten, niedrigen Schulmeiſterwohnung. Hier verlebte das ungleiche Paar, geſchieden von allen Zerſtreuungen, von den feineren Genüſſen und von dem Umgange mit gebildeten Menſchen, mehr als 25 Jahre in wahrhaft idylliſcher Liebe, Eintracht und Genügſamkeit. Die hochgeborene Frau Schulmeiſterin fühlte ſich jetzt weit glücklicher als da ſie noch die Gemahlin eines gräflichen Standesherren war, und verlangte nie nach einer Verbeſſerung ihrer ärmlichen Lage. Von den Trümmern ihres Vermögens erbaute ſie ihrem geliebten Manne ein etwas beſſeres Schulhaus als die alte Strohhütte war, und obgleich ihre Ehe kinderlos blieb, ſo ſtörte auch dieſer Umſtand ihr eheliches Glück keineswegs. Die vormalige Gräfin, aus einer altadeligen Familie abſtammend, beſaß noch zwei Brüder, von denen der eine am königlichen Hofe die höchſte Ehrenſtelle bekleidete und der andere ebenfalls ein hoher Staatsdiener war. Da beiden der bankerotte Graf lieber geweſen war als der arme ehrliche Dorfſchulmeiſter, ſo ignorirten ſie denſelben gänzlich. „Unſere Schweſter —“ ſagten ſie — „iſt für uns todt.“ Als beide einmal eine Reiſe über das Gebirge nach dem Badeort Teplitz unternahmen, ließen ſie ſich bis in die Nähe des Dörfchens fahren, in welchem mein Freund P. Schulmeiſter war. Dann hielten ſie an und der eine Bruder ſprach zum andern, indem er den Arm zeigend ausſtreckte: „Sieh, dort in jener elenden Hütte hauſet unſere Schweſter, die einſtige Gräfin.“

Hierauf lenkten ſie links ab und fuhren weiter.

Die rauhe Gegend und die Beſchwerlichkeiten ſeines Amtes hatten endlich meines Freundes P. Geſundheit untergraben und ihm ſchmerzhafte Anfälle von Gicht zugezogen, was ihn eine Veränderung ſeines Wohnorts und ſeines Berufs dringend wünſchen machte. Er ſtrebte daher, in Dresden irgend eine Anſtellung in einer der vielen hier vorhandenen Canzleien zu erhalten, wobei ihm nicht etwa ſeine vornehme Schwagerſchaft, ſondern einer ſeiner ehemaligen Dorfſchüler behülflich war. Es hätte von Seiten des hohen Hofbeamten nur eines

empfehlenden Wortes bedurft, um dem armen Schwager ein bescheidenes, sicheres Auskommen zu bereiten, allein was diese Herren in der Regel für ihre Dienerschaft thun, war dem vornehmen Schwager nicht möglich. Durch die rührende, unermüdliche Verwendung seines ehemaligen Schülers erhielt endlich Freund P. eine Expedientenstelle in einer Canzlei mit einem Jahrgehalte von nur 120 Thalern, der sich nach jahrelanger, treufleißiger Dienstführung bis auf 300 Thaler steigerte. Während dem starb, von ihm beweint und bis an sein Ende tief betrauert, seine Gattin, ohne daß deren Brüder sich mit ihr ausgesöhnt oder eine Kenntniß von ihrem Ableben genommen hätten. Mein Freund P., später von der Gicht fast gänzlich gelähmt und zu jeder Arbeit unfähig, mußte seinen Abschied nehmen und zwar mit einer Pension von nur 160 Thaler jährlich. Sein vornehmster Schwager aber setzte einen Wohlthätigkeitsverein zum Universalerben seiner ansehnlichen Verlassenschaft ein, ohne mit einem Worte seines nothleidenden Blutsverwandten zu gedenken, und wurde dafür in den öffentlichen Blättern hoch gepriesen.

Unsere Zeit weiset der Beispiele mehrere auf, selbst unser Königshaus deren zwei, wo die höchsten Prinzessinnen weit tiefer unter ihren Stand sich verheirathet haben, als solches der Fall mit der einstigen Gräfin und dem niedern Schulmeister war, ohne darum von ihren Angehörigen verstoßen oder verachtet worden zu sein.

Fürst Repnin, der wenigstens das Gute gehabt hatte, zu Dresdens Verschönerung beigetragen und die polizeiliche Pflege gar sehr verbessert zu haben, zog endlich mit seinen Russen fort. Der Landpfleger Felix hatte sich vollgesaugt und machte nun dem Festus Platz, daß derselbe gleich ihm thue. Die Preußen waren es, welche an die Stelle der Russen traten und in Sachsen den letzten Act des Trauerspiels ausspielten. Sie hatten den Ausspruch ihres Königs Friedrich II. nicht vergessen, welcher während des siebenjährigen Krieges von dem gänzlich ausgesaugten Sachsenlande sagte: „Sachsen kommt mir vor wie ein Mehlsack, der, obschon leer, doch immer noch stäubt, wenn man auf ihn schlägt."

Nun, dieses Daraufschlagen verstanden die Preußen eben so gut

wie die Ruſſen, und was der leere Mehlſack hergeben mußte, betrug wieder ein paar Milliönchen, von denen eine in die preußiſche Staatskaſſe, die andere in die Seckel der einſammelnden Zöllner floß.

Endlich waren die zu Wien verſammelten Staatsköche mit ihres Breies Bereitung zu Stande gekommen. Unſer König und unſer Land waren zum allgemeinen Sündenbock auserleſen worden. Weil unſer König, als ſein Land gänzlich in der Gewalt der Franzoſen ſich befand, nicht auf die Seite von deren Gegnern ſich ſchlagen wollte und konnte, wenn er ſeine Unterthanen nicht der grauſamen Willkür der franzöſiſchen Herrſchaft ausſetzen wollte, ſo büßte er die Hälfte ſeiner Erbſtaaten ein.

Andere Fürſten, welche Napoleon I. ihre Erhebung oder die Vergrößerung ihres Beſitzthums, auf Koſten des übrigen Deutſchlands, verdankten, verſetzten ihrem einſtigen Wohlthäter und Bundesoberhaupte verächtliche Fußtritte und erhielten dafür neuen Ländezuwachs. Dieſelben preußiſchen Heerführer, welche durch feuerige Aufrufe uns Sachſen zur Empörung gegen unſern Landesherrn und Bekämpfung der Franzoſen, als dieſe noch unſere Bundesgenoſſen waren, aufgefordert hatten, ließen nunmehr ſächſiſche Soldaten bei Lüttich niederſchießen, weil dieſe von jener Theilung nichts wiſſen und keinem andern Monarchen als ihrem bisherigen dienen wollten. Dieſelben Herren hatten ſich mit ihrem gedruckten Worte verpfändet, daß Sachſen nicht getheilt werden ſollte, damit wir deſto eher an ihren Köder beißen möchten.

Es war im Maimonat 1815, als die Preußen aus Dresden und Sachſen fortzogen. Sie thaten ſolches mit brennenden Lunten und ſcharf geladenen Waffen, aus Furcht, daß wegen der betrauerten Theilung des Landes unſer Valet ein feindſeliges werden könne. Ach, wir Dresdener dachten in unſrer Freude, endlich die fremden Eſſer und Brandſchatzer los zu werden, an keine Rache, ſondern hätten wohl dem abziehenden Feinde gar noch eine goldene Brücke erbaut. Nun erſt holten wir nach langer, langer Zeit wieder freien Athem und vergaßen ſchnell der überſtandenen Noth.

21. Nach dem Kriege.

Die Verluſte, welche Sachſen, das der hauptſächlichſte Tummelplatz des Kriegs geweſen war, erlitten hatte, ſind nicht zu berechnen. Am meiſten hatten diejenigen zu erdulden, welche in der Nähe der Heerſtraßen und in den großen Städten wohnten. Von keiner Behörde wurde eine gleichmäßige Herbeiziehung aller Landesbewohner zur Tragung der Kriegslaſten vermittelt. Selbſt in Dresden, wo jene gar leicht zu ermöglichen war, geſchah in dieſer Beziehung nichts, ſo daß z. B. die Neu- und Friedrichſtadt, im Vergleich mit der Altſtadt und deren Vorſtädten, durch die Einquartierungslaſten faſt erdrückt wurden und namentlich die Hausbeſitzer verarmten. Vom Frühjahr 1813 an bis beinahe in die Mitte des Jahres 1815 war Dresden mit bald mehr bald weniger ſtarker Einquartierung belegt geweſen, deren Ernährung enorme Summen verſchlang und die Quartiergeber an den Bettelſtab brachte. Das Haus meiner nachherigen Schwiegereltern, welches 25 bis 30 tauſend Thaler werth iſt, wurde in Folge der durch die Einquartierungslaſt inſolvent gewordenen Beſitzer für nur 7360 Thlr. an den Meiſtbietenden veräußert. Mein Vater hatte auf ein zweiſtöckiges Haus mit Branntweinbrennerei in hieſiger Palmſtraße 2000 Thlr. als unbezahlte Kaufgelder dargeliehen. In Folge des Krieges erhielt er 10 Jahre lang keine Zinſen, ſo daß er hieran 800 Thlr. einbüßte. Als das Haus endlich ebenfalls nothwendigerweiſe ſubhaſtirt wurde, ging das für 1500 Thlr. verkaufte Haus für nur 880 Thlr. weg, für welchen Preis es mein Vater erſtehen mußte, um ſein Capital nicht gänzlich zu verlieren.

Aus dieſen beiden Beiſpielen erhellt, wie ſehr die Grundſtücke damals im Werthe geſunken und wie übel diejenigen daran waren, welche ihr Vermögen hypothekariſch auf Grundſtücke ausgeliehen hatten.

Die Werthloſigkeit der Häuſer und Gartengrundſtücke währte noch mehrere Jahre fort. Diejenigen Plätze, welche nach völliger Abtragung der Feſtungswerke, von dem meißner bis zum bautzner Thore, gewonnen wurde, bot in der hierzu angeſtellten Verſteigerung der Regierungscommiſſar Stück für Stück — 6 bis 8 tauſend Quadratellen

jedes umfaſſend — mit nur 5 Thlrn. an und zahlten auch die meiſten Erſteher nicht mehr dafür. Nach 30 Jahren erhielten ſie ſo viele Tauſende, als ſie einzelne Thaler gegeben hatten.

Mein Vater hatte, wie ſchon gedacht, 800 Thlr. Zinſen an ſeinem Capitale von 2000 Thlrn. eingebüßt; 400 Thlr. baute er in das sub hasta erſtandene Haus und verkaufte es ſpäter für nur 1800 Thlr., ſo daß er, außer den Prozeßkoſten, einen Verluſt von 1400 Thlrn. erlitt. Und im Vergleich mit noch gar vielen anderen Hausbeſitzern und Capitaliſten kam er noch gut hierbei weg.

Bisher hatte ich in meines Vaters Schule nur des Vormittags eine Unterrichtsſtunde ertheilen können, in der übrigen Schulzeit meine gute Mutter die Stelle eines Hülfslehrers ausfüllen müſſen. Endlich von dieſem anſtrengenden Amte entbunden zu werden, war ihr eben ſo ſehnlicher als gerechter Wunſch. Derſelbe beſtimmte mich, mein Schulamts-Candidaten-Examen vorzeitig und zwar im Herbſte des Jahres 1814 zu machen. Noch vor demſelben, das für den November des gedachten Jahres anberaumt war, ging ich vom Seminar ab und trat mein Amt als Hülfslehrer in meines Vaters Schule an. Deren ſämmtliche Schüler nannten mich damals immer noch Muſje Guſtaw, welcher Name nach längerem Zeitraume ſich, durch Vermittelung meines Vaters und zwar nicht ohne viele Mühe, in Muſje Nierity verwandelte und bis lange nach meiner Verheirathung derſelbe blieb.

Die Drangſale des Kriegs und die hierdurch herbeigeführte Armuth hatte die Vermehrung unſrer Koſtgänger von 70 bis auf 100 geſteigert. Hierzu kamen noch 80 andere Schüler, von denen ein kleiner Theil Extraner war und Schulgeld bezahlte.

Dennoch erhielt mein Vater ſeine geringe Beſoldung von nur 200 Thlrn. jährlich fort und mußte ſeinen Hülfslehrer aus ſeinen eigenen Mitteln bezahlen. Ich empfing von ihm Koſt, Wohnung und monatlich 4 Thlr.

Der jedesmalige Oberhofprediger vollzog die Schulamtscandidatenprüfung der Seminariſten. Auf den ehrwürdigen Reinhard war Dr. Ammon in der Oberhofpredigerſtelle gefolgt und die mit uns anzuſtellende Prüfung ſeine erſte dieſer Art. Vor derſelben ſtattete er dem

ſeiner Oberleitung anvertrauten Seminar einen Beſuch ab. Nachdem er das Innere des Gebäudes einer genauen Beſichtigung unterworfen hatte, wendete er ſeine Aufmerkſamkeit den Gartenbeeten der Seminariſten zu. Als nun Dr. Ammon nicht wenige dieſer Beete verwildert und mit wucherndem Unkraut überdeckt fand, wendete er ſich mit der lächelnd ausgeſprochenen Frage an den ihn umringenden Seminariſtentroß: „Ei, ei, meine Herren! (mit dieſem höflichen Ausdruck hatte noch kein Oberer die Seminariſten beehrt,) haben Sie nicht guten Samen auf Ihren Acker ausgeſtreut? Woher das viele Unkraut?“ Ermuthigt durch die Leutſeligkeit des hohen Vorgeſetzten, antwortete keck einer aus dem Haufen: „Hochwürden Magnificenz! das hat der Feind gethan“ und mit uns zugleich lachte Dr. Ammon herzlich.

Während ich die Kreuzſchule beſuchte, wo in unſrer Claſſe der Religionsunterricht nach Roſenmüllers Lehrbuche vorgetragen wurde, hatte ich die Hauptſtücke des lutheriſchen Catechismus faſt gänzlich verlernt. Da aber zu vermuthen ſtand, daß unſer Candidaten-Examen über eins derſelben ſtattfinden könne, ſo beeilte ich mich, das Vergeſſene wieder aufzufriſchen. Dieſes that ich täglich auf dem dreiviertelſtündigen Wege nach einem Weinberge, dem Eigenthum der Aeltern meiner adeligen Schülerin, den ſie erſt nach der Ausplünderung durch die Koſacken im Frühjahre 1813 mit einer Wohnung in der Stadt vertauſcht und nun, nach wiederhergeſtellter Sicherheit, wieder bezogen hatten. Für den täglich zurückzulegenden, anderthalbſtündigen Weg hatte ich nur 2 Gr. beanſprucht und gern zugeſtanden erhalten. Ich bekam ſonach für eine $2^1/_2$ſtündige Anſtrengung nur 5 Gr. im Ganzen, die Abnutzung an Stiefelſohlen und Kleidung, die durch die Witterungslaunen ſchneller erfolgte, nicht zu rechnen. Warum ich eine ſo geringe Entſchädigung für meine Mühe beanſpruchte? Einmal hatte mich meine, auf dem erſten Hinauswege ſtehen gebliebene Uhr über den Aufwand an Zeit getäuſcht und zweitens ſcheuete ich mich, eine Familie zu übertheuern, die angeblich durch die Koſacken einen Verluſt von 10,000 Thlrn. erlitten hatte und mich überdieß mit großer Freundlichkeit behandelte. Dieſe Freundlichkeit erſtreckte ſich nun zwar nicht bis auf den nervus rerum, das Geld! Das Ertheilen von Marken für meine Lehrſtunden

z. B. währte fort und wenn die gnädige Frau oder meine Schülerin mir eine ſolche zu verabreichen vergaß, war ich blöde und ſchüchtern genug, um ſie zu verlangen, ſo daß ich für manche Lehrſtunde und manchen Gang unbelohnt blieb. An einem Sommertage war ich mit einem neuen und für meine Verhältniſſe theuern Sommerrock angethan, als ich in den Hof des Weinberghauſes trat. Da kam mir der ſeiner Kette entledigte Hund bellend entgegengeſprungen, fiel mich grimmig an und riß mir ein Stück Zeug aus meinem ſchönen Rocke. Ich mußte noch froh ſein, daß es nur mein Kleid, nicht mein Fleiſch betraf.

„Was hatte nur der Hund mit Ihnen!“ fragte mich bei meinem Eintritt in's Zimmer die gnädige Frau, welche oben am Fenſter den Vorfall mit angeſehen hatte. „Er hat Sie doch nicht gebiſſen?“

„Mich nicht —“ antwortete ich betrübt, indem ich den erhaltenen Riß im Rocke vorzeigte — „aber meinen neuen Rock.“

„Das abſcheuliche Thier!“ lautete die Gegenrede und dabei blieb es. Von einer Entſchädigung war keine Rede. Vor ähnlichen Fällen mich zu ſichern, nahm ich von nun einen tüchtigen Stock mit und wirklich traf es ſich zu meiner heimlichen Freude ſchon nach kurzer Zeit, daß der Kettenhund abermals los war und ſeine Zähne wieder an meiner Kleidung oder meinem Körper verſuchen wollte. Aber da empfing er von meiner Hand einen ſo nachdrücklichen Stockſtreich, daß er heulend die Flucht ergriff und mich fortan unbeläſtigt ließ. „Das haben Sie recht gemacht!“ lobte mich die Gnädige, ob aber auch wirklich aus Herzensgrund, weiß ich nicht.

Mehrmals in der Woche konnte ich, nachdem ich von dem Weinberge heimkehrte, erſt um $6\frac{1}{2}$ Uhr Abends mein Mittagsmahl verzehren, einige mal dagegen um $4\frac{1}{2}$ Uhr und nur etlichemal zur gehörigen Mittagsſtunde. In der Jugend erträgt ſich eine ſolche regelloſe Lebensweiſe, wiewohl die ſchädlichen Folgen oft erſt ſpäter nachfolgen.

In der Schulamtscandidatenprüfung erhielt ich die Cenſuren: in der Religion, im Catechiſiren und in der Muſik gut, im Schreiben vorzüglich, im Rechnen rühmlich. Ich würde wohl rühmlicher noch beſtanden haben, wäre meine ſchwere Krankheit, die eine große Gedankenſchwäche und Vergeßlichkeit zurückgelaſſen hatte, nicht vorher-

gegangen gewesen, und hätten meine Mitbewerber, unter denen ich der jüngste war, nicht aus den tüchtigsten Männern bestanden. Auch hielt mich meine übergroße Schüchternheit ab, manche, nicht unmittelbar an mich gerichtete Frage zu beantworten. Meine allerschwächste Seite war die Musik und daran trug unser Cantor F. die Hauptschuld. Ich spielte besser vom Blatte als die meisten meiner Kameraden; dagegen besaß ich nicht die geringste Kenntniß von der Generalbaßlehre. Anstatt nun mit deren Anfangsgründen bei mir zu beginnen, setzte der Cantor deren Kenntniß voraus und darum erlangte ich nie einen richtigen Grund in dieser Wissenschaft. Des Cantors Hitze und Ungeduld fürchtend, wozu noch der Mangel an Vertrauen sich gesellte, gestand ich ihm nicht offen meine Unwissenheit ein und blieb deshalb ein Stümper in der, zum Orgelspiele so nöthigen Generalbaßlehre.

Seit einer langen Reihe von Jahren — von des wackern Kriegsraths Schmieder Tode an — hatte sich niemand um die Beschaffenheit unsrer Schule gekümmert, weder der Vorstand unsrer Behörde, noch der Superintendent, noch einer unserer Herren Geistlichen sie besucht oder beaufsichtigt. Auch würde man wenig Erbauliches oder Erfreuliches aufgefunden haben. Beide Lehrclassen, an 170 bis 180 Schüler zählend, waren zu jener Zeit in ein einziges Lehrzimmer eingepfercht. Weil mein guter Vater fast gänzlich taub war, mußten dessen Schüler ihre Antworten überlaut herschreien, was natürlich eine arge Störung bei den Schülern der unteren Classe hervorbrachte und einen großen Lärm verursachte. Erst auf dringendes Ansuchen meines Vaters bewilligte nach meinem Amtsantritte die Behörde die geringen Kosten, welche das Versetzen einer Scheidewand und die Anschaffung noch eines Ofens erforderten. Die sonstige Ausstattung unsrer Schule an Subsellien u. s. w. war die armseligste von der Welt, daher nicht wenige meiner kleinen Schüler und Schülerinnen die Sitzbänke zur Unterlage für ihre Schreibebücher benutzen und vor denselben auf den Knieen liegend die Feder führen mußten. Wie oft dabei die Tintengläser von den Bänken herabgeworfen, die Dielen und Kleider der jugendlichen Schreiber besudelt wurden, kann man sich denken.

Bis jetzt hatte ich nach meinem Tagewerke die Abendstunde daheim

verlebt und mich dabei, besonders nach meiner Wiederherstellung vom Nervenfieber, sehr gelangweilt. Meinem älteren Bruder verdankte ich's, daß ich an den langen Winterabenden eine Tabagie besuchte, die, von einem ehemaligen Hofbedienten errichtet, in unserer Neustadt lag und von vielen jungen Leuten, darunter mehrere meiner einstigen Schulkameraden, belebt wurde. Von diesen, mit welchen ich unser altes Freundschaftsbündniß erneuerte, wurde ich zum Billardspiele verleitet, das ich fortan mit aller Leidenschaft betrieb.

Der Inhaber unsrer Restauration besaß vier Töchter, von denen die älteste, etwa achtzehnjährige, einen außergewöhnlich reizenden Kopf besaß, dessen dunkelbraunes Haar sie à la Titus gelockt trug. Besonders bezaubernd in dem schönen Antlitze waren ihre großen, seelenvoll sprechenden Augen. Obschon sie nicht selbst die Gäste bediente, so war sie doch regelmäßig des Abends in den Gastzimmern anwesend, wo sie die lauten wie stillen Huldigungen nicht nur der jüngeren, sondern auch der älteren Gäste empfing. Für mich, der ich bisher in keinen näheren Umgang mit jungen Mädchen gekommen, war sie ein höheres Wesen, das ich nur ehrfurchtsvoll zu grüßen, doch niemals anzureden wagte. Als sie solches einst that, vermochte ich vor Blödigkeit und freudiger Ueberraschung kaum zu antworten. Ich war der festen Meinung, daß nur eine hohe und reiche Standesperson, ein Baron oder Graf, ihr einstiger Gatte werden könne. Wie ward ich enttäuscht, als ich eines Vormittags mit einem Freunde die bisher nur Abends besuchte Tabagie betrat, um eine Partie Billard zu spielen! Anstatt einer schönen, reizend geschmückten Prinzessin erblickte ich jetzt mit Staunen ein Aschenbrödel, welches, den Kopf mit zahllosen Papierwickeln, gleich einem Medusenhaupte, behangen, in einen theilweise befleckten Schlafanzug gehüllt, mit niedergetretenen Schuhen und verdrießlichem Gesicht vor uns eiligst die Flucht ergriff. Zugleich wurde mir klar, weshalb die Schöne bisher stets so züchtig bis oben an den Hals verhüllt gewesen war. Ach, der reizende Kopf, von Lilien und Rosen verschönt, ruhte auf einer schwarzgrauen, starknochigen und fleischlosen Büste.

Wie ich bereits früher erwähnt habe, war das erste Theater,

welches ich als kleiner Knabe in Gesellschaft unsers Dienstmädchens und dessen Liebhabers betrat, das Puppentheater eines gewissen Lorgie.

Später verdankte ich es meiner Tante Israel, daß mich ein kurfürstlicher Logenschließer gegen ein Trinkgeld in eine Galerieloge sperrte, die so ziemlich dem Käfig für wilde Thiere glich. Ueber drei etagenmäßig vorgezogenen Querlehnen hingen die zum Stehen genöthigten Zuschauer die Köpfe heraus, drückten sich die Brust schmerzend an der ungepolsterten Holzleiste und gemahnten genau an Gefangene, die durch das Gitter ihres Kerkers schauen. Man gab eine italienische Oper, von der ich kein Wort verstand, daher ich mich entsetzlich langweilte und froh war, als ich endlich aus dem Schwitzkasten erlöset wurde. In meinen Jünglingsjahren entzückten mich die Vorstellungen im Sommertheater des Linke'schen Bades, dessen Unternehmer Seconda hieß. In Verbindung mit einem gewissen Ruth führte Seconda Schauspiele, Opern und Ballets auf, bei welchen letzteren mehrere unsrer Armenschüler mitwirkten. Ach! wie bezauberten mich damals die Kreuzritter, das Donauweibchen, die Teufelsmühle, das Ballet Hora und Kloska! Ein Jude Miller war lange Zeit der erste Tenor und Liebling des Publikum, und eine Cramer die Bravoursängerin. Noch später erlangte ich durch einen Zimmermann des Hoftheaters, dessen Kinder unsere Schule besuchten, die Vergünstigung, nach meinem Belieben den Feuerboden besteigen und von da aus in das Herz der Schauspielkunst hinabblicken zu dürfen. Ach, wie ganz anders gestaltete sich dieselbe hier!

Wann die Spielenden hinter den Coulissen eifrig in ihren Rollen studirten und mit Spannung des Augenblicks harrten, wo sie hervortreten und agiren sollten, dann erkannte ich, daß es kein Spiel, sondern eine schwere Arbeit sei, und wenn in einem Trauerspiele die vergiftete oder erstochene Heldin nach heruntergelassenem Vorhange lachend aus ihrem Sarge auf ihre Füße sprang und im lustigen Tanze auf der Bühne sich herumschwenkte, so war jede Täuschung dahin. Das nicht zahlende Publikum auf dem Feuerboden war endlich so zahlreich und laut geworden, daß eines Abends der ganze Feuerhimmel gewaltsam geräumt und gesäubert wurde. Glücklicherweise entging ich der Schmach dieser Vertreibung aus dem Paradiese dadurch, daß ich an jenem Abende von

dem Beſuche des Theaters abgehalten worden war. Mit demſelben war es von nun an aus — denn meine Mittel erlaubten es nicht.

Sogar meine unbedeutende Perſon wurde empfindlich berührt, indem unter der anſehnlichen Zahl von Staatsbeamten, welche in preußiſche Dienſte übertrat, ſich auch mein Geheimer Finanzrath befand, wodurch ich eine Einbuße an meinem Einkommen von monatlich 6 Thalern erlitt.

In der Familie von Z. ſetzte ich meinen Unterricht fort und zwar im Sommer täglich und im Winter wöchentlich zweimal, wo ich dann einige Lehrſtunden hinter einander abhielt. Man behandelte mich hier, wie ich dankbar bekennen muß, mit vielem Wohlwollen und lud mich zu den Feſtlichkeiten der Familie und Schmauſereien ein, an welchen viele vornehme Gäſte Theil nahmen. Dieſer Umgang mit den höheren Ständen war für mich in mancher Beziehung bildend und nützlich.

Meinen Unterricht ertheilte ich in dem Wohnzimmer und unter den Augen der Frau von Z. Wenn nun fremder Beſuch eintrat, erhob ich mich jedesmal von meinem Sitze und machte eine tiefe Verbeugung, was, wie ich ſpäter erfuhr, nicht in der Ordnung war. Solches that ich auch eines Tags, als bald nach meiner Ankunft ein ältlicher Herr von ehrwürdigem und vornehmem Anſtande aus einem Seitenzimmer hereintrat, der meinen ehrfurchtsvollen Gruß nur durch eine ſtumme, leichte Kopfneigung erwiederte. Als er bei mir vorüberging, entdeckte ich in den gepuderten Haaren ſeines Hinterkopfs einen gewöhnlichen Kamm quer über ſtecken und meine kleine Schülerin belehrte mich kichernd, daß ich den Haarkräusler ihrer Mutter vor mir gehabt hätte. Es koſtete mich viele Ueberwindung, in Zukunft mich nichts angehende Beſuche unbeachtet zu laſſen und unbeweglich auf meinem Sitze zu beharren.

Einſt war ich wieder zu einem Feſte eingeladen worden. Man tanzte, ſpeiſte, trank viel Wein und tanzte wieder, wobei ich nur den unbetheiligten, ſtillen Zuſchauer abgab, indem ich nicht tanzen konnte und überdieß aus Schüchternheit keine von den adeligen Damen aufzuziehen gewagt haben würde. Als das Feſt endigte, entfernten ſich,

tief in der Nacht, die Musiker, so wie die Gäste, die zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß den Heimweg antraten. Unter den Letzteren befand sich ein junger, schöner Reiterofficier, der, als Oberst und mit Orden bedeckt, vor einigen Jahren gestorben ist. Da derselbe ohne Mantel erschienen und die Nacht sehr kühl geworden war, so nahm er mit Dank meinen, ihm angebotenen Ueberwurf an, den ich eher entbehren konnte, da ich nicht durch Tanzen erhitzt und überdieß von dem Hausherrn zum längeren Verweilen dringend aufgefordert worden war. Die Frau vom Hause hatte sich nebst ihren beiden Schwestern in ihr angränzendes Schlafzimmer zurückgezogen, weil der berauschte Zustand der noch vorhandenen wenigen Gäste den Damen ein längeres Verweilen nicht gestattete. Wie erstaunte und entsetzte ich mich, als meine Ohren nunmehr die unkeuschesten Reden, wie solche je kaum von den ausschweifendsten Seminaristen gefallen waren, anzuhören bekamen! Der schlimmste Sprecher, ein Kammerjunker von nicht mehr ganz jugendlichem Alter, vergaß sich so weit, daß er seine Unfläthereien laut durch das Schlüsselloch desjenigen Zimmers rief, in welchem sich die Damen befanden. In dieser Nacht erkannte ich, daß rohe und üble Sitte nicht bloß in den niederen Volksschichten wurzele, sondern selbst in den höchsten Regionen sich vorfinde. Endlich war der Schwätzer verstummt und hatte, da das Sopha bereits von andern Schläfern besetzt war, sein Lager auf den Stubendielen aufgeschlagen; wo ihn der Hausherr mit seinem Mantel zudeckte. Der Letztere aber sprach zu mir, dem völlig Nüchternen: „Nun, lieber N., wollen wir unser Glas Wein in aller Ruhe trinken und uns die übrigen Stunden der Nacht durch das Lesen der Landtagsacten verkürzen.“ Dagegen wagte ich nichts einzuwenden, wiewohl ich die Acten der damaligen Landtagsverhandlungen als das wirksamste aller Schlafpulver erachtete und mich daher im voraus mit möglichster Geduld bewaffnete. Herr von Z. suchte die zahlreich umherstehenden, noch nicht gänzlich geleerten Weinflaschen zusammen, stellte sie auf einen Pfeilertisch, dazu zwei Gläser und eben so viel Stühle und begann seine Vorlesung, über welcher mir bald die Augen zufielen. Sicher dürfte ich fest entschlafen und zu meines Vorlesers großem Schrecken plötzlich vom Stuhle gefallen sein.

hätte nicht der auf den Dielen ausgestreckte Kammerjunker durch ein Intermezzo unbeschreiblicher Art jener drohenden Gefahr mich enthoben.

In Folge dieses Zwischenspiels erhob sich der Kammerjunker auf seine wankenden Füße, um schon nach wenigen Schritten gleich einem stürzenden Coloß darniederzuschmettern. Als wir ihn aufrichteten, fand sich's, daß mit Ausnahme einer großen Beule an der Stirne, keins seiner Glieder gebrochen oder sonst beschädigt worden war. In Folge dieses Falles war der Kammerjunker munter geworden und während wir seine Beule abwechselnd mit einer flachen Messerklinge drückten und mit Essig wuschen, verlangte er nach einem Spiegel, um sein Antlitz darin zu beschauen. Ueber diesem Beschauen stammelte er lachend: „Heute habe ich Dienst bei der Prinzessin Auguste. Wenn sie mich fragt, wie ich zu meiner Brausche gekommen sei, werde ich ihr antworten: Königliche Oh—eit! ich ha—a—abe mich an einer offenstehenden Thüre gest—o—ßen! ha! ha! ha!

22. Allerlei.

Nachdem im Frühjahre 1815 die letzten Preußen unser schwer heimgesuchtes Sachsenland verlassen hatten, waren dessen Einwohner zunächst darauf bedacht, ihren aus der Gefangenschaft heimkehrenden Landesvater recht festlich zu empfangen. Aber Manchem unter ihnen pochte auch das Herz sehr unruhig bei dieser Gelegenheit. Wie überall, so gab es auch bei uns Menschen, welche den Mantel nach jedem Winde hängen. Diese hatten in der festen Meinung, daß der Sachsenkönig nie wieder in seine Staaten zurückkehren würde, dessen Verhalten während des letzten Kriegs laut und öffentlich getadelt und dagegen, um sich bei der neuen Regierung einzuschmeicheln, die preußische bis zum Himmel erhoben. Ein solches Verfahren hatte sich sogar einer der unteren Hofbeamten unsers Königs zu Schulden kommen lassen und sich deshalb sehr verächtlich gemacht. Als nun die Rückkehr unsers Königs zur Gewißheit geworden war, sann jener treulose Diener auf ein Mittel, wie er sich in der Gunst seines Dienstherrn und in dessen

Dienſten erhalten könne. In dieſer Abſicht beredete er einige Bürger Dresdens zur Theilnahme und begab ſich in deren Begleitung nach Friedrichsfelde zu dem gefangenen König, um demſelben die Verſicherung unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit, ſowie den Schmerz über die lange Abweſenheit des heißgeliebten Landesvaters kund zu geben. Da die Fürſten nicht allwiſſend ſind, ſo nahm der liebe Monarch die erheuchelten Geſinnungen ſeines falſchen Dieners als aufrichtige an und belohnte denſelben ſpäter durch die Verleihung ſeines neu geſtifteten Verdienſtordens. Allein deſſen Tragen hat wohl noch keinem Menſchen ſo viele Schande und Verachtung zugezogen als jenem Hofbeamten.

Ein Finanzcanzliſt Dorn hatte einen Spottvers auf denſelben gedichtet, mit deſſen Abſingen er von ſämmtlichen Gäſten einer Tabagie, die er allabendlich zu beſuchen pflegte, empfangen und für immer daraus vertrieben wurde.

Jener Canzliſt war eine ſehr bekannte Perſönlichkeit Dresdens und auffällig ſchon durch ſein lahmes Bein, das ihn zum Gebrauch einer Krücke nöthigte. Der damalige Finanzminiſter, Graf von W., ſtand in dem Rufe großer Grobheit. Als Dorn bei demſelben ſich um eine Anſtellung bewirbt, entgegnet ihm W. polternd: „Am Ende kommen noch alle Lahme, Blinde und Krüppel, um bei mir angeſtellt zu ſein.“ „Verzeihen Ew. Excellenz —“ antwortet Dorn gelaſſen — „ich habe nicht gewußt, daß man in Ihrem Departement mit den Füßen arbeitet.“ „Sei Er nicht grob!“ entgegnete der Miniſter überraſcht, erfüllte aber des Bittſtellers Geſuch.

Von jenem Miniſter W. erzählte man ſich eine Menge von Anekdoten, unter denen ich nur zwei hier ausheb.

In der Oſtraallee zu Dresden, neben dem Gartenpalais des Prinzen Max, befand ſich eine renommirte Conditorei, welche beſonders von der höheren Ariſtokratie fleißig beſucht wurde. Solches that auch der Graf W., welcher als täglicher Gaſt einen beſtimmten Sitz einnahm, den ein Jeder kannte und darum frei ließ. Da findet der Graf eines Nachmittags einen Fremden auf ſeinem Stuhle ſitzen, der auf die verblümten Reden des Miniſters nicht von der Stelle weichen

will. Dieſer wird endlich grob und fährt den Fremden mit den Worten an: „Sie ſitzen auf meinem Stuhle — ich nehme jeden Tag dieſen Platz ein — ſuchen Sie ſich einen andern!“ Der Fremde blickt von ſeinem Zeitungsblatte auf und entgegnet ruhig: „Dieſer Ort iſt ein öffentlicher und kann darum jeder eher kommende Gaſt nach ſeinem Belieben einen Sitz und Stuhl ſich wählen.“ „Herr!“ ruft jetzt zornig der Graf aus — „wiſſen Sie, wer ich bin? Ich bin der Miniſter, Graf von W.!“ „Solche Burſche —“ antwortet der Fremde gelaſſen — „habe ich genug in meinen Dienſten!“ und ſieht wieder in ſein Zeitungsblatt. Nicht wenig betroffen prallt W. zurück und wendet ſich an die Inhaberin der Conditorei mit der leiſen Frage: „Wer iſt denn das!“ „Des Königs von Schweden Majeſtät!“ liſpelt jene leiſe. Wirklich war es der durch ſeine Sonderbarkeiten und ſeinen Eigenſinn ſich auszeichnende König Guſtav IV, der ſpäter des Throns verluſtig wurde und im Exil ſtarb.

Einſt hatte ſich Graf W. über einen treuloſen Verwalter eines ſeiner Rittergüter ſchwer geärgert. Gerade in der größten Aufregung des Grafen hierüber, kommt deſſen Sachwalter und legt ihm die Reinſchrift des gräflichen Teſtaments zur Unterzeichnung vor. Der Graf ergreift die Feder und unterſchreibt in üblicher Weiſe jede Seite ſeiner letztwilligen Verfügung. Nach beendigter Arbeit übergiebt er das Schriftſtück dem Sachwalter, welcher alsbald voll gerechten Erſtaunens ausruft: „Aber, Excellenz, was haben Sie denn gemacht?“ Es fand ſich nämlich, daß der Graf in ſeiner Wuth jede Seite des Teſtaments mit den Worten unterſchrieben hatte: Dieß iſt mein letzter Verwalter — anſtatt „Wille!“ Das Teſtament mußte deshalb nochmals gefertigt werden und dürfte dieſer Fall — angenommen, daß der Graf inzwiſchen ſtarb, — einem Romanſchreiber einen willkommenen Stoff zu einer ſchweren Verwickelung geben.

Am 7. Juni 1815, welcher von ſächſiſchen Patrioten noch lange Jahre hindurch hochfeſtlich begangen wurde, kehrte Friedrich Auguſt der Gerechte nach beinahe 2jähriger Abweſenheit aus der Gefangenſchaft in ſeine Reſidenz zurück. Das lang Entbehrte begrüßt man ſtets mit verdoppelter Liebe und hier galt es einem Fürſten, der un-

verschuldet um seine Freiheit wie um sein halbes Land gekommen war, und der beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch mit Weisheit und Gerechtigkeit regiert hatte. Nur wenige Bewohner Dresdens mögen an jenem Tage nicht auf den Beinen gewesen sein, um den in sein Schicksal ergebenen und auf Gott allein vertrauenden Landesvater ankommen zu sehen und ihm ein hochbegeistertes Willkommen zuzurufen. Dem Drängen der Menge, das ich seit Napoleons erster Anwesenheit in Dresden mit ängstlicher Furcht mied, zu entgehen, stellte ich mich vor dem pirnaischen Schlage an der Landstraße auf.

Dem königlichen Einzug nochmals im Innern der Stadt zu begegnen, eilte ich durch den pohnaischen Schlag in dieselbe. Da erblickte ich in dem Erdgeschoß eines Hauses an der vormaligen Bürgerwiese vier sächsische Leibgardisten, welche bei offenen Fenstern so ganz in das Kartenspiel vertieft da saßen, daß für sie weder der langvermißte Landesvater heimkehrte, noch der Kanonendonner und das himmelansteigende Jubelgeschrei sie aufrüttelten, noch die lärmend bei ihnen vorüberziehende Volksmasse ihre Aufmerksamkeit erregte. Ich hatte mir eingebildet, daß in dieser hehren Stunde jedes andere Interesse dem allgemeinen nachstehen müsse. Unwillkürlich dachte ich jetzt an Lichtwers Gericht:

„Die sonderbaren Menschen".

Mein ohnehin kärgliches Einkommen war durch den Wegzug des Geheimen Finanzrathes R. gar sehr geschmälert worden. Eine zweite Einbuße erhielt ich durch das öftere Kränkeln meiner allererſten Privatschülerin, des Fräuleins von Z. Diese setzte meinen Unterricht nicht nur Wochen, sondern Monate lang aus, wo ich dann auch kein Honorar erhielt. Daher kam es mir sehr gelegen, als mir der Clavierunterricht bei einem jungen Mädchen, der Stieftochter eines Finanzcalculators, angetragen wurde, der mir jede Stunde mit 4 g. Gr. honorirte. Bald genug erwarb mir die eine Clavierschülerin eine zweite und so ging es fort, so daß mein Einkommen, aber zugleich auch meine Anstrengung wieder gesteigert wurde. Da machte mir eines Tages der Herr von Z. den Antrag, als Hauslehrer seiner Kinder, davon jetzt drei zu erziehen waren, in seine Familie einzutreten. Er bot mir,

außer freier Beköstigung und Wohnung, so wie einem Weihnachtsgeschenk, einen Gehalt von 100 Thalern jährlich an, den er bei meiner Weigerung bis auf 150 Thaler erhöhte. Von meinem Vater erhielt ich ebenfalls Kost und Wohnung und 48 Thaler jährliche Besoldung. Dafür aber hatte ich täglich 6 Stunden lang mit nicht weniger als 100 Kindern der niedrigsten Volksclasse mich herumzuplagen. Die Kost und Wohnung in dem Hause des Herrn von Z. waren ungleich vorzüglicher, dessen Kinder wohl erzogen und durften, ihrer großen Jugend wegen, nur wenige Stunden des Tags Unterricht erhalten, daher mir viel freie Zeit übrig blieb. Dazu lockten auch 150 Thaler, die mir damals eine ungemein große Summe zu sein schienen. Dennoch blieb ich keinen Augenblick unschlüssig, sondern lehnte das Anerbieten dankend ab. Die gnädige Frau und deren würdige Mutter vereinigten ihre Bitten und vergossen selbst reichliche Thränen, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Aber das Gefühl der Kindespflicht behielt die Oberhand.

Damals gab es für die Kinder des stets in Dresden garnisonirenden Leibgarderegiments zwei besondere Schulen, eine für die Knaben und eine für die Mädchen. Die letztere verwaltete unser ehemaliger Hülfslehrer R., der noch immer eine große Anhänglichkeit gegen uns bewies. Eines Tages kam R. athemlos zu uns und erzählte in aller Aufregung, daß der Knabenlehrer der Garnisonschule gestorben und ihm von dem Obersten des Regiments der schmeichelhafte Auftrag ertheilt worden sei, sofort einen passender Mann zur Besetzung der erledigten Stelle vorzuschlagen. „Da habe ich denn —“ fuhr der wackere Mann fort — „sogleich mein Augenmerk auf Sie, lieber Gustav, gerichtet, und wenn Sie einwilligen, so können Sie schon in den nächsten Tagen ein einträgliches Amt besitzen. Zwar beläuft sich das feste, jährliche Einkommen nur auf 180 Thaler, allein Sie dürfen neben den wenigen, kaum 20 zählenden Freischülern noch so viele andere, gut zahlende Schüler annehmen als der Wohnungsraum und Ihre Kräfte erlauben. Ich stehe mich bei gleicher Besoldung jährlich auf 500 Thaler und Sie, bei Ihren Kenntnissen, können es leicht noch höher bringen.“

Dieſer unerwartete Antrag war für mich der verführeriſchſte von der Welt, deſſen Folgen ich mir nicht reizend genug ausmalen konnte. Bei allem meinem Beſtreben und mühvollem Wirken in meiner Unterclaſſe mußte ich mir ſelbſt ſagen, daß der Zuſtand unſrer Schule ein wahrhaft kläglicher ſei, woran lediglich die zunehmende Taubheit meines guten Vaters ſchuld war. Als Sohn konnte und durfte ich mich nirgends über den mehr und mehr einreißenden Mangel an jeglicher Disciplin und andere betrübende Vorkommniſſe beklagen. Unſere Behörde aber verſchloß in der unverantwortlichſten Weiſe, um die Koſten einer Penſionirung meines Vaters zu erſparen, ihr Ohr und Auge gegen den Zuſtand des ihrer Obhut anvertrauten Inſtituts. Wenn ich in gerechter Entrüſtung über die leichtſinnige Jugend, welche meines tauben Vaters laut ſpottete und ſeine in dem Religionsunterrichte an ſie gethanen Fragen mit den abſichtlich verkehrteſten Antworten erwiederte, das Strafamt ausüben wollte, ſo trat mir allemal mein Vater, der keine Ahnung von jenem ſündlichen Treiben ſeiner Schüler hatte, hindernd in den Weg, indem er mich einer übertriebenen Härte beſchuldigte und die jugendlichen Spötter in den Schutz nahm. Dieſes überaus betrübende Verhältniß nagte an meinem Leben wie ein freſſender Wurm, vergiftete meine Jugendfreuden und verſenkte mich in tiefe Schwermuth, in welcher ich mir unzähligemal den Tod von Gott erflehte, der dann in dieſer oder jener Weiſe dem kläglichen Zuſtand unſerer Schule ein Ende gemacht haben würde. Dabei wurde mir der faſt ſtets finſtere Ausdruck meines Angeſichts, der nur der Widerſchein meines ſchmerzzerriſſenen Innern war, zum Vorwurf gemacht. Was ich nur durch meinen Tod erwartet hatte, ſah ich durch R.'s Antrag in erfreulicherer Weiſe ermöglicht. Darum erfaßte ich denſelben mit unbeſchreiblicher Freude, eben ſo auch meine Mutter, die dem Glücke ihres Sohnes ihr eigenes hintenanſetzte. Nicht ſo mein Vater, der, als er von R.'s Antrage Kenntniß erhielt, in einen maaßloſen Zorn ausbrach und in demſelben eine Aeußerung gegen mich fallen ließ, welche niederzuſchreiben mir die kindliche Liebe und Dankbarkeit verbieten, die mir noch immer in den Ohren tönt. Da R. auf eine ſchnell entſcheidende Erklärung drang, ſo blieben mir kaum einige

Stunden Zeit zum Ueberlegen. Der nun in mir sich entspinnende Streit mit der Aussicht auf das eigene, verführerisch winkende Glück mit der kindlichen Pflicht war hart genug, aber kurz. Wiederum war es hauptsächlich die Erinnerung an Salzmanns Religionslehre für Kinder, welche meinen Entschluß schnell reifen und pflichtgemäß ausfallen ließ. In jenem Buche stellt nämlich Salzmann einen, dem meinigen ganz ähnlichem Fall auf, wo einem jungen Manne von zwei Seiten zugleich ein Amt angetragen wird. Das eine verheißt ihm ein jährliches Einkommen von etlichen tausend Thalern, das andere von nur 400. Dennoch erwählt er das letztere, weil er sich dessen Anerbieter zum Danke verpflichtet fühlt. Noch heiligere Gründe bewogen auch mich, jenes lockende Anerbieten von mir zu weisen, und die Folge hat gezeigt, daß ich das bessere Theil erwählte.

Nun bat mich R., der mit großem Bedauern meine Entscheidung vernahm, ihm einen andern geeigneten Mann vorzuschlagen, weil er selbst unter den jüngeren Lehrern unserer Stadt keine Bekanntschaft hatte. Der von mir empfohlene Mann erhielt auch wirklich sogleich die Stelle und hat in derselben eine Reihe von Jahren mit Segen gewirkt, bis ihn eine unglückliche Ehe nach der tröstenden Flasche greifen ließ und er seinem Leben durch Erhängen ein schreckliches Ende machte.

Bis hierher hatte ich nur von meinem Vater, aber nicht von dessen Behörde, einen kleinen Monatsgehalt bezogen. Alle meine wiederholten Gesuche um Verleihung einer noch so geringen Besoldung waren von der Armencommission unbeachtet geblieben, obgleich die festgesetzte Zahl der Armenschüler sich beinahe verdoppelt hatte und gleichwohl das Einkommen meines Vaters dasselbe geblieben war. Es ist aber in Sachsen und wohl auch anderwärts gewöhnlich, daß man dann erst einen brauchbaren Mann schätzen lernt und ihn durch vermehrtes Einkommen dem Lande zu erhalten sucht, sobald er einen Ruf in's Ausland u. s. w. bekommt. Auf diese Erfahrung fußend, benachrichtigte ich den Chef der Armencommission, Hofrath von Z., von dem mir gewordenen Antrage R.'s und erneuerte dabei zugleich meine oft schon gethane Bitte. Herr von Z. antwortete mir, daß er mich nicht halten

könne, daß aber, wenn ich ginge, auch mein Vater zugleich gehen müßte. Man kannte sonach recht wohl dessen körperliches Gebrechen! Wenn ich — sagte Herr von Z. weiter, ihm eine schriftliche Beweisführung von dem mir gewordenen Antrage beibringen könnte, so wollte er auf Grund desselben mir eine Besoldung auszuwirken suchen. Auch hierzu verstand sich der gefällige R. und ihm verdanke ich's, daß mir fortan eine monatliche Besoldung von 5 Thalern (!!) bewilligt wurde.

Das geschah im Jahre 1817, nachdem ich beinahe schon 3 Jahre lang mein Lehramt verwaltet hatte. Gegenwärtig beginnen in Dresden die jungen Lehrer ihre Laufbahn mit dem niedrigsten Besoldungssatze von 180—200 Thalern und haben dabei wenig mehr als halb so viel Schüler zu unterrichten als ich vormals. Ihr seht sonach, liebe Amtsbrüder, daß ihr nicht allein am Teiche Bethesda gelegen habt. Dennoch beglückten mich die monatlich zugebilligten 5 Thaler unbeschreiblich, denn meine Bedürfnisse waren sehr gering und habe ich mich von jeher nach meiner Decke gestreckt. Das Jahr 1817 zeichnete sich durch Mißwachs und große Theuerung aus. Dennoch machte ich in Begleitung des an meine Stelle bei dem Herrn von Z. eingetretenen Hauslehrers eine Lustreise nach Frankenberg und Chemnitz. In ersterer Stadt war der Tertius mein ehemaliger Kamerad im Seminar gewesen und in letzterer fand ich zwei meiner ersten Jugendfreunde.

Der Eine war der älteste Sohn unseres ehemaligen Braumeisters im polnischen Brauhause. Er hatte einige Jahre bei seinem mütterlichen Großvater, dem Häusler und Mehlhändler, in Lockwitz verlebt, dessen Kühe gehütet und nebenbei die Dorfschule besucht. Nach Dresden zurückgekehrt, strebte der Knabe bald nach Höherem. Er besuchte die damals noch in der Neustadt bestehende höhere Bürgerschule, dann die Kreuzschule und ging dann als non plano rudis — wie das Zeugniß des Rectors Pausler besagte, auf die Universität zu Wittenberg. Hier bestand er ein unblutig ablaufendes Duell, wurde im Jahre 1814 als 19jähriger Jüngling Leutnant bei der sächsischen Landwehr und sein Patent von dem aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Sachsenkönig bestätigt. Noch nicht 21 Jahre alt, ward er der Gatte einer dreimal

älteren, aber reichen Kaufmannswittwe in Leipzig, die sich bereits zahlreicher Enkel von ihren längst schon erwachsenen Söhnen erfreute und der die Liebe noch im hohen Alter einen schlimmen Streich gespielt hatte. Die Frau Leutnant wohnte in Leipzig, ihr junger Gatte in Chemnitz, von woher ihr so üble Nachrichten von der Untreue desselben zugetragen wurden, daß sie auf Scheidung drang. Vor Ausgang des Scheidungsprocesses starb die Frau Leutnant und ihr Gatte erbte die ihm im Ehecontracte zugesicherte Summe von 6000 Thalern und außerdem noch die Haushaltungsgegenstände seiner Frau. Später verheirathete er sich mit einem altadeligen Fräulein aus Mecklenburg, ließ sich selbst deshalb in den Adelstand erheben, verthat das Vermögen seiner Frau und nöthigte diese hierdurch zur Schriftstellerei. Unter einem Pseudonamen hat sie einige wenig gelesene Romane geschrieben, so wie auch in Jugendschriften sich versucht.

Mein zweiter Jugendfreund in Chemnitz war der Sohn des Rittergutsbesitzers M., der vier Jahre lang in Pension bei meinen Aeltern gewesen. Er hatte den Kaufmannsstand erwählt und es bis zum geplagten Commis gebracht, der nicht einmal zum ersten Pfingstfeiertage ganz frei vom Ladentische und Verkaufen war.

Die eben beschriebene Reise war meine erste größere und vermehrte meine ohnehin große Reiselust, die aber bald durch eine andere, weiter ausgreifende Neigung wieder in den Hintergrund gedrängt wurde. Ich hatte die Bekanntschaft einiger junger Künstler gemacht, in deren Gesellschaft ich die Sommerabende auf der sogenannten bretternen Saloppe, einem öffentlichen Vergnügungsorte in Dresdens Nähe, angenehm verlebte. Der Eine von ihnen war der Kupferstecher Stölzel und ein Zweiter der Sohn des Professors der Landschaftsmalerei, Klaß, welcher, verheirathet und mit Kindern gesegnet, seinen Unterhalt durch das Copiren der vorzüglichsten Gemälde unserer berühmten Bildergalerie erwarb. Von Kindheit an ein Freund der Malerei, wurde ich durch Oehme's Beispiel angefeuert, ebenfalls das Oelmalen zu erlernen, und der alte, 70jährige Professor Klaß erklärte sich, auf seines Sohnes Verwendung, bereitwillig, mir wöchentlich an zwei schulfreien Nachmittagen Unterricht zu ertheilen. Dafür forderte er freilich ein Honorar

von monatlich 6 Thalern, was meine amtliche Besoldung noch um einen Thaler überstieg; allein ich hatte mir 40 Thaler erspart und diesen kleinen Schatz glaubte ich nicht besser anlegen zu können, als wenn ich etwas dafür erlernte. Demnach schloß ich mit dem alten Professor einen sechsmonatlichen Vertrag ab und der Unterricht begann, nachdem ich die hierzu erforderlichen Dinge angeschafft hatte.

Mit einer unbeschreiblichen Lust sog ich den eben nicht angenehmen Duft der auf das Malertuch aufgetragenen Oelfarbe ein, wendete wiederholt des Tages das angefangene nasse Bild um und dünkte mich bereits ein halber Claude Lorrain oder Ruisdael zu sein.

Mein Lehrmeister mochte in meiner großen Lust zur Kunst nichts als eine flüchtige, bald vorübergehende Neigung erblicken, der man, wie einem verwöhnten Kinde, zu Willen lebt, denn er erkannte sofort, daß es mit meiner Zeichnenkunst nicht weit her war. Er erklärte mir rund heraus, daß das richtige Zeichnen das Haupterforderniß der Landschaftsmalerei in Oel sei und die alleinige Kenntniß der technischen Behandlung derselben nicht ausreiche. Mit freudiger Dankbarkeit ergriff ich sein Anerbieten, mir Zeichnenvorlagen zum Copiren zu leihen, und nun verwendete ich jede freie Stunde zum Zeichnen. Ich stand mit Tagesanbruch auf und zeichnete oder malte bis zum Sonnenuntergange. Daß ich dabei in meinem Eifer den Pinsel mit der Oelfarbe selbst anstatt des Pinselstieles in den Mund nahm, mich auf die mit allen Farben befleckste Palette setzte und wiederholt die Spuren meiner Oelmalerei mit Terpentinöl von meinen Kleidern vertilgen mußte, versteht sich von selbst.

Das Talent zur Malerei, namentlich zur eigenen Composition, ging mir aber ab, dagegen malte ich mit unermüdlichem Fleiße und aller Geduld, jedoch mit zu ängstlicher Treue, die Vorbilder meines Meisters nach, die mir derselbe auch nach beendigter halbjähriger Lehrzeit lieh. Als ich nach einjähriger Frist zwei solche copirte Bilder auf die Dresdener Kunstausstellung gab, fand sich — o freudige Ueberraschung — ein Käufer dazu, der mir für beide 10 Ducaten anbot. Ich aber hatte 12 gefordert und da ich in meinem Künstlerdünkel darauf bestand, so zerschlug sich der Handel. Mein guter, alter Klaß wies

mich an, nach der Natur zu zeichnen, und unſer erſter Gang in dieſer Beziehung war in die Umgegend des ſogenannten Fiſchhauſes vor Dresden, wo damals noch einzelne, prächtige Eichen — wahre Muſter des Baumſchlags — ſtanden. Hier ſaß ich an der Seite meines vorzeichnenden Meiſters und ſah aufmerkſam auf deſſen Arbeit, als plötzlich ein Schuß nicht weit von uns knallte und ein Hagel von Schrotkörnern neben uns in das Haidekraut niederrauſchte, der uns beiden das Garaus hätte ſpielen können. Schon in den Knabenjahren hatte ich das Landſchaftzeichnen und Blumenmalen nach der Natur verſucht, wobei mir ein für die Regeln der Perſpective von Natur empfängliches Auge gute Dienſte leiſtete, eine Gabe, die mir ohne weitere Anweiſung noch heute erhalten worden iſt. Nun verſuchte ich, Bilder nach der Natur zu malen, und ich war ſo glücklich, mehrere derſelben auf der Kunſtausſtellung zu verkaufen, ſo daß ich mein kleines, in die Malerei angelegtes Capital bald genug und zwar vervielfacht wieder erhielt. Ein noch weit größerer Gewinn für mich war die erhöhte Freude an der Natur, die ich durch meine Malerkunſt mit ganz anderen Blicken betrachten lernte.

Auf meinen einſamen Wanderungen und allen kleineren wie größeren Reiſen iſt mein Zeichnenbuch mein ſteter Begleiter geblieben, der, wenn auch einen lieben Geſellſchafter nicht ganz erſetzend, doch mich vor Langerweile geſchützet und bleibende Andenken an die geſehenen Gegenden hinterlaſſen hat.

Später copirte ich auf der Dresdener Gemäldegalerie, was damals nicht ſo vielen, die Luſt dazu verbitternden Beſchränkungen unterlag als gegenwärtig. Zu jener Zeit war Demiani erſter, Schweiggart zweiter Galericinſpector, Beyer, dem ich in meiner Erzählung: „Das Pomeranzenbäumchen“ ein kleines Denkmal geſetzt habe, Aufwärter, und der drollige Aue Thürſteher. In dieſen 4 Perſonen beſtand das geſammte Beaufſichtigungsperſonal. Es bedurfte meinerſeits nur eines mündlich angebrachten Geſuchs bei dem erſten Inſpector und ich durfte ſofort das Copiren beginnen, wozu mir freilich nur die Nachmittagsſtunden von 3—6 Uhr vergönnt waren. Zuerſt copirte ich eine Landſchaft von Ruisdael, die Windmühlen genannt, hierauf eine

Abendlandſchaft von Both, und da ich große Luſt zu Genrebildern hatte, ſo wagte ich mich auch an ſolche, wie z. B. an eine Magd mit einer Mauſefalle, von Peter van der Werff, an eine Schlägerei beim Kartenſpiele von Duſart, an die Verſuchung des heiligen Antonius von Teniers und endlich an den Waſſerdoctor von Netſcher. Die Verſuchung ſtellte ich aus und kaufte ſie eine Fürſtin von Radziwill für 16 Ducaten. Als der junge Kammerdiener der Fürſtin, welcher deren Factotum zu ſein ſchien, mir die Ducaten aufzählte, ſuchte er ſich den ſchönſten, vollwichtigſten heraus, dabei lächelnd ſagend: „Nicht wahr, der iſt für mich?“ Und ohne meine Einwilligung abzuwarten, verſenkte der Unverſchämte das Goldſtück in ſeine Taſche. Wie einträglich mag ein ſolcher Kammerdienerpoſten ſein!

Als ich die Verſuchung copirte, näherte ſich mir eines Tages ein junger Mann, der von einem älteren und imponirenden begleitet wurde. Der Erſtere brachte ſein Geſicht dicht an die Leinwand meiner Copie und richtete dabei unter einem Stottern, wie ich es nie wieder ſo ſtark vernommen habe, die Frage an mich: „Wa—wa—wa—was i—i—iſt denn—denn — das?“

Der Stotterer war der Herzog von Anhalt-Bernburg. Dieſer lebte damals in Dresden, wahrſcheinlich zu ſeiner Ausbildung, und beſuchte deshalb auch täglich das Hoftheater, wo er ſeinen Platz in der erſten Logenreihe beſaß. Hier beſtand ſein Hauptgeſchäft darin, den Comödienzettel vom Anfang bis zum Ende, von oben hinab und von unten wieder herauf, zu überleſen, worüber ein großer Theil des Theaterſtücks abgeſpielt wurde, ohne von dem Herzog beachtet zu werden. Von demſelben erzählte man ſich bei und nach ſeiner Thronbeſteigung gar ergötzliche Anekdoten.

Der Herzog von Anhalt-Deſſau ſchickt einen Geheimrath an den Herzog ab, um demſelben zu ſeiner Thronbeſteigung gratuliren zu laſſen. Der Herzog empfängt den Abgeſandten und hört die wohlgeſetzte Rede deſſelben ſtill mit an, wobei er eine auf ſeinem Arme getragene Hauskatze wiederholt ſtreichelt. Als der Redner geendigt hat, nähert ſich ihm der Herzog dicht, bewegt ſeinen Arm mit der Katze gegen jenen und ſpricht: „Beis', Miez!“ Das war die ganze Antwort.

Als bei einem bald nachher erfolgten Gegenbesuche des Herzogs in Dessau die dortige Wachtparade mit voller Musik aufzieht, fragt er, auf die Posaunenbläser hindeutend, die Herzogin von Dessau ernsthaft: „Blasen Ew. Liebden auch die Posaune?“ Eine liebenswürdige Prinzessin mußte diesem geistlosen Herzog zum ehelichen Gemahl sich antrauen lassen. Von seiner Verheirathung heimkehrend, steigt der junge, herzogliche Gemahl aus dem Reisewagen, nähert sich der vor dem Schloßeingange präsentirenden Schildwache, umfängt dieselbe und sagt freudig zu ihr: „Du! nun habe ich auch eine Frau!“

In der Gemäldegalerie bekam man zuweilen berühmte Personen zu sehen. Einst tritt ein Fremder ein, der, gegen die damals gebotene Ordnung, unterläßt, seinen Namen in das Fremdenbuch einzutragen. Daher nähert sich ihm der Galeriedirector Demiani mit der höflichen Frage, wen zu sehen er die Ehre habe? „Ich bin Cornelius!“ lautet die stolze Antwort. Damals war Cornelius erst ein angehender Dreißiger und sein Ruf als Künstler noch keineswegs so ausgebreitet, daß jedermann ihn kennen und hochachten mußte. Auch Demiani, der ebenfalls Maler war, besann sich nicht sogleich darauf, welch' einen großen Künstler er vor sich habe, und entfernte sich von demselben mit einer stummen Verbeugung.

Nachdem Demiani gestorben, kam der Professor Matthäi an seine Stelle. Unter dem Vorgeben, daß die Gemälde durch die zu große Annäherung und das mögliche Betasten der Galeriebesucher litten, ließ der neue Galerieinspector eine weit von den Wänden absperrende, eiserne Barrière anbringen, deren Stangen jedoch fielen, sobald man sich von einem Galerieaufseher herumführen ließ und drei Thaler dafür opferte. Ueberhaupt begann nun der schmutzigste Eigennutz den Besuch der Gemäldegalerie auszubeuten, der von dem ersten Inspector an bis zu dem Thürsteher hinab in Ausübung kam. Am gröbsten und schamlosesten bewies sich hierbei der zweite Inspector Schweiggart. Der bisherige Katalog der Gemäldegalerie war, von Demiani verfaßt, herausgegeben und verkauft worden. Mit dem ansehnlichen Rabatt, welchen die Wittwe Demiani's den beiden Inspectoren gewährte, war man aber nicht zufrieden. Man veränderte daher die Plätze einiger

Gemälde in der einen Hälfte der Galerie, wodurch ein neuer Katalog nöthig wurde. Weil aber die in aller Eile vorgenommene Veränderung nicht auch die zweite Hälfte traf, so mußte man neben dem neuen Katalog auch noch den alten ankaufen.

23. Der Privatunterricht.

Derjenige Lehrer, welcher durch meine Empfehlung die Stelle an der später bedeutend erweiterten Garnisonschule erhalten hatte, machte mir den Antrag, in der ersten Knabenclasse derselben den Zeichnenunterricht zu ertheilen. Fast sämmtliche Aeltern hatten sich bereitwillig erklärt, für den wöchentlich vierstündigen Zeichnenunterricht monatlich 4 Groschen entrichten zu wollen. Ich ging den Antrag ein, begann meinen Unterricht und setzte denselben drei Monate lang fort, worauf ich denselben jedoch wieder schließen mußte, weil die obere Militairbehörde, deren Erlaubniß einzuholen, jener Lehrer unterlassen hatte, Einspruch erhob.

Wir Schulmeister waren und sind nun einmal darauf hingewiesen, keine Erwerbsweise, sobald sie nicht geradezu mit der Würde unsers Amtes in schreiendem Widerspruche steht, zurückzuweisen. Demnach ertheilte ich in meinen schulfreien Stunden Unterricht in den Elementargegenständen, in der deutschen, französischen und lateinischen Sprache, in der Musik, im Zeichnen und Malen, schrieb Noten ab, fertigte Papparbeiten, machte, wie ich später erzählen werde, den Privatsecretair und schämte mich keiner Arbeit, die ich vor Anfang meiner Schule, im Winter noch bei Licht, begann und bis abends 10 Uhr fortsetzte. Meine spätesten Tagesschüler waren Kaufmannslehrlinge, welche nicht eher frei wurden. In den kalten und kürzesten Wintertagen mußte ich in der Regel früh erst das Dienstmädchen meiner Privatschüler aus dem Bette klingeln, dann in einem ungeheizten Zimmer mit meinem schlaftrunkenen und noch nüchternen Schüler am Piano sitzen und demselben mit frostgekrümmten Fingern vorspielen. Während dem machte das Dienstmädchen Feuer im Ofen an, der sich zu erwärmen begann, wenn meine Lehrstunde endigte. Eben so übel erging mir's bei einem

Kaufmannslehrlinge. In dessen Dachstübchen stand ein eisenblecherner Windofen, in dessen Nachbarschaft ich meinen Sitz neben dem Piano einnahm. In der einen Viertelstunde glühte der Ofen roth und briete fast die eine Hälfte meines Körpers, während er in der zweiten Viertelstunde, erkaltet und schwarz, die mir vorher ausgepreßten Schweißtropfen lieber in eben so viele Eiszäpfchen umgewandelt hätte.

Nicht selten wurde ich in den Familien, wo ich Privatunterricht ertheilte, zu kleinen Festlichkeiten eingeladen. Diese Einladungen waren meist nicht frei von einem kleinen Eigennutz, indem ich den jungen, tanzlustigen Gästen die Stelle eines Musikchors ersetzen und meinen Platz am Piano einnehmen mußte. Die Familien, in welchen ich unterrichtete und die an Stand, Lebensweise, Gesinnung und Einkommen oft himmelweit von einander unterschieden waren, bereicherten meine Erfahrung, meine Menschenkenntniß und tröfteten mich über die Beschränktheit meiner Lage und meines Glücks. Wie viel Elend entdeckte ich oftmals unter der glänzenden Hülle äußeren Wohlstandes und Reichthums! Wie wenig beneidenswerth fand ich die höchstgestellten Personen! Wie überaus faul erwiesen sich gerade bei den Letzteren die Verhältnisse!

Ich kam als Musiklehrer in eine Familie, die aus einem bejahrten Wittwer, aus einer verheiratheten und einer ledigen Tochter, so wie aus einem erwachsenen Sohne bestand. Die verheirathete Tochter nebst ihrem Gatten und ihren vier Kindern wohnte bei ihrem Vater und versorgte dessen Wirthschaft. Sie war eine bildschöne, liebenswürdige und tugendhafte Frau, eine zärtliche Gattin und Mutter. Ihre jüngere Schwester, meine Schülerin, hatte dagegen die Natur sehr stiefmütterlich bedacht. Von ihrer Geburt an fehlte ihr das sogenannte Zäpfchen im Halse, daher sie nur ganz undeutlich sprach, und war überdieß äußerst schwächlich gebaut. Zuerst starb der in Meißen im Justizamte angestellte Sohn an einem hitzigen Fieber. Dann befiel die junge Frau die Mastdarmwerknöcherung, welche furchtbare, unheilbare Krankheit die Aermste gegen 11 Monate folterte und sie endlich Hungers sterben ließ. Ich wurde Augenzeuge von den unsäglichen Leiden der unglücklichen Frau, der die lustigen Klänge des Piano nu

neue Martern bereiten mußten. Ich ſah die blühende, volle Geſtalt nach und nach abmagern, dahinwelken und endlich zum fleiſchloſen Gerippe werden, das in dem verſtärkten Genuſſe von Opium ſich zu betäuben ſuchte. Dabei jubelten die vier kleinen Kinder in ihrer glücklichen Unwiſſenheit um die ſchwer leidende Mutter herum, welche ihren Tod immer näher herankommen ſah.

Wenige Wochen nach dem endlichen Hingange der armen Dulderin folgte ihr die Schweſter, meine Schülerin, nach und der greiſe Vater verglich ſich treffend mit einem alten Baumſtamm, an welchem die Aeſte, Zweige und Blätter verdorrt ſind.

Eine zweite, mit der eben erwähnten innig befreundete Familie, in welcher ich meine liebe Frau zuerſt kennen lernte, beſtand aus Vater, Mutter und 5 Kindern, von denen die drei älteſten von einer geſtorbenen Mutter herſtammten und die alle drei meine Clavierſchüler waren. Nachdem der Sohn, der jüngſte unter den drei Stiefgeſchwiſtern, das 14te Jahr vollendet hatte, wurde er, der bisherige Wildfang, plötzlich wie umgewandelt. Still und unbeweglich ſaß er ſtets auf dem Stuhle, hüſtelte zuweilen, mattete ab, wurde endlich bettlägerig und ſtarb an der Auszehrung. Ihm nach, an derſelben Krankheit, folgte ſeine ältere Schweſter als verlobte Braut, welche den Bruder hauptſächlich abgewartet hatte, und die jüngere Schweſter machte nicht lange nachher den Beſchluß der drei Todesopfer, welche die Lungenſucht abforderte.

Eine dritte Familie meiner Kundſchaft hatte zum Oberhaupte einen ſehr reichen Kaufherrn, der ſich zur Ruhe geſetzt hatte und eins der größten Häuſer in Dresden beſaß. Seine Tochter von 13 Jahren, meine Schülerin, war das Herzblatt der Aeltern und arg von ihnen verzogen. Ich war der dritte Muſiklehrer und bekam einen harten Stand bei dem eben ſo eigenwilligen als trägen und unfolgſamen Mädchen. Nie zuvor und nachher habe ich eine ſolche Schülerin gehabt, die mich durch ihre maaßloſe Trägheit, durch ihren Eigenſinn und Ungehorſam entſetzlich quälte, ſo daß ich wiederholt den Abſagebrief in der Taſche bei mir trug, aber immer denſelben nicht abgab, weil die Aeltern dieſer ſchlimmen Schülerin mit meinem Onkel innig befreundet waren und jene mich dauerten. Wenn der hochbejahrte, ſehr kränkliche

Vater ſeine Tochter bat: „Liebe C., thue mir doch den Gefallen und ſpiele meinen Lieblingschoral oder die Kegelquadrille, die ich ſo gern höre," dann war es mit dem ganzen Clavierſpielen aus. Müßig ließ ſie die Arme und Finger herabhängen, ſprach nichts, ſtarrte vor ſich hin und blieb taub für des Vaters Bitten wie für meine ernſten Ermahnungen. Traurig und niedergebeugt ſchlich dann der Vater aus dem Zimmer und nun erſt kam Leben und Bewegung in die Tochter zurück, welche ihr Spiel jetzt erneuerte. Ich ſchämte mich, mein monatliches Honorar in Empfang zu nehmen, weil der Erfolg meines Unterrichts faſt Null war. Gleichwohl ſagten mir die Aeltern meiner trägen Schülerin, daß ihre Tochter unter meiner Leitung weit größere Luſt zur Muſik bezeige und viel mehr vorwärts komme als bei den früheren Muſiklehrern.

An einem Winterabende hatte die Mutter meiner Schülerin mich als Gaſt eingeladen. Ich fand einen Saal mit jungen Mädchen angefüllt, Muſikanten vorhanden und wurde zum Mittanzen genöthigt, obſchon ich das Tanzen nicht erlernt hatte. Später wurden wir in einen zweiten Saal geführt, wo eine lange Abendtafel mit den leckerſten und feinſten Speiſen, mit verſchiedenen Weinen und Früchten bedeckt war. Als wir im beſten Eſſen waren, trippelte der Hausherr, den wir erſt jetzt zu ſehen bekamen, herein, überblickte mit gelblichem Geſicht die fröhliche Geſellſchaft und ſagte freundlich zu derſelben: „Schmeckt's euch, Kinder?" Nachdem er ein paar Minuten zugeſehen hatte, wendete er ſich mit der Frage an ſeine Gattin: „Haſt du mir den Kamillenthee warm geſetzt?" „Er ſteht auf dem Ofen in deiner Stube —" lautete die Antwort, und der Hausherr entfernte ſich mit dem herzlichen Wunſche: „Gute Nacht, ihr Kinder!" Wie zufrieden mit ſeinem eigenen Schickſale man durch ſolche Erfahrungen wird!

Einige Zeit nachher ſtarb der reiche arme Kaufherr. Mein Bedauern darüber auszuſprechen, begab ich mich in das Trauerhaus und ſagte zu dem die Thüre öffnenden Dienſtmädchen: „Ich komme nicht, um Unterricht zu ertheilen, ſondern nur um zu condoliren." „O nein —" verſetzte das Mädchen — „Fräulein O. wartet ſchon auf Sie. Sie ſollen ihr, wie gewöhnlich, Stunde geben." Das wunderte

mich; noch mehr aber, als ich, die Thüre von meiner Schülerin Zimmer öffnend, von derselben mit den Worten angeredet werde: „Herr N., hartig, machen Sie die Thüre zu. Sie seciren eben meinen Vater drüben.“ Eine weitere Erklärung dieser Worte gab mir die dabei von der trauernden Tochter mit den Fingern zugehaltene Nase!

Als bald darauf die Mutter ihrem vorangegangenen Gatten im Tode nachfolgte, hielt ich mich an keine Rücksicht mehr gebunden und kündigte meinen Unterricht nach einmonatlicher Frist auf. Jetzt spielte meine Schülerin plötzlich die reumüthige und zerknirschte Sünderin, die mich unter Thränen und mit gerungenen Händen beschwor, mein Wort zurückzunehmen. Ich sei — sprach sie — der gütigste Lehrer, und wisse sie nur zu gut, daß sie, gegen mich ungezogen gewesen sei. Sie stellte sich abwehrend vor die Zimmerthüre und rief: „Ich lasse Sie nicht von dannen, bis Sie wieder gut auf mich sind. Tante, liebste Tante, sprechen Sie ein Wort zu meinen Gunsten und daß er nicht gehe.“ Ich aber ließ mich nicht erweichen und that auch ganz wohl daran. Denn als ich die nächste Unterrichtsstunde ertheilte, so quälte mich meine Schülerin, anstatt durch Fleiß und Gehorsam meinen Entschluß zu erschüttern, ärger denn jemals. Sie wurde einem angesehenen Beamten zur weiteren Erziehung anvertraut und später von dem Veitstanze befallen. Sie verliebte sich in den sie behandelnden Arzt und dieser heirathete auch wirklich die vater- und mutterlose Waise, weil sie — 80,000 Thaler im Vermögen besaß. Sie starb in der Blüthe ihrer Jahre, weil sie, um eine beginnende Wohlbeleibtheit zu unterdrücken, das widersinnigste Gebahren mit ihrem Körper unternahm.

Durch die Empfehlung einer französischen Erzieherin erlangte ich Zutritt und Beschäftigung in der Familie eines russischen Fürsten Galizin. Der Fürst war ein starker, ansehnlicher Mann mit einem rothen Weingesichte, ein Nimrod und roher Mensch, der sich wenig um Frau und Kinder zu kümmern schien; die Fürstin dagegen eine junge, schöne, schwärmerische Frau, welche in Dresden in den Schooß der katholischen Kirche übertrat und täglich von jungen und älteren Patres heimgesucht wurde. Meine Schüler, denen ich die deutsche Sprache

lehren ſollte, waren ein Prinz von etwa 11 und eine Prinzeſſin von 9 Jahren. Auffällig war mir's, daß die letztere, die ich ihres ſanften, ſtillen Weſens wegen mehr liebte als ihren Bruder, häufig mit einem unmodiſch gefertigten Kleide von grober, grauer Leinwand angethan ſah. Als die Fürſtin einſt mein Auge auf ihrer Tochter forſchend ruhen bemerkte, ſprach ſie zu mir: „A.... muß Pönitenz thun, weil ſie ſehr unartig iſt. Darum trägt ſie das grobe Kleid.“ Ich war in der Forderung meines Honorars ſo ungemein blöde und furchtſam, daß ich ſelbſt bei dem reichen Fürſten nur $^1/_4$ Thaler für jede Unterrichtsſtunde beanſpruchte, daher mein hauptſächlichſter Vortheil von dieſer vornehmen Kundſchaft in der Nothwendigkeit beſtand, mein ziemlich verlerntes Franzöſiſch wieder aufzufriſchen.

Durch eine andere Empfehlung kam ich in die Familie von B...., um Elementarunterricht zu ertheilen. Frau von B. befand ſich in den letzten Stadien der Auszehrung und auch ihre Kinder hatten ein krankes und leidendes Ausſehen. Mein Wirken währte hier nur kurze Zeit. Nachdem Frau von B. ihren Leiden erlegen war, kehrte Herr von B. mit ſeiner Familie auf ſeine Güter zurück, empfahl mich aber vorher ſeiner Schweſter, der Frau Staatsminiſter von *, welche einen einzigen Sohn von 6 Jahren beſaß. Ueberdieß lernte ich in der Familie von B. den Dichter Ludwig Tieck kennen, welcher mit jener innig befreundet war und ſie daher oft beſuchte. Gleichwie Tiedge mit Eliſe von der Recke, der Pianiſt Liszt mit der Fürſtin von Wittgenſtein, ſo lebte auch Tieck nebſt ſeiner Familie auf das Engſte verbunden mit einer Gräfin, welche die Koſten des Haushalts beſtritt und die vielen Beſuche des Dichters empfing. Ich ärgerte mich im Stillen deshalb über Tieck, weil er bei ſeinen Beſuchen in der Neuſtadt über unſere ſchöne Elbbrücke ſich bitter beklagte, deren Zugluft er nicht vertragen zu können vorgab. Auch Tiecks Gattin und zwei Töchter traf ich wiederholt bei B.'s und namentlich des Dichters bevorzugteſte Tochter, die talentvolle und hochgelehrte Dorothea. Aber dieſen Ruhm bezahlte das gute Kind mit ihrer Geſundheit. Durch das viele Sitzen und Studiren kränklich geworden, trank ſie Mineralwäſſer, die ſie vollends ſchwächten. Wenn ich nicht irre, erfolgte ihr früher Tod durch die Maſern.

Auch bei der Excellenz erhielt ich mehr nicht als 5 Silbergroschen für jede Lehrstunde und überdieß war auch bei ihr der Gebrauch von Marken eingeführt, den nur der Geiz der Vornehmen, nicht aber die Ordnungslosigkeit der Unterrichtenden erfunden haben kann. Wie oft kam es, daß ich bei meinen Besuchen meinen Schüler unpäßlich, ausgegangen oder aus anderen Ursachen abwesend fand, und dann erhielt ich auch keine Marke, demnach keinen Lohn und konnte also, wenn das überall der Fall war, hungern und darben. Meine Frau Minister schien nicht aus Neigung ihren Gemahl geheirathet zu haben. Darum herrschte kein liebevolles und gemüthliches Leben zwischen ihnen. Das zeigte sich schon in dem Umstande, daß jedes von ihnen seine besonderen Wohn- und Schlafzimmer inne hatte, die durch eine Reihe anderer Gemächer weit von einander getrennt lagen. Ueberdieß war die Frau Minister nichts weniger als zärtlich gegen ihren Gemahl, dagegen äußerst gefallsüchtig, weshalb sie sich wie das jüngste Mädchen putzte und schminkte. Der Minister war sehr kurzsichtig und dabei, wie die meisten kleinen Leute, hitzig und leicht zu erzürnen. Allein nichts desto weniger stand er unter dem Pantoffel seiner Frau; beide Aeltern aber wiederum beugten sich unter dem Eigenwillen ihres einzigen Söhnleins und Abgottes. Mein Schüler wurde gänzlich verzärtelt. Das Zimmer, in welchem ich unter steter Aufsicht der mütterlichen Excellenz meinen Unterricht ertheilte, war im Winter mit Doppelfenstern versehen, sein Fußboden mit einer dicken Wolldecke überkleidet und mit einer sogenannten spanischen Wand gegen die kalte Zugluft geschützt, die bei dem Oeffnen der Thüre hereindrang. An den Füßen trug mein Schüler wollene Strümpfe, Stiefeln und darüber wieder Filzschuhe. Wollte er seinem Vater einen Besuch abstatten, wobei er ein großes, ungeheiztes Zimmer durchgehen mußte, so wurde folgendes Verfahren beobachtet. Zunächst wurden des Knaben Kopf, Hals und Achseln mit einem großen Shawl verhüllt. Ein Diener stellte sich vor der diesseitigen Thüre des kalten Zimmers auf, ein zweiter vor der jenseitigen. Auf ein gegebenes Zeichen, daß der Knabe zum Abmarsch fertig sei, riß der eine Diener hier, der andere dort die Thüre auf und der Knabe durcheilte das kalte Zimmer mit beflügelten Sprüngen. Wenn

in der warmen Jahreszeit der Wind nur mäßig wehte oder der Erdboden nach einem stattgefundenen Regen noch etwas feucht war, so durfte das arme, verweichlichte Kind nicht ausgehen, sondern in dem verschlossenen Schreibenwagen ausfahren. Alltäglich kam der Hofrath Dr. Pienitz, um nach dem Befinden meines Schülers zu forschen. War dessen Zunge etwas belegt, sein Antlitz bleicher als gewöhnlich, seine Eßlust gering, so mußte der Knabe Arznei schlucken. Dabei sah derselbe wie ein welkes Pflänzchen aus, das im Treibhause, ohne Licht und Sonne, verkümmert. Einst konnte mich mein Schüler in große Verlegenheit bringen. Es war an einem Wintertage, als ein weißer Schmetterling ängstlich an dem innern Fenster des Zimmers herumflatterte. Seinen Blick auf ihn richtend, hob mein Schüler an: „Der ist noch nicht gemalt!" Lächelnd versetzte ich: „Die Schmetterlinge werden nicht gemalt, sondern von Gott gleich so erschaffen, wie sie sein sollen — bunt oder nicht. Ihre rothen Wangen sind ja auch nicht gemalt!" — „O!" erwiederte das Kind eifrig: „Die rothen Wangen werden wohl gemalt. Meine Mutter malt sich allemal welche, wenn sie in Gesellschaft fährt." Ein Glück war's, daß die Frau Minister gerade zu der Zeit, wo dieses Zwiegespräch stattfand, in das Nebenzimmer gegangen war und daher kein beschämter Ohrenzeuge wurde. Ein solcher wurde ich einst von einem häuslichen Zwiste zwischen dem vornehmen Ehepaare, als außer mir noch ein königlicher Generaladjutant und der Hofrath von W. (letzterer der vertrauteste Hausfreund) zugegen waren. Der Minister pflegte fast täglich mit dem Grafen von Q., einem sehr langen Manne und erklärtem Anbeter der Frau Minister, zu spazieren. Der Volkswitz nannte dieses auffällig ungleiche Paar: Kaffeekanne und Rahmkanne, auch „Stricknadel und Nähnadel". Hiervon mochte die Frau Minister Kenntniß erlangt haben und erlaubte sich gegen ihren Gemahl eine leise Hindeutung auf jene Spottreden. Da aber gerieth der kleine Minister in einen maaßlosen Zorn und fiel so gröblich und rücksichtslos gegen seine Gattin aus, daß sowohl der Generaladjutant als auch der Hausfreund kein versöhnendes Wort zu sprechen wagten. Die peinliche Stille, welche auf die heftige Erwiederung des Ministers folgte, wurde endlich durch

den Ausruf der Frau Minister unterbrochen: „Nein, G.! ich verkenne dich! Wie kommst du mir vor?" „Wa—wa—was? wie?" antwortete der Minister, bei welchem sich schnell der Zorn wieder legte. „Es ist gut —" entgegnete sie bedeutungsvoll — „du wirst schon sehen!" Nun, der gute Minister wird eine Gardinenpredigt erhalten haben, die ich nicht mit ihm hätte theilen mögen. Ein anderer sächsischer Minister, welcher täglich 8—10 Flaschen Wein austrank und darum an der Brustwassersucht starb, stieß bei einem häuslichen Zwiste seine auf dem Sopha sitzende Gattin so heftig gegen die Wand, daß ihr die Zinken des Haarkammes in die Kopfhaut fuhren. Man sieht hieraus, daß es bei den vornehmsten Leuten nicht um ein Haar anders und besser zugehe, als bei dem gemeinen Volke. Zu den Hausfreunden meines Ministers gehörte noch ein alter, pensionirter Major von R., welcher das einen Bienenstock über seiner Thüre führende Haus in unsrer Neustadt und außerdem noch liegende Güter besaß. Als er eines Tags die Frau Minister besuchte, erschien auch die Gemahlin des königl. Generaladjutanten, eine Polin, die bloß französisch sprach. In dieser Sprache redete sie den alten Major an, der aber jener nicht mächtig war. Anstatt nun offen solches einzugestehen, erwiederte er in seiner unbeschreiblichen Verlegenheit einen Schwall von unarticulirten Tönen, die, nicht deutsch, nicht französisch, überhaupt gar keiner menschlichen Sprache angehörten und dennoch für französisch gelten sollten. Diesen Reigen schloß der Major unter einer tiefen Verneigung und mit einer süß lächelnd zugeworfenen Kußhand. Derselbe alte Herr erschoß sich später in Bautzen und hinterließ sein Erbe dem dortigen Schullehrerseminar. Des Ministers Vertrauter und Günstling war der eine Aufwärter seiner Canzlei, welcher ihm alle Posten und Neuigkeiten zutrug, freien Zutritt bei ihm hatte und sehr viel über seinen Herrn vermochte. Eine solche Erscheinung ist keineswegs selten und mir wiederholt vorgekommen. Wohl dem Bittsteller, der eine solche Hinterthüre zu finden weiß, die in der Regel sicherer zum Ziele führt, als die wärmste Empfehlung hochgestellter Personen.

Als nach ein paar Jahren durch das Heranwachsen des Ministersohns derselbe eines vermehrten Unterrichts bedurfte, trat ein Candidat

der Theologie als Hauslehrer an meine Stelle. Bevor ich abging, überreichte ich, auf Anrathen meiner Mutter, der Frau Miniſter ein an ihren Gemahl gerichtetes Bittſchreiben, in welchem ich mein dürftiges Einkommen für ein beſchwerliches Lehramt ſchilderte und die Excellenz um ihre Fürſprache bei dem damals Alles geltenden Cabinetsminiſter von Einſiedel bat. Der gute Herr entſprach auch inſofern meiner Bitte, daß er, zwar nicht bei dem Cabinetsminiſter, ſondern nur bei dem Chef der Armencommiſſion, dem Hofrath M., für mich ſich verwendete und mir deſſen darauf erfolgte Antwort mittheilte. Dieſe lautete dahin, daß zwar eine Erhöhung meiner Beſoldung (die nach 5jähriger Dienſtzeit bis auf 100 Thaler jährlich geſtiegen war) unthunlich ſei, übrigens aber meiner gedacht werden ſollte. Das war der ganze, nichts ſagende Erfolg!

Als ich mich von der Frau Miniſter und meinem Schüler verabſchiedete, hatte ich für meinen Unterricht noch 1 Thlr. 5 Sgr. zu erhalten. Die Frau Miniſter, die durch mein Bittſchreiben meine Dürftigkeit erfahren hatte, war ſo gnädig, mir einen Speciesthaler (1 Thlr. 10 Sgr.) hinzulegen. Ob die meine Anſprüche überſteigenden 5 Sgr. vielleicht ein Geſchenk für meine mehrjährigen Dienſtleiſtungen ſein ſollten? Ich ſagte trocken: „Ew. Excellenz erhalten 5 Sgr. heraus —“ griff in die Taſche und legte jene auf den Tiſch, was auch ſtillſchweigend gebilligt wurde. Was ſagt der Leſer zu ſolcher Großmuth? Nicht einen Groſchen über mein geringes Honorar habe ich von der Excellenz erhalten, wohl aber mehrere Thaler eingebüßt und viele vergebliche Gänge gethan, weil mein Schüler wiederholt unpäßlich oder ausgegangen war.

Noch gedenke ich der Geheimrathsfamilie von B., deren jüngſtem Sohne ich Unterricht in der lateiniſchen Sprache ertheilte. Den Geheimrath bekam ich äußerſt ſelten zu ſehen, weil er zur Zeit meines Unterrichts in der Canzlei war. Die Geheimräthin, eine hohe Vierzigerin mit blauen Augen und ſanftem Weſen, nahm noch Unterricht im Geſange, in welchem ſie jedoch wenig leiſtete. Ihre einzige Tochter, jünger noch als mein Schüler, ſtarb am Scharlachfieber und wunderte ich mich über die mütterliche Faſſung bei dieſem Trauerfalle wundern.

Nicht minder wunderlich war mir die Mahnung der Mutter, wenn ihr Sohn nicht aufmerksam genug war: „Prügeln Sie ihn doch!“ So etwas war mir bei einem adeligen Junker noch nicht geheißen worden. Später starb der Geheimrath und seine Witwe wendete sich von Dresden weg. Einer ihrer drei Söhne, welcher in Leipzig studirte, machte ihr durch seinen Leichtsinn und seine Verschwendungssucht große Sorge. Sie hatte ihm deshalb persönlich ernste Vorstellungen gemacht und war noch an demselben Abende nach Halle gereist, dort fand man sie am andern Morgen ganz früh ertränkt in dem großen Wassertroge auf dem Marktplatze!

Während die Schwester meines Schülers am Scharlachfieber krank lag, hatte man denselben, um ihn vor der Ansteckung zu behüten, zu dem Schuldirector Wieland, dessen Schule er besuchte, in Pension gegeben. Dort setzte ich meinen Unterricht fort, wodurch ich mit dem Director und dessen Gattin bekannt wurde. Ohne Zweifel verdankte ich es diesem Umstande, daß später der Director Wieland in meiner Wohnung mich aufsuchte und mir einen überraschenden Antrag machte. Er gedachte nämlich nach langjährigem und segensreichem Wirken sich zur Ruhe zu setzen, und mich hatte er ausersehen, seine blühende Schulanstalt — die höheren Stände umfassend — zu übernehmen und auf meine Rechnung fortzuführen. Auch dieses ehrende und sehr lockende Anerbieten mußte ich, aus Rücksicht auf meinen Vater, dankend ablehnen, und der endliche Erfolg hat bewiesen, daß diese Ablehnung durch Gottes Gnade für mich heilsam war.

Es sei mir vergönnt, hier eines heiteren Vorfalls zu gedenken. Eines Tags trat der Sohn einer Obsthökerin in meine Stube, ein Körbchen mit allerlei herbstlichen Früchten in der Hand. Nach dem Gruße sprach er: „Ein schönes Compliment von meiner Mutter und hier schickt sie Ihnen was.“ Der Knabe war nämlich einer meiner Armenschüler. Ich entgegnete freundlich: „Ich danke, mein Sohn, aber du weißt, daß ich von euch Armenschülern kein Geschenk annehme. Trage es also deiner Mutter wieder heim und danke ihr ebenfalls in meinem Namen.“ Der Knabe ging, kehrte aber bald wieder und zwar mit dem Geschenk. „Sie sollen es nehmen —

erwiederte er auf meine verwunderte Frage — „sagt meine Mutter.“ „Hast du denn nicht ausgerichtet, was ich dir aufgetragen habe?“ — fragte ich. „O ja!“ lautete die Antwort. „Und was erwiederte deine Mutter?“ „Sie wären ein dummer Hans!“ platzte der Junge mir heraus. Unter diesen Umständen mußte ich freilich die Gabe annehmen.

Dritter Abschnitt.

Das Mannesalter.

24. Veränderungen mancherlei Art.

Bewogen durch die Vorstellungen meiner braven Mutter und meines älteren Bruders, so wie durch die eigene, nach und nach gewonnene Ueberzeugung, hatte mein Vater, mit Vorwissen und Bewilligung unsrer Behörde, mir den Hauptunterricht der ersten Classe unsrer Schule überlassen, er selbst aber, mit Ausnahme des ferner von mir ertheilten Leseunterrichts, die Führung der zweiten Classe übernommen. Bisher hatte sich, wie bereits erwähnt worden, niemand um die innere Beschaffenheit unsrer Schule gekümmert. An die Stelle des alten, ehrwürdigen Pastors Rell in unsrer Neustadt war der nachherige Hauptpastor und Scholarch in Hamburg, Dr. Schmaltz, getreten. Seiner Arbeiten waren so viele und zeitraubende, daß er sich einer unmittelbaren Beaufsichtigung der Schulen seines Kirchsprengels nicht unterziehen konnte. Sein Mitarbeiter, der Diaconus C., welcher später wegen verbrecherischen Geldbeschneidens vom Amte entsetzt wurde, hatte unsere Schule nur zweimal besucht und dann für immer von derselben sich zurückgezogen. Jetzt gestaltete sich das anders. Der alte, bisherige Schlendrian, den man bei der Versorgung der Stadtarmen befolgt hatte, hörte auf, indem man das auswärts gegebene Beispiel nachahmte, Armenvorsteher und Armenpfleger ernannte, welche aus

menſchenfreundlichen, erfahrenen und uneigennützigen Bürgern und Einwohnern beſtanden und ihre beſchwerlichen Aemter ohne alle Entſchädigung verwalteten.

Eine ſchriftliche Verordnung unſrer Behörde wies uns ſämmtliche Armenlehrer an, jene Ehrenmänner, welche zuweilen unſre Schulen beſuchen würden, mit Achtung, Höflichkeit und Zuvorkommenheit zu behandeln und ihnen jede gewünſchte Auskunft zu ertheilen. Aus dieſem Befehle, der uns die Formen der Höflichkeit und des äußern Anſtandes zur Pflicht machte, konnte man recht deutlich erſehen, auf welcher niedrigen Stufe von Bildung wir noch in den Augen unſrer Vorgeſetzten ſtehen mußten. Würde man wohl an Geiſtliche oder an Gymnaſiallehrer ein ſolches verletzendes Anſinnen geſtellt haben? Daſſelbe war ein Beweis, welche Sprache der ſtudirte Beamte gegen nicht ſtudirte ſich erlaubte.

Ein einziger Armenpfleger, ein penſionirter Hautboiſt, machte, und zwar nur einmal, Gebrauch von der ihm eingeräumten Befugniß. Derſelbe erſchien eines Tages während des Religionsunterrichts, der dadurch unterbrochen wurde, ließ ſich gravitätiſch auf den ihm dargebotenen einzigen, für den Lehrer beſtimmten Stuhl nieder und befahl, mit dem ſpaniſchen Rohr in ſeiner Hand ſpielend, die Vorführung derjenigen Schüler, über welche ich mich am meiſten zu beklagen hätte. Dieß geſchah und der würdige Mann hielt eine lange, durch Drohungen, finſtere Blicke und bedeutſame Rohrbewegungen unterſtützte Strafpredigt, worauf er mit meinem Danke für die mir gewordene Beihülfe in der Disciplin und mit meiner Bitte um baldige Wiederholung ſeines Beſuchs ſich wieder entfernte.

Ein zweiter Beſuch unſrer Schule fiel großartiger aus. Unter dem mancherlei Guten, welches die traurigen Folgen des verheerenden Krieges veranlaßt hatten, befand ſich die Bildung von Frauenvereinen. Ihr wohlthätiges Wirken iſt zu bekannt, als daß ich erſt nöthig hätte, auf daſſelbe hier näher hinzuweiſen. Daſſelbe erſtreckte ſich in den erſteren Jahren auch auf den Beſuch der Armenſchulen und beſonders derjenigen Anſtalten, mit welchen, wie bei der unſrigen, die Speiſung armer Kinder verbunden war. Allein, wie übel ſind die Großen daran,

die faſt keinen Schritt unbeobachtet und ohne verrathen zu werden, thun können! Da bilden ſich Monarchen und andere Mächtige ein, irgend eine Anſtalt durch ihren unvorhergeſehenen Beſuch überraſchen und deren Mängel oder Vorzüge mit eigenen Augen entdecken zu können. Die Kurzſichtigen! In der Regel haben dienſtfertige und liebedienerische Hofſchranzen jene Anſtalt von dem ihr zugedachten allerhöchſten Beſuche bereits unterrichtet und hierdurch deren Vorſteher in den Stand geſetzt, alle ſichtbaren Mängel ſchnell zu verdecken und die lachende Seite herauszukehren. Alſo war's auch bei uns der Fall. Eines Vormittags erſchien in unſrer Schule ein alter Geheimer Hofrath des Herzogthums Anhalt-Bernburg, welcher ſeine Penſion in Dresden verzehrte, und meldete uns, daß wir binnen einer Stunde einen vornehmen und zahlreichen Beſuch von dem Frauenverein erhalten würden. Mein guter Vater, welcher vor allen hochgeſtellten Perſonen eine knechtiſche Ehrfurcht oder vielmehr Furcht beſaß, ward durch dieſe Nachricht außer ſich, traf jedoch im Verein mit meiner Mutter in aller Eile die nöthigen Vorkehrungen zu einem würdigen Empfang des angeſagten Beſuchs. Die beiden Lehrzimmer wurden ſüß durchräuchert, weißer Sand in die beſchmutzten Gänge geſtreut, unſere kleine Orgel geſäubert und deren Thüren geöffnet, ſo daß die ſilberblinkenden Pfeifen ſichtbar wurden, und die Schüler zur Artigkeit ermahnt. Daß mein Vater ſeinen alten Schulrock mit einem ſtattlicheren vertauſchte und überhaupt ſeinen ganzen Anzug feſtlicher herſtellte, verſteht ſich von ſelbſt. Bald kamen die angſtvoll Erwarteten. Zwei vierſpännige Staatswagen, der eine mit königlicher Bedienung, ein Zwei- und ein Einſpänner fuhren in einer langen Reihe vor unſerm Hofthore auf und machten die ganze Nachbarſchaft ſtutzig. Vier weibliche Excellenzen, darunter eine Gräfin, eine Marquiſe, eine Frau Miniſter, eine Frau General nebſt andern vornehmen Damen, erſchienen in Begleitung jenes Geheimen Hofraths, durchrauſchten mit ihren Seidengewändern die ſchmalen Gänge unſrer Lehrzimmer und ließen ſich herab, nicht nur mit uns beiden Lehrern, ſondern auch mit unſern armen Schülern zu ſprechen. Sie merkten nicht an dem Wohlgeruche, daß ihr Beſuch uns kein unerwarteter ſei, bezeigten vielmehr ihre völlige Zufriedenheit über den Befund unſrer

Schule, waren entzückt und gerührt, als die Kinder zu den Orgelklängen ihre kindlichen Stimmen erschallen ließen, und kosteten schließlich das Essen, welches unsern hundert Kostgängern dargereicht wurde. Das letztere war stets so beschaffen, daß meine wackere Mutter auch die überraschendste Untersuchung nicht zu fürchten brauchte, indem sie durch gewissenhafte Beköstigung der armen Kinder ihren Ruhm nicht nur bei Menschen, sondern noch mehr bei Gott zu erlangen suchte. Nicht weniger als unsere Lehrzimmer, fanden die Damen die Küche meiner Mutter mit dem blitzenden Kupfer, Zinn und Töpfergeschirr in der schönsten Ordnung und das ihr deshalb von den Damen gespendete Lob war ein wohlverdientes. Von nun an wiederholten sich die Damenbesuche, wiewohl in verminderter Anzahl, und mein Vater gewöhnte sich nach und nach, ohne ferner zu erzittern oder zu erbleichen, an den Anblick und die Anwesenheit der vornehmen Frauen, unter denen die Gräfin von B. die gebildetste und menschenfreundlichste war. Dennoch empfing ich von derselben, welche am fleißigsten unsere Schule besuchte, einen stillen Tadel, und dieser bestand darin, daß die Frau Gräfin gewöhnlich einen fixirenden Blick auf meine Füße warf. Wohl verstand ich den Sinn desselben, allein dennoch war ich nicht gesonnen, jenen stillen Vorwurf auf Kosten meiner Gesundheit mir zu ersparen. Wie ich bereits erzählt habe, ertheilte ich an jedem Morgen vor Beginn der Schule Clavierunterricht in einem ungeheizten Zimmer. Wann ich nun mit eiskalten Füßen und schneedurchnäßten Stiefeln heimkam, vertauschte ich letztere mit schwarzen, warmen Filzschuhen, die ich während des vormittägigen Schulunterrichts anbehielt. Und diese Filzschuhe waren es, welche die Frau Gräfin an dem jungen Manne ärgern mochten. Hätte sie ihrer Unzufriedenheit Worte gegeben, so würde ich ihr meine triftigen Gründe mitgetheilt haben.

Eines Tages des Jahres 1822 wurde mein Vater in die Armencommission bestellt. Dieselbe hatte nicht, wie früher, den Hofrath M. zu ihrem alleinigen Vorstande, sondern es war ein Verein von viel geltenden Männern an seine Stelle getreten, an dessen Spitze der damalige Cabinetsminister, Graf von Einsiedel, stand. Die Beschlüsse dieses Vereins hatte der Hofrath M. in Vollziehung zu setzen.

Als mein Vater heimkam, berichtete er, daß Dresdens Armenschulen, deren jetzt vier waren, eine neue Organisation erlitten (ja wohl erlitten!) hätten, indem die Besoldung der Oberlehrer von 200 auf 300 Thlr. erhöht worden, dagegen die Vergünstigung in Wegfall gekommen sei, neben den Freischülern noch andere Schüler gegen Schulgeld aufnehmen zu dürfen. Zugleich hatte mein Vater, auf des Hofraths M. dringendes Zureden, die schriftliche Einwilligung ertheilen müssen, von seinen 300 Thlrn. Besoldung 50 Thlr. an mich abzugeben und das zwar nicht, wie er bisher schon von freien Stücken gethan, privatim, sondern an Expeditions- und Kassenstelle. Diese scheinbare Zulage, welche der Behörde nichts kostete, vielmehr dem bekannten Verfahren des heiligen Crispin ähnelte, war mir für meine angeblich guten, brauchbaren und bei der Schwerhörigkeit meines Vaters unentbehrlichen Dienste zuerkannt worden, und hatte auf diese Weise der Hofrath M. sein, meinem Gönner, dem Minister von G., gegebenes Wort, an mich denken zu wollen, erfüllt. Die allerschlimmste Nachricht kam aber zuletzt, indem mein Vater seinen Bericht mit der Hiobspost schloß, daß sämmtliche Armenlehrer fortan auf vierteljährige Aufkündigung gesetzt worden seien, welche einzugehen sich jene hatten schriftlich verpflichten müssen. Der Hofrath M. hatte jedoch zu ihrer Beruhigung hinzugesetzt, daß eine derartige Aufkündigung so leicht nicht zu besorgen sei.

Ich stand versteinert. Wie? nachdem mein Vater 35 Jahre lang im Amte gestanden und seine Gesundheit dabei zugesetzt hatte, sollte er gleich einem Knechte oder einer Magd einer vierteljährlichen Kündigung unterworfen sein, nach Belieben fortgeschickt werden können, wie man einen lästig gewordenen Dienstboten verabschiedet? Von mir selbst, der ich auch bereits 8 Jahre im Amte war, sah ich ganz ab. Warum aber hatte man nur mich von der getroffenen Maßregel nicht in Kenntniß gesetzt? Befürchtete man vielleicht von mir einen energischen Widerspruch gegen jene unerhörte und ungerechte Einrichtung? Einen gealterten, durch seine Schwerhörigkeit und übergroße Furcht vor allen höher gestellten Personen eingeschüchterten Mann konnte man allerdings leichter zur Unterzeichnung eines schimpflichen Vertrags bewegen als

mich jungen, thatkräftigen Mann, der um so höher sein Haupt vor den Vornehmen erhob, je tiefer mein armer Vater das seinige niederbeugte. Wohl möglich, daß ich in Gegenwart meiner Amtsgenossen die naseweise Anfrage an unseren Chef gerichtet haben könnte, ob der Veranlasser dieser infamirenden Bedingung ebenfalls einer vierteljährlichen Kündigung unterworfen sei? Vielleicht hätte ich in meinem gerechten Zorne demselben den Titel gegeben, den er mit Recht verdiente und den der Leser leicht errathen kann. Ich würde wenigstens unter Hindeutung auf meinen Vater angefragt haben, ob es gerecht und christlich sei, ob man nicht vor Scham erröthe, einen langjährigen, taubgewordenen Diener nach Belieben vom Dienste jagen zu dürfen und ihn dem Elende preiszugeben? Keiner von Dresdens Armenlehrern hatte eine Veranlassung zu jener grausamen, noch unter den Augen des Königs Friedrich August des Gerechten getroffenen Maßregel gegeben, welche nach dem Volksaufstande des Jahres 1849, an welchem sich nicht wenige Lehrer betheiligten, eher zu entschuldigen gewesen wäre. Was war der Grund dieses ungerechten Verfahrens, das später auch von dem Stadtrath zu Dresden nachgeahmt wurde, bis die Constitution demselben ein Ende machte? Ach, jenen brauchte man nicht lange zu suchen.

Nach unsers Königs Rückkehr aus der Gefangenschaft hatte der Graf von Einsiedel das Staatsruder in seine Hände bekommen. Dieser Mann, der sich als Staatslenker in keinerlei Weise auszeichnete, verstand es dagegen sehr gut, von seiner einflußreichen Stellung den höchst möglichen Nutzen zu ziehen. In religiöser Beziehung war er entweder ein ganz beschränkter Kopf oder des irrigen Glaubens, daß das Regieren über geistig verdummte Menschen leichter sei als über denkende und aufgeklärte. Nun gab es damals in Dresden einen Mann, welcher sich ganz dazu eignete, diese Absicht des Ministers zu fördern. Er hieß Martin Stephan und war Prediger an der kleinen böhmischen Gemeinde. Seine Predigten entbehrten sowohl der logischen Tiefe als auch des rednerischen Schmucks und seine breite, eintönige Sprache war sogar bäuerisch. Dagegen verstand er es, durch eine schlichte, leicht verständliche und kernige Redeweise, durch sein an den Tag gelegtes

Festhalten und buchstäbliches Auslegen der Bibelworte, so wie durch sein rücksichtsloses Anstreiten gegen den bloßen Vernunftglauben die Herzen und Gemüther des Volks, ja selbst höher gestellter Personen für sich zu gewinnen, welche entweder früher gänzlich ungläubig gewesen waren oder begangene grobe Sünden auf eine leichte Art wieder gut machen wollten, wozu ihnen Stephan die hülfreichste Hand bot.

Wer aber dürfte sich unterfangen, seinem Nächsten das Maaß seines Glaubens bestimmen oder ihn zwingen zu wollen, genau denselben Weg zum ewigen Heile zu betreten, den er für sich selbst erwählt hat? Jeder lebt und stirbt seines Glaubens. Ist es doch dem Geringsten anheimgestellt, in Krankheitsfällen einen Arzt nach Belieben sich zu wählen. Warum sollte das nicht auch hinsichtlich eines Seelenarztes gestattet sein? Darum konnte kein vernünftiger Mensch etwas einwenden, wenn ein Theil der Dresdener Bewohnerschaft die kleine Johanniskirche besuchte und an Stephans faßlichen Verträgen sich erbaute. Allein die Sache änderte sich, als der mächtige Cabinetsminister zu Stephan öffentlich sich neigte und dessen Anhänger allen anders Denkenden vorzog und begünstigte. Damit war die Veranlassung zu einer mehr und mehr um sich fressenden Heuchelei gegeben, deren Theilnehmer nichts Eifrigers zu thun hatten, als allsonntäglich die Johanniskirche zu besuchen, dem Minister sich gegenüber zu stellen, die Köpfe zu hängen, die Augen fromm zu verdrehen und die Hände andächtig zu falten. Unter diesen Augendienern befanden sich höhere und niedere Staatsbeamte, Officiere, Sprachlehrer, Candidaten des Predigt- und des Lehramts und andere Leute, welche höher befördert sein, Zulage, oder ein einträgliches Amt erhalten oder sonst eine Vergünstigung erhalten wollten. Außer der Kirche besuchten diese sogenannten Frommen noch die abendlichen Erbauungsstunden, welche Stephan in seiner Wohnung abhielt, sangen, beteten, knieten und opferten in die aufgestellte Heilandskasse, über deren klingenden Inhalt Stephan niemals Rechenschaft ablegte.

Die Geschenke, welche überdieß dem geistlichen Herrn von seinen Anhängern zuflossen, waren überaus beträchtlich und der Kern von Stephans frommem Gebahren. Auch in vielen Familienkreisen ordnete

man ähnliche Erbauungsſtunden an, was z. B. bei einem Weinſchänken der Fall war, in deſſen Wohnung die Betrachtung und Auslegung der auf dem Tiſche liegenden Bibel bei einem Glaſe bezahlten Weins vorgenommen wurde, was natürlich zur gemeinſamen Begeiſterung nicht wenig beitrug. Der Cabinetsminiſter ſelbſt that es den Phariſäern und Schriftgelehrten nach, welche ihre Denkzettel groß und die Säume an ihren Röcken breit machten. Er legte nämlich den weiten Weg von ſeiner Wohnung in der Neuſtadt bis zur weit entfernten Johanniskirche zu Fuße und mit dem Geſangbuche unter dem Arme, das recht füglich in ſeiner Taſche Platz fand, zurück und war der Erſte, welcher bei dem Ableſen der bibliſchen Texteworte von ſeinem Sitze ſich erhob und mit gebeugtem Nacken ſtehend bis zum Ende zuhörte. Nicht bloß in dem Hauſe des Cabinetsminiſters, ſondern auch noch in anderen hochgeſtellten Familien trat die Bibel an die Stelle der bisher ſinnlichen Luſtbarkeiten und Genüſſe. Da, wo früher rauſchende Ballmuſik erklungen war, die Kochkunſt ſich erſchöpft und Bachus regiert hatte, verſammelten ſich die geladenen Gäſte um die Bibel und wenn ſie dann, hungrig und durſtig, in ihrem Innern den knauſerigen Wirth verwünſchend, wieder heimgingen, ſo hatte der Wirth oder vielmehr deſſen Geldbeutel einen Nutzen durch das bloß geiſtige Mahl erhalten. Auch hierüber wäre nicht abzuſprechen geweſen, denn: „Jeder nach ſeinem Geſchmack," ſagt das franzöſiſche Sprüchwort. Daß aber die Geiſter, welche Stephan erfüllten, nicht aus Gott waren, zeigte ſich bald. Durch den Erfolg ſeines Strebens ermuntert, ſtrebte Stephan, neben ſeiner Habſucht auch noch der Wolluſt fröhnend, nach dem Ziele, mit den Seelen ſich auch zugleich der Leiber ſeiner Gläubigen zu bemächtigen. Das Letztere ſuchte er zunächſt bei denjenigen Jungfrauen und jungen Frauen zu erlangen, welche durch ihre körperlichen Reize ſeinen lüſternen Begierden zuſagten. „Wenn ihr mir —" lautete ſein verdammlicher Spruch — „eure Seelen anvertraut: warum nicht auch eure Leiber?" Der heilloſe Mann begann in der Regel ſein Bekehrungsgeſchäft damit, daß er die zu ihm ſich wendenden Seelen durch die ſchrecklichſten Vorſtellungen ängſtigte, wie ſie durch die Erbſünde in Sünden empfangen in Sünden geboren, in Sünden aufgewachſen und bisher in Sünden verblieben

ſeien, demnach als verlorne und verdammte Menſchen nicht ſelig werden könnten, wenn ſie nicht von Neuem geboren würden. Er verſtand es, dieſen Glauben an eine ſchreckenvolle Verdammniß in den Gemüthern ſchwacher Seelen ſo furchtbar zu erwecken, daß dieſe ihre Gewiſſensruhe, ja ihren Schlaf verloren und förmlich tiefſinnig wurden, wobei häufiges Weinen, Seufzen und Händeringen die Größe ihrer Seelenangſt verriethen. Dieſe eingeredete Sündhaftigkeit und Verdammniß noch mehr zu beweiſen, lieh Stephan ſeinen Jüngern alte Gebet- und Erbauungsbücher, welche insgeſammt von der Verderbtheit des Menſchengeſchlechts und deſſen Strafwürdigkeit handelten, auch häufig die Martern ſolcher Sünderſeelen durch entſetzliche Bilder veranſchaulichten. Hatte es Stephan dahin gebracht, daß ſeine Jünger völlig zerknirſcht und an ſich ſelbſt verzweifelnd geworden waren, ſo begann er das heilende Oel ſeiner Worte in die arg blutenden Herzen zu träufeln, indem er ſich als den Führer zur neuen Wiedergeburt und zur Gnade in Chriſto Jeſu darſtellte. In eben dem Grade, als er vorher das Menſchenherz zertreten hatte, verſtand er es, es wieder aufzurichten und freudig zu machen. War es demnach ein Wunder, wenn das alſo beruhigte Herz mit feſter, treuer Liebe und Dankbarkeit an dem Heuchler hing, der jede ſeiner Lehren mit Bibelſprüchen zu beweiſen wußte? Wenn der erlöſt ſich fühlende Menſch ſeinen Retter mit leiblichen Gaben aller Art überhäufte, je nachdem er ein Verlangen darnach bezeigte?

Stephan fand einen Ruhm darin, Kinder mit ihren Aeltern und umgekehrt zu entzweien, Feindſchaft zwiſchen Geſchwiſtern und Verwandten zu ſtiften, Eheverlöbniſſe rückgängig zu machen und ſonſt glückliche Ehen zu trennen, ſobald der eine Theil nicht zu Stephans Gläubigen gehörte. Bei dem erſten Empfange eines neuen Anhängers richtete er an denſelben nicht die Frage: „Glaubſt du an den dreieinigen Gott?“ ſondern: „Glaubſt du an den Teufel?“

Eine meiner Schülerinnen aus der Armenſchule, ein unſchuldiges, wohlerzogenes und höchſt blühendes Mädchen, das durch einen ihrer Hausgenoſſen zum Beſuch der Erbauungsſtunden Stephans veranlaßt worden, war von dieſem in der eben beſchriebenen Weiſe bekehrt worden. Bald kam es ſo weit, daß ſie nicht mehr ſchlief, die Nächte weinend,

jammernd und die Hände ringend durchwachte und dabei über dem Lesen alter Gebet- und Erbauungsbücher brütete, welche ihr Stephan dargeliehen hatte. Ihrer Mutter, welche die Tochter flehentlich bat, von dem Umgange mit Stephan abzustehen, erklärte sie rund heraus, daß sie lieber ihre Mutter und sonst Alles als Stephan verlassen wollte. Ihren Arbeitgeber, bei welchem sie ihr gutes, tägliches Auskommen verdiente, gab sie darum auf, weil derselbe seine Ermahnungen mit denen der Mutter vereinte. Sie wurde vielmehr die Magd desjenigen Mannes, welcher sie dem Stephan zugeführt hatte, und siedelte endlich mit dem Letzteren nach Amerika über, wo das teufelische Treiben des eben so herrschsüchtigen als wollüstigen Mannes entlarvt wurde, nachdem er freilich über 600 seiner Anhänger aus ihrem Vaterlande entführt und in's Elend gestoßen hatte. Von Amerika aus schrieb jenes verführte Mädchen, nachdem Stephan entlarvt worden war, in Bezug auf dessen wollüstiges Gebahren an ihre Mutter folgende Worte: „In Dresden schwieg ich, um des Amtes und der reinen Lehre willen." So groß war demnach die Verblendung der Verführten, daß sie vergaßen, wie man den Glauben durch Werke zeigen müsse, so wie, daß nicht Alle, die da „Herr, Herr", sprechen, in das Himmelreich kommen werden, sondern die da thun den Willen des Vaters im Himmel. Einem ungebildeten Mädchen kann allenfalls eine derartige Verblendung verziehen werden, nicht aber einem Minister, der ein ganzes Land regiert. Unter den Männern, welche mit Stephan nach Amerika übersiedelten, und deshalb ihre einträglichen Aemter im Stiche ließen, befand sich auch Dr. Behse, welcher später durch die Geschichte der europäischen Höfe seinen Namen so berüchtigt gemacht hat. Derselbe war in Dresden königlicher Archivar und Stephans eifriger Anhänger. Die Mehrzahl von Dresdens Bewohnern wußte um die geschlechtlichen Ausschweifungen Stephans, welcher mit seinen Gläubigen nächtliche Orgien in den Wäldern feierte, in den unsittlichsten Situationen betroffen wurde und dessen würdige Gattin endlich sich genöthigt sah, auf die Ehescheidung zu klagen. Zahlreiche Anzeigen und Beschwerden erfolgten von der wachsamen Polizei bei den höheren Behörden und auf weit über tausend Thaler beliefen sich die von der Kreisdirection dem Pastor Stephan

auferlegten Strafgelder. Er aber lachte, auf den mächtigen Schutz Einſiedels fußend, aller Strafurtheile, appellirte ſtets und zahlte keinen Pfennig. Selbſt dann, als die Beweiſe von der Schlechtigkeit Stephans durchaus nicht länger abgeleugnet werden konnten, ſchritt man nicht gegen ihn ein, ſondern ließ es ungehindert geſchehen, daß viele Hunderte fleißiger, vermögender, aber verblendeter Menſchen, ohne daß man ihnen die Augen über den Unwerth ihres heuchleriſchen Apoſtels öffnete, mit demſelben nach Amerika auswanderten. Wäre mit Einſiedels Sturz nicht zugleich auch Stephans Halt gebrochen worden, ſo würde die abſcheuliche Heuchelei noch länger fortgedauert und noch zahlreiche Heuchler gebildet haben. Das characteriſtiſche Kennzeichen von der Unlauterbarkeit und Unchriſtlichkeit der Stephan'ſchen Lehre und Richtung war die Verketzerung Andersdenkender, welche, als nicht wiedergeboren, von der Gnade Chriſti und von der Seligkeit ausgeſchloſſen ſein ſollten. Dieſer Verketzerung ſchloß ſich das Streben an, alle ſolche Geiſtliche und Lehrer, welche es nicht mit Stephan hielten, theils aus ihren Aemtern zu verdrängen, theils ſie davon auszuſchließen. Weil aber damals das Oberconſiſtorium die Stelle des jetzigen Cultusminiſterium vertrat, und jenes aus erleuchteten Männern beſtand, ſo griff man zu ſolchen Mitteln, wie unſere vierteljährige Dienſtkündigung eins war, um mißliebige Lehrer zu beſeitigen, ohne unangenehmen Weiterungen mit dem Oberconſiſtorium ausgeſetzt zu ſein.

Keine Behörde, kein Menſch nahm ſich uns Lehrern an, die wir als Knechte, nicht als angeſtellte Beamte behandelt wurden. Man beſtellte mich ſpäter allein in die Armencommiſſion, wo mir deren Secretair entſchuldigend mittheilte, daß ich bei der neulichen Zuſammenberufung meiner Amtsgenoſſen überſehen worden ſei und deshalb nachträglich meine Zuſtimmung zu dem ſchimpflichen Acte abzugeben habe. Was hätte mir jetzt noch ein Proteſt genützt, nachdem alle meine eingeſchüchterten Amtsgenoſſen eingewilligt hatten? Ich unterſchrieb alſo, meinen gerechten Unwillen in mich verſchließend.

Mit meiner Erzählung von Stephans Auswanderung und Entlarvung bin ich um mehrere Jahre vorausgeeilt.

Jener Hülfslehrer meines Vaters, Romberg, der nachherige Gar-

niſenſchullehrer, welcher mich gern zu ſeinem Amtsbruder gehabt hätte, ſtarb in ſeinen beſten Jahren. Die beiden Schulen, urſprünglich nur für die Kinder des Leibgardenregiments beſtimmt, hatten eine bedeutende Umwandlung erhalten, indem die Schuljugend der ſämmtlichen in Dresden garniſonirenden Regimenter in eine einzige Schule vereinigt worden war, welcher unſer Romberg, der von mir an meiner Statt empfohlene S. und noch ein dritter Lehrer H., ebenfalls ein früherer Mitſchüler des Dresdener Seminars und mein Freund, vorſtanden. Dieſe erweiterte Garniſonſchule war mit einem geräumigen, freigelegenen Schulgebäude und einem großen Garten ausgeſtattet und ihre Lehrer in jenem mit freier Amtswohnung begabt worden. Ueberdieß hatte man ihre Einkünfte ſo erhöht, daß ſie bei einem maßvollen Leben recht wohl auskommen und daher ihre ganzen Kräfte ihrer Anſtalt widmen konnten. Das Aufrücken der beiden, nach Rombergs Tode noch vorhandenen beiden Lehrer war als gewiß anzunehmen, dennoch aber ſelbſt die unterſte Lehrerſtelle in der Garniſonſchule der meinigen unendlich weit vorzuziehen, weil, außer dem beſſeren Einkommen, die Garniſonlehrer als Staatsdiener keiner Kündigung unterworfen und überdieß auch für ihr Alter und im Falle dauernder Kränklichkeit durch eine angemeſſene Penſion ſicher geſtellt waren. Jetzt hatte ſelbſt mein Vater nichts dagegen einzuwenden, daß ich mich um die erledigte Stelle bewarb. Wenn man aber einmal das Glück von ſich gewieſen hat, ſo kehrt es in ſeltenen Fällen zum zweitenmale wieder.

Ich ertheilte zu jener Zeit dem kleinen Sohne eines Stabsofficiers Privatunterricht. Derſelbe war mit dem damaligen Generalſuperintendent Tittmann befreundet, welcher im Verein mit dem weltlichen Coinſpector, dem Major B., die von mir gewünſchte Stelle zu beſetzen hatte. Durch den Vater meines kleinen Schülers wurde ich dem Dr. Tittmann auf das Wärmſte empfohlen und dieſer machte mir ſelbſt die größte Hoffnung auf die Erlangung jener Schulſtelle. Da ich überdieß auch das Wohlwollen des militairiſchen Coinſpectors gewonnen hatte, ſo baute ich bereits in meinen Gedanken weiter ausgreifende Luftſchlöſſer. Der Vater meines kleinen Schülers beſaß nämlich eine eben ſo reizende als tugendhafte Stieftochter, die mir bei unſrer angebahnten,

längern Bekanntſchaft eine ſtille, verſchämt verheimlichte Liebe eingeflößt hatte. Aus mancherlei zarten Andeutungen glaubte ich wahrzunehmen, daß meine Neigung erwiedert wurde, und ſo wurzelte in mir der Entſchluß, nach Erlangung eines hinreichenden Auskommens um die Hand der lieblichen Jungfrau zu freien und ſie als meine Gattin heimzuführen. Ich war ſtets der gewiß zu billigenden Meinung, daß ein junger Mann nicht eher von Liebe zu einer Jungfrau ſprechen dürfe, als bis er derſelben mit ſeiner Hand zugleich auch eine ſorgenfreie Zukunft anbieten könne.

Es taugt ſelten etwas, wenn junge Leute, die kaum für ſich ſelbſt etwas zu leben haben, in's Blaue hinein Liebſchaften anknüpfen, und, nachdem ſie ihre Auserkorene jahrelang auf das Heirathen vertröſtet haben, ſchließlich eine andere Wahl treffen. Ein geringfügig erſcheinender Umſtand ſollte alle meine Hoffnungen und erbauten Luftſchlöſſer zertrümmern. Bereits war ich dem erſehnten Ziele ganz nahe gekommen und glaubte nur die Hand nach dem Siegeskranze ausſtrecken zu dürfen, als ein von mir nicht beachteter Nebenbuhler ſich mir in der Rennbahn entgegen warf und mich überflügelte. Ein junger Mann, T., welcher mein Zeitgenoſſe im Seminar geweſen war, hatte als Hauslehrer die Familie des ſächſiſchen Generalſtabsarztes, Dr. Schön, nach Frankreich begleitet und unterrichtet, und nachdem er dieſe Stellung aufgegeben, in einigen Schulanſtalten Dresdens gewirkt. Dieſer mein Mitbewerber hatte ſich in der letzten Stunde mit einem ſchriftlichen Geſuch um fürbittende Vermittelung bei dem commandirenden General von Lecoq an ſeinen früheren, in einem auswärtigen Badeorte weilenden Principal gewendet. Dieſem Anſuchen entſprach der dem Lehrer ſeiner Kinder dankbare Arzt und da derſelbe des Generals Hausarzt und Vertrauter war, ſo bewirkte deſſen Fürwort mehr als jede andere Empfehlung.

Mein Mitbewerber erhielt die Stelle und tiefer als zuvor begrub ich meine ſtille Liebe in der Bruſt. Monate vergingen. Da trat eines Tages meine Mutter zu mir in das Lehrzimmer, wo ich mich mit den Kleinen an der Leſemaſchine beſchäftigte. Sie hielt ein ganz kleines Stücklein Papier in der Hand, das aber groß genug war, um auch meine letzte Hoffnung und Ausſicht auf eine freudenvolle Zukunft zu

zertrümmern. Es war das Papierſtückchen die Verlobungskarte meiner heimlich Geliebten mit einem Landpfarrer! Ich war vernichtet, jedoch Mannes genug, um meinen Schreck und Schmerz vor den mütterlichen Augen zu verbergen; deſto ſchlimmer aber ſah es in meinem Innern aus. Erſt nach Jahren und nachdem ich der glücklichſte Gatte und Vater geworden war, erkannte ich auch in dieſem Scheitern eines heißen Wunſches die weiſe, gütige Hand der göttlichen Vorſehung, welche weiter ſieht als das umſchleierte Auge des Sterblichen. Meine heimliche Braut ſtarb nach einer höchſt unglücklichen, freudenloſen, ja ſelbſt durch arge Mißhandlungen ihr verbitterten Ehe kinderlos und in ihren beſten Lebensjahren.

Die Folge meines vermeinten Mißgeſchicks war, daß meine Hypochondrie ſchreckhaft wuchs, ſo daß mein faſt ſtets finſteres Angeſicht der abſtoßende Wiederſchein meines Innern war. Da ich grundſätzlich verabſcheute, nach Geld zu heirathen, und gleichwohl als armer Unterlehrer mit einem ganz geringen Dienſteinkommen nicht um eine Jungfrau aus dem gebildeteren Mittelſtande zu freien wagte, ſo beſchloß mein der Liebe bedürftiges Herz, ein armes, niederes, darum aber auch genügſames und an jede Arbeit gewöhntes Mädchen zu meiner Lebensgefährtin zu wählen. Es war — ich geſtehe es mit großer Scham, aber zu meiner Strafe — ein Schänkmädchen, dieſe für junge, unerfahrene Leute ſo verführeriſche Art von weiblichen Weſen, welches, obwohl weder ſchön, noch ſonſt von anderen äußeren Vorzügen, zunächſt durch ihre heitere Laune, durch die Bevorzugung meiner Perſon vor den andern Biergäſten, ſo wie durch ein zutrauliches, mir noch neues Weſen mich an ſich zog. Ich war bisher ohne allen näheren Umgang mit Jungfrauen geblieben, daher gänzlich unerfahren und ohne Ahnung von den Verirrungen, welche Mädchen jener Gattung begangen haben, aber geſchickt zu verheimlichen wiſſen. Ich glaubte ſogar ein verdienſtliches Werk zu thun, wenn ich ein weibliches Weſen, das als Schänkmädchen mehr wie jede Andere ihres Geſchlechts der Verführung ausgeſetzt iſt, dieſer Gefahr entriß, indem ich ſie zu meiner Frau erhöbe. Ich erwartete von ihrer Dankbarkeit, daß ſie mit deſto größerem Eifer und aller Aufopferung meiner braven Mutter beiſtändig ſein und deren

Alter erleichtern würde. Welch' einem unübersehbaren Elende und Jammer wäre ich für meine ganze Lebenszeit entgegengegangen, wenn meine lieben Aeltern, und namentlich meine scharf blickende Mutter, nicht noch rechtzeitig die Unwürdigkeit meiner Erkorenen ausgespürt und an das Tageslicht gezogen hätten!

Wahrlich, sie retteten mich hierdurch vor einem moralischen Untergange, der schlimmer noch gewesen wäre als der leibliche. Die arge Enttäuschung war für mich eben so bitter als schmerzlich und wenig fehlte, daß ich alle Mädchen als verderbt angesehen hätte. Der zeitige Umgang mit tugendhaften Jungfrauen und Frauen ist für jeden jungen Mann von großem Nutzen, weil er sich dadurch ein richtiges Urtheil über den Werth oder Unwerth des Weibes bilden und nicht so leicht die Beute einer listigen Verführerin werden kann.

In jener Familie, wo der Sohn und die zwei ältesten Töchter — insgesammt meine Clavierschüler — an der Auszehrung starben, hatte ich ein junges, gesundes und blühendes Mädchen wiederholt gesehen, welches die vertraute Freundin der beiden Töchter war und in demselben Hause wohnte. Ihre Mutter war die Wittwe eines Staatsbeamten und bis zum Kriege des Jahres 1813 in sehr guten Vermögensverhältnissen gewesen. Ihr verstorbener Gatte hatte in Gemeinschaft mit seiner unverheiratheten Schwester ein großes Doppelhaus in unsrer Neustadt besessen, welches aber durch die enorme Einquartierungslast so tief verschuldet worden war, daß es unter den Auctionshammer kommen mußte.

Der nagende Gram über dieses unverschuldete Unglück hatte den Bruder in ein frühes Grab gestürzt und seine Wittwe lebte mit ihren drei Töchtern und einem Sohne von einer kleinen Pension, so wie von dem Ertrage ihrer fleißigen Hände. Jene Freundin meiner beiden Schülerinnen war die jüngste unter ihren Schwestern und oft zugegen, wenn ich meinen Clavierunterricht ertheilte. Ich beobachtete im Stillen das etwa fünfzehnjährige Mädchen, dessen unschuldiger Frohsinn und ungezierte Natürlichkeit mich anzogen, wagte aber nur ein einzigesmal einige Worte an sie zu richten.

Um nicht ferner verspottet zu werden, hatte ich eine Zeitlang

Tanzunterricht genommen, es jedoch in dieſer Kunſt nicht weit gebracht. Einſt erhielt ich die Einladung zu einem Balle in einer ſogenannten geſchloſſenen Geſellſchaft, welche ihren Verſammlungsort in demſelben Hauſe beſaß, wo ich jenen drei Geſchwiſtern Clavierunterricht ertheilte und die Beamtenswittwe mit ihren Kindern wohnte. Der Vater meiner Schüler war ſelbſt Mitglied jener Geſellſchaft und daher mit den Seinen gleichfalls auf dem Balle zugegen. Die Freundin meiner beiden Schülerinnen war mir, nachdem über 3 Jahre ſeit ihrem erſten Auftreten in der Familie verronnen waren, wieder aus dem Geſicht gekommen und hatte mir die Mutter meiner Schülerinnen von ihr mitgetheilt, daß das Mädchen, um ihre Mutter einer Sorge zu entheben, die Dienſte einer Jungfer bei einer auswärtigen adeligen Herrſchaft übernommen habe. Ich war daher nicht wenig überraſcht, als ich Eleonore Könitzer unvermuthet, in Jugendfülle, Geſundheit und feſtlicher Kleidung prangend, an der Seite meiner beiden Schülerinnen und deren Mutter im Ballſaale wiederſah. Nach längerem Kampfe mit meiner Schüchternheit wagte ich's, das liebliche Mädchen zu einer Ecoſſaiſe aufzuziehen, und dieſer Tanz iſt der einzige geblieben, den wir zuſammen getanzt haben. Geſprochen habe ich aber dabei gewiß kein Dutzend Worte mit meiner Tänzerin.

Ich bin niemals ein Freund vom Tanzen geweſen, ja früher deſſen abgeſagter Feind, der ich den ſonderbaren Wunſch hegte, daß meine einſtige Gattin lahm ſein möge, um von der oft ſo verderblichen Tanzſucht verſchont zu bleiben.

Nachdem meine erſte, ſo unglücklich abgelaufene Wahl einer Ehegattin von einer zweiten längere Zeit mich abgeſchreckt hatte, muſterte ich in meinen Gedanken die Mädchenreihen meiner Bekanntſchaft durch und da war es Eleonore Könitzer, deren anmuthiges Bild am leuchtendſten vor meinen geiſtigen Blicken auftauchte. Was ich bisher von ihr gehört hatte, war nur Gutes und Ehrenhaftes geweſen, und ſo beſchloß ich denn im Laufe des Sommers 1822, ihr einen Beſuch in ihrem jetzigen Wohnorte, einem Rittergute bei der Stadt Roſſen, abzuſtatten. Als ich aber vor dem Herrnhofe angelangt war, ſo ſtand ich lange unentſchloſſen da, ob ich mein Vorhaben ausführen ſollte oder

nicht. Endlich faßte ich mir ein Herz und trat in ein Nebengebäude des herrschaftlichen Schlosses. Dort sagte mir eine alte Köchin, daß Eleonore zum Besuch bei der Schulmeisterstochter sei, sie aber sogleich herbeirufen lassen wolle.

Ohne die leiseste Ahnung von dem eigentlichen Zweck meines Kommens zu haben, begrüßte mich Eleonore mit sichtlich freudiger Ueberraschung. Ihre Herrschaft, welche sie mehr wie ihr Kind als ihre Dienerin behandelte, war abwesend und darum durfte Eleonore mir den Schloßpark zeigen, der von einer Heerde kleiner Damhirsche bevölkert war. Dabei fühlte ich plötzlich einen schmerzhaften Stich auf der äußern Fläche meiner linken Hand und als ich betroffen auf dieselbe niederschaute, erblickte ich eine hochbeinige Mücke, die mich dermaßen gestochen hatte, daß das rothe Blut hoch aus der Wunde emporsprützte. Zwar erschlug ich sofort den verkleideten Amor sammt seinem verwundenden Pfeil, allein die mir zugleich geschlagene Herzenswunde heilte nicht und so schrieb ich denn am 31. October 1822, am Reformationsfeste und unter dem ersten Läuten der neuen Glocken auf dem jüngst erbauten Thurm der Annenkirche einen über meine ganze Zukunft entscheidenden Brief an Eleonore Könitzer, in welchem ich ihr meine Hand nebst einem sehr bescheidenen Auskommen antrug. Die Antwort hierauf, welche für meine Ungeduld viel zu lange auf sich warten ließ, war eine echt jungfräuliche und die wackere Denkweise meiner Auserwählten offen enthüllende. Sie verwies mich an ihre Mutter, welcher die gute Tochter die Entscheidung über meinen Antrag anheimstellte. Daß ich's kurz mache: wir wurden Brautleute, erfreuten uns der gern ertheilten Zustimmung unsrer Aeltern und feierten das Fest unsrer ehelichen Verbindung am 4. Mai 1823. Ich zählte damals ziemlich 28 und meine liebe Frau 20 Lebensjahre. Ich hatte einen kühnen, aber glücklichen Griff gethan, und wenn das Sprüchwort sagt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, so traf es wenigstens bei mir vollständig ein. Durch meine Verehelichung wurde meine Hypochondrie für immer geheilt und ich in einen zufriedenen, glücklichen und gegen Gott dankbaren Menschen umgewandelt. Je länger wir mit einander verbunden

waren, reſte mehr ſtieg unſere gegenſeitige Liebe, und vereint trugen wir, was Schweres uns von dem himmliſchen Vater auferlegt wurde.

23. Bunte Erlebniſſe.

Manchem meiner Leſer mag es als ein ſehr gewagtes und leichtſinniges Unternehmen erſcheinen, daß ich bei einer Beſoldung von nur 100 Thalern jährlich, zu welchen noch 50 Thlr. von väterlicher Seite kamen, ein Weib nehmen konnte. In den gegenwärtigen Zeiten, wo Alles noch einmal ſo theuer als ſonſt geworden iſt, wäre ein ſolcher Schritt geradezu verwegen zu nennen. Aber meine Verheirathung war eine moraliſche Nothwendigkeit, die mich vor geiſtigem und leiblichem Untergange bewahrte. Mit meiner lieben Frau war ein guter Engel in unſer Haus und unſere Familie eingezogen, der über alle Glieder derſelben Frohſinn und Heiterkeit ausgoß.

Unſere Wirthſchaft war die einfachſte und beſchränkteſte, unſere ganze Wohnung eine einzige Stube in dem erſten Stockwerke des zu dem polniſchen Brauhauſe gehörigen Seitengebäudes, deren zwei Fenſter links neben dem Thore auf die große Meißnergaſſe herausgingen. Dieſe eine Stube ſchied ich durch eine Tapetenwand in zwei. Unſer ganzes Mobiliar beſtand in einem alten Kanapee und ſechs Stühlen, welche ich für 18 Thlr. erkauft und deren Geſtelle mit weißer Oelfarbe angeſtrichen hatte, aus einem Bücher- und Kleiderſchränkchen von weichem, ebenfalls weiß angeſtrichenem Holze, aus einem runden und einem alten größeren Tiſche, an deſſen Geſchichte ſich meine erſten Jugendjahre knüpften, und aus zwei Bettſtellen. Hierzu kamen eine größere und eine kleinere Kommode von Nußbaum nebſt einem großen Spiegel, die meine Frau mitgebracht hatte, und endlich ein Nähtiſchchen, von mir für meine Frau angeſchafft. Deren geſammte Ausſtattung hatte genau 100 Thlr. gekoſtet. Unter unſern einfachen Möbeln prangte aber auch noch ein Pianoforte, deſſen Ankauf 150 Thlr. gekoſtet hatte, die ich mir durch das Ertheilen von beinahe 1500 Privatunterrichtsſtunden erworben.

Einer meiner Amtsbrüder drang eines Tages in mich, meine Zu-

kunft mehr zu ſichern, als bisher geſchehen war. „Laß Dich —“ ſprach er wohlmeinend — „Deinem Vater adjungiren; denn ſonſt, wenn Dein Vater ſtirbt, ſetzt Einſiedel einen Stephanianer an ſeine Stelle und Dir bleibt das leere Nachſehen.“ Dieſe Warnung faßte mein Vater ernſter auf als ich, und er bat ſchriftlich um meine Adjunctur, erhielt aber darauf eine abſchlägige Antwort, jedoch die mündliche Verſicherung unſers Chefs, daß mir meines Vaters Stelle niemand nehmen werde und könne. Später trug er meinem Vater die Stelle eines Oberlehrers und Erziehers an dem Waiſenhauſe und der Armenſchule in Antonſtadt-Dresden an, deſſen bisheriger Waiſenvater wegen Ordnungswidrigkeiten hatte entfernt und verſetzt werden müſſen. Meinen Vater zu der Uebernahme dieſes eben ſo beſchwerlichen als verantwortlichen Poſtens williger zu machen, verſprach man ihm, was man erſt ſeiner Bitte abgeſchlagen hatte: meine Adjunctur. Aber abgeſehen, daß die Amtswohnung des Waiſenvaters eine höchſt beſchränkte, für meine Aeltern unzulängliche und elende war, ſo hätten wir die ſchwere Verpflichtung übernehmen müſſen, wenigſtens 50 verwaiſete Knaben und Mädchen bei Tage und bei Nacht zu beaufſichtigen, zu erziehen und für ihr geiſtiges wie leibliches Wohl zu ſorgen. Mein guter Vater war gewohnt, nach dem Schluſſe des Schulunterrichts ſeinen Wanderſtab zu ergreifen und einen weit vor der Stadt gelegenen Bierort aufzuſuchen, von welchem er erſt am ſpäten Abend heimkehrte. Ich dagegen mußte vom frühen Morgen bis faſt in die Nacht hinein Privatunterricht ertheilen und daher ebenfalls abweſend ſein, hätte überdieß mit den Meinen keine Wohnung in dem Waiſenhauſe gefunden und demnach meine Mutter in der Beaufſichtigung der Waiſenkinder, die ihr unter ſolchen Umſtänden allein zur Laſt gefallen wäre, nicht unterſtützen können. Endlich war das Einkommen jener Stelle nicht größer als das bisherige meines Vaters und das langjährige Wohnen in dem polniſchen Brauhauſe uns ſo lieb geworden, daß wir uns nur mit Wehmuth von derſelben und den uns freundlich geſinnten Mitbewohnern getrennt haben würden.

Dieſe Gründe, die ich mit meinen Aeltern theilte, bewogen dieſelben, das Anerbieten auszuſchlagen.

Eines Morgens trat ein anſehnlicher, ſchwarz gekleideter Herr mit gepudertem Haar und würdevollem Anſtande in die, meiner Leitung anvertraute Oberclaſſe unſrer Schule und gab ſich als unſern neuen, an des verſtorbenen Dr. Tittmanns Stelle getretenen Superintendent zu erkennen. Er kam in der Abſicht, unſere Schule zu inſpiciren. Nachdem der geiſtliche Herr, Dr. Seltenreich, an dem Schreibtiſche meines Vaters Platz genommen hatte, begann er ſeine Prüfung damit, daß er meinen Vater, mich und unſere Schüler anderthalb Stunden lang mit dem Abſingen der ſchwerſten, nur höchſt ſelten in der Kirche vorkommenden Choralmelodieen marterte. Mein Vater, welcher dazu die Orgel ſpielte, mußte auf des Ephorus Befehl die Orgelbank verlaſſen, weil er die Zwiſchenſpiele nicht klar genug von dem Chorale ſchied, und ich ſeine Stelle einnehmen. Nachdem wir Lehrer und die Schüler lange genug abgehetzt und geängſtigt, getadelt und zurecht gewieſen worden waren, gebot mir der Superintendent über eine bezeichnete Bibelſtelle zu catechiſiren. Ich hatte mich auf einen ganz anderen Lehrgegenſtand vorbereitet, wagte aber in meiner Angſt nicht, dem gefürchteten Obern ſolches offen herauszuſagen, ſondern catechiſirte in's Blaue hinein und ſo gut ich vermochte. Endlich dictirte der geiſtliche Herr meinen Schülern einen Aufſatz aus dem Kopfe in die Feder, der überaus ſchwülſtig war und wobei der Herr den nöthigen Schlußſatz vergaß.

Dr. Seltenreich wiederholte mehrmals ſeine Schulviſitationen in eben ſo unerwarteter Weiſe, wobei er zuweilen ſelbſt den Examinator machte und die Schüler abfragte. Allein eine regelrechte Catechiſation hörte ich nie von ihm. Beſonders liebte es Dr. Seltenreich, die politiſchen Fragen der Gegenwart zum Gegenſtande ſeiner Beſprechungen zu erwählen. In meiner Oberclaſſe behandelte er damals den Aufſtand der Griechen gegen die türkiſche Regierung. Einem Lehrer vom Lande gab er einſt bei deſſen Anſtellungsprüfung das Thema zur ſchriftlichen Ausarbeitung auf: „Welche Folgen kann es haben, daß der König von Preußen in dieſen Tagen durch Dresden gereiſt iſt?“ Wie mag der arme Examinand über der Beantwortung dieſer Frage, die jedenfalls nur ein Probeſchuß ſein ſollte, geſchwitzt haben! Wenn

überhaupt die oft sehr sonderbaren Themata, welche unsere Examinatoren zu bearbeiten aufgeben, allgemeiner bekannt würden, so dürfte man bei vielen lächelnd oder auch mißbilligend den Kopf schütteln.

Bisher hatte ich mich einer dauernden Gesundheit erfreut. Allein in den 1800 und zwanziger Jahren stellte sich bei mir plötzlich ein bedenkliches Halsübel ein, das in einem krampfhaften Zusammenziehen der Luftröhre bestand, durch welches ich wiederholt der Gefahr und der Todesangst des Erstickens ausgesetzt wurde. Nachdem diese Anfälle durch Vermeidung aller reizenden Säuren und Spirituosen nachgelassen hatten, trat eine krankhafte Reizung der Luftröhre an deren Stelle, die mir öftere Heiserkeit, Halsdrücken, Halsweh, Brennen und quälende Trockenheit der ganzen Mundhöhle zuzog. Als ich nun eines Morgens völlig heiser aufgestanden war, kam ein Schulknabe mit der Hiobspost in unsere gemeinsame Wohnstube gesprungen: „Der Herr Superintendent ist da!“ Ich klagte demselben meine Halsnoth, die durch meine heisere Stimme bestätigt wurde. Allein der geistliche Herr hatte kein Erbarmen mit mir oder hielt vielleicht mein Leiden für Verstellung, um der Visitation dadurch zu entgehen.

„Es wird schon gehen —“ meinte der Ephorus — „fangen Sie an.“ Das Martern mit veralteten Kirchenmelodieen begann auf's Neue. Dann folgten Catechisation, Rechnen u. s. w. Ich zwang meine Sprachorgane, strengte mich auf's Aeußerste an, sprach mehrere Stunden hinter einander, während mein Vater in seiner Unterclasse unbehelligt blieb, und brachte es durch Angst, Aufregung und Schwitzen glücklich so weit, daß ich zuletzt wieder laut zu reden vermochte. Ich fürchte aber, daß der geistliche Herr diesen Erfolg nicht seiner Parforceur, sondern dem gezwungenen Aufgeben meiner vermeinten Verstellung zugeschrieben hat.

Einst war ich wieder heiser aufgestanden. „Nun fehlte nur noch —“ sprach ich scherzend zu den Meinen — „daß der Herr Superintendent käme.“

Und wirklich kam er in derselben Minute. Ein drolliges Zusammentreffen! Obgleich unsere Oberen mir und noch vielen meiner Amtsbrüder ein kärgliches Zeisigfutter zumaßen, verlangten sie doch,

daß wir uns auf jede Lehrstunde sorgsam vorbereiten und durch fleißiges Studiren fortbilden sollten.

Mein Schul- und Jugendfreund, der nachherige Hofpianist Carl Krägen, übertrug mir den Clavierunterricht, den er einigen Pensionairs des damaligen Vicedirectors der Friedrich-August-Schule, Dr. Blochmanns, bisher ertheilt hatte. Die Stunde wurde mit einem halben Thaler honorirt, was meinem Freunde ein zu niedriger Preis, mir dagegen ein sehr hoher war. Meine Schüler bei Dr. Blochmann waren ein adeliges Brüderpaar, von welchem der Eine, indem ich diese Zeilen schreibe, Generalleutnant und der Andere Oberforstmeister eines kleineren Landes ist. Ihnen an schloß sich später der Sohn des damaligen preußischen Gesandten am sächsischen Hofe. Letztrer vertauschte später die Pension Dr. Blochmann mit dem Cadettenhause zu Dresden, wo ich meinen Unterricht fortsetzte und dabei manchen Blick in das Thun und Treiben der adeligen Junker thun konnte.

Nachdem Dr. Blochmann seine Stelle an der Friedrich-August-Schule aufgegeben und sein so berühmt gewordenes Erziehungsinstitut gegründet hatte, bekam ich einen seiner Pfleglinge, einen jungen Grafen von St., zu meinem Clavierschüler. Derselbe zahlte nur 10 Sgr. für die Unterrichtsstunde und da derselbe binnen 17 Monaten nicht weniger denn 75 Stunden versäumte, wofür ich keinen Deut Entschädigung erhielt, so gab ich mein privatliches Wirken in jenem Institute auf, woran ich vielleicht unklug handelte, indem Dr. Blochmann bei dem Minister v. Einsiedel in hohem Ansehen stand und mir daher viel nützen konnte.

Hier gedenke ich noch eines gering erscheinenden, für mich aber interessanten und in seinen Folgen nützenden Vorfalls.

Eines Tages trat eine unsrer ehemaligen Schülerinnen in meine Wohnung. Sie war jetzt erwachsen und diente als Magd bei einer alten Frau im Nachbarhause.

„Lieber Herr R. —" hob das Mädchen an — „meine Madame läßt Sie bitten, zu ihr zu kommen und ihr einen Brief von ihrer Tochter vorzulesen. Meine Madame kann nämlich weder Geschriebenes lesen, noch hat sie schreiben gelernt, woran ihre Mutter schuld ist, die

behauptet hatte, daß die Mädchen die Kunst des Schreibens gewöhnlich nur zu Liebesbriefen anwendeten. Bisher hat ein alter Advocat das Vorlesen und Beantworten der Briefe besorgt, aber mit dem hat sich unsere Madam gezankt und da habe ich Sie an seine Stelle vorgeschlagen."

Ich folgte der Einladung und fand in einer zwar niederen und beschränkten, jedoch freundlichen Wohnung eine wohlbeleibte, behäbige Matrone von dem Ansehen und der schlichten Kleidung einer Wäscherin. Sie hieß mich willkommen, händigte mir den fraglichen Brief ein und ich begann mit dem Vorlesen. Der Brief fing mit: „Meine liebe Mutter" an und endete mit der Unterschrift: Charlotte, Fürstin von *". Betroffen blickte ich die fürstliche Mutter an und dann in dem Dachstübchen umher, das in gewöhnlicher einfacher Weise ausgestattet war. Die Matrone übertrug mir hierauf die Beantwortung des Briefs in ihrem Namen und ich that solches zu ihrer ausgesprochenen Zufriedenheit. Schließlich bekam ich von ihr ein Geldstück in die Hand gedrückt, das ich trotz meiner Weigerung annehmen mußte und das sich bei näherer Betrachtung als ein Viergroschenstück auswies — freilich ein Honorar, für welches ein Advocat kaum die Feder in Bewegung setzt.

Da mein Secretairdienst eine Reihe von Jahren fortdauerte, so erfuhr ich natürlich die näheren Familienverhältnisse der Mutter und Tochter. Jene war die Ehefrau eines Galanteriehändlers, welcher Mutter und Kind böslich verlassen und dadurch beide in Noth und Elend versetzt hatte. Sich und die Mutter zu ernähren, hatte die Tochter bei dem sächsischen Hoftanzmeister L. das Tanzen erlernt und später bei dem Balletcorps in * eine Anstellung erhalten. Hier hatte sich der Fürst * in die sehr schöne Ballettänzerin verliebt, eine Tochter mit ihr erzeugt und sie nach dem Tode seiner ersten Gattin geheirathet. So spielt die Liebe selbst den feinsten, höchstgestellten und schlauesten Diplomaten, denen man in der Regel kein Herz mehr zutraut, noch immer einen argen Streich! Die Fürstin, eine dankbare Tochter, hatte ihrer Mutter ein sorgenfreies Alter bereitet und ihre Briefe zeugten von ihrer kindlichen Liebe gegen die Urheberin ihrer Tage.

Eines Tages ſagte die Matrone freudig zu mir: „Meine Tochter, die Fürſtin, wird mich nächſtens beſuchen, und dann backe ich ihr zu Ehren einen Gießkuchen, den ſie gern ißt.“

Bald nachher wurde ich zu meiner Frau Nachbarin gerufen, indem deren Tochter angekommen ſei und mich kennen zu lernen wünſche. Ich fand eine ſehr ſchöne, reich gekleidete und in den vierziger Jahren ſtehende Dame vor, welche mich wegen meiner, an ſie im Namen ihrer Mutter geſchriebenen Briefe belobte und mir eine prächtige Porzellantaſſe, in welcher ein ſilberner und vergoldeter Kaffeelöffel und ein Doppellouisd'or lagen, zum Geſchenk machte. Nach einigen Jahren erkrankte die Mutter der Fürſtin ſo bedenklich, daß ſie ſterben zu müſſen glaubte, weshalb ſie gern ihre Tochter noch einmal zu ſehen wünſchte. Deren Gemahl war indeß geſtorben und ſie ſelbſt aus der Reſidenz in eine Provinzialſtadt Schleſiens übergeſiedelt, wohin ich meinen Brief in aller Eile abgehen ließ. Damals gab es noch keine Eiſenbahn in Deutſchland, daher die Fürſtin ſogleich Extrapoſt nahm und Tag und Nacht reiſete, um den Wunſch ihrer Mutter zu erfüllen. Die Fürſtin fährt vor der Wohnung ihrer Mutter vor, ſteigt ſchnell die Treppen hinauf, klingelt mit Haſt und als darauf die Thüre ſich öffnete, ſteht die vermeinte Sterbende, welche ſich eben ſo ſchnell wieder erholt hat, als ſie erkrankt war, vor der Fürſtin. Dieſe benutzte ihre Anweſenheit in Dresden dazu, um vor Gericht feierlich ihren Anſprüchen an die einſtige Hinterlaſſenſchaft ihrer Mutter und zwar zu Gunſten deren Dienſtmädchens zu entſagen, damit daſſelbe deſto treuer und liebevoller die Matrone verpflege. Endlich ſtarb die Mutter der Fürſtin und beſorgte ich auf deren Bitte einen Leichenſtein auf das Grab der im 81. Jahre abgeſchiedenen Matrone. Für dieſe kleine Mühe ſendete mir die großmüthige Fürſtin ein Geſchenk von 30 Thalern zu. Auch nach dem Tode der alten Frau beſtand der Briefwechſel zwiſchen der Fürſtin und meiner geringen Perſon fort. Ja, die hohe Frau beehrte meine niedere Wohnung einmal mit ihrem Beſuche und erfreute mich nach und nach durch die Geſchenke zweier ſilberner Leuchter, einer ſchweren goldenen Doſe und zweier einhundertthäleriger Kaſſenſcheine. Sie erreichte ein faſt eben ſo hohes Alter wie ihre Mutter und ſtarb

endlich, tief betrauert von den Armen ihres Wohnorts, denen sie eine großmüthige Wohlthäterin gewesen war. Da ich kein Schnupfer bin, so stand die goldene Dose seit einer langen Reihe von Jahren unbenutzt da, während die silbernen Leuchter bei festlichen Veranlassungen auf unserm Tische prangen.

26. Ehestandsjahre.

Da unsere kleine Wohnung ohne Küche war, so nahmen wir, ich und meine Frau, unser Mittagsmahl an dem Tische meiner Aeltern ein, wofür ich an diese monatlich sechs Thaler zahlte. Es blieben mir sonach von meiner Besoldung noch $6\frac{1}{2}$ Thaler übrig, und schlimm würde es daher um uns gestanden haben, hätte ich nicht noch durch Privatunterricht eine meine Besoldung übersteigende Summe verdient. Daß bei dieser schweren Sorge und Mühe um das tägliche Brot an ein Fortbilden und gewissenhaftes Vorbereiten auf meinen Schulunterricht nicht zu denken war, läßt sich errathen. Darum jedoch kümmerte sich meine Behörde nicht.

Auf Zureden meiner Mutter, aber ohne mein Vorwissen, hatte meine Frau gemeinschaftlich mit jener ein Viertelloos in der Lotterie gespielt und das ganze Loos 1000 Thaler gewonnen, so daß der Gewinnantheil meiner Frau 100 und etliche Thaler betrug. Ich bin stets dem Streben, auf eine andere Weise als durch Fleiß und Arbeitsamkeit reich zu werden, abhold gewesen und habe deswegen niemals in die Lotterie gesetzt. Indem ich meiner Frau die Nachricht von ihrem Gewinne an ihrem Geburtstage als ein Geburtstagsgeschenk hinterbrachte, ermahnte ich sie zugleich, sich mit diesem einen Silberblicke des Glücks zu begnügen und nie wieder in die Lotterie zu setzen, was sie auch redlich gethan hat.

Am 13. Juli 1824, fünf Vierteljahre nach unserer Verheirathung, gebar meine liebe Frau ihr erstes Kind, ein Mädchen. Dasselbe kam äußerst schwächlich auf die Welt und maß meine Frau die Schuld hiervon einem Falle bei, den sie in den letzteren Monaten ihrer Schwangerschaft über ein, in unserm finstern Corridor gestandenes Fäßchen gethan

hatte. Zu noch größerem Unglück konnte meine Frau dieſes ihr erſtes Kind nicht ſäugen, und da wir zum Miethen einer Amme nicht vermögend genug waren, ſo mußte die arme kleine Emma künſtlich genährt und auferzogen werden. Aus dieſem Grunde nahm das Kind nicht zu, weder an Fülle noch an Kraft, weder an Geſundheit noch an Lebensfreudigkeit. Vielmehr trugen häufig wiederkehrende Huſten- und Fieberanfälle, ja ſogar eine Gehirnentzündung in dem erſten Lebensjahre bei, daß Emma nicht bloß leidend ausſah, ſondern es auch wirklich war. Zu einem Lächeln kam das kleine, faltenreiche Antlitz nicht. Um unſer Töchterchen durch die Wärme unſers eigenen Körpers zu kräftigen, betteten wir es abwechſelnd des Nachts an unſere Seite. Dann aber ließ mich die Sorge, daß Emma im Schlafe von uns erdrückt werden könne, nicht ſchlafen, ſo daß ich am Morgen ungeſtärkt von meinem Lager aufſtand. Kurz, es war ein Angſtkind, das uns unendliche Mühe und ſchwere Sorge bereitete.

Im Jahre 1825 diente bei meinen Aeltern ein fünfzehnjähriges, aber kräftiges Mädchen aus dem Städtchen Wilsdruff, deren Schweſter dort an den ſogenannten ſchwarzen Blattern ſtarb. Als unſer Mädchen von dem Begräbniß der Schweſter zurückkehrte, brachte ſie deren Locken, welche nach damaliger Mode aus Seide gefertigt waren, mit. Jene meiner Frau vor die Stirne haltend, rief das unerfahrene Mädchen frohlockend aus: „Dieſe paſſen ganz zu Ihrem Haar.“ Meine Frau aber überlief hierbei ein heimlicher Schauer, weil die Locken einen eigenthümlichen Geruch beſaßen, und ſie ſchob deshalb die Locken nebſt deren Trägerin von ſich weg. Bald darauf bekam meine Frau heftiges Kopfweh, Uebelkeit, Froſt und Hitze. Es ſtellte ſich ein heftiges Fieber ein; das Kopfweh ward unerträglich und nachdem zwanzig angeſetzte Blutegel tüchtig geſaugt hatten, kamen die wirklichen Pocken zum Vorſchein, obgleich meiner Frau die Kuhpocken in ihrer Kindheit eingeimpft worden waren. Es war ein Fall, der, wie der Arzt ſagte, unter hunderttauſenden ein Mal vorkommt. Unſere kleine, fünfvierteljährige Emma, welche wiederholt bei ihrer pockenkranken Mutter im Bette gelegen hatte, blieb unangeſteckt und erwies ſich ſomit der Schutz der ihr eingeimpften Kuhpocken im vollſten Lichte.

Im Sommer des Jahres 1826 machte eine Jugendfreundin meiner Frau derſelben den Vorſchlag, mit ihr eine kleine, in der Nähe des Prießnitzbachs gemiethete Sommerwohnung zu theilen. In Hinſicht auf unſere, noch immer ſchwächliche Tochter Emma nahmen wir den Antrag gern an und begnügten uns mit der ſehr beſchränkten Räumlichkeit, die uns kaum das Umdrehen erlaubte. Aber unſere Frauen und Kinder benutzten das ſtärkende Prießnitzbad und die letzteren tummelten ſich den ganzen Tag über im Freien herum, was unſere Emma ungemein kräftigte.

Mein älterer Bruder, der ſich ein Jahr eher als ich verheirathete, hatte ſich vor unſrer Neuſtadt, auf dem ehemaligen Feſtungsumkreiſe, einen Bau- und Gartenplatz erkauft, wozu ihm ſein einträgliches Amt und die von unſerm Vater geerbte Sparſamkeit die Mittel dargeliehen hatten. Dieſes Beiſpiel erweckte in mir, der ich von Kindheit an eine beſondere Vorliebe für einen Garten und die Gärtnerei gehegt hatte, die Luſt zur Nachahmung. Der Lotteriegewinn und die Sparpfennige erreichten zuſammen die Summe von 200 Thaler. Dieſe beſchloſſen wir zum Ankauf eines Stückchen Feldes vor unſrer Neuſtadt zu verwenden, und nach einigen mißglückten Verſuchen gelangten wir wirklich in den Beſitz eines ſolchen Feldſtücks, welches 42 Ellen breit, 83 Ellen lang war und, den Scheffel Ausſaat zu 500 Thaler gerechnet, mich 190 Thaler koſtete. Welch' ein unendlicher Reiz in dem Beſitz von Grund und Boden liegt! Mit welcher tiefſinnigen Freude ich und meine Frau unſer neu erworbenes Eigenthum betraten und betrachteten! Es war bereits Herbſt und die Aerndte geborgen, daher auf unſerm Feldſtücke nichts weiter zu ſehen als Stoppeln und etliche einfache Feldblümchen. Dennoch wanderten wir an jedem Abende hinaus auf unſern erſt abgeſteckten Gartenplatz, den wir im Geiſte bereits zu einem Paradieſe umgewandelt ſahen und den ich nur noch mit einem Zaun eingefriedigt zu ſehen wünſchte, um ohne Säumen an die Gartenarbeit gehen zu können.

Hier gehe ich zwei Jahre zurück, um einer Pfingſt-Ferienreiſe zu gedenken, die ich in Begleitung eines Freundes und Amtsgenoſſen zurücklegte. Kurz vor derſelben erkrankte meine Schwiegermutter, die

ich leider als eine Auszehrende kennen gelernt hatte, an einer Bruſtentzündung, die meinen Reiſeplan zu vereiteln drohte. Allein meine Schwiegermutter widerſetzte ſich meinem Dableiben. „Reiſen Sie in Gottes Namen“ — ſprach ſie — „die Reiſe iſt Ihnen eine ſtärkende Arznei und eine nothwendige Erholung von den Mühen Ihres ſauern Berufs. Mein Leben ſteht in Gottes Hand. Wie er's mit mir ſchickt, ſo will ich's tragen. Ich würde nicht ruhig, wenn Sie daheim blieben. Ich habe meine drei Töchter zur ſorglichen Abwartung, einen tüchtigen Arzt und unſern Herrgott zu meinem Beiſtande. Alſo, reiſen Sie!“

Dieſer Rede gehorchend, reiſete ich mit meinem Begleiter ab. Wir machten eine Rundreiſe durch unſer Erzgebirge und erfreuten uns dabei des heiterſten Wetters. Am Abende des ſechſten Tages übernachteten wir in dem Gaſthofe zu Olbernhau, wo wir uns ſehr wohl befanden und in dem erwachſenen, blinden Sohne der Wirthin einen Apoll beſaßen, der uns durch ſein Guitarreſpiel und ſeinen Geſang die Zeit auf das Angenehmſte kürzte. Nach einer ruhevollen Nacht ſaß ich mit meinem Begleiter in unſerm Zimmer am Tiſche und genoß unter heiteren Geſprächen das wohlſchmeckende Frühſtück, wobei die ſchon hochſtehende Sonne ihre hellen Strahlen durch die Fenſter herein ſendete. Plötzlich ertönten aus dem einen Winkel des Zimmers, in deſſen Nähe der Ofen ſtand, drei bange und ſchwere Seufzer: „Ach! ach! ach!“ in abgemeſſenen, kleinen Pauſen hervor, die unſrer Unterhaltung ein ſchnelles Ende machten und uns beſtürzt nach dem Urheber jener Seufzer umblicken ließen. Ein ſolcher war nicht zu entdecken, eben ſo wenig irgend eine Oeffnung in der Wand, durch welche die ſchmerzlichen Töne hätten hereindringen können. Wir unterſuchten den Vorſaal, den Kamin, das benachbarte Zimmer, die feſtverſchloſſenen Schränke, welche die ganze Wand des Vorſaals bis zur Decke hinauf verdeckten — nichts fand ſich vor! Plötzlich erinnerte ich mich meiner Schwiegermutter, welche ich todkrank verlaſſen hatte. Raſch zog ich meine Taſchenuhr hervor und ſprach zu meinem Freunde: „So eben iſt's halb acht Uhr. Wenn in dieſer Zeitſpanne meine Schwiegermutter geſtorben iſt, ſo will ich, was ich bisher feſt bezweifelt habe, an Todesanzeichen glauben.“

Voll der brennendſten Ungeduld legte ich den Heimweg zurück. Als mir meine Frau bei meiner Ankunft freudig entgegen kam, richtete ich die haſtige Frage an ſie: „Wie geht's mit Deiner Mutter?“ Faſt mit Gewißheit fürchtete ich eine trauervolle Antwort zu erhalten, ſah mich aber angenehm getäuſcht. „Gottlob!“ verſetzte meine Frau, „es geht recht gut mit ihr und hat ſie der Arzt außer Gefahr erklärt.“

Man hat berechnet, daß in jeder Secunde ein Menſch auf der Erde ſtirbt. Wenn meine Uhr mit der Dresdener um fünf Minuten aus einander war, ſo gab es in dieſer Zeit 300 Geſtorbene. Konnte nun meine Schwiegermutter nicht zufällig unter jener Zahl Geſtorbener enthalten ſein? Dann hätte ich an Todesanzeichen, die doch geradezu der göttlichen Güte und Weisheit widerſtreiten, feſt geglaubt. Ein ähnlicher Vorfall begegnete einem hochbejahrten Freunde meiner Aeltern, dem die Gattin nach langer, friedlicher, aber kinderloſer Ehe geſtorben war. Die Todte wurde in dem Wohnzimmer aufbewahrt und lag in dem offenen Sarge. Als der Wittwer am Abend vor dem Begräbnißtage ſpät nach Hauſe kommt, nimmt er vor dem Schlafengehen mit einem Kuſſe Abſchied von der Todten und begiebt ſich dann in die angrenzende Schlafkammer. Mitten in der Nacht erweckt ihn ein entſetzlicher Knall, der aus der Wohnſtube ſchallte, aus dem tiefſten Schlafe. Sein erſter Gedanke iſt, daß die Leiche, deren Sarg auf zwei loſe aufgeſtellten Holzböcken ſtand, deren Unſicherheit ihm bereits am Abende aufgefallen war, herabgeſtürzt ſei und einen ſchauervollen Anblick darbieten würde. Wie er mit dem angezündeten Lichte in die Wohnſtube tritt, findet er die Leiche in unveränderter Lage und die Ruhe des Todes über ſie ausgegoſſen. Nun leuchtet der eben ſo furchtloſe als aberglaubenfreie Mann im ganzen Zimmer umher, ob eine der auf den hohen Wandſchränken aufgeſtellten Gypsfiguren oder ein anderer gewichtiger Gegenſtand herabgeſtürzt ſei und den Knall verurſacht habe. Nichts fand ſich und ſchon wollte der Mann mit dem Gedanken auf ſein Lager zurückkehren, daß doch wohl ſeine Frau ihm habe ein Anzeichen auch ſeines baldigen Todes geben wollen, als ihm noch einfiel, den Sargdeckel, welcher unten an den Beinen der Holzböcke lehnte, zu unterſuchen. Und ſiehe! das Räthſel war gelöſt, der ver-

nommene Spuk erklärt. Mitten durch die Länge des Sargdeckels zeigte ſich ein friſcher, breiter Sprung, der Urheber des entſetzlichen Knalles. Wie oft ſchon mag das zu den Särgen verwendete naſſe Holz durch ſein Springen den Glauben an Todesanzeichen erweckt und genährt haben! Es iſt erſtaunlich, welch' einen furchtbaren Knall das Holz beim Springen hervorzubringen vermag. Einſt ſpielte ich mit einer meiner Clavierſchülerinnen vierhändig. Plötzlich fuhren wir beide, tödtlich erſchrocken, von unſern Stühlen empor, weil in dem Innern des Pianoforte zwei ſchnell einander folgende Knalle geſchahen, die ſo ſtark waren als das Losfeuern zweier Schießgewehre. Urſache davon war hier das Springen des Reſonanzbodens.

Im Jahre 1823 fürchtete ich, ſterben zu müſſen. Schon etliche Jahre früher litt meine Geſundheit dadurch, daß ich, meiner Privatſtunden wegen, keine beſtimmte Zeit für mein Mittagsmahl einhalten konnte, dieſem nur wenige Minuten widmete, die Speiſen haſtig und nur halb gekaut verſchlang und obendarein während des Eſſens noch Zeitungen oder belletriſtiſche Schriften las.

Nachdem mich ein würdiger Arzt auf dieſe Uebelſtände, welche der Verdauung höchſt nachtheilig werden und namentlich die ſchlimmſten Unterleibsleiden hervorbringen, aufmerkſam gemacht hatte, zwang ich mich zum langſameren Eſſen und gehörigen Kauen der Speiſen, unterließ auch das Leſen bei Tiſche. Ich legte meine Taſchenuhr neben mich hin, um die Zeit meines Eſſens genau zu bemeſſen. Nachdem ich ſolches 6 Wochen lang fortgeſetzt hatte, zeigten ſich die überraſchendſten Wirkungen dieſer veränderten Lebensweiſe. Meine abgemagerten Wangen füllten und rötheten ſich wieder; ich verdaute beſſer, ſchlief gut und ward heiterer.

Im Jahre 1825 aber war mein Geſundheitszuſtand weit bedenklicher. Ich fühlte in allen meinen Gliedern eine unbeſchreibliche Mattigkeit, daher ich ſtets nur zu ſitzen und zu ruhen ſuchte. Meine Nächte waren ſchlaflos und meine ſonſt geſunde Geſichtsfarbe wandelte ſich zur Leichenbläſſe um. Ich wurde ſo kurzathmig, daß ich keine Viertelſtunde hintereinander ſprechen, ja nicht einmal ein Vaterunſer laut beten konnte. Die Bruſt ſchmerzte mir, und meine Schwäche nahm ſo ſehr

zu, daß ich nicht mehr über die Elbbrücke zu gehen vermochte. Ich hielt mich für unheilbar bruſtkrank und ſah bereits im Geiſte meine junge Frau als Wittwe und meine Tochter als vaterloſe Waiſe. Endlich befragte ich unſern lieben Hausarzt um Rath. Derſelbe ſetzte mir zunächſt Blutegel unter die kürzeren Rippen, verordnete den Gebrauch eines Arzneimittels und verwies vor allen Dingen zur Mäßigkeit in allem meinem Thun. Mein Uebel rührte jedenfalls von verſteckten Hämorrhoiden her, die ſich mir auf die Bruſtorgane geworfen hatten. Nachdem ich durch die Blutentziehung und den Genuß der Arznei eine merkliche Erleichterung fühlte, verfolgte ich die weitere Cur, indem ich zunächſt meine leidenſchaftlich gewordene Sitzluſt überwand und durch Gehen, wie durch allerlei Handarbeiten, mir häufige Bewegung machte. Von großem Nutzen hierbei war das Kleinſpalten des Brennholzes, wodurch das auf der Bruſt angehäufte Blut zertheilt wurde, und ſpäter, nachdem meine Kräfte ſich etwas gehoben hatten, das gemächliche Spazierengehen in den Nadelwäldern, deren kräftiger Harzduft meiner Lunge außerordentlich zuſagte und wohlthat. Die Wiederkehr des eben erwähnten krankhaften Zuſtandes verhütete für immer der Ankauf meines Feldgrundſtücks, in welchem ich, ohne zu übertreiben, Millionen Schaufeln Erde umgewendet oder ausgeworfen habe.

Am 6. December 1826 hielt meine Frau ihre zweite Niederkunft und gebar ein Mädchen-Zwillingspaar, die einander ſo ähnlich waren wie ein Waſſertropfen dem andern. Aber leider kam die eine Kleine todt zur Welt und konnte auch nicht wieder in's Leben gebracht werden. Die Lebende, welche in der Taufe den Namen Anna erhielt, war bei ihrer Geburt ungleich wohlgenährter als unſere erſte Tochter geweſen, lernte ſchnell an der Mutterbruſt trinken und bewies ſich von dem erſten Augenblicke an als ein ſehr ruhiges, uns keine Noth oder Sorge machendes Kind.

Als ich mein Pianoforte für 180 Thaler erkaufte, betrugen die Nebenkoſten — das Trägerlohn — 21 g. Gr. 1 Pfg. — Bei dem Ankaufe meines Feldſtückchens, das nur 10 Thaler mehr als mein Inſtrument koſtete, beliefen ſich die Nebenkoſten auf etliche und 20 Thaler. Das kam daher, weil der damalige Stadtrichter von Neuſtadt-Dresden

und nachherige Bürgermeiſter, Hübler, aus reinem Eigenſinn und Eigenwillen mich zwang, wegen meines Kaufs Bürger zu werden, anſtatt, wie es vormals allgemeiner Gebrauch war, einen Lehnträger annehmen zu dürfen. Die Einreden des Stadtſchreibers, der mir armen Unterlehrer einen bedeutenden Koſtenaufwand erſparen wollte und ſich deshalb auf den üblichen Gebrauch des Lehnträgers berief, ſchlug der Stadtrichter mit dem wiederholten, kategoriſchen Ausſpruche nieder: „Es geht nicht!“ Den Grund hiervon gab der Herr nicht an, und der Stadtſchreiber mußte, heimlich die Achſeln zuckend, ſchweigen. Zu jener Zeit — es war im Jahre 1827 — dünkten ſich die Herren Bürgermeiſter, Senatoren, Syndici, Stadtrichter u. ſ. w. bis zum gemeinen Rathswächter herab, die unumſchränkten Gebieter über die Stadt und deren Bürger zu ſein.

Gleichwie das königliche Gerichtsamt, war auch der Stadtmagiſtrat nicht verpflichtet, Quittung über empfangene Gelder u. ſ. w. zu ertheilen, eben ſo wenig jener jemals öffentlich Rechnung über Einnahme und Ausgabe ablegte. Das Benehmen jener gebietenden Herren war gegen den Bürger und Einwohner der Stadt oftmals ſehr dünkelvoll, ſtolz und grob, wie der ſogenannte, von mir bereits beſchriebene Flegelkrieg bezeugt, der mit ſeinen bedeutenden Koſten durch die Grobheit des Bürgermeiſters Clauswitzer hervorgerufen wurde. Es war ebenſo lächerlich als betrübend, unter welchen Vorwänden man die Koſten des Bürgerwerdens ſo hoch wie möglich hinaufſchraubte. Da ſollte ich z. B., um mein erkauftes Stück Ackerland in Beſitz nehmen zu dürfen, nicht nur Bürger, ſondern auch zugleich noch Nationalgardiſt werden; weil ich aber als Lehrer von dieſer Verpflichtung befreit war, ſofort wieder um meinen Abſchied einkommen. Verſteht ſich, Alles unter Geldopfern! Als ich, um mich zum Bürgerwerden anzumelden, in einem Vorzimmer des Rathhauſes warten mußte, bis mich der betreffende Rathsactuar vor ſich laſſen würde, ſtanden neben mir, gleichfalls harrend, ſämmtliche Viertelsmeiſter der Stadt, aus ſchlichten Bürgern beſtehend, welche der Befehl des regierenden Bürgermeiſters herberufen hatte. Da trat der Stadtſyndicus in das Zimmer und im Nu beugten ſich die breiten Rücken der Viertelsmeiſter tief vor dem

vielvermögenden Manne und ein Chor von Männerſtimmen ſprach mit ehrerbietiger Demuth: „Ganz ergebenſten guten Morgen, mein Herr Stadtſyndicus!“

Dieſer aber ſteuerte, wie ein ſtolzes Linienſchiff zwiſchen niederen, die Segel ſtreichenden Kauffahrern, mitten durch die gekrümmten Viertelsmeiſter, lautlos und ohne ſie eines Blickes zu würdigen, in das Seſſionszimmer hinein. Dieſer Syndicus wurde, gleichwie die übrigen Mitglieder des durch ſein eigenmächtiges Gebahren ſich verhaßt gemachten Magiſtrats, nach dem Volksaufſtande im September 1830 penſionirt und beliefen ſich die Koſten ſeiner Penſionirung in den 30 Jahren, die er noch lebte, gerade auf die große Summe von 36,000 Thalern.

Nachdem alle Bedingungen zu meinem Bürgerwerden erfüllt worden waren und ich die Koſten dafür vorausbezahlt hatte, wurde ich zur Leiſtung des Bürgereids zugelaſſen. Solches geſchah in dem großen Sitzungszimmer des Geſammtraths. Ich ſah hier eine lange, mit grünem Tuch überkleidete Tafel und um dieſelbe eine Anzahl Herren ſitzen, welche ſich vom Wetter, von der Politik, von den Tagesneuigkeiten u. ſ. w. unterhielten, einander die Tabaksroſe anboten und zuweilen ein herzliches Lachen hören ließen. Ich ſtand zwei Schritte von ihnen vor einer erhöhten Baluſtrade, die der Stadtſchreiber einnahm, und ſprach mit erhobenen Fingern die feierliche Eidesformel nach, welche mir jener halblaut vorſagte. Neben mir befand ſich ein kleiner, ſehr dicker Mann, der den ſonderbaren Titel „Ausreiter“ führte. Nachdem die Ceremonie beendigt war, händigte der Stadtſchreiber nicht mir, ſondern dem Ausreiter meinen Bürgerſchein ein. Der Ausreiter ritt mich aus dem Zimmer und übergab mir im Vorſaale den Schein, für welche Bemühung ich ihm ebenfalls die Hand verſilbern mußte. Es war das letzte Geldopfer, welches mich das Bürgerwerden wegen Ankaufs eines Feldſtücks koſtete.

Noch weit bezeichnender für die damaligen Zuſtände iſt folgendes Stückchen. Eines Tags überbrachte mir ein Rathsdiener ein mit dem Rathsſiegel verſchloſſenes, an mich adreſſirtes Schreiben, von denen ganz gleiche er noch ein anſehnliches Packt bei ſich trug. Auf einem Stempelbogen, der die Unterſchrift eines höheren Rathsmitgliedes trug,

wurde mir in zierlicher, weitſchweifiger Schreibweiſe mitgetheilt, daß ich wegen meines erkauften Feldſtücks jährlich einen ganzen und einen halben Pfennig zu den Chauſſeebaukoſten beizuſteuern habe. Da ich für dieſe Bekanntmachung 60 Pfennige bezahlen mußte, ſo betrugen die Koſten derſelben genau eben ſo viel als die mir auferlegte Steuer ſelbſt binnen 40 Jahren! Dieſe Abgabe zu entrichten, mußte ich jedesmal eine Stunde auf den Hin- und Herweg verwenden. Der damalige, außergewöhnlich freundliche Einnehmer dieſer Abgabe ſagte mir, daß ich nur alle zwei Jahre vor ihm zu erſcheinen und dann einen Dreier zu entrichten hätte, was ich dankbar annahm. Um ſo befremdender war's für mich, als nach einigen Jahren ein Exequirer mich an das Abtragen jener Abgabe erinnerte, wofür er deren achtjährigen Betrag für ſeine Mühe beanſpruchte. Urſache dieſer Erinnerung war ein neuer Einnehmer, welcher, als ich ihm das mit ſeinem Vorfahren abgeſchloſſene Uebereinkommen mittheilte in die gemeinſten Grobheiten gegen mich ausbrach. Ob ich nicht wiſſe — ſchrie er mich an — daß Pfennigbruchtheile bei der Steuer für voll zu bezahlen ſeien? Er wolle mir, wenn ich zu unvermögend ſei, den Pfennig aus ſeiner Taſche ſchenken u. ſ. w. Mir war's ja gar nicht um die zwei Pfennige, ſondern nur um den weiten Weg zu thun geweſen, weshalb ich denſelben nur alle zwei Jahre gethan hatte und zwar auf Veranlaſſung des Einnehmers ſelbſt. Jener grobe Beamte, der mir ſo großmüthig den Pfennig aus ſeiner Taſche ſchenken wollte, beſtahl die ihm anvertraute Kaſſe und ertränkte ſich ſpäter im Elbſtrome. Wiederholt beſtahlen Staats- und Stadtbeamte die unter ihren Händen befindlichen Kaſſen, aber niemals war von ihren Vorgeſetzten, durch deren mangelhafte Beaufſichtigung die Beraubung möglich wurde, irgend ein Erſatz zu erſtreiten. So beſtahl z. B. ein ſtädtiſcher Beamter die ſogenannte Servoskaſſe um beinahe 30,000 Thaler. Obgleich die maaßloſe, mit ſeiner Beſoldung in keinem Verhältniß ſtehende Verſchwendung jenes Beamten allgemein erſichtlich und bekannt war, ſo erfolgte doch von deſſen Vorgeſetzten keine Kaſſenunterſuchung und kam deren fortgeſetzte Beraubung erſt durch einen Zufall an den Tag. Die Stadtverordneten führten zwar einen langjährigen Rechtsſtreit gegen jenen pflicht-

vergeſſenen Oberbeamten, allein ohne den mindeſten Erfolg. Aehnliche Beiſpiele ließen ſich noch in Menge anführen und beweiſen dieſelben das Sprüchwort, daß man nur die kleinen Diebe hänge und die großen laufen laſſe.

Um mein erkauftes Feldſtück mit Stacketerie und Bretterzaun einzufriedigen, ein hölzernes Lufthaus darin zu erbauen, einen Brunnen graben zu laſſen und andere dabei nöthige Ausgaben zu beſtreiten, erborgte ich von der zweiten Schweſter meiner Frau, die etliche hundert Thaler großmütterliches Erbe beſaß, 100 Thaler in preußiſchen Staatsſchuldſcheinen, an denen ich, weil ſie damals nur 86 Thaler in Cours ſtanden, nicht unbeträchtlich einbüßte und gleichwohl voll verzinſen mußte.

Unſere bisher inne gehabte, durch eine Tapetenwand getheilte Wohnſtube erwies ſich nach der Vermehrung unſrer Kinder weder ausreichend noch geſund, indem durch den Aufbau des Nachbarhauſes der Rauch aus unſerm Schornſtein niedergedrückt und am Ausſtrömen dergeſtalt behindert wurde, daß nicht nur erſtickende Rauchwolken, ſondern ſelbſt lange Feuerſtrahlen aus dem Zugloche unſerer Ofenthüre in das Zimmer drangen und das Leben unſrer beiden kleinen Kinder gefährdeten, die wir zuweilen ohne Aufſicht in ihren Betten ſchlafend allein laſſen mußten. Es kam uns daher ſehr erwünſcht, daß in dem eigentlichen Brauhauſe eine Dachwohnung frei wurde, die meine Aeltern vor langen Jahren ſchon mit anderen Räumlichkeiten im erſten Stockwerk inne gehabt hatten. Es war dieſelbe Wohnung, aus Stube, Kammer, ſtockfinſtrer Küche und einem Bodenraume beſtehend, welche jene Wäſcherin M. beſeſſen hatte, die ich in meiner „armen Gertrud" als Hauptperſon hingeſtellt habe. Mein Bett ſtand dicht neben der Thüre, an deren Angel ſich der Mann jener Frau aus Verzweiflung gehängt hatte, weil er eine ihm anvertraute Geldſumme im Hazardſpiel verloren hatte. Ohne alle Furcht und jeden Schauer betrachtete ich von meinem Lager aus die verhängnißvolle Thürangel und erkannte dankbar mein glücklicheres Geſchick.

Der jährliche Miethzins für unſere neue Wohnung betrug 24 Thaler, während wir für die verlaſſene nur 20 Thaler bezahlt hatten.

Wir richteten uns ſchnell wohnlich ein und beklagten den Tauſch nicht, obſchon wir dabei die Ausſicht auf die belebte Straße, die geraden Wände und die höhere Zimmerdecke eingebüßt hatten. Da mein geringes Einkommen mir die Anſchaffung eines theuren Stehpultes beim Schreiben nicht geſtattete, gleichwohl das viele Sitzen meiner Geſundheit nachtheilig wurde, ſo half ich mir dadurch, daß ich ein kleines Holzbänkchen auf eine kleine Kommode an der einen Zimmerwand ſtellte und an die letztere einen Drahtleuchter mit einem Inſektlichte aufhing, womit mein Steh-Schreibepult hergeſtellt war.

Vor unſrer jetzigen Wohnung erſtreckte ſich ein ganz finſtrer Gang bis hinter zu jener verhängnißvollen Küche, in welcher, wie ich in den erſten Kapiteln dieſes Buches erzählt habe, durch die Unvorſichtigkeit unſrer Schulknaben 3000 Stück Torfziegel in Brand geſteckt worden waren. Unſere nächſten Nachbarn waren ein ſehr altes Tagelöhner-Ehepaar, das trotz ſeinen ſiebenziger Jahren noch munter und rüſtig arbeitete, aber durch den betrügeriſchen Bankerott eines gräflichen Schurken, dem es ſeine geſammte, ſauer erworbene Erſparniß von 300 Thalern geliehen hatte, um dieſen Nothpfennig gebracht worden war.

27. Tod und Noth.

Nach langjährigen, ſtets ſtärker wiederkehrenden Bruſtleiden ſtarb meine Schwiegermutter am 1. Januar 1828 und hinterließ außer ihren vier Kindern, von denen der einzige Sohn als Kunſtgärtner in Rußland lebte, noch einen Bruder, Namens Zocher, der ſich aber nicht nur völlig theilnahmlos, ſondern ſelbſt feindſelig gegen ſeine Schweſter bewieſen hatte. Er war ein alter, wunderlicher Hageſtolz und Beſitzer eines Gartengrundſtücks, früher Juwelier geweſen, jetzt aber ohne Beſchäftigung, wenn man diejenige ausnimmt, daß er Fliegen fing und ihnen aus Papier geſchnittene Puppenkleider auf den Rücken klebte, wodurch ſie natürlich am Fliegen behindert wurden. Gegen die Kinder ſeiner Schweſter bewies er ſich lieblos, mißtrauiſch und glaubte von ihnen, daß ſie nur ſeines Vermögens und der einſt von ihm zu ver-

hoffenden Erbschaft wegen freundlich gegen ihn seien. Darum setzte er den Freimaurerorden in Dresden zu dem alleinigen Erben seines, gegen 9000 Thaler betragenden Vermögens ein; jener sagte in seinem öffentlichen, dankenden Nachrufe von unserm verstorbenen Onkel, daß derselbe ohne nahe Verwandte gewesen sei. Diese Verleugnung seiner Schwesterkinder von Seiten des Verstorbenen kränkte diese fast noch mehr als der Verlust der Erbschaft, wiewohl dieselbe ihnen von großem Nutzen gewesen wäre.

Meine Schwiegermutter hinterließ einen drei- und einen zweiprocentigen Kammercreditkassenschein von je 1000 Thaler, die sie nach langjährigem Concursprozesse aus den Trümmern ihres eingebrachten Vermögens gerettet hatte. Den dreiprocentigen Schein verwendete der Bräutigam meiner ältesten Schwägerin zum Ankaufe einer Apotheke, den zweiprocentigen bekam ich zur Aufbewahrung, weil es, wegen des niedrigen Courses dieses Papiers nicht räthlich war, dasselbe zu versilbern. Das mütterliche Erbtheil meiner Frau belief sich auf ungefähr 150 Thaler, das in dem halben Anrechte an dem fraglichen Staatspapiere bestand, während die andere Hälfte desselben meinem abwesenden Schwager angehörte. Dessen Abwesenheit machte manche Weiterung mit dem Dresdener Gerichtsamte und manche Unkosten nöthig. Als ich, der zum Generalbevollmächtigten für meinen Schwager ernannt worden war, um eine Quittung über die aufgelaufenen Kosten bat, wurde mir die Antwort zu Theil: „Das Amt hat nicht nöthig, Quittung auszustellen." Da ich aber eine solche zu meiner Legitimation gegen meinen Schwager bedurfte, so mußte ich sie mit 4 g. Gr. bezahlen.

Ist es nicht drollig, daß die Behörde eines protestantischen Landes das alleinige Vorrecht des Papstes — die Unfehlbarkeit — besaß? War es denn eine völlige Unmöglichkeit, daß es unter dem zahlreichen Amtspersonale einen Schurken oder meineidigen Beamten gab, der eine empfangene Geldsumme nicht in's Buch eintrug, sondern unterschlug und dann als unbezahlt nochmals einforderte? In unsrer Zeit ist man endlich eben zu der Einsicht gekommen, daß es in allen Stän-

den vergeßliche und unredliche Menſchen geben könne, und hat darum die Pflicht des Quittirens ohne Ausnahme eingeführt.

An dem Sterbetage meiner Schwiegermutter erkrankte mein Vater, der ſich faſt ſtets einer ungetrübten Geſundheit erfreut hatte, an einem nervöſen Schleimfieber. Mein Vater liebte es, die Speiſen ſtark zu ſalzen und zu pfeffern, ſie ſehr heiß zu genießen und war ein großer Freund aller Säuren, beſonders von recht ſaurem Salat. Hierdurch zog er ſich endlich eine Flechte oder ſogenannte Schwinde an dem rechten Unterbeine zu, die ihn ſtark grimmte und ihm daher ſehr läſtig fiel. Durch den vom Arzt verordneten Genuß mehrer hundert abführenden Pillen verſchwand endlich jene ſalzige Flechte, aber vier Wochen darauf, binnen welchen die Wohlbeleibtheit meines Vaters auffällig abgenommen hatte, befiel ihn jene Krankheit, welche die Kunſt des Arztes nicht zu heben vermochte. Trotz der Anwendung der ſtärkſten Reizmittel war kein Schweiß zu erzielen und darum groß die qualvolle Unruhe des Kranken. Hätte man damals ſchon die ungemeine Heilkraft des kalten Waſſers gekannt und bei meinem Vater angewendet, er würde noch gerettet worden ſein. Bat er doch ſelbſt wiederholt: „Legt mich in kaltes Waſſer!“

Mein Vater, der in ſeinen geſunden Tagen nichts vom Sterben wiſſen oder hören wollte, jeder Leiche und jedem Leichenbegängniſſe von weitem auswich, ſah bei längerem Krankſein ſeinem Ende mit großer Faſſung entgegen. Er befahl mir kurz vor demſelben, ſogleich nach ſeinem Ableben um ſeine Stelle mich zu bewerben, traf noch einige mündliche, letztwillige Anordnungen und endigte nach mehrſtündigem Todeskampfe bewußtlos am 1. Februar 1828, in ſeinem 63. Lebens- und 11. Amtsjahre. Ein langer Zug von trauernden Schülern und Schülerinnen, jeglichen Alters gab ihm das letzte Geleite und ſegnete ſein kaltes, ſtilles Grab unter heißen Thränen ein.

Ich aber war genöthigt, noch in den erſten Tagen des größten Schmerzes und der Trauer zu Pontius und Pilatus zu laufen, um mich für Erwerbung des väterlichen Amtes und Einkommens zu empfehlen.

Da mein Vater ohne Teſtament geſtorben war, ſo gab es, meines

jüngern, noch unmündigen Bruders wegen, manche gesetzliche und lästige Förmlichkeit zu erfüllen, welcher sich mein älterer Bruder eben so eifrig als mit Geschick unterzog. Mein Vater hinterließ ein Vermögen von 6000 Thalern in nominellem Betrag, so daß auf jeden von uns vier Erben ein Antheil von 1500 Thaler fiel. Unter dem meinigen befanden sich 400 Thaler in preußischen Staatsschuldscheinen, womit ich sofort meine, bei meiner jüngeren Schwägerin gemachte Schuld abtilgte.

Da meine Miterben nicht gesonnen waren, die väterliche, mit jährlich 70 Thaler Miethzins zu bezahlende Wohnung ferner beizubehalten, sondern sie Ostern zu kündigen, so fragte ich bei meinem Chef, dem Hofrath M., an, ob ich im Vertrauen, meines Vaters Stelle zu erhalten, dessen Wohnung übernehmen und meine gegenwärtig inne habende kleine Wohnung kündigen könnte? Der Hofrath erzürnte sich fast über meine Anfrage und wiederholte auf's Neue, daß man mir meines Vaters Stelle weder nehmen werde, noch könne. Er beauftragte mich zugleich, einen tauglichen Lehrer zu erwählen, der einstweilen die zweite Classe meiner Schule übernehme. Dieser Auftrag aber wurde eben so schnell durch das Zwischentreten des Ministers v. Einsiedel zurückgenommen, der einen jungen Mann, einen Zögling des v. Fletcherschen Seminars, mit der provisorischen Verwaltung der zweiten Classe betraute.

Um den Minister v. Einsiedel zu sprechen, mußte ich denselben in der Cabinetscanzlei aufsuchen, welche damals in dem rechten Flügel des königlichen Schlosses sich befand. Ich stellte mich dort um 11 Uhr Vormittags ein, mußte aber bis gegen halb drei Uhr warten, weil alle anderen Petenten vor mir armen Unterlehrer zu der Excellenz gelassen wurden, obschon ich eher als sie in dem Vorzimmer erschienen war. Nachdem dieses endlich völlig leer geworden, wurde mir der Eintritt in des Ministers Arbeitsgemach verstattet. Daß mir über dem viertehalbstündigen Harren die Zeit und der Magen entsetzlich lang geworden waren, kann man sich denken. Mit bangklopfendem Herzen stand ich vor der langen, hagern Ministergestalt mit den weingerötheten Wangen und den grauen, stechenden Augen und brachte meine Worte an. Des

Miniſters Antwort lautete hierauf alſo: „Von Ihrem verſtorbenen Vater habe ich viel Gutes gehört; von Ihnen dagegen iſt mir noch nichts bekannt geworden. Ich werde mir jedoch die Gelegenheit hierzu verſchaffen.“ Als ich dem Miniſter noch bemerkte, daß ich verheirathet ſei, zwei Kinder am Leben und das dritte nächſtens zu erwarten hätte, verſetzte jener wie verwundert oder gar mißbilligend: „Schon?!“ „Excellenz —“ entgegnete ich — „ich bin 33 Jahre alt und 14 Jahre im Amte.“ Damit hatte die Audienz, auf die ich ſo lange gewartet, ihr Ende.

Von mir, der ich mit Vorwiſſen und Genehmigung meiner Behörde ſeit Jahren ſchon meinen tauben Vater an unſrer Schule vertrat, von mir, dem dieſer wegen meiner guten und unentbehrlichen Dienſte — wie unſer Chef mündlich ausgeſprochen hatte — einen Theil ſeiner Beſoldung abgetreten, hatte der Miniſter noch gar nichts vernommen! Das war für mich kein gutes Zeichen und die Folge bewies die Wahrheit deſſelben. Der Miniſter v. Einſiedel ſuchte nun die Gelegenheit, über mich und meine Befähigung zum Lehramte Näheres zu erfahren, bei dem Seminardirector Zahn, anſtatt ſich an die beiden Herren Geiſtlichen der Neuſtadt, welche alljährlich die Confirmanden unſrer Schule 3—4 Monate lang zur Confirmation vorbereiten mußten, oder an unſern Superintendenten zu wenden.

Jener Seminardirector Zahn, welcher ſpäter in gleicher Eigenſchaft nach Mörs am Rhein verſetzt wurde, hatte und ſuchte keine Gelegenheit, mein Wirken in der Schule zu beobachten, ſondern ſteckte ſich hinter den jungen Seminariſten, welcher den Unterricht in unſrer zweiten Claſſe übernommen hatte. Dieſer junge Mann, der einem Jeſuitencollegium alle Ehre gemacht haben würde, war nicht ungeſchickt, aber dünkelvoll, auf ſein Wiſſen eingebildet, abſprechend und glaubensſtolz; gegen ſeine Oberen, namentlich gegen den Miniſter und gegen ſeinen Seminardirector, aber deſto demüthiger, beſcheidener und kopfhängeriſcher. Da er recht gut den Wunſch ſeiner Glaubenspartei kannte, jeden Andersdenkenden von Schul- oder Predigtämtern auszuſchließen oder zu entfernen, ſo ſuchte er, um ſich beliebt zu machen, jene Abſicht bei mir nach ſeinen Kräften zu fördern. Ich hatte, wie ich

bereits erwähnt, meinem Vater gegenüber einen böſen Stand und zwar hinſichtlich ſeiner Taubheit, die nicht nur einen gedeihlichen Unterricht ſeinerſeits verhinderte, ſondern auch keine Disciplin aufkommen ließ. Darum fand der Seminariſt die ihm übertragene zweite Claſſe, in welcher ich lediglich den Leſeunterricht ertheilte, auf einer ſehr niedrigen Bildungsſtufe und an keine ſtrenge Disciplin gewöhnt. Die Schuld hiervon maß nun der junge Mann nicht meinem Vater, oder vielmehr nicht unſrer Behörde zu, die meinen Vater bei all ſeiner Taubheit hatte fortwirken laſſen, ſondern mir, dem bisherigen Unterlehrer. Der Director Zahn ſcheint ebenfalls dieſer irrigen Anſicht geweſen zu ſein und dem Herrn Miniſter ſolche mitgetheilt zu haben. Der junge Seminariſt that aber noch mehr, um mich bei ſeinem Director anzuſchwärzen. Unter dem Vorwande, ſeine bei dem Geſangunterrichte gebrauchte Geige aufzuheben, barg er dieſe in derjenigen Stube meiner Wohnung, wo meines Vaters hinterlaſſene Bücherſammlung aufbewahrt wurde. In derſelben brachte er während der Unterrichtszeit halbe Stunden zu, um die Bücher zu durchſtöbern. Unter denſelben befanden ſich Schriften verſchiedener Richtung; z. B. neben denen des bekannten Dinter auch die Predigten Stephans u. ſ. w. Dieſes unbefugte Spioniren in einer fremden Wohnung zeugte von der Unverſchämtheit des jungen Manneß, das meine Mutter, die allein davon Kenntniß hatte, leider nicht verhinderte, die vielmehr aus angeborner Gutmüthigkeit dem jungen proteſtantiſchen Jeſuiten oftmals eine Taſſe Bouillon, Warmbier, Glühwein oder Chocolade darreichte. Der Seminariſt entlieh auch mehrere Bücher meines Vaters, aber nicht aus Lerneifer, ſondern um ſie unter mißbilligendem Kopfſchütteln und frommem Augenverdrehen ſeinem Director vorzuzeigen. Als er denjenigen Theil von Dinters kleinen Reden an Volksſchullehrer, in welchem die Rede vom Teufel enthalten iſt, zurückbrachte, ſagte der junge Menſch mit einer ſchamloſen Dreiſtigkeit zu mir: „Ein Mann, der ſolche Bücher beſitzt, kann nimmer mein Freund ſein.“ Der Seminariſt war, wie die meiſten jungen, angehenden Lehrer, ſehr ſtrng gegen ſeine kleinen Zöglinge, die zwar ungezogen aber durchaus nicht bösartig waren. Meine Mutter wurde einmal Ohrenzeuge, wie jener einem

kleinen Knaben etliche und ſiebenzig Schläge mit dem flachen Lineale auf die Hände ertheilte, weil jener nicht, wie ihm befohlen worden war, ſeine Schulſachen unter der Subſellie, ſondern auf derſelben geborgen hätte. Der Director Zahn beſuchte wiederholt ſeinen Zögling während der Lehrſtunden. Dabei aber vermied er jedes Zuſammentreffen mit mir und nahm deswegen, nicht, wie ſich's doch gebührte, ſeinen Weg durch meine Claſſe, ſondern durch meine Privatwohnung. Ich glaube nicht, daß er durch Lauſchen an meiner Schulſtubenthüre etwas von meiner Lehrweiſe habe erfahren wollen, ſondern er verließ ſich lediglich hierin auf die mir ungünſtigen Berichte ſeines Zöglings.

Nach dem Tode meines Vaters waren ziemlich 3 Monate vergangen, als zur Wiederbeſetzung ſeiner Stelle endlich eine Probe veranſtaltet wurde.

Ich hatte meines Vaters Stelle bereits mehrere Jahre verwaltet und ſollte nun erſt Probe ablegen, ob ich derſelben gewachſen ſei! Wie verhielt ſich ſolches mit der wiederholten Verſicherung meines Chefs, daß mir meines Vaters Stelle niemand nehmen könne und werde? Damit war's noch nicht genug. Man zog neben mir noch zwei andere Bewerber zu der anberaumten Probe!

Obſchon ich mit aller Beſtimmtheit wußte, daß außer des Directors Zahn, noch die Stimme des Paſtors Stephan eine entſcheidende bei der Wiederbeſetzung der väterlichen Stelle war, ſo konnte ich mich doch nicht entſchließen, dem von mir tiefverachteten Heuchler meine Aufwartung zu machen.

Am 24. April 1828 fand die Probe ſtatt. Wie ſehr dem Miniſter v. Einſiedel daran gelegen war, nur Männer von ſeiner religiöſen Richtung als Lehrer angeſtellt zu ſehen, geht daraus hervor, daß er mit noch anderen hohen Perſonen ſeines Glaubens der Probe beiwohnte, welche der Wiederbeſetzung einer nur mit 300 Thalern Beſoldung begabten Stelle galt. Daß unter den Anweſenden auch Stephan nicht fehlte, verſteht ſich von ſelbſt.

Meine beiden Mitbewerber waren ein Lehrer aus einem benachbarten Dorfe Dresdens und ein Predigtamtscandidat, beide der Stephan'ſchen Glaubensrichtung ſtreng ergeben. Der Lehrer war früher

Schneidergeselle gewesen und hatte sich, ohne ein Seminar besucht zu haben, später dem Lehrfache gewidmet. Der Candidat aber blieb weg und lispelte mein Chef dem die Probe abnehmenden Superintendent Seltenreich den Grund davon zu. Jener wurde bald nachher und zwar ohne Probe zum Inspector an der Kinderbesserungsanstalt in Dresden ernannt, nach wenig Jahren aber, wegen unzüchtiger, an den seiner Erziehung anvertrauten Mädchen, begangenen Handlungen, wieder abgesetzt, wie denn die meisten der den strengsten Glauben Heuchelnden in puncto puncti gar arge Sünder zu sein pflegen. Das war in früherer Zeit der Fall mit dem Schneiderkönig Johannes von Leyden, in neuerer mit den Mormonen, mit Stephan und noch sehr Vielen der Fall, die ich namentlich nicht hier anführen will.

„Fangen Sie an!“ gebot mir der Superintendent, und schon trat ich mit hochklopfendem Herzen vor, um mit einem Liedervers zu beginnen. Da näherte sich mein Chef rasch dem Superintendenten und sagte zu ihm, auf mich zeigend: „Er weiß seine Aufgabe noch nicht.“

Was sagst du dazu, lieber Leser und Amtsbruder? Pflegt man einem Candidaten des Predigtamts den Text zu einer von ihm abzuhaltenden Probepredigt erst dann mitzutheilen, wenn derselbe bereits auf der Kanzel steht? Daß der Superintendent an dieser unterlassenen Mittheilung keine Schuld trug, ging aus meines Chefs Rede hervor. Letzterer war hierzu gewiß eben so wenig die Veranlassung, sondern er nur das willenlose und gehorsame Werkzeug jener scheinheiligen Partei, die nur ihre Anhänger mit gleichem Maaße maß und auch das ungerechteste Mittel nicht scheute, um ihre Absichten durchzusetzen. Mein Mitbewerber aber hatte, wie er mir auf meine Frage eingestand, bereits volle 8 Tage vor der Probe seine Aufgabe mitgetheilt bekommen! Die meinige bestand, wie ich nun aus des Superintendenten Munde erfuhr, in Folgendem:

1) Zuerst sollte ich über die lutherische Erklärung des zweiten Glaubensartikels, und zwar über die Worte catechisiren: „Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr —“

2) Hierauf ein Stück aus der Reformationsgeſchichte mit den Kindern durchgehen.
3) Die Begriffe: Liebe, Dankbarkeit, Frömmigkeit catechetiſch entwickeln.
4) Einen an die Tafel geſchriebenen falſchen Aufſatz von den Schülern berichtigen laſſen.
5) Ueberdieß verſchiedene Choräle erſt allein und dann mit den Kindern ſingen.

Meinem Mitbewerber wurde es leichter gemacht. Er mußte, an meine Catechiſation ſich anſchließend:

1) Ueber die folgenden Worte der lutheriſchen Erklärung ſprechen: „Sei mein Herr, der mich verlornen und verdammten Menſchen erlöſet hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und der Gewalt des Teufels.“
2) Ein Stück aus dem Feuerbüchlein vernehmen.
3) Ueber die Briefetiquette ſprechen.
4) Ebenfalls zwei Choräle abſingen.

Die catechetiſche Entwickelung jener drei Begriffe in der kurzen Zeit von etwa 20—30 Minuten war unſtreitig die ſchwerſte unter den mir zugetheilten Aufgaben, und ich hätte denjenigen Pädagogen, und wenn er der Superintendent ſelbſt geweſen wäre, ſehen mögen, der, gänzlich unvorbereitet, jene zur völligen Zufriedenheit gelöſet hätte. Ueber die Worte der lutheriſchen Erklärung des Glaubensartikels hatte ich wiederholt zu catechiſiren gehabt und war mir daher eben nicht ſehr bange davor. Aber der Superintendent hatte unterlaſſen, mir zu ſagen, wie viel Zeit mir zu meiner Catechiſation bewilligt würde, und da ich eine volle Stunde hierzu beſtimmt glaubte, ſo ſprach ich anfänglich im Allgemeinen von dem Glauben überhaupt, hierauf erſt zu den Beweiſen von der Gottheit Chriſti übergehend. Wenn man aber unvorbereitet über einen Gegenſtand ſprechen muß, ſo geſchieht es gewöhnlich, daß man im Eifer und Feuer der Rede die Zeit nicht bemißt und länger ſpricht als man ſollte und wollte. Als ich daher den dritten Beweis der Göttlichkeit Chriſti von meinen Schülern herſagen laſſen wollte, ertönte des Superintendenten hohle

Stimme: „Es iſt genug!“ und mein Mitbewerber kam an die Reihe. Am Kopfhängen, Augenverdrehen und Händefalten ließ es derſelbe nicht fehlen, aber eine richtige, catechetiſche Frage zu bilden, vermochte er nicht. Vielmehr half er den Schülern dadurch auf die von ihm gewünſchte Antwort, daß er deren erſte Silbe ſelbſt ausſprach, genau in der Weiſe, wie man die Anekdote von einem Lehrer erzählt, welcher fragte und dann ſelbſt antwortet: „Was war Jeremias? ein — ein Proph— „Proviſor!“ ſchreien die Kinder. „Was war Paulus? ein — Apo—“ „Apotheker!“

Während meiner religiöſen Unterredung mit den Schulkindern hatte ich wiederholte Störungen zu beklagen, welche dadurch entſtanden und die Aufmerkſamkeit der Schüler in Anſpruch nahmen, daß viele der Herren zu ſpät kamen, wo denn jedesmal die Kinder höflich von ihren Sitzen aufſprangen und dadurch den Faden der Catechiſation verloren. Dennoch glaubte ich, meine Sache wenigſtens beſſer gemacht zu haben als mein Mitbewerber, ſo daß ich am Abende dieſes probenden Tages fröhlich ſcherzend zu meiner Frau ſagte: „Gute Nacht, Frau Oberlehrerin!“ Aber furchtbar ſollte ich enttäuſcht und für meine Vermeſſenheit beſtraft werden. Schon daraus hätte ich Unrath merken können, daß nach meiner abgelegten Probe die Entſcheidung der Behörde über die Maaßen lange ausblieb. Endlich ließ mein Chef mich vor ſich kommen und theilte mir mit kürzen Worten mit, daß man meine Probe für ungenügend befunden hätte, mir aber dennoch die Stelle meines Vaters, gegen 100 Thaler Abzug von der Beſoldung, auf ein Jahr ertheilen wolle, nach deſſen Ablauf ich mich einer nochmaligen Probe zu unterwerfen habe. Bei dieſer Mittheilung fühlte ich in mir das Blut zu Eis erſtarren und wie mein Antlitz eine Leichenfarbe annahm, ſo daß mein Chef ſelbſt einiges Mitleid mit mir hatte und darum wie tröſtend hinzuſetzte, daß nach des Herrn Superintendenten Ausſage es gegenwärtig beſſer um meinen Unterricht ſtehe.

Dieſe letztere Rede mußte ich als eine Unwahrheit, ich will nicht ſagen Lüge, bezeichnen, denn ſeit meiner Probe war der Dr. Seltenreich nicht wieder über meine Schulſchwelle gekommen. Vernichtet,

zermalmt, eine erdrückende Felſenlaſt auf der Bruſt, wankte ich aus dem Zimmer meines Chefs. In dem angränzenden Zimmer fragte mich der Secretair der Armencommiſſion, der an ſchlangengleicher Falſchheit ſeines Gleichen ſuchte, ob ich den mir ſo eben vernommenen Beſchluß einzugehen Willens ſei, was ich in meiner erſten Betäubung mit einem mechaniſch ausgeſprochenen „Ja" beantwortete. Daheim erſchraken meine Frau und Mutter über mein verſtörtes Ausſehen und ſtürmten deshalb mit ängſtlichen Fragen in mich ein. Ich aber vermochte kein lautes Wort hervorzubringen, ſondern verſchlang in fieberhafter Haſt eine Gabel voll von dem auf der Mittagstafel ſtehenden Staudenſalat, weil meine gänzlich ausgetrocknete Kehle nach irgend einer kühlen und ſcharfen Feuchtigkeit lechzte. Dann winkte ich meine Frau abſeits und theilte ihr in abgebrochenen Worten mein Erlebtes mit. Nun, die heißen Thränen, welche eine lange Zeit hindurch von mir, meiner Frau und meiner ſchwer gebeugten Mutter geweint wurden, und die vielen ſchlafloſ verlebten und durchklagten Nächte hat, wie unſere Seufzer, nur der Allwiſſende gezählt.

Buchſtäblich ſollte in Erfüllung gehen, was mein warnender Freund von dem Verfahren des frommen Cabinetsminiſters mir vorausgeſagt hatte.

Nachdem ich einigermaßen meine Beſinnung wieder erhalten hatte, trat die tiefſte Entrüſtung an die Stelle der Zerknirſchung und meine erſte Handlung war, mein dem Secretair gegebenes Ja zurückzunehmen und dagegen auf eine ſchriftliche Erklärung von meiner Hand hinzudeuten.

Das angewendete Verfahren der über mein Schickſal entſcheidenden Männer war ſo beſchaffen geweſen, daß es mir alles Vertrauen auf deren Rechtlichkeit rauben mußte. Ich fühlte die Ueberzeugung in mir, daß man abſichtlich es darauf angefangen habe, mich die Stelle meines Vaters nicht einnehmen zu laſſen. Nur um der öffentlichen Meinung willen, die auf meiner Seite war, wies man nicht geradezu mich zurück, ſondern bewilligte mir zum Schein ein Jahr zu meiner Vervollkommnung und zwar unter einer finanziellen Bedingung, die mir nur zum Schaden anſtatt zum Nutzen gereichen mußte. Nach Ablauf des mir

bewilligten Probejahrs hätte man eine zweite Auflage einer unvorbereiteten Probe mir zugemuthet und dann wieder etwas an derselben auszusetzen und zu tadeln gewußt. Denn welcher Sterbliche könnte wohl mit Bestimmtheit sagen, daß er aus jeder mit ihm angestellten, unvorbereiteten Prüfung seines Wissens völlig tadelfrei hervorgehen werde und müsse? In welcher Gemüthsverfassung, in welcher, alles ruhige Denken raubenden Seelenangst und Befangenheit würde ich eine zweite Probe bestanden haben, die den Stab nicht nur über mein künftiges Schicksal, sondern auch über meinen guten Ruf für immer brechen mußte! Während ich gegenwärtig allgemein bedauert und als Opfer der gleißnerischen Glaubenspartei beklagt wurde, hätte ich dann vor den Augen meiner Mitbürger als Dummkopf dagestanden und das mir zum Privatunterrichte so nöthige Vertrauen gänzlich eingebüßt. Die Stephan'sche Partei dagegen hätte vor den Augen der Welt den Schein gerettet, als habe sie gegen mich noch große Geduld und Nachsicht bewiesen.

Noch muß ich eines Umstands gedenken, der ein Licht mehr auf das feindselige Zusammenwirken der Stephan'schen Partei gegen meine Ernennung zum Oberlehrer wirft. Der reiche Minister v. Einsiedel, der ein Einkommen besaß, wie seitdem nie wieder ein sächsischer Minister, bezahlte seine Diener so gering, daß drei Kinder seines Kutschers unsere Schule als Freischüler besuchten. Das ersparte Schulgeld für dieselben betrug mehr als des Ministers Beitrag zu dem Armenwesen unsrer Stadt. Jene drei Kutscherskinder aber ließen sich überdieß noch an jedem Mittage Essen von meiner Mutter darreichen, ohne daß diese das übliche Kostgeld dafür bezog.

Meine Mutter war nämlich so freundlich, wenn nach Austheilung der Speiseportionen an unsere hundert Kostgänger etwas von dem Essen übrig blieb, solches an andere arme Schulkinder wegzuschenken. Bald genug wurde aus dieser Güte ein Zwang gemacht, so daß zuletzt elf solcher nichts zahlenden Kostgänger gar nicht erst abwarteten, ob etwas Essen für sie übrig bleibe, sondern mit ihren Schüsselchen bei der allgemeinen Austheilung der Mittagskost sich herbeidrängten. Diesen Mißbrauch ihrer Güte duldete meine Mutter bis nach dem Tode ihres

Gatten, wo mit dem Wegfallen von deſſen Beſoldung ſich zugleich das Einkommen meiner Mutter bedeutend minderte. Jetzt erſt beklagte ſich meine Mutter bei mir über die Zumuthung, 11 Kinder ohne Entſchädigung mit Mittagskoſt verſehen zu müſſen. Hierauf verwies ich jenen ihre unbilligen Anſprüche, ermahnte ſie, ihre Aeltern zum Nachſuchen um die Beköſtigung zu vermögen, und bemerkte ihnen, daß bis zu deren Erlangung ſie weiter kein Eſſen zu erwarten hätten. Zu den 11 unberechtigten Koſtforderern gehörten auch, wie ſchon gedacht, die 3 Kutſcherskinder des Miniſters, die bereits eine ſehr lange Zeit ihr Mittagseſſen aus meiner Mutter Hand empfangen hatten. Der Dank dafür beſtand von Seiten der Kutſchersfrau darin, daß ſie meine Mutter und mich hinter unſerm Rücken bei meinem Chef verklagte. Mir gab ſie Schuld, daß ich untauglich und ſchläferig im Unterrichte ſei und keine Disciplin übe, meiner Mutter dagegen, daß ſie die Strickſchreiberin herrunten gemacht und andere Ungehörigkeiten ausgeübt habe. Die Taubheit meines Vaters, die allerdings in beiden Claſſen unſrer Schule eine ſtrenge Disciplin zur Unmöglichkeit gemacht hatte, wurde ſelbſt nach ſeinem Tode zu dem bekannten rothen Faden, der ſich zu meinem Nachtheile durch mein Leben zog und von meinen Widerſachern wiederholt ausgebeutet wurde.

Die Kutſchersfrau hatte jedenfalls ihre verleumderiſche Anklage zunächſt bei ihrem Dienſtherrn, dem Miniſter, angebracht und dieſer ſie damit an meinen Chef verwieſen. Derſelbe ſetzte meine Mutter und mich davon in Kenntniß, wobei er zugleich uns die beruhigendſten Verſicherungen ertheilte, die ſich freilich ſpäter nicht erfüllten.

In meiner ſchriftlichen Eingabe, die ich auf die mir gewordene Entſcheidung meiner Behörde abgehen ließ, beklagte ich mich zunächſt darüber, daß man mich nicht nach meinem 14jährigen, unter den Augen der Behörde geführten Wirken, ſondern lediglich nach einer gänzlich unvorbereiteten, mancherlei Zufälligkeiten unterworfenen und durch viele Störungen unterbrochenen Probe beurtheilt habe. Dann wies ich nach, wie ich von den mir angebotenen 200 Thalern jährlicher Beſoldung nur allein 70 Thaler für die von meinem Vater innegehabte Wohnung und mindeſtens 80 Thaler für ein zu miethendes Dienſt-

mädchen abzugeben hätte und daher von den mir verbleibenden 50 Thaler unmöglich mit Frau und 3 Kindern leben könnte. Bei meiner gegenwärtigen Besoldung von 150 Thalern und bei meinen Privatstunden, die ich nach Uebernahme der Oberlehrerstelle abgeben müßte, stände ich mich ungleich besser und dankte demnach für die mir angebotene Gnade, die für mich keine solche wäre. In aller Ruhe und Höflichkeit sagte ich meinen Feinden die bittere Wahrheit, aber lange noch nicht so, wie sie es verdient hätten. Noch heute bedaure ich, daß ich in meinem Schreiben nicht die Folgerung anzog: Entweder war ich zu der von mir seit Jahren schon vertretenen Stelle eines Oberlehrers befähigt und dann es auch gerecht, mir dessen Einkommen zu gewähren. Oder ich war jenes nicht, und dann durfte man, ohne nicht unverantwortlich gegen unsere Schüler zu handeln, mich nicht so lange die Oberlehrerstelle verwalten lassen.

Was war von einer christlichen Behörde zu halten, die einem in ihren Augen unbefähigt erscheinenden Lehrer das Wohl und Wehe einer Schule ein Jahr lang anvertrauen wollte, dafern er sich mit 200 Thalern begnügen würde? Um 100 Thaler zu ersparen, gedachte man zu gestatten, daß das Seelenheil einer großen Kinderzahl gefährdet würde!

Derselbe sparsame Minister, der diesen Beschluß entweder selbst entworfen oder doch wenigstens gebilligt, hatte, als der König von Spanien um eine sächsische Prinzessin freite, einen Herrn von F. als außerordentlichen Gesandten nach Madrid geschickt, der auf Staatskosten nichts weiter als eine Spazierreise ausführte, nach seiner Rückkehr zu keinem Amte weiter tauglich befunden und darum mit einem sogenannten Wartegelde von jährlich 3000 Thaler, für welche er keinen Finger zu rühren brauchte, verabschiedet wurde!

Als ich unsern Pastor in der Neustadt, Dr. Schmalz, von dem Inhalte meiner schriftlichen Eingabe benachrichtigte, mißbilligte er denselben und meinte, daß ich klüger gethan, wenn ich den mir gemachten Vorschlag angenommen hätte. Er würde dafür gesorgt haben, daß es bei der zweiten Probe gerechter zugegangen wäre. Ohne mein Verwissen hatte der wackere Geistliche ein sehr schmeichelhaftes Zeugniß

meines amtlichen Wirkens meiner Behörde zukommen laſſen, das freilich nach meiner Ablehnung von jener unbeachtet bei Seite gelegt wurde. Vielfach hatten die Aeltern meiner Privatſchüler mir ihre Zufriedenheit über mein Wirken zu erkennen gegeben. Ich hatte mich darüber gefreut, aber niemals daran gedacht, bei meinem Abgange ein ſchriftliches Zeugniß von ihnen mir zu erbitten. Eben ſo hatte ich es unterlaſſen, die beiden Geiſtlichen in unſrer Neuſtadt um ein ſolches anzugehen, weil ich zu feſt auf die mir gegebene Zuſicherung meines Chefs baute. Wie ganz anders machen es jetzt ſehr viele Lehrer, Künſtler, Geſchäftsleute, ja ſogar Schriftſteller, die ihre Gönner u. ſ. w. unaufhörlich um günſtige Zeugniſſe plagen!

Als ich unſern Superintendenten von dem Beſcheid meiner Behörde in Kenntniß ſetzte, erſuchte ich ihn zugleich um die Mittheilung, welche Fehler und Verſtöße ich denn in meiner Probe begangen hätte, um ſolche in Zukunft vermeiden zu können. Dr. Seltenreich war erer ſtellte ſich ganz erſtaunt über mein Mißgeſchick und ſagte mir, daß ich allerdings etwas zu lange in der Einleitung meiner Catechiſation mich aufgehalten habe, daß aber deren Form gut geweſen und ſolche die Hauptſache ſei, entſchuldigte mich auch des erſteren Verſehens wegen, weil ich ja von der mir kurz zugemeſſenen Dauer meiner Catechiſation keine Kenntniß gehabt habe, und bezeigte ſchließlich ſeine Entrüſtung darüber, daß man mir meine Aufgabe erſt in dem letzten Augenblick mitgetheilt habe, während ſolches bei meinem Mitbewerber volle acht Tage vorher geſchehen ſei.

Dieſe Worte des Herrn Superintendenten lauteten gewiß recht tröſtlich für mich und ſetzte ich in die Aufrichtigkeit derſelben gar keinen Zweifel. Als ich aber beſcheiden bat, der Rede eine kleine That, durch ein Zeugniß meines bisherigen Wirkens, folgen zu laſſen, ſo wurde jener mir zugetheilte Troſt eben ſo ſchnell wieder genommen. Meine Bitte brachte den würdigen Mann, der wahrſcheinlich ohne jede Berückſichtigung der Umſtände und vom rein pädagogiſchen Standpunkte aus meine Probe ſtreng beurtheilt hatte, zwiſchen Thür und Angel, das heißt, in die größte Verlegenheit. Dieſe zeigte er dadurch, daß er, der gerade ſeine Portion Kaffee vor ſich auf dem Tiſche ſtehen hatte, eine

große Papierſcheere ergriff und mit ihr unter lautem Schnippſen ſeine Fingernägel beſchnitt. Dabei ſprach er mit ſeiner hohen, aber hohlen Stimme und mit geſenkten Augenlidern: „In loco nicht!“ Ein ähnliches, wider den Anſtand laufendes Nägelbeſchneiden als Ableiter einer großen Verlegenheit habe ich ſpäter noch einmal in einer öffentlichen Sitzung der ſächſiſchen zweiten Ständekammer beobachtet, deren Präſident, der General v. L., jenes Manöver vor den Augen mehrer hundert Zuſchauer ausführte. Was würde man von dem Dorfſchulmeiſter halten und ſagen, der ſich Gleiches zu Schulden kommen ließe?

Lieber Leſer, wenn irgend ein Hochgeſtellter eine deiner Bitten mit der Floskel einer fremden Sprache zurückweiſt, ſo kannſt du tauſend gegen eins wetten, daß du mit deinem Geſuch jenem ungelegen kommſt und ihn in große Verlegenheit verſetzeſt.

Ob des Superintendenten Weigerung darin ſeinem Grund hatte, daß er weder ſeinem, bei meiner Probe gefällten Urtheile, noch ſeiner ſo eben gegen mich geäußerten tröſtlichen Rede geradezu widerſprechen wollte, oder weil er zu große Rückſichten auf den mächtigen Cabinetsminiſter nahm, kann ich nicht ſagen.

Am meiſten war meine gute Mutter zu beklagen, welche ſich gar nicht über mein Mißgeſchick zu beruhigen vermochte. Einestheils betrachtete ſie ſich, weil ſie durch ihre Bitten und Vorſtellungen mich, gegen meine Neigung, zur Erwählung des Lehrerſtandes bewogen hatte, als die Urſache meines traurigen Looſes; anderntheils war ihr der Gedanke überaus ſchmerzvoll, daß ſie nach ſo vieljähriger Koſtverpflegung der armen Schulkinder, welche ihr von allen Seiten die ehrenvollſte Anerkenntniß erworben hatte, ſolche plötzlich aufgeben und in die Unthätigkeit verſetzt werden ſollte. Der junge, die Unterlehrerſtelle in unſrer Schule vertretende Seminariſt, den Schmerz und die Thränen meiner Mutter bemerkend, beſchloß aus Dankbarkeit für die ihm von jener oft zu Theil gewordenen Erquickungen, das zerſtoßene Rohr durch ſeine Tröſtungen wieder aufzurichten. Als Mittel hierzu bediente er ſich eines alten Erbauungsbuchs, mit greulichen Holzſchnitten verunziert. Einer derſelben ſtellte eine an's Kreuz genagelte

Menſchenſeele (!!) vor, nach welcher eine Schaar von Teufeln aus einer Wolkenſchicht der Pfeile viele abſchoß. Die hierzu gehörende, fromme Betrachtung las der junge Mann meiner Mutter mit Pathos vor, und als darnach immer noch nicht deren Kummerthränen verſiegten, ſo ſagte der beſcheidene Jüngling der würdigen Matrone mit dürren Worten und voll Unwillen in's Antlitz, daß bei ihr der heilige Geiſt noch nicht zum Durchbruche gekommen ſei, und wendete ſich zürnend von ihr ab.

Nach Eingabe meiner ablehnenden Erklärung vergingen 5 Monate, ohne daß eine Aenderung in Bezug auf die Stellenbeſetzung erfolgte. Ich verwaltete ferner das Amt eines Oberlehrers, hatte deſſen geſammte Arbeit zu machen, ohne jedoch mehr als meinen bisherigen Gehalt zu beziehen, ſo daß die Behörde acht Monate lang die Beſoldung eines Oberlehrers erſparte. Ob man von mir vielleicht erwartete, daß ich mich anders beſinnen und zu Kreuze kriechen würde? Dann täuſchte man ſich, denn nichts hätte meinen reiflich überlegten Entſchluß wankend zu machen vermocht, und meine muthige Frau billigte denſelben durchaus. Lieber einige irdiſche Vortheile als den guten Namen verloren — lautete unſer beiderſeitiger Wahlſpruch.

Als Michaelis herankam, erſchien unerwartet der Secretair meiner Behörde in Begleitung eines ſehr jungen, hochblonden und ſchwächlich gebauten Mannes in meiner Wohnung und ſtellte mir mit kurzen Worten in jenem meinen nunmehrigen Oberlehrer und Vorgeſetzten vor. Zugleich richtete er an mich die nicht weniger überraſchende Frage, ob ich ſeinem Begleiter meine Wohnung ſofort überlaſſen wollte?

Acht volle Monate hatte man mit der Wiederbeſetzung der Oberlehrerſtelle gezögert und jetzt auf einmal dieſe Eile und dieſe ſchamloſe Zumuthung, ſofort meine Privatwohnung einem Manne einzuräumen, den ich nie geſehen und der mir gleichſam das Brot weggenommen hatte! Freilich bedurfte der neue Oberlehrer meiner Wohnung aus dem Grunde, weil er die Beköſtigung unſrer Armenſchüler übernehmen mußte und der Apparat hierzu in unſrer Küche aufgeſtellt war. Meine früher inne gehabte Wohnung hatte ich zu Johannis gekündigt und

aufgegeben, dagegen die meines Vaters übernommen, dieſe auch neu malen und ſonſt noch herrichten laſſen, was mit namhaften Koſten verknüpft geweſen war. Der junge Mann, der mich verdrängte, war erſt ſeit kurzem als Unterlehrer an der zweiten Armenſchule angeſtellt geweſen, war, wie ſich's von ſelbſt verſteht, ein eifriger Stephanianer, kaum 24 Jahre alt und ſonach als 10jähriger Knabe noch in die Schule gegangen, als ich bereits als Lehrer an meines Vaters Schule wirkte.

Mein neuer Oberlehrer ſprach bei unſrer erſten Zuſammenkunft kein einziges Wort. Dagegen bemächtigte er ſich meiner Rechte, die er mehrere Minuten lang ſchüttelte und wobei er mir mit einem Blicke in die Augen ſah, als wolle er mir in Gedanken das mir angethane Unrecht abbitten.

Tief empört über das grauſame und hartherzige Verfahren meiner Behörde, erwiderte ich dem Secretair auf deſſen unverſchämtes Anſinnen, „daß ich mit meiner Familie und meiner Mutter doch nicht auf der Straße wohnen könne, und da man mir nicht einmal Zeit laſſen wolle, um eine andere Wohnung zu ſuchen, ſo gedächte ich meine bisherige fernerhin zu behaupten."

„Zu deren Räumung kann man Sie allerdings nicht zwingen —" entgegnete der Unterhändler höhniſch — „allein ich gebe Ihnen zu bedenken, daß Sie durch Ihre freimüthige Gegenerklärung auf die Ihnen gewordene Entſcheidung Ihrer Behörde bei dem Cabinetsminiſter noch ſchwärzer als vorher angeſchrieben ſtehen und daß ſich wohl ein Vorwand finden dürfte, der die Kündigung Ihrer Lehrerſtelle ermöglichen könnte."

Nach dieſen Worten ging der Secretair nebſt dem neuen Oberlehrer. Ich dagegen begab mich zu unſerm Paſtor Schmalz, um demſelben, noch voll gerechter Entrüſtung, das eben Vorgefallene mitzutheilen.

Aber der würdige Geiſtliche zeigte ſich mir jetzt als ein wahrer Hirte und chriſtlicher Seelſorger. Er fand zwar meinen Unwillen gerecht, allein zugleich ermahnte er mich, als ein Chriſt und darum verſöhnlich zu handeln. „Laſſen Sie —" ſprach der wackere Mann — „dem jungen Nachfolger Ihres Vaters nicht entgelten, was Ihre Vor-

geſetzten Ihnen zu Leide gethan haben. Er iſt daran unſchuldig. Zeigen Sie vielmehr Ihren Widerſachern durch die That, daß Sie keineswegs ſo unwürdig ſind, als man Sie ausſchreien möchte. Sammeln Sie durch Zuvorkommen, Nachgiebigkeit und fernere Pflichttreue feurige Kohlen auf das Haupt Ihrer Gegner.“ Dieſe Rede übte eine wahrhaft zauberiſche Wirkung auf mich aus. Ich wurde plötzlich wie umgewandelt und gleichſam vom Neuen geboren, indem aus einem zornerfüllten, ja rachbegierigen Menſchen ein verſöhnlicher und ſeines Haſſes ſich ſchämender hervorging. Wenn der Paſtor Schmalz weiter gar nichts in ſeinem Leben für mich gethan als dieſen chriſtlichen Rath mir ertheilt hätte, ich würde ihn als einen meiner größten Wohlthäter anerkennen müſſen. Schon der bloße, ſchnell gefaßte Vorſatz, den Worten des würdigen Seelenhirten zu gehorchen, erfüllte mich mit einer unbeſchreiblichen Ruhe, mit einem innern Frieden, aber auch zugleich mit tiefer Scham über mein feindſeliges Verhalten gegen meinen neuen Oberlehrer. Als ich heimkam, waren meine Frau und meine Mutter, die meinen Unwillen und Zorn getheilt hatten, nicht wenig über die mit mir vorgegangene Veränderung erſtaunt. Als ich ihnen aber die Rede des Paſtors mittheilte, wurden auch ſie ſchnell meines Sinnes und wir beeilten uns, in demſelben zu handeln. Hierbei bewies ſich unſer Wirth, der Beſitzer des polniſchen Brauhauſes, überaus menſchenfreundlich, wie denn nicht nur alle unſere Hausgenoſſen, ſondern auch ſehr viele Bewohner der Neuſtadt unſer Loos bedauerten und uns ihre Theilnahme bezeigten. An die Stelle unſers früheren, bauluſtigen und dadurch tief verſchuldeten Wirths, der nach jahrelanger Haft im Schuldgefängniſſe frei geworden und mit ſeiner zahlreichen Familie verſchollen, war ein Brauherr aus Anhalt-Bernburg getreten, der das polniſche Brauhaus mit allen ſeinen Nebengebäuden für einen Spottpreis erſtanden hatte. Derſelbe, obgleich weniger gebildet wie ſein Vorgänger, bezeigte ſich doch gegen uns ſtets freundlich und gefällig.

Ich hatte, wie ſchon geſagt, im Vertrauen auf das Wort meines Chefs, meines Vaters Wohnung von Oſtern an übernommen und meine bisher inne gehabte kleinere zu Johannis abgegeben. Dieſe

hatte ſeitdem leer geſtanden, weil ſich zu unſerm Glück noch kein Ermiether dazu gefunden. Wie froh wir nun waren, daß wir in unſere niedere Dachwohnung zurückkehren konnten!

Indem wir unſere jetzige, den ganzen erſten Stock einnehmende, neu gemalte, die reizendſte Ausſicht darbietende, umfangreiche Wohnung mit jener wieder vertauſchten, verglich ich uns mit dem kleinen Zwerg Dudeldee und ſeiner Frau, die anfänglich zuſammen einen Topf mit Federn, dann einen königlichen Palaſt bewohnt hatten und endlich in Folge ihres maaßloſen Ehrgeizes wieder in ihren Federtopf zurückkehren mußten. Eine zweite, noch kleinere, in den Hof hinausgehende Wohnung, nur durch jenen, bereits beſchriebenen Corridor von der unſrigen getrennt, ſtand ebenfalls leer und wurde von meiner guten Mutter ermiethet. So kam es, daß ich ſchon des nächſten Tages nach dem Beſuche des Secretairs meinem Chef melden konnte, wie ich meine Wohnung dem neuen Oberlehrer zu überlaſſen geſonnen ſei. Der Letztere war — bezeichnend für das Verfahren der Stephan'ſchen Partei — als der jüngſte Unterlehrer — ganz allein zur Probe für meines Vaters Stelle berufen und ihm nicht — wie mir — ſeine Aufgabe im letzten Augenblicke zugetheilt worden. Derſelbe Miniſter, der mir es gleichſam zum Vorwurf machte, daß ich mit 33 Jahren ſchon Gatte und Vater war, hatte nichts dagegen eingewendet, daß mein neuer, noch nicht volle 24 Jahre alter Oberlehrer bereits Bräutigam mit der Tochter eines ehemals jüdiſchen Rabbiners war, welcher, zum Chriſtenthum übergetreten, als nunmehriger Judenbekehrer in Dresden lebte und dafür von einer engliſchen Geſellſchaft jährlich eine Beſoldung von 100 Pfd. Sterling erhielt.

Meine Frau und ich gewannen es über uns, der Trauung meines Oberlehrers in der Kreuzkirche als Zuſchauer beizuwohnen, und da jene noch vor unſerm Wohnungswechſel vollzogen wurde, ſo räumten wir bereitwillig dem jungen Ehepaare eine unſrer Stuben und Kammern ein. Dieſe ſchmückten wir mit kleinen lichtblauen Aſterblumen aus, die in großer Menge und als letzte Kinder der ſchönen Jahreszeit in unſerm neu hergerichteten Garten blühten. So oft dieſe noch jetzt wieder blühen, erinnern wir uns mit wehmüthiger, aber dankbar

erkenntlicher Freude jener für uns ſo ſchweren und trüben Zeit. Darum wird jene Blume noch immer in meinem Garten fort erhalten.

Bevor noch der Nachfolger meines Vaters ſein Amt antrat, ſagte mir der junge Seminariſt, der unſere zweite Claſſe verwaltete, daß ihm der Miniſter v. Einſiedel die durch das Aufrücken meines Oberlehrers erledigte Unterlehrerſtelle habe antragen laſſen. „Aber —“ fuhr der junge Mann geringſchätzig fort — „für lumpige 150 Thaler diene ich nicht. Mit mindeſtens 200 Thalern muß ich anfangen. Auch ſteht mein Sinn mehr auf das Land als nach der Stadt.“ Wie lautete dagegen die Erklärung deſſelben Sprechers gegen ſeinen Seminardirector, der ihm in des Miniſters Namen jene Unterlehrerſtelle antrug? „Ich fühle mich zu der mir gnädigſt angebotenen Lehrerſtelle noch nicht befähigt und würdig genug und hege keinen andern Wunſch, als mich unter Ihrer umſichtigen Leitung weiter auszubilden,“ welche heuchleriſche Antwort dem Miniſter wörtlich mitgetheilt und von demſelben hoch aufgenommen worden war.

Nachdem mit des Miniſters v. Einſiedels Regiment auch dasjenige der Stephan'ſchen Partei gefallen war, drehte jener junge Mann ebenfalls den Spieß um, verwandelte ſich aus einem ſtreng Rechtgläubigen in einen Vernunftgläubigen und verſpottete nicht nur die von ihm früher befolgte Richtung, ſondern nannte auch den wahren Glauben unter mitleidigem Achſelzucken einen bloßen Autoritätsglauben.

Wahrſcheinlich hielt die Scham, ſein Wort nicht erfüllt zu haben, meinen Chef, den Hofrath M. ab, den neuen Oberlehrer in unſere Schule einzuführen. Einen unſrer beiden Herren Geiſtlichen darum zu erſuchen, fiel der Stephan'ſchen Partei nicht ein, und da jene auch nicht zu der Probe meines neuen Oberlehrers eingeladen worden waren, ſo dürften ſie auch jetzt ihre Mitwirkung verſagt haben.

Ein ſehr junger Regierungs-Referendar von W., welcher ebenfalls ein Anhänger Stephans war, übernahm die Einführung des neuen Oberlehrers. In einer eben nicht ſchwunghaften Anſprache ſtellte er meinen bisherigen Schülern den neuen Oberlehrer vor, ermahnte ſie zum Gehorſam, zur Hochachtung gegen denſelben und zum Fleiße, wendete ſich dann zu dem Seminariſten und ſagte ihm in des Miniſters und der

Armencommission Namen und Auftrage den verbindlichsten Dank für seine bewiesene Treue, Pünctlichkeit und Geschicklichkeit im Lehrfache und schloß mit der Versicherung, daß der Herr Minister für seine weitere Beförderung Sorge tragen würde. Zuletzt kam auch an mich die Reihe, der ich den stummen und eigentlich überflüssigen Zuschauer bei der Scene abgab. Des Referendars Gesicht verfinsterte sich plötzlich, seine Stimme wurde kreischend und sträflich und indem er wiederholt den Elfenbeinknopf seines Spazierstöckchens gegen seine Lippen führte, sprach er: „Und Sie, mein Herr N., werden streng angewiesen, jede Schulversäumniß Ihrer Schüler durch eine schriftliche Anzeige sofort zur Kenntniß Ihrer Behörde zu bringen."

Auf diese gänzlich unmotivirte Zurechtweisung, die hierher wie die Faust auf's Auge paßte, bückte ich mich bejahend. Das war gewiß die originellste Anerkennung meiner vierzehnjährigen, gewiß sehr sauren Amtsführung. Woher dieser Ingrimm eines Mannes gegen mich, den ich heute zum erstenmal zu Gesicht bekam? Meine Schrift, in welcher ich das mir bewilligte Probejahr ablehnte, war nicht bloß in die Hände meiner Gegner, sondern auch in die von Andersdenkenden gekommen. Ich hatte in meinem Schreiben die an mir bewiesene Ungerechtigkeit so klar und schlagend dargestellt, daß sich jener selbst die Stephan'sche Partei, am meisten der Minister — schämen mußte und daß durch sie meine Angelegenheit zur weiten Ausbreitung gelangte. Ich hatte der frömmelnden, scheinheiligen Secte die Gelegenheit benommen, wenigstens den Schein eines gerechten Verfahrens zu behaupten, und das war's, was sie insgesammt gegen mich in den Harnisch jagte. Da ich aber nur die nackte Wahrheit, ohne irgend ein beleidigendes Wort, geschrieben hatte, so konnte man, ohne eine neue Ungerechtigkeit zu begehen, mir weder meine Stelle aufkündigen, noch sonst etwas anhaben.

Jener junge Referendar, welcher seine Galle gegen mich ausgoß, war einer von den Vielen, welche, ihre Geistesarmuth fühlend, Frömmigkeit und Glaubenstreue heuchelten, um dadurch schneller emporzusteigen. Nachdem er auf seine Probearbeit zum Regierungsrath zweimal den Regus bekommen hatte, nahm er seinen Abschied,

erkaufte ſich den Hofrathstitel und ward zum Touriſten. Genau 25 Jahre, nachdem er jene Demüthigung über mich verhangen hatte, trat er in das Zimmer des Hofraths Dr. W., in deſſen Geſellſchaft ich mit noch einigen Bekannten allwöchentlich an einem Abende eine Partie Whiſt ſpielte. Augenblicklich erkannte ich nach ſo langer Zwiſchenzeit den vormaligen Referendar wieder, denn ſein geiſtloſes Antlitz, ſeine großen, grauen, weit hervorſtehenden Augen und ſein glatt geſchorner Rundkopf waren mir unvergeßlich geblieben. Der Hofrath lud ihn als alten Bekannten zum Mitſpielen ein und der Zufall fügte es, daß er zunächſt mein Partner wurde und daher mir gegenüber ſaß. Welche Gefühle dabei in mir ſich regten! Wie die Erinnerung an eine traurige, aber glücklich überſtandene Vergangenheit lebhaft vor mein geiſtiges Auge trat! Auch der vormalige Referendar mochte Aehnliches empfinden. Er nannte mich bei meinem Namen, lobte meine Schriften und warf, wie um ſein einſtiges Verfahren und ſeine frühere Glaubensrichtung zu entſchuldigen, die Behauptung gegen mich hin, daß es um Stephan in ſo fern ſchade geweſen ſei, weil er eine ſo große Gewalt über das Volk beſeſſen habe. Zu demſelben rechnete ſich jedenfalls Herr von W. nicht, ebenſowenig der Graf von Einſiedel wie die übrigen vornehmen Anhänger Stephans. Daher ging aus W.'s Rede hervor, daß man den Paſtor Stephan nur als ein Mittel betrachtet und benutzt hatte, das Volk zu verdummen, um es dann deſto leichter am Gängelbande zu führen.

Mit zwei Kindern war ich aus meinem Dachſtübchen in die väterliche Wohnung hinübergezogen, mit dreien kehrte ich in jenes zurück, indem meine dritte Tochter, Wilhelmine, am 18. Auguſt 1828 geboren worden war. Dieſes Kind ſchrie, ohne leidend oder ſchwächlich zu ſein, vom erſten Augenblicke ſeines Lebens an, ſchrie Tag und Nacht, viele Monate hindurch und gedieh dennoch dabei. Meine Frau behauptete, daß auf das Kind all der Harm, die Galle und der Aerger gefallen ſeien, welche ſeine Mutter wegen meiner Zurückſetzung überkommen hatten.

Acht Monate lang hatte ich alle Arbeiten und Obliegenheiten eines Oberlehrers übernommen, doppelten Miethzins für meine und die

väterliche Wohnung entrichtet, wegen der Beköſtigung unſrer armen Schüler ein Dienſtmädchen im Lohn und Brot erhalten und glaubte um ſo mehr eine Entſchädigung beanſpruchen zu dürfen, als die Armencommiſſion an dem mir vorbehaltenen Oberlehrergehalt eine beträchtliche Erſparniß gemacht hatte. Auf mein desfallſiges Bittgeſuch bewilligte man mir nach monatelangem Harren die Summe von 30 Thlr., jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, allen weiteren Anſprüchen für immer und ſchriftlich zu entſagen. Dieſe Entſchädigung für eine ſo lange Mühwaltung betrug genau ſo viel, als mir die Fürſtin * für die Beſorgung eines Leichenſteins auf das Grab ihrer Mutter geſchenkt hatte.

28. Müſen und Sorgen.

Mein neuer Oberlehrer war ein blonder, ſchwächlicher Mann, das Zuſammenwirken mit ihm aber ein weit erfreulicheres als mit jenem dünkelvollen Seminariſten, der ſich endlich doch noch hatte erbitten laſſen, die ihm zugedachte Stelle anzunehmen. Mein Oberlehrer hing aus innerer Ueberzeugung und Neigung der Stephan'ſchen Partei an, und da er ſeinen Glauben durch Werke — durch eine treue, gewiſſenhafte Amtsführung bethätigte, ſo achtete ich ſeine religiöſe Ueberzeugung und wir wurden gar bald gute Freunde. So haben wir beide faſt drei Jahre lang in Frieden und Eintracht zuſammengewirkt und noch heute ehre ich das Andenken dieſes meines braven Mitarbeiters, der leider in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb.

Nachdem der erſte, ſtärkſte Schmerz über meine Zurückſetzung überwunden war, dachte ich über die Verbeſſerung meiner Lage und über die Zukunft nach. Ich beſchloß in unſrer Antonſtadt eine Privatſchule zu errichten, und theilte dieſes Vorhaben dem würdigen Paſtor Schmalz mit. Dieſer aber redete mir davon ab, weil, wie er ſagte, die Armuth der Antonſtädter mich auf keinen grünen Zweig kommen laſſen würde. Dennoch that ich die nöthigen Schritte zur erforderlichen, obrigkeitlichen Conceſſion. Damals ſtand ein Theil der Antonſtadt unter Amts-, der andere unter Raths-Jurisdiction. Ich

glaubte daher, bei beiden Behörden um die Conceſſion nachſuchen zu müſſen. Der damalige Oberamtmann, Hofrath Pechmann, dem ich mündlich mein Geſuch vortrug, verſprach mir die Conceſſionsertheilung, ſobald ich mein desfallſiges Schreiben eingereicht haben würde. Nicht ſo glücklich war ich bei dem Stadtrath, indem auf meine Bittſchrift noch heute ein Beſcheid oder eine Antwort erfolgen ſoll. Dasſelbe Loos hatte ich, als ich ſpäter um die Schulmeiſterſtelle in dem Dorfe Loſchwitz bei dem Dresdener Stadtrath petirte, von dem ich in beiden Fällen nicht einmal meine beigefügten Zeugniſſe zurück erhielt. Dieſe ſchweigſame Gewohnheit behielt der Magiſtrat auch nach ſeiner radicalen Umgeſtaltung bei und zeichnete er ſich hierin eben nicht vortheilhaft vor den Staatsbehörden aus, welche ſelbſt dem niedrigſten Bittſteller wenigſtens eine Antwort zu ertheilen pflegen. Zu beſſerer Begründung meines Conceſſionsgeſuchs hatte ich mir ein Zeugniß von der Armencommiſſion erbeten und erhalten, in welchem nachgewieſen wurde, daß allein in der Antonſtadt noch gegen 200 ſchulfähige Kinder ohne Unterricht befunden worden waren, ſowie auch in demſelben Zeugniß den von mir als Lehrer bisher geleiſteten Dienſten eine rühmende Anerkennung gezollt wurde. Hierdurch wollte mein alter, guter Hofrath M. an mir wieder gut machen, was er an mir zu thun durch ſeine Ohnmacht verhindert war. Irrig war meine Meinung, daß, wenn ich nur die Conceſſion vom Amte erlangte, ich nicht in ein Haus unter Raths-Jurisdiction meine Schule verlegen dürfte, das für meine Zwecke gerade günſtiger gelegen wäre als eines unter Amts-Jurisdiction. Aus dieſem Grunde wartete ich lange vergeblich auf einen Beſcheid des Stadtraths. Ein zweites Bedenken hielt mich ab, die Erlangung der Conceſſion eifriger zu betreiben. Ich fürchtete nämlich, daß die Einrichtung einer Schule und bevor dieſe in Schwung und Aufnahme käme, mein ganzes väterliches Erbtheil aufzehren dürfte, und da ich in meinem ganzen Leben nichts gewagt habe, ſo zitterte ich vor der Möglichkeit, daß mein beabſichtigtes Unternehmen mißlingen könne. Endlich bewog mich ein dritter Umſtand mein Vorhaben gänzlich aufzugeben. Jedenfalls um unſere Glaubensrichtung kennen zu lernen, dieſe zu überwachen und wo möglich uns zu ſtephaniſiren

wurden wir Armenlehrer ſämmtlich befehligt, unter dem Vorſitz des Seminardirectors Zahn in deſſen Wohnung allmonatlich eine Conferenz abzuhalten. In dieſen Conferenzen hatten die vier Oberlehrer reihum eine religiöſe oder pädagogiſche Abhandlung vorzutragen, die wir vier Unterlehrer in ſchweigſamer Unterwürfigkeit mit anhören mußten, daher ich ſcherzend zu meinen drei Amtsgefährten ſagte: „Wir gleichen den wirklichen Geheimräthen ohne Sitz und Stimme.“ Bei einer ſolchen Conferenz bemerkte der Director Zahn, daß derjenige Lehrer, der in der Antonſtadt eine Schule errichte, ſein Glück machen würde. Dieſe Worte, die auf mich gemünzt zu ſein ſchienen und vielleicht aufrichtig gemeint waren, bewirkten bei mir gerade das Gegentheil ihrer Abſicht und mehr als das Abrathen des Paſtors Schmalz. „Man will dich gern los ſein —“ ſprach ich zu mir — „um einen Stephanianer an deine Stelle zu ſetzen. Gerade nun aber nicht!“ Ich verblieb demnach in meiner Stellung, und was ich damals aus Furcht vor dem Mißlingen, aus Eigenſinn und Trotz zu thun unterließ, hat der himmliſche Vater zu meinem ganz beſonderen Beſten gelenkt. Ueberhaupt iſt meine, von uns ſo viel beklagte und beweinte Zurückſetzung durch Gottes Gnade die Quelle unendlichen Gutes geworden und der ganze Gang meines Schickſals ein ſo klarer Beweis der göttlichen Vorſehung geweſen, daß ich der undankbarſte Menſch ſein müßte, wenn ich jemals an der göttlichen Liebe und Treue hätte zweifeln wollen. Der nächſte Nutzen von meinem vermeinten, widrigen Geſchick war die Selbſterkenntniß, welche die Urſache von jenem nicht bloß in dem Miniſter v. Einſiedel, in dem Paſtor Stephan und deſſen Anhängern, ſondern in mir ſelbſt aufſuchte. Auch ich konnte mich nicht ganz von jenem Dünkel freiſprechen, den man den im Friedrichſtädter Seminar gebildeten Lehrern vorwarf, welche ſich klüger zu ſein einbildeten als ihre anderen Amtsgenoſſen. Dieſer Dünkel, der durch das von den Aeltern meiner Privatſchüler reichlich mir geſpendete Lob genährt worden war, wandelte ſich nun in Demuth und Beſcheidenheit um. An die Stelle des Vertrauens auf die eigene Kraft und auf menſchliche Verſprechungen trat ein feſtes Gottvertrauen, das mir den Muth in den ſchwerſten Prüfungen erhielt und mich mit innerer Ruhe erfüllte.

Eifriger als bisher begann ich auch an meiner geiſtigen Fortbildung und Vervollkommnung zu arbeiten.

Einer jener Conferenzen wohnte der Miniſter v. Einſiedel bei. Er fragte einen jeden von uns nach dem Namen und als ihn endlich die Langeweile befiel, ſo gab er dieſe durch ein wiederholtes, lautes Gähnen kund, wobei er ſeinen weit aufgeriſſenen Mund nicht einmal in üblicher Weiſe mit der Hand bedeckte.

Bei dieſer Gelegenheit wurde mir in meiner Trübſal die erſte Genugthuung zu Theil und bereits einer meiner Widerſacher bloßgeſtellt. Mein Oberlehrer nämlich erſuchte am Schluſſe der Conferenz den Miniſter um eine kurze Unterredung unter vier Augen, um, wie ich nachher von ihm erfuhr, dieſelbe Kutſchersfrau zu verklagen, die meine Wahl zum Oberlehrer zu verhindern geſucht hatte. Jenes Weib hatte, im Vertrauen auf die Stellung ihres Mannes bei dem Miniſter, erwartet, daß die Gattin meines Oberlehrers ihren drei Kindern die tägliche, unentgeltliche Beköſtigung zufließen laſſen werde, ſich jedoch hierin arg getäuſcht. Während bei meiner Mutter elf Kinder in die übrig gebliebenen Broſamen ſich getheilt hatten, erhielt jetzt kein einziges dieſelben, was die Folge hatte, daß die Kutſchersfrau auch gegen den neuen Oberlehrer und deſſen Gattin feindſelig auftrat. Aber dießmal kam ſie übel weg und mochte nun der Herr Miniſter wohl zu der Einſicht gelangen, daß die Anklage ſeiner Kutſchersfrau gegen mich und meine Mutter nur von niedriger Rachſucht eingegeben worden war.

Eine große Freude und Entſchädigung für mein Mißgeſchick gewährte uns das erkaufte Feldſtück, das ich nach und nach in einen baum-, ſtrauch- und weinrebenreichen Garten umwandelte. Mit eigener Hand entfernte ich aus demſelben eine Schicht todten Rieſes, welcher bei Abtragung der in der Nähe befindlich geweſenen großen Kaiſerſchanze aus dem Kriegsjahre 1813 über die benachbarten Felder vertheilt worden war, rajolte den ganzen Erdboden und grub tiefe, umfangreiche Löcher, die ich mit guter Erde ausfüllte und mit Obſtbäumen bepflanzte. Millionen Schaufeln voll Erde, Sand und Ries habe ich umgewendet und zahlloſe Karren voll Steine, Erde, Sand und Aſche fortbewegt. Durch dieſe Arbeiten wuchſen meine Kräfte auffällig und

die Hämorrhoiden entwichen. Wenn ich am Abende müde und hungrig von der Gartenarbeit in mein trautes Dachſtübchen zurückkehrte, trug meine liebe Frau eine Schüſſel voll ſelbſt erbauter, dampfender und wie Roſen aufgeſprungener Kartoffeln auf den Tiſch. Jubelnd verſammelten ſich unſere Kinder um das Lieblingsgericht; wir ſchmauſeten köſtlicher als Könige, tauſchten nicht mit dem Miniſter v. Einſiedel und zuletzt ließ ich die Töne meines Pianoforte erklingen, welche die Freude der Kinder auf den höchſten Gipfel ſteigerten.

Aber neben der Freude gab es auch des Kummers und der Sorgen genug, unter welchen die Krankheiten unſrer Kinder nicht die kleinſten waren. Ein Unglück kommt ſelten allein, ſagt das Sprüchwort, und ſo traf ſich's, daß bald nach meiner Zurückſetzung meine Privatſtunden, die mir mehr einbrachten als mein Schulamt, ſich verringerten. Das bereits etwas geſchmolzene väterliche Erbe nicht noch weiter anzugreifen, entäußerten wir uns aller entbehrlicheren Beſitzthümer und ſchränkten uns auf alle Weiſe ein. Hummels große Pianoforteſchule, die ich mit 8 Thaler praenumerando bezahlt hatte, verkaufte ich mit 2 Thaler Verluſt; eben ſo zwei große, ſilberne Anrichtelöffel, die ich geerbt hatte. Einſt beſaß meine Frau nur noch ein Viergroſchenſtück von ihrem Wirthſchaftsgelde. Sie holte daſſelbe aus dem Beutel hervor, um dafür ein Brot einkaufen zu laſſen. Das Geldſtück entglitt ihrer Hand, fiel auf die Dielen und verſchwand in einem tiefen Mäuſeloche, aus welchem es nicht wieder hervorzubringen war und wo es heute noch begraben liegt. Damals vergeß meine Frau bittere Thränen über dieſen kleinen Verluſt, deſſen Erinnerung uns jetzt große Heiterkeit erregt.

In einer Nacht erwachte einſt unſere älteſte, im fünften Jahre ſtehende Tochter Emma. Angſtvoll ſchreiend zog ſie ihre Beine dicht an den Körper herauf und behauptete, daß lange häßliche Würmer an ihren Ferſen hingen. Zugleich rief ſie, daß die ganze Luft um ſie her mit lauter umherfliegenden Motten angefüllt ſei, die ſie zu erſticken drohten. Der Blick unſers Kindes ſtarrte voll Entſetzen und mit einem unbeſchreiblich furchtbaren Ausdruck in die durch eine Nachtlampe matt erleuchtete Kammer hin und auf einen unſichtbaren Gegenſtand, als

ſähe das Kind das Geſpenſt deſſelben Mannes, welcher ſich vor Jahren an der Angel unſrer Kammerthüre gehenkt hatte. Wir ſelbſt wurden durch den Anblick und die namenloſe Angſt unſers Kindes vom Entſetzen gepackt, hoben es aus ſeinem angeblich mit Würmern angefüllten Bettchen und trugen es in die Wohnſtube. Hier zündeten wir ſo viele Lichter an, als wir beſaßen, holten alle aufzutreibenden Spielſachen herbei und beſchäftigten, während meine Frau mit dem zitternden Kinde auf dem Schooße am Tiſche ſaß, daſſelbe in erdenklicher Weiſe. Es war ein nächtlicher Auftritt, wie wir ihn noch nie erlebt hatten. Mitten im Spielen hielt das Kind inne, langſam wendete es ſein Antlitz nach der linken Achſel um, ſein Blick ward ſtarr, ſein Auge weit und grauenhaft, und gellend durchſchnitt ein Zetergeſchrei das ſtille Stübchen. Dieſer Zufall wiederholte ſich noch etlichemale, bis wir endlich das arme Kind, das vor Mattigkeit zuletzt ſein Auge ſchloß, in ſein Bett zurückverſetzten. Dieſes, mehrere Nächte nach einander ſich erneuernde Treiben des Kindes war ſo furchtbarer Art, daß wir Aeltern ſelbſt vom Entſetzen erfaßt wurden und mit unſerm Kinde zugleich auf denſelben Fleck in der Luft hinſtarrten, wo jenes eine furchtbare Erſcheinung zu haben ſchien. Endlich ſuchten wir bei unſerm Hausarzte Hülfe gegen dieſen nächtlichen Spuk, den abergläubiſche Menſchen gewiß für den des Teufels gehalten haben würden. Nach dem Gebrauch eines Mittels gegen die Würmer kehrten jene nächtlichen Erſcheinungen niemals wieder.

Dieſer Vorfall erinnert mich an einen andern Vorfall. Zur Ehre der Dresdener Geiſtlichkeit bekannte ſich nur noch ein einziges Mitglied derſelben zu Stephans Partei, der Diaconus L. Derſelbe hielt mit mehrern Lehrern Dresdens und der nahegelegenen Dorfſchaften monatliche Conferenzen, zu welchen er auch mich einladen ließ. Lange beachtete ich dieſe Einladungen nicht, bis mich endlich das dringende Bitten meines Oberlehrers, der mich bei der Stephan'ſchen Partei gern in Credit zu ſetzen wünſchte, zum Mitgehen bewog. Die Einrichtung dieſer Conferenzen mißfiel mir gar nicht. Sie wurden mit dem Abſingen eines Liederverſes begonnen und beſchloſſen. Ein in der vorhergegangenen Conferenz aufgegebenes Thema wurde beſprochen und jeder der An-

weſenden nach der Reihe zur Aeußerung ſeiner Meinung darüber veranlaßt. Da man das Gute überall anerkennen ſoll, ſo beſuchte ich jene Conferenzen von nun an regelmäßig, bis die Sache eine ärgerliche Wendung nahm.

Eins der Conferenzmitglieder hatte die Frage aufgeworfen, wie die Lehre der Bibel von den Beſeſſenen in der Schule vorzutragen und zu behandeln ſei? Als die Reihe des Antwortens an mich kam, erklärte ich, daß ich jene Lehre genau nach der Bibel vortragen, zugleich aber auch hinzufügen würde, daß der Teufel jetzt nicht mehr fromme Chriſten beſeſſen machen könne, da ja die Bibel ſelbſt ſage, daß Chriſtus dem Teufel die Macht genommen und ihn gebunden habe mit ewigen Ketten und Banden in Finſterniß. Daher habe man bei Wahnſinnigen, Mondſüchtigen, Epileptiſchen, Taubſtummen und dergl. ärztliche Hülfe anzurufen u. ſ. w. Bei dieſer Rede dachte ich lebhaft an das mit unſerm Kinde Erlebte.

Auf dieſe meine Erklärung wollten der mißbilligenden Stimmen mehrere meinen Unglauben verdammen. Der vorſitzende Diaconus L. aber beugte ſein Antlitz wie erſchrocken auf ſein Protokoll hernieder und ſprach: „Wir wollen mit unſerm R. nicht rechten oder gar ihn verdammen, weil er andern Glaubens iſt als wir. Denn allerdings vermag der Teufel noch immer fromme Menſchen beſeſſen zu machen, wie mir erſt neulich ein Beiſpiel vorgekommen iſt, wo ein ſonſt frommer und rechtgläubiger Mann einen ganzen Tag über gotteslästerlich geflucht hat."

Nachdem die Conferenz zu Ende war und ich mit dem Oberlehrer F., welcher nur aus Furcht vor dem Miniſter Einſiedel jene beſuchte, heimging, ſprach F. bedauernd zu mir: „Lieber R.! heute haben Sie dem Kinde mit der Fauſt in's Auge geſchlagen und dürfen daher in Ihrem Leben auf keine Beförderung mehr hoffen. Denn heute noch bekommt Einſiedel das Conferenzprotokoll zugeſchickt und daß darin Ihrer nicht rühmlich gedacht wird, können Sie ſich denken." „Meinetwegen!" verſetzte ich zornig. „Wenn ich nur durch Heuchelei und Verleugnen meiner innigen Ueberzeugung emporſteigen ſoll, ſo will ich lieber zeitlebens bleiben, was ich bin."

Von Stund an blieb ich aus jenen Conferenzen weg.

Der Diaconus L. war Kassirer bei der sächsischen Bibelgesellschaft und entwendete aus der ihm anvertrauten Kasse nach und nach 600 Thaler, welche der fromme Mann in den Conditoreien und in lüderlichen Häusern verpraßte. Als der Kassendefect endlich an das Tageslicht kam, entschuldigte sich der gläubige Diaconus mit dem Teufel, der ihn verführt habe. Den Defect deckte der Schwiegervater des Diaconus und dessen Vergehen wurde mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt, den man Andersdenkenden bei weit geringeren Fehltritten mit unbarmherziger Strenge entriß. Später beobachtete der Diaconus L. nicht einmal den äußerlichen Schein und führte einen so ärgerlichen Lebenswandel, daß er seines geistlichen Amtes entsetzt wurde und er in der Landesanstalt zu Hubertsburg sein Leben beschloß.

Der Minister v. Einsiedel hatte früher den Diaconus L. zum interimistischen Director des v. Fletcher'schen Seminars in Dresden ernannt. Bei einer mit den Seminaristen angestellten, öffentlichen Prüfung wünschte der Minister, daß diese sich auch über sächsische Geschichte erstrecken möge. Dieses Ansinnen versetzte den Diaconus, der in der sächsischen Geschichte — wie in noch gar vielen pädagogischen Gegenständen — der ärgste Ignorant war, in eine unbeschreibliche Verlegenheit. Aengstlich forschte er in den Reihen seiner erwachsenen Schüler nach einem Buche über sächsische Geschichte und als sich keins vorfand, entschuldigte er sich naiv gegen den Minister: „Es ist kein Buch da." Hierauf wendete der Minister sein Antlitz, indem er die rechte Hand als Schirm vor die dem Diaconus zugekehrte Gesichtsseite hielt, unter einem höhnischen Grinsen seinen anwesenden Freunden zu. Dennoch blieb der angeblich glaubenstreue Diaconus so lange Seminardirector, bis ihn Dr. Zahn ablöste.

23. Der erste Versuch.

Ich war noch unverheirathet, als ich einen Roman zu schreiben versuchte. Das Manuscript erreichte jedoch nur den Umfang eines halben Bogens. Es war der Anfang zu dem später wieder in Angriff

genommenen Roman: „Der Abenteurer wider Willen". Meine Frau fand jenes Manuscript einst unter meinen Papieren, las es und fragte mich neugierig, was das sei? Nachdem ich ihr den Ursprung des Aufsatzes mitgetheilt hatte, bat sie mich, die angefangene Erzählung fortzusetzen. Es würde mir aber niemals eingefallen sein, mich in der Schriftstellerei zu versuchen, wäre ich in die Stelle meines Vaters eingerückt, hätten nicht die Noth und das Beispiel desselben Berufsgenossen mich dazu getrieben, welcher mir mein Schicksal nach meines Vaters Tode vorhergesagt hatte. Derselbe war Lehrer an der Garnisonschule zu Dresden und hatte eine Anweisung zum Rechnen drucken lassen. Wir waren zusammen auf dem Seminar gewesen und kannten uns genau. „Was Freund H. kann —" sprach ich zu mir selbst — sollte ich das nicht auch können?" Gleichwie mein Beispiel viele meiner Berufsgenossen zur Schriftstellerei ermuntert hat, so wurde auch dasjenige meines Freundes H. die Veranlassung, daß ich die Feder zum Schriftstellern ergriff.

Mein väterliches Erbe nicht noch weiter anzugreifen, sondern sicher zu stellen, hatte ich im Spätsommer des Jahres 1829 den Aufbau eines kleinen Wohnhauses auf meinem Gartengrundstück begonnen und dasselbe bis unters Dach gebracht. Es ist dasselbe kleine Parterrehäuschen von nur 3 Fenstern Breite, wie es noch heute unverändert in der Antonstraße steht und eine still vergnügte Familie in sich birgt. Der Winter 1829 begann schon am 15. November mit einem starken Schneefall und dauerte während voller drei Monate mit unveränderter Strenge fort, welche selbst die des Jahres 1812—1813 noch überbot. Während jener kalten Monate schrieb ich meinen ersten Versuch, die Erzählung: Das Pomeranzenbäumchen, zu dessen Wahl mich das bevorstehende Jubelfest des Augsburg'schen Glaubensbekenntnisses bestimmt hatte. Unter Thomas Münzer dachte ich mir den Pastor Stephan und unter dem Helden der Erzählung mich selbst, während für den Minister v. Einsiedel, den ich gar zu gern auch mit gezeichnet hätte, kein historischer Charakter in die Erzählung passen wollte. Diese umfaßte 26 Bogen Manuscript, weil ich anfänglich noch etwas weitläufig und groß schrieb. Die Arbeit wurde mir nicht leicht, weil bekanntlich

aller Anfang ſchwer iſt und ich ſie oft genug unter dem betäubenden Lärm meiner Kinder und anderen Störungen ausführen mußte. Zum Glück hatte ich unter dem väterlichen Erbe ein Stehpult erhalten, ſo daß ich jenes beſchriebene Surrogat nicht ferner bei meinem Schreiben zu benutzen nöthig hatte.

Da mir nach Abzug meiner Schul- und Privatſtunden wenig Zeit vom Tage übrig blieb, ſo rückte die Erzählung nur langſam vorwärts. Nachdem ich ſie endlich vollendet hatte, erachtete ich es für unerläßlich, ſie nochmals auf's Reine zu ſchreiben, was abermals ſehr aufhältlich war. Nun galt es, mein Werk an den Mann zu bringen. Das war eine ſchwere Sache, zu deren Unternehmung mich nur die größte Noth bewog. In früheren Jahren war ich ein Abonnent der Abendzeitung geweſen und hatte mich an deren Erzählungen von van der Velde ergötzt. Von jenen erzählte man, daß ſie von dem Verleger mit 30 Thaler für den Bogen honorirt worden ſeien. Ich packte mein Manuſcript in einen Papierſack und ſendete es nebſt einem Briefe an den Herausgeber der Abendzeitung, an Theodor Hell (Hofrath Winkler). Selbſt zu ihm zu gehen, war ich viel zu ſchüchtern und zu furchtſam. O weh! nach wenigen Tagen erhielt ich mein Manuſcript, jedenfalls ungeleſen, zurück und dazu ein paar Zeilen, in welchen Theodor Hell für meine Zuſendung dankte, jedoch keinen Gebrauch von derſelben machen könne, weil er bereits für das ganze Jahr mit Stoff verſehen ſei. In meiner Hoffnung arg getäuſcht, beſchloß ich noch einen Verſuch zu machen und, falls derſelbe abermals mißlänge, meine Erzählung und die Feder mit ihr in den Winkel zu werfen. Außer der Abendzeitung erſchien damals in Dresden noch ein zweites belletriſtiſches Blatt, „der Merkur", herausgegeben von Ferdinand Philippi. An dieſen wendete ich mich nun und ließ mein Pomeranzenbäumchen nochmals vom Stapel laufen. Sehr bald kam eine Antwort zurück und — o Glück! ohne den Papierſack. Philippi erklärte ſich mit Vergnügen zur Aufnahme meiner Erzählung bereit und wünſchte meine Bedingungen zu vernehmen. Nun erſt bekam ich den Muth, perſönlich mich vorzuſtellen. Philippi empfing mich freundlich und ſagte mir, daß er, gegen ſeine Gewohnheit, meine Erzählung vom Anfang bis zum

Ende durchgeleſen und ſie ihn ſehr angezogen hätte. Zugleich munterte er mich auf, ganz bei der Schriftſtellerei zu bleiben, was ich aber ablehnte. Denn die materielle Aufmunterung, welche Philippi ſeiner mündlichen beifügte, war ganz und gar nicht geeignet, mich meinem Lehrerberufe abwendig zu machen. Er bot mir nämlich, da ich ſelbſt eine Forderung zu ſtellen mich weigerte, für meine Erzählung von 26 Bogen Manuſcript ein Honorar von 10 Thalern! und als ich ihm bemerklich vorſtellte, wie ich mehrere Monate lang daran geſchrieben hätte und nach Abrechnung der Copialien nur wenige Groſchen für den Bogen übrig blieben, ſo entgegnete er, daß ich noch froh ſein müſſe, für meine erſte Arbeit ſchon ein Honorar zu erhalten, und daß andere Schriftſteller ihm gar noch Geld zahlten, um ihre Arbeit gedruckt zu ſehen. Endlich legte Philippi 2 Thaler zu und ſo wurde der Handel abgeſchloſſen.

Da ich befürchtete, daß der Miniſter v. Einſiedel in meiner Schriftſtellerei nur tadelnswürdige Allotria erblicken dürfte, ſo bat ich, daß mein Name nicht beigedruckt würde. Von dem empfangenen Honorar an 12 Thaler kaufte ich für 8 Thaler meiner Frau ein dringend nöthiges Umſchlagetuch und den Reſt verwendete ich in unſere Haushaltung.

Von dem Herausgeber der Abendzeitung hatte ich ein Honorar von mindeſtens 50 Thaler zu erhalten mir geſchmeichelt, wogegen freilich 12 Thaler gewaltig abſtachen. Allein ſpäter ſollte ich gerade in dieſem mir erſt widerwärtig erſcheinenden Umſtande Gottes väterlich waltende und weiſe Vorſehung erkennen. Dieſe hatte mich zu dem rechten Manne geleitet, der mich zwar mit einem geringen Honorar belohnte, mir aber in der Folge zu einem nicht zu berechnenden Vortheil verhalf.

Es war ein eigenthümliches, überaus angenehmes Gefühl, als ich die erſte Nummer meiner Erzählung in die Hände bekam und meine Handſchrift gedruckt vor mir ſah. Aehnlich wird jedem angehenden Autor zu Muthe ſein, und wer einmal von dieſem ſüßen Confect genaſcht hat, verſpürt in der Regel die Luſt zu noch mehreren ähnlichen Genüſſen in ſich. Nur meine Frau wußte um meine Schriftſtellerei,

die ich ſelbſt meiner Mutter ſorglich verheimlicht hatte. Nur erſt, nachdem der Druck des Pomeranzenbäumchens weiter vorſchritt, theilte meine Frau meiner Mutter und noch einer treuen Freundin im Hauſe das Geheimniß mit. Es kitzelte den Anfänger in der Schriftſtellerei, als er günſtige Urtheile über ſein erſtes Machwerk fällen hörte, vorzüglich dann, als ſein älterer Bruder in einer Tabagie mit Begeiſterung von dem Pomeranzenbäumchen ſprach, deſſen unbekannter Verfaſſer lauſchend hinter dem Sprecher ſtand.

Hier gedenke ich eines Vorfalls, der abermals ein Beweis von der väterlich über uns waltenden und wachenden Vorſehung war. Wenn ich bis zum Abend gearbeitet, geſchrieben und mein Abendbrot verzehrt hatte, pflegte ich in eine Tabagie zu gehen und ein Glas Bier zu trinken. Das that ich eines Winterabends. Als ich im Fortgehen an unſere Treppe gelangte, verſpürte ich einen eigenthümlichen Brandgeruch, der aus unſerm dicht an der Treppe gelegenen Holzbehälter zu kommen ſchien. Ich kehrte um und theilte meiner Frau meine Beobachtung mit, worauf wir, mit einem Lichte verſehen, den Holzbehälter öffneten und unterſuchten. Sieh, da ſtand neben den Holzſtößen auf dem Fußboden eine ſogenannte Kehrichthoſe, die mit noch glühender Steinkohlenaſche gefüllt war. Dieſe hatte bereits den Boden der Hoſe durchgebrannt und die darunter befindlichen Dielen gebräunt. Urſache dieſer unverantwortlichen Fahrläſſigkeit war unſere Aufwärterin, ein 13jähriges Schulmädchen, welches, anſtatt wie ihr geheißen worden, die Aſche hinab in den Hof und in den hierzu beſtimmten Behälter zu tragen, dieſelbe aus Trägheit in den Holzbehälter verſetzt hatte. Wäre ich an jenem Abende daheim geblieben und das Feuer in der Nacht und zwar zunächſt der Treppe ausgebrochen, ſo wären wir unrettbar verloren geweſen. Das war die zweite Gefahr des Verbrennens in dieſem Hauſe, welcher wir durch Gottes wunderbare Fügung glücklich entgingen. Dieſe und eine dritte Feuersgefahr, durch eine unter uns wohnende, geiſteskranke Dame herbeigeführt, hatten weſentlich zu dem Vorſatze beigetragen, ein Wohnhäuschen auf meinem Garten zu errichten.

Auffällig war's, daß von dem Tage meiner Zurückſetzung an weder

der Frauenverein, noch der Superintendent jemals wieder den Fuß in unsere Schule setzte. Als ich eines Tages dem Letzteren auf einem Spaziergange begegnete, redete er mich an und fragte leutselig, wie es mir ergehe? Der würdige Herr erfuhr nach Einsetzung der Constitution, welche an die Stelle des Oberconsistorium ein Cultusministerium brachte, wie weh die Zurücksetzung und die dadurch hervorgerufene Kränkung, thue. Die neue Einrichtung behagte nämlich dem geistlichen Oberhirten nicht und er war unklug genug, nicht nur in Gesellschaften, sondern selbst auf der Kanzel mißbilligend sich dagegen auszusprechen, was dem Cultusminister Dr. Müller zu Ohren gebracht wurde. Von da ignorirte derselbe den Superintendent als Consistorialrath und schloß ihn von allen Berathungen und Sitzungen aus, was den alten Herrn tief schmerzte.

Die Apotheke, welche der Ehemann meiner älteren Schwägerin erkauft hatte, lag in einem 12 Meilen von Dresden entfernten Gebirgsstädtchen. Ihre beiden Schwestern — die jüngere, unverheirathet, wohnte bei der älteren — einmal wieder zu sehen, war der lebhafte Wunsch meiner Frau und ich mit demselben einverstanden, wenn sich jene entschließen wollte, mit mir die Hin- und Herreise zu Fuße zu machen, da zu einer Fahrgelegenheit unsere Mittel bei weitem nicht zureichten. Der sorglichen Obhut meiner Mutter und einer treuen Freundin vertrauten wir auf 8 Tage unsere drei Töchter an und wanderten am Pfingstheiligabende des Jahres 1830 aus. In einer kleinen Reisetasche trug ich meinen, und meine Frau in einem Handkörbchen ihren Bedarf an Kleidungsstücken. Bor Freiberg fanden wir eine Fahrgelegenheit, die uns für $^1/_3$ Thaler 2 Stunden weiter brachte, worauf wir am Abende in Oederan zu Fuße anlangten und daselbst übernachteten. Früh um 4 Uhr brachen wir wieder auf. Es war ein klarer Pfingstmorgen und eine tiefe Sabbatsruhe über die ganze Umgegend ausgegossen, die nur durch das Jubiliren der Lerchen in dem blauen Aether unterbrochen wurde. Arm in Arm geschlungen, schritten wir fröhlich und wohlgemuth den Berg hinter Oederan hinan und waren wir die einzigen Wanderer auf der weithin sichtbaren Landstraße. Da vernahmen wir das Rollen eines rasch uns entgegenkommenden

Reiſewagens und erkannten in dem Darinſitzenden unſern Mephiſtopheles — den Miniſter v. Einſiedel! Demſelben zu begegnen, den wir damals für den Zerſtörer unſers Glücks hielten, hatten wir am allerwenigſten erwartet. Er glotzte das innig verſchlungene Ehepaar groß an und wir ihn. Nachdem der Wagen bei uns vorüber war, machte ich einen Freudenſprung, ſchwenkte meine Mütze und jauchzte in die friſche Morgenluft hinein: „O wie viel glücklicher und reicher bin ich als du, mein lieber Graf! Um keinen Preis der Welt tauſche ich mit dir!“

Innig vergnügt wanderten wir weiter und hatten am Abende desſelben Tages die 12 Meilen glücklich zurückgelegt und unſer Reiſeziel erreicht. Nach drei Tagen traten wir die Rückreiſe an; meine Frau auf einem mit Kattunballen beladenen Laſtwagen und ich zu Fuße. Eher als jene langte ich in Chemnitz an, wo wir vereint unſern Weg zu Fuße fortſetzten und abermals in Oederan übernachteten. Meine Frau hatte ſich am erſten Reiſetage, wo wir wiederholt von Regenſchauern heimgeſucht worden waren, die Kniee erkältet und empfand in denſelben einen heftigen rheumatiſchen Schmerz, welcher ihr das weitere Fußreiſen unmöglich machte. Daher ſahen wir uns genöthigt, von Oederan bis Dresden die Eilpoſt zu benutzen, eine Ausgabe von 4 Thalern, die meine kleine Reiſekaſſe vollends ſprengte. Aber noch immer gedenken wir jener kleinen Reiſe mit lebhaftem Vergnügen.

Während unſrer Abweſenheit war die letzte Hand an den innern Ausbau unſers kleinen Wohnhäuschens gelegt worden. Wir fanden meine Mutter im Begriff, daſſelbe mit meinem jüngern Bruder zu beziehen, ſie, die vorher viele Einwände gegen mein Bauvorhaben gemacht und entſchieden erklärt hatte, in ihrer bisherigen Wohnung verbleiben zu wollen. Aber das kleine, neue, licht- und ſonnenvolle Häuschen im Freien und in mitten des Gartens war auch gar zu verlockend gegen die düſtere Dachwohnung im polniſchen Brauhauſe, wohin nur ſelten ein Sonnenſtrahl ſich verirrte. Wir triumphirten ſehr über die unerwartete Sinnesänderung meiner Mutter, deren Gegenwart uns ebenſo erfreulich als nützlich war. Welche Freude und welch' ein Vortheil war es für unſere Kinder, daß ſie den ganzen Tag über im

Freien ſich herumtummeln und auf mannigfache Weiſe vergnügen konnten! Auch für meine Frau war es von Nutzen, weil ſie unſere Kinder weder erſt lange putzen durfte, noch durch deren Ausführen und Beaufſichtigen von ihren häuslichen Geſchäften abgehalten wurde. Da wir in unſerm Garten keine Waſſerfäſſer eingegraben hatten, in welchen unſere Kinder ertrinken konnten, und das Gartenthor ſtets verſchloſſen war, ſo durften wir um ſo unbeſorgter wegen unſrer Kinder ſein. Wir hielten uns damals kein Dienſtmädchen, was meine dürftige Beſoldung nicht zuließ. Meine wackere Frau kochte, ſcheuerte, wuſch, mangelte, plättete, nähete und verrichtete alle ſonſt noch vorkommenden Arbeiten, wobei ich ihr hülfreich zur Seite ſtand, am frühen Morgen die Semmeln bei dem Bäcker in der Neuſtadt holte, das Holz ſägte und klein ſpaltete, die Gartenarbeit beſorgte u. ſ. w. Meine noch rüſtige Mutter ſtand ebenfalls nicht müßig und ſo führten wir ein ſtillvergnügtes und zufriedenes Leben.

Damals ertheilte ich dem 16jährigen Sohne eines ſehr reichen Kaufmanns, der ſich zur Ruhe geſetzt hatte, Muſikunterricht. Derſelbe lebte als ein menſchenfeindlicher Einſiedler, bewohnte ganz allein ein umfangreiches, fürſtlich ausgeſtattetes Gartengrundſtück, quälte ſeine junge Gattin — bereits ſeine dritte — durch maaßloſe Eiferſucht und tyranniſirte ſeine Kinder. Der Sohn dieſes Mannes, mein Schüler, erſchien eines Tages unvermuthet in meiner Wohnung und bat mich mit angſterfülltem Herzen um ein Darlehn von 15 Thalern. Ohne Vorwiſſen ſeines ſtrengen Vaters hatte der Jüngling nebſt noch zwei ſeiner Schulfreunde eine Spazierfahrt in einem Fiſchernachen auf dem Elbſtrome unternommen gehabt. Da ſie in der Schifffahrt gänzlich unerfahren waren, ſo hatte ein Windſtoß das Segel dergeſtalt erfaßt, daß der Nachen umgeſtürzt war und ſeine Ladung in das Waſſer geworfen hatte, wo es gerade am allertiefſten geweſen. Der Eine von den jungen Leuten hatte ſich auf den Boden des umgeſtürzten Nachens gerettet, an deſſen Bord ſich die beiden anderen, bis an die Bruſt im Waſſer hangend, angeklammert hielten. Aus dieſer bedenklichen Lage waren ſie, laut um Hülfe rufend, von drei Landleuten gerettet worden, die in einem Kahne herbeigeeilt waren. Als aber die Geretteten auf dem feſten

Lande ſich befunden, ſo hatten die Retter zu ihnen geſprochen: „Nun, ihr Burſche, thut auf eure Beutelein, wir, eure Retter, wollen bezahlet ſein. Der Mann fünf Thaler, ſo lautet das Geſetz.“ — „Da wir nun —“ fuhr der Erzähler fort — „ſo viel Geld nicht bei uns hatten, ſo ſchrieben die Bauern unſere Namen auf und drohten mit der Anzeige an die Obrigkeit, dafern wir nicht binnen längſtens 3 Tagen die Rettungsgebühren bezahlen würden. Wenn ich aber —“ ſchluchzte der Jüngling — „meinem Vater es ſagte, ſo ſchlüge er mich todt! Darum habe ich meine Zuflucht zu Ihnen genommen. Einer von uns dreien bezieht zu Oſtern die Univerſität, wo er mit Geld ausgeſtattet wird, davon wollen wir Sie bezahlen.“

Mich dauerte der arme Burſche. Obwohl mein Monatsgehalt nur $12^1/_2$ Thaler betrug und daher 15 Thaler ſchon eine bedeutende Summe für mich waren, ſo beſchloß ich doch, meinen Schüler von ſeiner Angſt um jeden Preis zu befreien. Zunächſt ſagte ich ihm, daß jene Landleute gar kein Recht hätten, 15 Thaler Rettungsgebühren zu verlangen. Früher habe die Regierung zwar die Rettung eines gefährdeten Menſchenlebens mit 10 Thaler belohnt, das ſei aber nicht mehr der Fall. Zugleich verſprach ich meinem Schüler, die Angelegenheit ſo zu ordnen, ſo daß er jeder Unannehmlichkeit enthoben würde. Schließlich ließ ich mir von ihm die Namen ſeiner beiden Leidensgefährten mittheilen, worauf ich ihn beruhigt fortſchickte. Da der Vater des einen unglücklich geweſenen Elbſeglers ein Advocat und mir als ein menſchenfreundlicher Mann bekannt war, ſo beſchloß ich, ihn mit der Angelegenheit zu betrauen und ſeinen Rath hierin zu erbitten. Der Advocat wußte nichts von dem Mißgeſchick ſeines Sohnes und unterbrach meine Worte durch den Ausruf: „Ha! nun erſt geht mir ein Licht auf. Mein Junge kam geſtern Abend ganz kleinlaut heim, roch ſtark nach Schiffstheer, mochte nichts eſſen und legte ſich gleich zu Bett. Dummes Zeug mit den 15 Thalern Rettungsgebühren! Aber ich anerkenne, daß die drei Bauern meinem Sohne das Leben gerettet haben, wiewohl ohne eigene Gefahr und große Mühe. Ich werde mich dankbar gegen ſie beweiſen. Von dem dritten Erretteten können ſie freilich nichts zu ſehen bekommen, denn er und ſeine Mutter haben ſelbſt nichts.“ „Und ich —“

ſprach ich — „werde für meinen Schüler auch etwas und zwar nach meinen Kräften thun.“ „Der Pfarrer des Nachbardorfs —“ fuhr der Advocat fort — „in deſſen Nähe das Schifflein kenterte, iſt mein Neffe. Dem werde ich die Sache übertragen und Ihnen dann weitere Nachricht ertheilen.“ Das geſchah. Der Advocat ſchrieb mir ſpäter: „Ich habe den drei Rettern 4 Thaler zuſtellen und ihnen zugleich ſagen laſſen, daß Sie auch für den S. etwas opfern würden.“ Am nächſten Sonntagmorgen erſchienen drei feſtlich gekleidete Bäuerlein bei mir, grüßten verſchämt und brachten unter verlegenem Lacheu ihre Worte an. „Wir haben —“ ſprachen ſie — „die Firma des Kaufmanns S. in ganz Dresden geſucht, aber nicht gefunden.“ „Das iſt Euer Glück geweſen —“ erwiederte ich — „ſintemal der Vater des S. Euch erſtens die Treppe hinabgeworfen und dann mit den Hunden aus ſeinem Hofe gehetzt haben würde. Hier habt ihr 3 Thaler. Dieſe zahle ich Euch aus meinem Beutel, weil mich der S. dauert, obwohl er mich ſonſt nichts angeht.“ Die Bäuerlein dankten ſchön, drückten mir die Hand, wünſchten mir Geſundheit und langes Leben und gingen. Nach einigen Wochen traf ich zufällig den Advocaten, jenes Schiffbrüchigen Vater, auf der Straße. „Gut, daß ich Sie ſehe —“ redete mich jener haſtig an. „Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen. Neulich werde ich auf das Amt citirt. Dort eröffnet man mir, daß unſere drei Bauern eine ſchriftliche Eingabe über die Rettung der drei jungen Leute aus drohender Lebensgefahr bei dem Amte eingereicht und um Verleihung der ſonſtigen Rettungsgebühren nachgeſucht haben. Die von uns beiden ihnen gewordenen 7 Thaler für ihre kurze und gefahrloſe Fahrt waren ihnen noch nicht genug geweſen. Nun, es verſteht ſich, daß die drei unverſchämten Menſchen gehörig abgepfiffen worden ſind. Soll ich Ihnen das hierüber aufgenommene, amtliche Protokoll zur Einſicht zuſenden?“ Dankend lehnte ich dieſes Anerbieten ab, für welches ich wohl gar noch nicht unbedeutende Koſten zu erlegen gehabt hätte.

Wie freudig und wie dankerfüllt mein Schüler die Nachricht von der glücklichen Beilegung der Sache aufnahm! Wie heilig er verſprach meine für ihn gehabte Auslage des eheſten zu erſetzen! Nach etwa zwei Jahren ſtarb ſein Vater und hinterließ — wie man ſagte —

etliche hunderttauſend Thaler. Aber — meine 3 Thaler habe ich bis heute, nach mehr wie 30 Jahren, nicht wieder erhalten. Einmal begegnete mir mein ehemaliger Schüler und Schuldner, als er zum jungen, mündigen Manne geworden war. Bei meinem Anblick wurde er blutroth und das war Alles! Und ich hätte mich, um ihm zu helfen, mit meiner kleinen Habe für eine zehnfach größere Summe verbürgt, wenn er deren benöthigt geweſen wäre! So aber geht's in der Welt gar oftmals zu!

Wir waren erſt wenige Tage in unſer Häuschen übergeſiedelt, als die dritte Jubelfeier der Augsburg'ſchen Confeſſion ſtattfand und, die nächſte Veranlaſſung zu dem, am 9. September deſſelben Jahres ausgebrochenen Volksaufſtande wurde.

Unſer damaliger König Anton galt für einen ſehr eifrigen Katholiken und aus dieſem Grunde beſchränkte Dresdens liebedieneriſcher Stadtrath die Feier des Feſtes und legte ſogar der Bürgerſchaft, welche auf ihre Koſten zur Erhöhung jener beitragen wollte, abſichtlich Hinderniſſe in den Weg. Das hierüber erbitterte Volk verſammelte ſich am Abende des erſten Feſttages vor dem finſter gelaſſenen Stadthauſe, das ſonſt bei weit geringeren Veranlaſſungen illuminirt wurde, ſang das Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott", und Einer ſprach mit lauter Stimme Witſchels bekannte Umſchreibung des Vaterunſers her, worauf der Haufe in die Antonſtadt vor das Landhaus des als einen eifrigen Vorkämpfer des Proteſtantismus bekannten Paſtor Schmaltz zog, um demſelben ein Lebehoch auszubringen. Jedenfalls würde es bei dieſer unbedeutenden Kundgebung geblieben ſein, hätte ſich nicht die Militairbehörde mit einem voreiligen Eifer und einer nicht zu entſchuldigenden Strenge hineingemengt. Der durch den Paſtor Schmaltz zur Ruhe ermahnte und darum ſtillfriedlich nach der Altſtadt zurückkehrende Volkshaufe wurde von Reiterſchaaren auseinander geſprengt und flüchtete erbittert, und unter Heulen und Pfeifen, die große, Brühl'ſche Freitreppe hinan, wohin ihm jene nicht zu folgen vermochten. Am dritten Feſttage, einem Sonntage, unterſagten öffentliche Anſchläge das Zuſammenrotten von mehr wie drei Perſonen auf den Straßen und Plätzen der Stadt, das Verweilen und Betreffen auf denſelben

nach 10 Uhr Abends und das Auflaſſen der Hausthüren nach dieſer Zeit. Zahlreiche Patrouillen leichter Infanterie durchſtrichen die Stadt und führten die ihnen ertheilten Befehle mit rückſichtsloſer Härte aus. Ein Kreuzſchüler, welcher am frühen Morgen und noch vor Erlaß der öffentlichen Maueranſchläge nach Pillnitz gegangen und erſt nach 10 Uhr Abends zurückgekehrt war, wurde, als er eben ſeine Hausthüre aufſchloß, von einer Patrouille betroffen und grob zur Rede geſetzt, warum er, gegen den Befehl, ſich noch auf der Straße befände? Auf des Jünglings Entgegnung, daß er am frühen Morgen aus Dresden ausgegangen ſei und darum nichts von der indeſſen erfolgten Verordnung gewußt habe, erſcholl das damals noch gebräuchliche: „Kerl, raiſonnire Er nicht!“ und da jener dieſen Vorwurf von ſich ablehnte, ſo wurde er ohne Weiteres feſtgenommen und in das Polizeihaus geſchafft. Ein Hauptmann von Z., welcher von dieſem Fange und der angeblichen Naſeweisheit des Kreuzſchülers gehört hatte, wollte ſeine Tapferkeit zeigen und ſeinem jungfräulichen Säbel die Ritterſporen verdienen laſſen. In dieſer Abſicht begab er ſich in das Polizeihaus, ließ ſich unter den dortigen Gefangenen den Kreuzſchüler vorführen und bearbeitete mit ſeiner flachen Klinge deſſen Rücken dergeſtalt, daß der Aermſte Blutſpeien davontrug. Die von dem Gemißhandelten erhobene und von dem Rector der Kreuzſchule unterſtützte Klage wurde auf Allerhöchſten Befehl niedergeſchlagen, weil jenes Hauptmanns Vater, ein General und Dresdens Gouverneur, den König um die Freiſprechung ſeines Sohnes gebeten hatte. Dieſer Vorfall trug nicht wenig bei, die ohnehin erhitzten Gemüther der Bürger noch mehr zu erbittern. Die ſtädtiſchen Behörden, namentlich die Baucommiſſion, ließen ſich gleichfalls mancherlei Turbationen und Ungleichheiten gegen die Bürgerſchaft zu Schulden kommen.

Ein Maurer z. B., welcher auf dem Dache ſeines, in einer abgelegenen Straße befindlichen Hauſes ein gekuppeltes Fenſter anbringen wollte, wurde wiederholt mit ſeinem Geſuche, als der Bauſchönheit zuwider, abgewieſen. Gleich darauf trug der Geheimrath Dr. Hübel einem Zimmermeiſter auf, für das Dach ſeines in der Neuſtadt an der Elbe gelegenen und ſehr in die Augen fallenden Hauſes einen Bauriß

zu Anlegung mehrerer gekuppelter Fenſter anzufertigen. Als der Zimmermeiſter mit Bezug auf das Geſuch jenes Maurers erwiederte, daß jeder Bleiſtiftſtrich ein vergeblicher ſein und die Genehmigung des beabſichtigten Bauplans unter keiner Bedingung erfolgen würde, ſo ſprach der Geheimrath ruhig: „Sie fertigen den Riß und das Uebrige iſt meine Sache.“ Und ſiehe, was dem ſchlichten Maurer abgeſchlagen worden war, wurde in vielfach verſtärktem Maaße dem einflußreichen Geheimrath ſofort zugeſtanden. Solcher Beiſpiele gab es viele. Dabei bewies die Baucommiſſion gegen niedrigſtehende Perſonen eine ſchneckenhafte Langſamkeit in ihren Entſcheidungen. So mußte mein Bruder, der ein Stockwerk auf ſein Haus ſetzen wollte, viele Monate auf die Genehmigung ſeines Bauplans warten und nur ſeinen wiederholten Bittgeſuchen verdankte er endlich jene.

Als zu jener Zeit mehrere Kaſſenbeamte zu Dieben an den ihnen anvertrauten Geldern geworden waren, ſagte ich wiederholt zu den Meinen: „Meinen Kopf ſetze ich zum Pfande, daß auch unſer Kaſſirer die Kaſſe beſtiehlt.“ Derſelbe hatte jahrelang das ſächſiſche Conventionsgeld gegen preußiſches umgewechſelt und das beträchtliche Agio in ſeine Taſche geſteckt.

Obgleich dieſer Betrug endlich an den Tag gekommen war, ſo hatte dennoch unſer Chef, der Hofrath M., ſtets unterlaſſen, die Kaſſe der Armencommiſſion zu revidiren und ſeinen Kaſſirer zu überwachen. Vielmehr war er ſchwach genug, von demſelben Einladungen zur Jagd und zu Schmauſereien anzunehmen, was von einem Oberen gegen ſeinen Untergebenen nicht zu billigen iſt.

Jeden Vormittag brachte der Kaſſirer etliche Stunden im nahen Weinhauſe zu, dort mehr verſchwendend, als ſeine Beſoldung erlaubte. Während der Abweſenheit des Weintrinkers mußten die Armen und andere, Geld einfordernde Perſonen ſo lange warten, bis es jenem beliebte, mit rothglühendem Antlitze und ſtammelnder Zunge zurückzukehren. Das geſchah unter den Augen meines Chefs! Nachdem der Kaſſirer bereits über 7000 Thaler veruntreut hatte, kam ſein Vergehen erſt dadurch an den Tag, daß er bettlägerig wurde und ein Anderer ſeine Stelle einſtweilen ausfüllen mußte. Der Tod erſparte ihm

das Zuchthaus, und ſeinen geringen Nachlaß nahm ſeine Wittwe als ihr Eigenthum in Beſchlag, ſo daß die Armenfonds keinen Pfennig Erſatz bekamen. Dieſer Kaſſendiebſtahl wurde dem Publikum verheimlicht und in dem öffentlichen Rechenſchaftsbericht der Armencommiſſion unter die Rubrik „Insgemein" verſteckt. Allein das Publikum ließ ſich nicht blenden, ſondern beſchwerte ſich laut über die unverantwortliche Nachläſſigkeit des vorſitzenden Beamten, der, weil eine Creatur des Miniſters v. Einſiedel, nicht zur Verantwortung gezogen, vielmehr auf ſeinem Poſten ferner belaſſen wurde. Man beſchuldigte den Miniſter ferner, daß er alle neu auftauchenden Unternehmungen, welche ſeine umfangreichen Eiſenwerke zu beeinträchtigen drohten, in Sachſen hintertriebe, und da Stephan, auf ſeinen hohen Beſchützer pochend, immer ſchamloſer ſein heuchleriſches und unzüchtiges Treiben fortſetzte, ſo bedurfte es nur eines zündenden Funkens, um den lang verhaltenen Unwillen des Volks in helle Flammen zu ſetzen. Und dieſer Funke fiel, als das franzöſiſche Volk ſeinen König Karl X vertrieben hatte und Belgien, wie Polen, dieſem Beiſpiele nachgefolgt war.

Am Abend des 9. September 1830 kam aus dem königlichen Großen Garten ein, noch nicht hundert zählender, meiſt aus Buben und Geſindel beſtehender Menſchenhaufe in die Stadt, ließ die Freiheit hoch leben, verjagte mit Steinwürfen die Soldaten an der pirnaſchen Thorwache und wälzte ſich, wie eine Lawine wachſend, dem Polizeihauſe zu, das man zu plündern und zu verwüſten begann, endlich gar in Brand ſteckte. Von da drang der Pöbel in das Rathhaus und ſetzte auch hier das Werk der Zerſtörung fort. Das Militair, welches einen ſchwachen Verſuch, den Aufſtand zu dämpfen gemacht hatte, mußte ſich, ohne einen Schuß gethan zu haben, auf höheren Befehl zurückziehen und dem Pöbel freien Willen laſſen, der noch am andern, hellen Tage ungeſtört die Verwüſtung des Polizeihauſes fortſetzte. Man befreite die Gefangenen im Polizeihauſe, zertrümmerte die Fenſter, Oefen, Actenſchränke, Repoſitorien, jegliches Geräthe, fuhr die Trümmer auf Wagen nach der Elbbrücke und warf ſie in die Fluthen. Der Aufſtand ging lediglich gegen die ſich verhaßt gemachte Polizei, gegen den Magiſtrat und gegen die leichte, ſächſiſche Infanterie,

welche ſich bei dem Jubelfeſte durch Härte, Grobheit und Willkür hervorgethan hatte. Aber die ſoldatiſche Subordination bewährte ſich hierbei in dem vollſten Lichte. Ohne einen Laut oder ein ſonſtiges Zeichen des Unwillens zogen, auf höheren Befehl, die verſchiedenen Mannſchaften von ihren innegehabten Poſten ab, wobei ſie von dem Pöbel mit Hohngeſchrei, mit Spott und ſogar mit Steinwürfen verfolgt wurden. Ach, eine einzige Salve von ihnen hätte die ganze Rotte in ſchmähliche Flucht gejagt! Das kann aber keine löbliche Regierung ſein, die von der ſchroffſten Härte bei geringfügigen Anläſſen plötzlich zu einer weibiſchen, ſchmachvollen Nachgiebigkeit übergeht. Die gänzliche Unthätigkeit und Muthloſigkeit der Regierungsbehörden in jener Zeit erſcheinen noch heute unbegreiflich und werden nur einigermaaßen durch den paniſchen Schrecken erklärlich, welcher in Folge der auswärtigen Revolutionen auch unſrer Machthaber ſich bemächtigt hatte. Würde aber ein ſolcher überkommen ſein, wenn die Machthaber ein gutes Gewiſſen und die innige Ueberzeugung gehabt hätten, ſtets recht und geſetzlich gehandelt zu haben?

Ich befand mich in meiner Tabagie in der Antonſtadt, als die erſte Nachricht von dem in der Altſtadt ſtattfindenden Volksauflaufe anlangte. Ich eilte zu den Meinigen heim; wir verſchloſſen die Thüren und Fenſterladen und legten uns unbekümmert zur Ruhe nieder, die wir ungeſtört bis zum Morgen genoſſen. Da kam um 6 Uhr der Zimmermann aus dem Dorfe Loſchwitz, der noch Einiges in unſerm Häuschen zu thun hatte, und erzählte uns Staunenden von dem, was in der vergangenen Nacht vorgefallen war, daß man das Polizei- und Rathhaus erſtürmt, Feuer in dem erſteren angelegt, mit der großen Glocke geſtürmt, dem Miniſter v. Einſiedel die Fenſter eingeworfen und ihn genöthigt habe, durch eine Hinterthür ſeines Gartens in dem nahen Kadettenhauſe Zuflucht und Schutz zu ſuchen u. ſ. w.

Des Königs Neffe, der Prinz Friedrich, rief am Tage nach jener ſtürmiſchen Nacht alle gut geſinnten Einwohner zur Bildung einer Communalgarde auf, deren Abzeichen eine weiße Binde um den linken Oberarm ſein ſollte. Der Prinz erſchien bei dieſem Aufrufe perſönlich auf dem Platze vor dem japaniſchen Palais. Hier umringte ihn

die Volksmenge, die, außer anderen laut geäußerten Wünschen, auch den Ruf hören ließ: „Wir wollen keinen Eisenhändler mehr zum Minister!“ Im Nu waren 9000 Männer — ich unter ihnen — auf den Beinen, um die Ordnung wieder herzustellen und zu schützen. Im Zeughause erhielten wir Schießgewehre und im großen Gehäge, wo Napoleon seine Garden so oft gemustert hatte, defilirten wir in geschlossenen Colonnen vor dem Prinzen Friedrich vorüber unter kriegerischer Musik und Hurrahgeschrei.

Die Folgen dieses unbedeutenden Pöbelaufstandes waren wichtig genug und zeigten, daß so Manches im Staate Sachsen faul gewesen sein mußte. Der König ernannte seinen Neffen zum Mitregenten, verabschiedete den Minister v. Einsiedel und setzte v. Lindenau an seine Stelle ein; eine Constitution wurde berathen und in's Leben gerufen, die bisherige Macht des Stadtraths durch Stadtverordnete beschränkt, die Polizei vom Staate an die Stadt abgegeben und noch manche andere, vom Volke beantragte Einrichtung getroffen.

Die Ernennung des geliebten Prinzen Friedrich wurde durch eine allgemeine Beleuchtung der Stadt gefeiert, bei welcher Gelegenheit man die Pferde vor des Prinzen Wagen aus- und sich selbst davor spannte, um den Prinzen unter stetem Jubelgeschrei durch die Straßen zu ziehen. Doch, was ist die Volksgunst? Eine Seifenblase, die bei dem leisesten Anstoß zerplatzt. Als der Prinz nach einigen Tagen die Einwohner durch einen öffentlichen Anschlag ermahnte, nach wiederhergestellter Ruhe und Ordnung die Waffen abzugeben und in die gewohnte Thätigkeit zurückzukehren, so schlug die wandelbare Volksgunst plötzlich in's Gegentheil um. Man schrie über Verrath, und wenn sich jetzt der Prinz Mitregent zeigte, so zog man nicht einmal den Hut vor ihm ab. Eben so wenig gehorchte man seiner Aufforderung; man behielt die Musketen und gedachte durch das Fortbestehen der Communalgarde ein Gegengewicht für das Militair zu bilden, das man als die alleinige und darum bevorzugte Stütze der Throne erblickte.

Ich hatte sogleich nach des Prinzen Aufruf meine Flinte zurückgeben wollen. Allein mein Nachbar — ein Staatsbeamter — bat mich dringend, da die Communalgarde gutwillig sich nicht auflöste, noch

ferner bei derſelben zu bleiben, weil ſonſt, wenn die Beſſergeſinnten ſich von ihr zurückzögen, die Böswilligen in unſerm Stadttheil leicht die Oberhand bekommen könnten, was man zu verhindern ſuchen müſſe. Ich ließ mich überreden, behielt meine Flinte und patrouillirte zwei Jahre hindurch jede dritte Nacht durch Dick und Dünn in unſrer weit ſich hinſtreckenden Antonſtadt, wobei ich Frau und Kinder in unſerm alleinſtehenden Häuschen ſchutzlos zurückließ. Es iſt ein eigenes Ding um das Menſchenherz. Früher hatte man die Verpflichtung, als Bürger unter die Nationalgarde eingereiht zu werden, als eine Laſt betrachtet und derſelben in aller Weiſe zu entgehen geſucht. Jetzt, da der Dienſt als Communalgardiſt ungleich beſchwerlicher war, beſtand man trotzig auf das fernere Beſtehen dieſes läſtigen und nutzloſen, ja ſelbſt ſchädlichen Inſtituts. Denn die Communalgardiſten gewöhnten ſich bei dem oft wiederkehrenden Wachtdienſt an das nächtliche Schwelgen, Kartenſpielen und dergl., waren am andern Morgen träg und kraftlos zur Arbeit, verſäumten ihre Zeit mit Exerciren und anderen ſoldatiſchen Spielereien und war der hierdurch bewirkte Gewinn für das Gemeindewohl eine Null.

Am bunteſten waren die beiden Compagnieen in unſrer Antonſtadt zuſammengeſetzt. Einſt patrouillirte ich mit einem Gärtner, mit einem Holzſpalter, einem Brezeljungen und einem geheimen, adeligen Kirchenrath, wobei der Letztere vorzugsweiſe an mich ſich anſchloß und herablaſſend mit mir ſich unterhielt. Wenn ich ihm aber am Tage und außer Dienſt begegnete und höflich meinen Hut vor ihm zog, ſo würdigte er mich nur eines Seitenblicks und eines kaum bemerkbaren Kopfnickens. Eines Tags ſollten unſere Antonſtädter Compagnieen von dem Generalcommandanten der ſächſiſchen Communalgarde, dem Prinzen Johann, inſpicirt werden. Lange vor der hierzu beſtimmten Stunde waren wir in buntſcheckiger Kleidung auf dem freien Platze vor einer Tabagie verſammelt. Da der große Durſt der alten Deutſchen auf uns ſich fortgeerbt hat, ſo waren ſchnell Tafeln, Bänke und volle Bierkrüge herbei geſchafft, deren Inhalt uns die Zeit bis zu des Prinzen Ankunft vertreiben ſollte. Im beſten Zechen und Jubeln kam jener angeſprengt. Babyloniſche Verwirrung! Bald jedoch hatten wir uns

in eine lange Doppelreihe geordnet, die mit ihrem Rücken die Zechtafeln und Bierkrüge verdeckte. Der Prinz ſtieg vom Pferde und durchwandelte unſere Reihen. „Wie? mein Oberſt!“ redete er einen würdigen Veteranen unſrer Armee an, deren wir mehrere zu unſeren Kameraden zählten — „Sie haben ſich von der Artillerie zur Linie begeben?“ „Man muß Alles verſuchen, königliche Hoheit!“ verſetzte der Oberſt und lächelnd klopfte ihm der Prinz auf die Achſel. Und lächelnd ſchaute er die friedliche Munition hinter unſerm Rücken an und die gläſernen Sorgenbrecher, welche die Stelle des ſchweren Geſchützes und der Katapulten vertraten.

Ein andermal hielt der Prinz wieder Muſterung über uns Communalgardiſten und zwar in dem Hofraume der königlichen neuen Ställe. Wir leiſteten unſer Möglichſtes, um unſerm wackern Hauptmann, einem Zimmermeiſter, keine Schande zu machen. Unſer Exercitium ging auch ganz leidlich, bis wir zuletzt zum Rechtsumkehrt commandirt wurden. Da aber litt unſere ſoldatiſche Ehre gänzlich Schiffbruch, indem der eine mit der linken, der andere mit der rechten Achſel ſich umdrehte, was bei der Blitzesſchnelligkeit und dem lauten Geraſſel unſrer Waffen ein allerdings lächerliches Schauſpiel abgegeben haben mag. Wir aber glaubten unſere Sache gut gemacht zu haben, indem wir glücklich uns um uns ſelbſt gedreht hatten und nun wieder als eine gerade Mauer daſtanden. Allein unſer hoher Chef riß uns ſchnell aus unſerm Irrthume, indem wir ihn in ein ſo herzliches Lachen ausbrechen ſahen, wie mir bei einem ſo hohen Herrn noch nie vorgekommen war. Unſer armer Hauptmann ſtand wie mit Blut übergoſſen da und wir, ſeine Untergebenen, wußten nicht, ob wir mitlachen oder weinen ſollten. Die ehrlichen, zahlreich unter uns befindlichen Gärtner aber murreten und meinten, daß ſie wohl ebenſo lachen könnten würden, wenn der Prinz ablactiren, oculiren, pfropfen oder ähnliche feinere Gartenarbeiten machen ſollte und ſich dazu eben ſo ungeſchickt anſtellen würde als ſie bei dem Rechtsumkehrtmachen. Sie wären ja — ſagten ſie — richtig herumgekommen. Ob zuerſt mit der rechten oder linken Schulter, darauf käme nichts an, am allerwenigſten in der heißen Schlacht.

Dresdens Pöbel hatte ein ſolches Gefallen an dem Volksaufſtande gefunden, daß er noch monatelang durch abendlich erneuerte Aufläufe die Ruhe der Stadt ſtörte und dabei allerlei Unfug verübte. Dieſer Ungebührniſſe wegen mußten Militair und Communalgarde unzähligemal zuſammengetrommelt und gegen die Ruheſtörer geführt werden, welche jene mit Hohngeſchrei und Steinwürfen empfingen und alle Drohungen mit verächtlichem und ungläubigem Gelächter beantworteten. Dieſer beklagenswerthe Zuſtand in unſrer Stadt war die Folge der übergroßen Langmuth und Unentſchloſſenheit unſrer Regierung, die eben ſo tadelnswerth war als deren frühere Härte. Wie ſehr dieſer Kleinmuth Platz gegriffen hatte, erſieht der Leſer aus einem Beiſpiele, welches mir derjenige Artillerieleutnant erzählte, welcher in der Nacht, als man das Polizeihaus erſtürmte, die Mannſchaft der Blockhauswache an der Elbbrücke befehligt hatte. Als die Feuerglocke in der Altſtadt ertönt und die Nachricht von dem Volksaufſtande zu des Leutnants Ohren dringt, läßt er von ſeiner Mannſchaft — etwa 18—20 an der Zahl — eine weitgegliederte Kette quer über die Elbbrücke bilden, um die Pöbelhaufen der Neuſtadt von der Vereinigung mit denen der Altſtadt zu verhindern. Bald jedoch ſchwillt der Haufe, welcher nach der Altſtadt hinüber und die Kette durchbrechen will, zu mehrern Hunderten an. Man murrt immer lauter, droht und drängt mit Ungeſtüm gegen die wenigen Soldaten an. In dieſer Lage erbittet ſich der Leutnant von dem im nahen Blockhauſe wohnenden Gouverneur der Stadt, von dem General von Z., Verhaltungsbefehle. Dieſer verweiſet den Anfrager an den Stadtcommandanten, an den General v. M., der am Palaisplatze wohnte. Der dieſelbe Rathloſigkeit wie hier! Endlich wendet ſich der Leutnant an den General v. G. Dieſer, ein alter Haudegen, läßt jenem ſagen, ſeinen Leuten den Befehl zum Laden zu ertheilen. So wie dieſes Commandowort erſchallt, die Ladeſtöcke in die Flintenläufe raſſelnd hinabfahren und die Gewehre hoch erhoben werden, prallt der ganze Menſchenhaufe zurück und ſtiebt auseinander.

Erſt nachdem eine ſcharfe Salve, die aber gerade nur Neugierige in der Ferne traf, den Aufrührern gezeigt hatte, daß man endlich Ernſt

mache, hörten alle Zusammenrottungen auf. Unter den Unruhstiftern befanden sich auch Bürger, die dafür mit Zuchthausstrafe büßen mußten. Die zwei Haupträdelsführer, ein Nadelmüller und ein Advocat, wurden zu lebenslänglicher Haft auf der Festung Königstein verurtheilt, wo sie durch Erhängen ihrem Leben freiwillig ein Ende machten.

30. Gütige Schätzung.

Die bisher königliche Armencommission wurde jetzt, wie die Polizei, in eine städtische umgewandelt. Ein Verein von angesehenen und geachteten Männern, an deren Spitze der Kriegsminister von Z., übernahm die Oberleitung des Armenwesens. Unser vormaliger Chef, der Hofrath M., blieb zwar vor der Hand noch in seiner Stellung, hatte aber nichts mehr zu befehlen, sondern nur in Ausübung zu bringen, was ihm jener Verein auftrug. Hatte ihn schon der von seinem Kassirer verübte Betrug tief geschmerzt, so mußte ihn seine jetzige Zurücksetzung wohl eben so kränken als mich vor drei Jahren die meinige. Später wurde er als Rentbeamter in ein kleines Städtchen versetzt. Den Secretair G., der aus Liebedienerei gegen den Minister von Einsiedel mich in dessen Gegenwart in der verächtlichsten Weise behandelt hatte und ein höchst unmoralischer Mensch war, ereilte gleichfalls die rächende Nemesis, indem seine Besoldung von 800 Thalern bis auf 300 Thlr. herabgesetzt wurde und er noch froh sein konnte, daß er nicht gänzlich brotlos gemacht worden war. Dagegen kam der Hofrath Philippi wieder empor, welcher mit dem Buchhändler Hilscher in Compagnie getreten war, einen schmählichen Bankerott gemacht und mit seinem leiblichen Schwager auf offener Straße eine gemeine und blutig abgelaufene Prügelei gehalten hatte, weshalb er den königlich sächsischen Hofrathstitel einbüßte und nur den weimarischen fortbehielt. Philippi, der die Feder tüchtig zu führen verstand, wurde bei der neu organisirten Armenbehörde zum Protokollanten ernannt, als solcher des Kriegsministers von Z. rechte Hand und Factotum.

Nachdem ich einmal von der verführerischen Frucht der Schriftstellerei gekostet hatte, versuchte ich meine Feder an einer zweiten Er-

zählung: Der goldene Knopf. Das geſchah im Sommer 1830 und demnach vor dem Volksaufſtande. Aus Dankbarkeit gegen den, der mein erſtes literariſches Kind aus der Taufe gehoben, übergab ich das zweite wieder dem Herausgeber des Mercur. Allein dieſer händigte mir mein Manuſcript nach einigen Wochen uneröffnet wieder ein mit der Bemerkung, daß er wegen fataler und dringender Geſchäfte nicht Zeit gefunden habe, meine Arbeit durchzuleſen und mich daher bitte, ſolche anderwärts unterzubringen. Grund dieſes abſchlägigen Beſcheids war, wie ich ſpäter erfah, der nahe bevorſtehende Bankerott der Handlung Hilſcher und Philippi. Was nun machen? Nochmals an den Herausgeber der Abendzeitung mich zu wenden, wagte ich nicht. Da kam mir zufällig eine Nummer der Leipziger Zeitung unter die Hände, welche die Nachricht aus Berlin brachte, daß der dortige Profeſſor und Herausgeber der Zeitſchrift: „Der Geſellſchafter“, Gubitz, eine Preisbewerbung für eine Novelle und ein Luſtſpiel ausgeſchrieben und außer einem Honorar von 15 Thalern für den Druckbogen auch noch eine goldene Medaille dem Preiserlanger zugeſprochen habe. Nun fiel es mir zwar nicht ein, mich ſchon um einen Preis zu bewerben, auch war der hierzu angeſetzte Termin bereits verſtrichen, allein ich ſagte mir, daß ein Mann, welcher 15 Thaler für den Druckbogen zahlen wollte, gewiß großmüthiger auch anderwärts honoriren würde als Philippi, der mir für ſehr viele Druckbogen nur 12 Thlr. gegeben hatte. In dieſem Vertrauen ſendete ich mein Manuſcript an Gubitz ab und mußte für deſſen Porto allein 22 ggr. bezahlen. Es vergingen aber mehrere Monate, ohne daß ich eine Antwort erhielt. Ein zweiter Brief von meiner Hand an den Profeſſor hatte ebenfalls keinen beſſern Erfolg. Nun wendete ich mich an den Vater eines meiner Privatſchüler, der in Berlin anſäſſig war und ſeinen Sohn nach Dresden in eine Penſion verſetzt hatte. Durch denſelben erhielt ich endlich Nachricht von Gubitz, der mir längſt ſchon, aber freilich nur durch Buchhändlergelegenheit geantwortet hatte. Der Brief war in der Arnoldi'ſchen Buchhandlung vergeſſen worden und liegen geblieben. In jenem erklärte ſich der Herr Gubitz bereit, meine Erzählung aufzunehmen und den Druckbogen mit 8 Thalern zu honoriren. Ich bekam für „Den goldenen Knopf“, der

kaum halb ſo ſtark war als das Pomeranzenbäumchen, 20 Thlr. Honorar.

Bald genug ſollte ich erkennen, warum Gottes gnadenreiche Hand mich nicht zu dem großmüthiger honorirenden Herausgeber der Abendzeitung, ſondern zu dem knickerigern Philippi geführt hatte. Im Januar 1831 ſtarb nämlich der Oberlehrer an der erſten Armenſchule Dresdens und zwar zum Theil in Folge einer erlittenen Mißhandlung. Er hatte den Pflegeſohn eines Nachtwächters, ſeinen Schüler, gezüchtigt, und deſſen Pflegeältern benutzten jenen Zeitpunct, wo durch den Volksaufſtand die Polizei beſeitigt und auch jede andere Behörde eingeſchüchtert worden war, um für jene Züchtigung eine nachdrückliche Rache an dem Lehrer ihres Pflegeſohns zu nehmen. In dieſer unlauteren Abſicht lauerte das Ehepaar dem nichts Böſes ahnenden und aus ſeiner Dachwohnung in das Lehrzimmer hinabſteigenden Lehrer auf, ſpringt aus einem Treppenwinkel tigerartig auf den ſchwächlichen Mann los und während ihn der Nachtwächter bei der Gurgel würgt, daß dem Unglücklichen ein Blutſtrom aus dem Munde quillt, bemüht ſich das Weib, jenen die Treppe hinabzuſtürzen, wobei das Ehepaar ſchreit: „Den Hals und das Genick wollen wir dir brechen, du —!“ Auf das vernommene Kampfgetümmel und des Opfers ſchwaches Hülfegeſchrei ſpringt ein kraftvoller Mitbewohner des Hauſes herbei und befreit nicht ohne große Mühe den Gemißhandelten aus den Händen ſeiner Angreifer. Auf des Lehrers Klage wurden jene zwar zur Verantwortung gezogen, allein ſtraflos gelaſſen, weil man theils den lügenhaften Ausreden des Ehepaars mehr glaubte als den Ausſagen des Gemißhandelten und ſeines Befreiers, theils auch, weil von dem Ehepaar nichts zu erholen war. Nach viermonatlichen Leiden ſtarb der Lehrer an der Luftröhrenſchwindſucht.

Wie oft geſchah es, daß, wenn einer von uns Lehrern das Unglück hatte, durch eine Züchtigung einen ſichtbaren, wiewohl unſchädlichen Eindruck auf dem Körper ſeines Schülers hervorzubringen, er auf die Anklage der Aeltern in disciplinariſche Unterſuchung verwickelt und mit Geldſtrafe belegt wurde!

Um die Stelle dieſes hingeopferten Mannes bewarb ich mich.

Wenn der Miniſter v. Einſiedel noch am Staatsruder geſeſſen hätte, ſo wäre natürlich mein Anſuchen vergeblich geweſen. Allein nun hatten ſich die Umſtände zu meinen Gunſten geändert. Zunächſt machte ich dem Hofrath Philippi meine Aufwartung und bat ihn um ſein Fürwort für mich bei Beſetzung der Oberlehrerſtelle. Er hieß mir, ihm mein Anhaltſchreiben vor deſſen Eingabe zu zeigen. Als ich in dieſer Abſicht wieder zu ihm kam, ſagte er zu mir: „Ich habe Einſicht in die Acten genommen, welche bei Gelegenheit Ihrer Probe um Ihres Vaters Amt angelegt worden ſind, und gefunden, daß man wahrhaft himmelſchreiend mit Ihnen verfahren hat. Wenn Sie ein vortheilhaftes Zeugniß von dem Paſtor Schmalz beibringen können, ſo verſpreche ich Ihnen, daß Sie ganz allein zur Probe kommen ſollen.“

Nun, Paſtor Schmalz ſowohl, als unſer Diaconus Zſcheile, ſtellte mir ſo günſtige Zeugniſſe aus, wie ich kaum erwarten konnte, und ſo gelangte ich wirklich ganz allein zur Probe. Zwei Tage vor derſelben — an einem Sonnabende — mußte ich meine ſchriftliche Probe in der Superintendentur ablegen, wo mir ein Sitz in der kleinen Arbeitsſtube des Schreibers zugetheilt wurde. Meine Aufgaben beſtanden in Folgendem: 1) Einem Entwurf zu einer Catechiſation über das vierte Gebot. 2) Der Beantwortung der Frage, ob es räthlich ſei, in der Schule von den aufſtändiſchen Bewegungen der Neuzeit zu ſprechen? 3) Einem Brief an einen Freund, in welchem namentlich des Näherkommen der Cholera und andrer Gefahren gedacht wird. 4) Definition der drei Begriffe: glücklich, glückſelig und ſelig. 5) Einem Exempel von mehr als drei Sätzen.

Hieraus erſieht man, daß der liebe Superintendent dießmal es mir leichter machte als das erſtemal. Früh um 8 Uhr begann ich meine Arbeit und war mit derſelben bereits nach kaum ſiebenviertel Stunden fertig. Als ich ſolches dem Superintendenten melden ließ, brachte mir deſſen Schreiber die Antwort, daß der Herr Superintendent mich dringend ermahne, mich ja nicht zu übereilen, ſondern meine Aufgabe nochmals zu überarbeiten, weil ſie unmöglich in ſo kurzer Zeit ſchon gelungen ſein könne. Ich aber wußte nichts abzuändern oder hinzuzuſetzen. Um den Schein des flüchtigen Arbeitens zu vermeiden, copirte ich meine Arbeit

noch einmal, was die Zeit bis um 11 Uhr hinwegnahm, und sendete sie dem Superintendenten zu. Und gerade war es meine schriftliche Arbeit, welche ganz besonders den Beifall der geistlichen Herren erhielt, welche meiner, zwei Tage später abgehaltenen Probe beiwohnten. Diese ist mir unvergeßlich geblieben. Sollte sie doch entscheidend für mein ganzes Leben und Wirken, für der Meinen Wohl und Wehe sein, mich beglücken oder moralisch vernichten! Dießmal erfuhr ich meine Aufgabe 1½ Tag vor der Probe und auch diese mündliche hatte der Superintendent, gleichsam als Entschädigung für meine erste verunglückte, möglichst leicht gemacht. Jene wurde in dem Local der Armenschule am Queckbrunnen abgehalten, das dem damals erbärmlichen Zustande der öffentlichen Schulen Dresdens entsprach.

Die beiden Lehrzimmer waren so niedrig, daß man mit dem Kopfe beinahe die Decke berührte, und die Fenster dem angemessen. Eine steile hölzerne Treppe, einer Hühnerstiege ähnlich, führte hinauf. Dort fanden sich in großer Anzahl, mit Ausnahme des jetzt gänzlich mißachteten Stephan, die Herren Geistlichen Dresdens ein. Unter ihnen auch die beiden der Neustadt, Pastor Dr. Schmalz und Diaconus M. Zscheile. Zuerst mußte ich einen Vers des Liedes: „Es wolle Gott uns gnädig sein und seinen Segen geben" allein singen. Schade, daß die Melodie dieses ganz auf meinen damaligen Zustand passenden Liedes eben so unbekannt als schwer zu singen ist. Ich ärgerte mich über meine Angst und meine zitternde Stimme und sagte mir dabei, daß wohl keiner der anwesenden Herren besser singen würde als ich. Dennoch wich mein Zittern nicht. Es war aber auch kein Spas. Während ich im Feuer lag, zitterten daheim meine liebe Mutter und meine Frau ebenfalls vor Angst ob des glücklichen Gelingens meiner Probe, und die alte, ehrwürdige Schwiegermutter meines Bruders hatte sogar die Ihrigen mit den Worten angesprochen: „Wir wollen doch ein andächtiges Vaterunser für den Gustav beten, daß er mit seiner Probe glücklich bestehe." Wie sehr mich diese Theilnahme rührte!

Der Februarabend dunkelte bereits, als die Probe endlich überstanden war. Die Schulkinder wurden entlassen und ich nebst dem anwesenden Unterlehrer zogen uns in das angränzende zweite Lehrzimmer

zurück, um nicht Ohrenzeugen der Berathung zu werden, welche jetzt zwischen den Herren Geistlichen gepflogen wurde. Ueber meine Angelegenheit einigte man sich bald, darauf aber wurde die Unterredung so laut und heftig, daß wir beide uns in den entferntesten Winkel des Zimmers flüchteten. Man beschwerte sich bitter bei dem Superintendent darüber, daß er bei Besetzung der Lehrerstellen in seiner Diöcese dem Einflusse Stephans und seiner Partei so viel Raum gegeben und dagegen den Localschulinspectoren ihr Recht habe verkümmern lassen.

Es war ganz finster geworden, als endlich die geistlichen Herren gingen und ich mit dem Lichte in der Hand sie die elende Treppe hinabbegleitete. An der Hausthüre drückte mir der Pastor Dr. Schmalz die Hand und sprach: „Gute Nacht, Herr Oberlehrer!“

„Gute Nacht, Frau Oberlehrerin!“ hatte ich am Abende meiner ersten Probe zu meiner Frau gesagt und es hatte nichts gegolten. Dießmal aber bewährte sich des Pastors Rede. Nach 17jährigem Harren und Schulmeistern begann ich zu steigen und verdoppelte sich meine bisherige Besoldung von 150 Thalern. Ob ich dieses Glück erlangte, wenn ich durch meinen ersten schriftstellerischen Versuch nicht Philippis Bekanntschaft und Gunst erlangt hätte? Wer weiß das mit Gewißheit? Warum aber sollte der Glaube mir nicht zur Freude und zum Troste gereichen, daß es Gottes liebevolle Hand war, die mich dem Dr. Philippi zuführte, wodurch ich alljährlich einen Gewinn von 150 Thlrn. erlangte, während der Herausgeber der Abendzeitung mir vielleicht einmal für immer nur 50 Thlr. Honorar bewilligt hätte?

Von meinem Wohnhäuschen bis in die Armenschule am Queckbrunnen hatte ich einen Weg von einer halben Stunde zu machen, den ich täglich viermal zurücklegen mußte, was meiner Gesundheit nur dienlich war. Mit Freuden gedenke ich der Morgen, wo ich durch den Zwinger ging und mich an dem süßen Dufte der Orangenblüthen labte, den die vielen, dort aufgestellten Orangenbäume aushauchten. In meiner neuen Stellung erfreute ich mich bald der großen Liebe meiner Schüler und wenn ich mich ja einmal in der Schule geärgert hatte, so verflog die Aufregung während des Heimwegs und fröhlich betrat ich meine Wohnung. Ein Jahr lang hatte ich mein neues Amt verwaltet,

als der jugendliche Nachfolger meines Vaters, nach langem Leiden, an der Luftröhrenschwindsucht starb. Mein Vater hatte, da er die Töne des Pianoforte nicht mehr hörte, unsere kleine Orgel auf seine Kosten angeschafft und solche mir bei seinem Ableben zugesprochen. Aus Mangel an Platz in unsrer niederen Dachwohnung und wegen der beträchtlichen Kosten ihrer Versetzung hatte ich sie in dem ersten Lehrzimmer unsrer Schule ferner stehen lassen und dem Nachfolger meines Vaters ihre unentgeltliche Benutzung anheimgegeben. Von dieser stark tönenden Orgel hatte der Aberglaube ausgesprengt, daß sie sowohl den Tod meines Vaters als auch dessen Nachfolgers voraus verkündet habe. Die Brautgehilfen behaupteten nämlich, daß sie bei ihrer nächtlichen Arbeit und zwar kurz vor dem Ableben meines Vaters und dessen Nachfolgers ganz deutlich die Orgel hatten spielen hören und hierdurch mit Grausen erfüllt worden seien. Meine, sonst nicht abergläubische Frau hatte durch diese Sage eine so große Furcht vor der Orgel bekommen, daß sie mich dringend bat, sie nicht mit in unser neu erbautes Wohnhaus zu nehmen. Das Ableben des Nachfolgers meines Vaters machte mich schwanken, ob ich in meiner gegenwärtigen Stellung bleiben oder um die Versetzung in das einstige väterliche Amt nachsuchen sollte. Wie schon gedacht, besaß ich die Liebe meiner Schüler und in dem würdigen Hofprediger Dr. Käuffer einen so edlen, menschenfreundlichen und beirathigen Schulinspector, daß mir ein Scheiden schwer ankam. Allein da mir der hochwürdige Geistliche selbst zuredete, die mir so theure Stelle meines Vaters einzunehmen und er ferner mein Gönner und Freund bleiben zu wollen versprach, so reichte ich mein Gesuch um Versetzung ein. Wie freudig überraschte mich neben der sofortigen Gewährung meiner Bitte zugleich die Nachricht, daß eine nahmhafte Anzahl Bürger unsrer Neustadt, ohne mein Vorwissen und Zuthun, bei meiner Behörde um meine Rückkehr nach jenem Stadttheile nachgesucht habe. Heute noch danke ich jenen wackern Männern für dieses ehrende Zeichen des Vertrauens, das mich zu immer treuerer Pflichterfüllung anspornte.

Drei Jahre lang hatte meine Prüfungszeit gewährt, diese mich geläutert, vervollkommnet und in mir einen Schatz mich entdecken lassen,

der für mich und die Meinen zu einer reichlich fließenden Quelle des Wohlstandes und der Freude werden sollte. Und vier Jahre nach meines Vaters Tode nahm ich Besitz von dessen Amt und sang nebst den Meinen aus dankerfüllter Brust: „Der Herr hat Alles wohl gemacht. Gebt unserm Gott die Ehre!“ Unsere alten Hausgenossen begrüßten unsere Rückkehr mit großer Freude und treuer Anhänglichkeit, und meine liebe Orgel begleitete unsere frommen Gesänge mit ihren hehren Klängen.

31. Mancherlei Prüfungen.

Auf Erden ist kein bleibendes Glück und müssen wir durch vielerlei Trübsal in das Reich Gottes eingehen. Am 1. September 1832 gebar meine liebe Frau, nach 4 Töchtern, endlich einen Sohn. Derselbe gedieh zu unsrer Freude kräftig heran. Da bekam unsere älteste Tochter Emma den Keuchhusten und steckte, bevor wir noch denselben erkannten, unsere sämmtlichen Kinder an. Der erst drei Monate alte Säugling erlag nach kurzem Kranksein der fürchterlichen Seuche und weinend betteten wir unser einziges, heiß geliebtes Söhnlein in sein kaltes, dunkles Grab. In seinen letzten Leidenstagen konnte das arme, kleine Wesen nicht schlafen. Wir schlossen daher schon am Tage die Fensterladen des Krankenzimmers, um das Kind durch die Finsterniß einzuschläfern. Ach, wenn wir uns zur Wiege des kleinen, gequälten Kindes herniederbeugten und lauschend sein Antlitz betrachteten, so funkelten uns immer und immer wieder seine dunkeln, weit geöffneten Augen entgegen und dieses still getragene Weh war für uns doppelt ergreifend. Wie tief und herzzerreißend war unser Schmerz, als wir unsern Sohn, einen schlafenden Engel, ein kleines Blumenkränzlein in seinen Händen haltend, vor uns aufgebahrt sahen und wir ihn der schneebedeckten, kalten Erde anheimgeben mußten! Unsere beiden jüngsten Töchter wurden bei dem Keuchhusten nicht bettlägerig. Kam der Hustenanfall, gewöhnlich zu derselben Minute bei beiden, so verließen sie ihr Spielzeug, rannten zum Spucknapf, husteten, keuchten und paukten sich dabei mit den Fäusten, weil der Aerger und Eigensinn Eigenthümlichkeiten

des Keuchhustens sind. Unsere älteste Tochter dagegen war ungleich kränker als ihre Schwestern und hatte ihr Krankenlager, das sie monatelang nicht verließ, getrennt von jenen und zwar in dem Dachstübchen, welches meine gute Mutter bewohnte.

Das arme, von Geburt an schwächliche Wesen zehrte zu einem wahren Gerippe ab und ward so kraftlos, daß es durch das bloße Aufrichten seines Oberkörpers schon athemlos war. Neun volle Wochen hindurch mußten wir Tag und Nacht an seinem Lager wachen, um es bei jedem Hustenanfalle, der es zu ersticken drohte, zu halten und zu unterstützen. Um eine so dauernde Anstrengung zu bewältigen, theilten wir uns in die Nachtwachen in der Weise, daß ich, meine Frau, meine Mutter und der aus Rußland heimgekehrte Bruder meiner Frau abwechselten. Aber, wenn auch die Reihe des Nachtwachens nicht an mir und meiner Frau war, so brachte uns doch die Nachtruhe keinen Schlaf und keine Stärkung, indem wir theils durch die Hustenausbrüche unsrer beiden jüngeren, neben uns schlafenden Töchter, theils durch die unsrer über unsern Häuptern sich abquälenden Emma erweckt und munter erhalten wurden. In der stillen Winternacht tönte das Husten jener schauervoll durch die Stubendecke herab und riß uns aus dem festen Schlafe der Erschöpfung. In angstvoller Spannung zählten wir die immer öfterer und anhaltender werdenden Anfälle, bis die Krankheit ihren Gipfel erreicht hatte. Einst hielt ich die Nachtwache und bei des Lämpchens mattem Schimmer mein müdes Auge auf mein armes Kind geheftet, das, schlaflos, immer regungeloser wurde, je näher der Hustenanfall herankam. Demselben ging ein schwaches Räuspern voran und dann sprang das nach Luft schnappende Kind trotz seiner tödtlichen Schwäche, wie ein angeschossener Hirsch aufrecht auf seine Füße im Bette empor und umklammerte in wahrer Todesangst meine es haltenden Arme. Des Kindes Augen verdrehten sich und blickten bald hilfeflehend den Himmel, bald mich an, der ich, zerfleischt vom unthätigen Schmerz, stumm diese Qual mit ansehen mußte. Plötzlich rauschte ein Blutstrom aus meines Kindes Mund und Nase hernieder und färbte den weißen Bettüberzug blutigroth. Da war meine Fassung gänzlich dahin. „Ein Blutgefäß —“ sagte ich verzweifelnd zu mir — „ist in

der Bruſt meines Kindes zerſprungen und ſein Tod nicht mehr zu bezweifeln." Vernichtet von dieſem Gedanken hielt ich mein Kind umfangen, bis dieſes endlich leiſe hervorkeuchte: „Es iſt — gut!" und wieder niedergelegt ſein wollte. Glücklicherweiſe erwies ſich meine Befürchtung als ungegründet und iſt ein Blutbrechen bei dem Keuchhuſten nichts Seltenes. Bisher hatte ich nicht gewußt, was Ohnmacht ſei. Die körperliche und geiſtige Erſchöpfung aller meiner Kräfte bewirkten, daß ich bei einer andern Nachtwache plötzlich bewußtlos auf die Dielen niederſtürzte. Durch den Schmerz, den mir der Fall am Kopfe verurſachte, kam ich wieder zu mir und fand mich zu meiner Verwunderung am Boden liegen. Dabei mußte ich mein Schulamt ohne alle Unterbrechung fortführen!

Sonderbar, daß unſere Emma nach endlich überſtandenem Leiden mit demſelben auch ihre frühere Kränklichkeit abgelegt zu haben ſchien, indem ſie von da an geſünder, kräftiger, lebensfroher und thätiger wurde, während unſere zweite Tochter Anna von dem Keuchhuſten wahrſcheinlich eine Herzerweiterung davontrug, die ſich durch übermäßiges Herzpochen, Irrereden und Bewußtloſigkeit nach den erſten Stunden des Schlafs und ſpäter durch Bleichſucht kundgab.

Mein jetziger Unterlehrer war früher Lehrer am Blochmann'ſchen Inſtitute geweſen und ebenfalls ein eifriger Anhänger Stephans. Er hatte die Stelle des wegen ſeiner Unkeuſchheit entfernten Magiſters W. an der Kinderbeſſerungsanſtalt erhalten, ſolche aber in Folge allzugroßer Strenge gegen ſeine Pfleglinge, die beinahe eine Volksempörung veranlaßte, wieder verloren. Auf dieſe Weiſe war er vom gut beſoldeten Inſpector zum ärmlich honorirten Unterlehrer herabgeſtiegen, ein Fall, der noch weit ſchmerzhafter war als der meinige.

Unter der intoleranten Regierung Ferdinands II. waren viele proteſtantiſche Böhmen ausgewandert und hatten in Dresden einen Zufluchtsort gefunden, wo ſie noch jetzt eine beſondere Gemeinde bilden. Sie beſaß ihre eigene Kirche und war zur Zeit des v. Einſiedel'ſchen Regiments der berüchtigte und ſchon erwähnte Martin Stephan ihr Paſtor. Die böhmiſche Gemeinde war nicht arm und beſaß ſie, außer mehrern Capitalien, in hieſiger Antonſtadt eine Stiftsſchule, die nach

ihrem Gründer die Reit'ſche hieß. Ueber dieſen Reit, der ein Arzt war, habe ich in meiner Erzählung: „Der verhängnißvolle Nagel“ Näheres geſchrieben und verdanke ich die geſchichtlichen Thatſachen darin der mündlichen Ueberlieferung des vormaligen, böhmiſchen Cantorſubſtituten Marx. Die Vergebung der Stiftslehrerſtelle lag in der Hand des böhmiſchen Pfarrers.

Da die Stelle eben offen war, ſo belehnte Stephan meinen Unterlehrer mit derſelben, obgleich er wußte, daß Letzterer bereits ein Lehramt inne hatte, welches dieſelben Tagsſtunden beanſpruchte wie die Reit'ſche Stiftsſchule, und er als Bibelkundiger wiſſen konnte, daß man zweien Herren nicht dienen könne, am allerwenigſten zu gleicher Zeit. Wenn aber der recht- und ſtreng-gläubige Paſtor Stephan kein Bedenken hierbei trug: wie konnte man da ein ſolches von meinem Unterlehrer erwarten, den bei einer ſtarken Familie die ſchwerſten Sorgen drückten und der ſich an das Beiſpiel des ſtolzen Englands hielt, wo die Pfarrherren ihre amtlichen Obliegenheiten einem ſpärlich beſoldeten Vicar übertragen und ihre reichen Einnahmen in träger Ruhe verzehren. Nun, mein Unterlehrer hielt ſich ebenfalls einen Vicar, einen 16jährigen, pädagogiſch nicht gebildeten Jüngling, den er monatlich mit 2 Thlrn. honorirte, während er ſelbſt nur die in meiner Schule freien Nachmittage der Mittwochen und Sonnabende ſeiner Stiftsſchule widmete. Aber auch jene wurden dieſer bald wieder entzogen. Die Armenverſorgungsbehörde bildete nämlich in meinem Schullocal eine Art Aushilfſchule für ſolche kleine, jedoch ſchulfähige Kinder, die ohne jeglichen Schulunterricht in den Straßen ſich herumtrieben. Zu Lehrern an dieſer Aushilfſchule meldeten ſich der Armenſchul-Oberlehrer F. und mein Unterlehrer. Verſteht ſich, gegen übliches Honorar. Mein Unterlehrer unterrichtete an den Nachmittagen der Mittwochen und der Sonnabende, der Oberlehrer F. an den übrigen Wochentagen und zwar ebenfalls nachmittags nach dem Schluſſe meiner Schule. Daß die Aeltern der böhmiſchen Stiftsſchüler mit einer ſolchen gänzlichen Vernachläſſigung ihrer Kinder nicht einverſtanden waren, verſteht ſich von ſelbſt. Sie erhoben deshalb bittere Klagen. Da ſie aber ſolche nicht — wie man ſagt — bis vor die rechte Schmiede brachten, ſo blieben

ſie auch gänzlich unbeachtet. Dieſer Unfug währte Jahr und Tag unter den Augen der Landesbehörden fort. Niemand kam, den Zuſtand der böhmiſchen Stiftsſchule zu unterſuchen. Unſer Herr Superintendent ſchien alle Luſt zu dergleichen Geſchäften verloren zu haben. Mein Unterlehrer hatte 3 Schulämter zu verwalten übernommen und mit welchem Erfolge, kann man leicht ſich denken.

Wir damals überaus kärglich beſoldeten Lehrer mußten uns auf dieſe oder jene Weiſe ſelbſt zu helfen ſuchen, da es ſonſt niemand that. Auch ich war außer einem öffentlichen Armenſchullehrer noch Privatlehrer der lateiniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Sprache, Zeichnenlehrer, Clavierlehrer, Kunſt- und Stubenmaler, Schriftſteller, Gärtner, Winzer, Anſtreicher, Holzhacker, Notenſchreiber — kurz, ich ſchämte mich keiner Arbeit. Andere meiner Amtsbrüder — abſonderlich die Landſchullehrer — zeideln Bienenſtöcke, handeln mit Nelken-, Georginen- und anderen Pflanzen u. ſ. w. Reicht dein amtliches Einkommen bei aller Einſchränkung nicht aus, lieber Amtsbruder, dich und die Deinen zu ernähren, ſo verzweifele nicht, ſondern ſuche in dir ſelbſt noch irgend eine andere Erwerbsquelle aufzufinden, und es wird dir gelingen.

Nachdem die gedachte Aushilfſchule eine geraume Zeit beſtanden hatte, erſchien in derſelben eines Nachmittags unſer ſtadträthlicher Vorſtand in Begleitung eines hochgeſtellten Geiſtlichen, um Einſicht von den Fortſchritten der kleinen Schüler zu nehmen. Durch eine unrichtige Beſtellung hatte ſich keiner der beiden Aushilflehrer eingefunden, daher der geiſtliche Herr ſelbſt den Examinator machte. Er ſtellte ſich mit ernſter Miene vor die erſte der Subſellien, an welchen die Kinder mit gefalteten Händen und auf ihn gerichteten Geſichtern ſaßen.

„Was iſt's, lieben Kinder," — fragte er — „das die Leidenſchaften zügelt, den Menſchen veredelt und über's Thier erhebt?"

Starres, peinliches Schweigen, das ein paar Minuten währte, folgte dieſen Worten ſowohl von Seiten der immer ängſtlicher blickenden Kleinen als des Examinators, der keine weitere vermittelnde Frage that.

Ich ſelbſt war in meinem Innern um eine richtige Antwort verlegen und — ich wette meinen Kopf darum — auch der ſtudirte Herr

Stadtrath. Ich legte ſpäter unſern tüchtigſten Pädagogen jene Frage vor und jeder von ihnen antwortete nach reiflicher Ueberlegung: „Die Vernunft.“

Kein Wunder demnach, wenn die 6- und 7jährigen Proletarierkinder ſtumm verharrten. Endlich beantwortete der geiſtliche Herr ſeine Frage ſelbſt mit dem Worte: „Das Geſetz!“ welches den Kindern gleichfalls unverſtändlich war. Durch weitere Rede des geiſtlichen Herrn erſah ich, daß deſſen Frage als Einleitung zu den 10 Geboten des Sittengeſetzes hatte dienen ſollen. Da ſeine weiteren Fragen der erſteren angemeſſen waren, ſo blieben die Kinder ſtumm und die Prüfung nahm ein raſches Ende.

Erwägt man, daß ſolche geiſtliche Herren über uns Lehrer zu Gericht ſitzen, über unſere Lehrfähigkeiten zu urtheilen haben, bei Amtsbeſetzungen über unſer günſtiges oder ungünſtiges Geſchick entſcheiden, ſo möchte uns angſt und bange werden.

Ein andermal kam mein weltlicher Vorſtand mit einem andern hochgeſtellten Geiſtlichen in meine Schule und begann der Letztere meine Kinder gleichfalls über die 10 Gebote zu examiniren. Die erſte Frage war: Wo ſtehen die 10 Gebote geſchrieben? Antwort: In der Bibel. — In welchem Theile! — Im alten Teſtamente. — In welchem Buche? — Im zweiten Buche Moſis. — Im wie vielten Capitel? Hierauf blieben meine Schüler die Antwort ſchuldig, die ich augenblicklich — ebenſo wenig wie mein weltlicher Chef — nicht hätte ertheilen können. Hierüber gerieth der ſonſt gütige und humane geiſtliche Herr in einen lebhaften Zorn und zankte meine Schüler tüchtig aus, was ich natürlich für einen indirecten Tadel meiner Lehrweiſe anſah. Ich hatte freilich geglaubt, daß, wenn meine Schüler die 10 Gebote im Kopfe und Herzen behielten, es weniger nöthig ſei, zu wiſſen, in welchem Capitel der Bibel ſie niedergeſchrieben ſeien. Von Stund an aber ſorgte ich dafür, daß meine Schüler die Nummerzahl des fraglichen Capitels ihrem Gedächtniſſe einprägten.

Nicht die Behörde, ſondern der immer lauter werdende Unwille derjenigen Aeltern, deren Kinder die böhmiſche Stiftsſchule beſuchten, zwang endlich meinen Mitarbeiter, den Unterricht in der Proletarier-

claſſe meines Schullocals abzugeben, um wenigſtens die Nachmittagsſtunden der Mittwochen und Sonnabende ſeiner Stiftsſchule widmen zu können.

Mein Mitarbeiter gewann als Stiftsſchullehrer gar bald die Ueberzeugung von dem Unwerthe des Paſtors Stephan, der ihm mehrere Beträge ſeines Dienſteinkommens vorenthielt und für ſeinen Nutzen verwendete. Hierzu kam noch, daß ein junges blühendes Mädchen — eine Gläubige Stephans — in großer Seelenangſt ſich meinem Mitarbeiter entdeckte und ihn um Rath anflehte. Auch ihr hatte nämlich der wollüſtige Mann Arges gegen ihre Tugend und Sittlichkeit zugemuthet und ſie kämpfte nun mit ſich, ob ſie die Anträge des von ihr ſo hoch geehrten Seelſorgers annehmen oder zurückweiſen ſolle. Natürlich rieth ihr mein Mitarbeiter zu dem letzteren und forderte ſie auf, mit ihm zu unſerm Superintendenten zu gehen und demſelben ihr gethanes Geſtändniß zu wiederholen. Das geſchah. Der Superintendent theilte das hierüber aufgenommene Protokoll der Regierung mit. Dieſe that hierauf nichts, gar nichts — denn Stephan ſtand im Begriff, mit 600 ſeiner betrogenen Gläubigen nach Amerika auszuwandern. Und einem fliehenden Feinde ſoll man ja ſogar eine goldene Brücke bauen. So ließ man geſchehen, daß 600 verführte, brave Menſchen, von denen 200 mit ihrem Schiffe untergingen, nach Amerika auswanderten und dort erſt einſahen, welchem Unwürdigen ſie ihr Seelenheil anvertraut hatten. War es nicht eine heilige Pflicht der Regierung, den Anhängern Stephans durch die Mittheilung von Thatſachen die Augen zu öffnen und ſie ſomit von ihrem Verderben zurückzuhalten? Ein Anderes wär's geweſen und die Regierung ohne Schuld, wenn dann noch die Irregeleiteten auf ihrem Sinn und Willen beharrt hätten.

Zur damaligen Zeit erregte die Eckernförder Elementar-Unterrichtsmethode in der Lehrerwelt großes Aufſehen, um, wie jede pomphaft ausgeſchrieene Sache, bald wieder ſpurlos zu verſchwinden. Die ſächſiſche Regierung ſchickte zwei als tüchtig erkannte Schulmänner nach Eckernförde, um die neue Methode kennen zu lernen und ſich von deren Werthe durch den Augenſchein zu überzeugen.

Mein Mitarbeiter warf ſich ſogleich mit Feuereifer auf die neue

Lehrweiſe, die er nur durch Hörenſagen kannte. In dieſer Abſicht bekleidete er alle vier Wände ſeines Lehrzimmers meiner Schule mit zahlloſen Papierſtückchen, auf welchen groß gemalte Ziffern und Buchſtaben ſich befanden. Nachdem er mittelſt derſelben eine Zeitlang, nach ſeiner Meinung, geckernförmert hatte, lud er mehrere höher geſtellte Schulmänner, unter ihnen den Kirchen- und Schulrath Dr. Wahl und den Seminardirector Otto, ein, die neue Lehrmethode und deren erzielten Reſultate in Augenſchein zu nehmen. Mich hatte er von ſeinem Vorhaben nicht einmal benachrichtigt, geſchweige dazu eingeladen. Daher kann ich auch kein Urtheil über jene Parade abgeben, ſondern nur Otto's Worte wiederholen, der zu mir ſagte: „An dem Dinge iſt nichts.“

Mein Mitarbeiter blieb nicht auf halbem Wege ſtehen, ſondern richtete an das Cultusminiſterium das Geſuch, ſeine Leiſtungen in der Eckernförder Elementarlehre einer Prüfung zu unterwerfen und ſein Streben durch Verleihung einer entſprechenden Geldſumme zu unterſtützen. Hierauf fand ſich der Geheime Rath Dr. H. in der böhmiſchen Stiftsſchule ein, in welche mein Mitarbeiter indeß alle ſeine, in meiner Schule aufgehängt geweſenen Papierſtückchen verſetzt hatte, und ließ ſich etwas voreckernförmern. Der Staatsbeamte, vielleicht ein tüchtiger Juriſt, verſtand von der Pädagogik ſehr wenig, von der Eckernförder Lehrweiſe aber gar nichts. Derſelbe bezeigte ſeine völlige Zufriedenheit über die Leiſtungen der Stiftsſchüler, welche auswendig gelernte Gebote, Bibelſprüche und Liederverſe im Chor, nach dem Tacte und mit kindlichem Ausdruck herſagten, ebenſo eingeübte Rechnenübungen vornahmen, kleine, rührende Geſänge vortrugen und wo zwei kleine Knaben ſogar ein Geigenduett hören ließen. Endlich zeigte die Verſammlung eine rühmliche Geſchicklichkeit und Behendigkeit im Tütenfertigen und in anderen leichten Arbeiten. Die Folge war, daß auf des Dr. H. günſtigen Bericht das Cultusminiſterium meinem Mitarbeiter 200 Thlr. auszahlte, um die Eckernförder Lehrweiſe ein Jahr lang in der Stiftsſchule fortzuſetzen.

Derjenige von den beiden Schulmännern, welche in Eckernförde ſelbſt den dortigen Unterricht ſtudirt hatten und der auf ſeine Koſten einen umfangreichen, zu einem Buche angewachſenen Bericht hatte

drucken laſſen, bekam dagegen nur 50 Thlr., eine geringe Summe, die nicht einmal die Druckkoſten deckte.

Ueberhaupt iſt die ſächſiſche Regierung wiederholt von marktſchreieriſchen Leuten hintergangen und angeführt worden. Ein Beiſpiel hiervon war, außer dem eben erwähnten, ein gewiſſer Lehrer H., der wegen betrügeriſchen Gebahrens von ſeiner Stelle an einer ſtädtiſchen Schule Dresdens entfernt worden war und nun eine, aus verſchiedenen Büchern zuſammengetragene Abhandlung über den Unterricht und die Erziehung blödſinniger Kinder ſchrieb, ſolche einigen hohen Aerzten und Staatsbeamten vorlegte, hierauf auf Unkoſten der Regierung eine große Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz u. a. unternahm, wobei er auf dem koſtſpieligſten Fuße lebte und bei ſeiner Rückkehr die Stelle eines Erziehers an der neu errichteten Anſtalt für blödſinnige Kinder zu Hubertusburg erhielt. Das Alles geſchah, ohne daß man auf ſeine Antecedentien Rückſicht nahm und ohne Weiteres ſeinem vorgemachten blauen Dunſt Glauben beimaß. Sein erſter Auftritt als Erzieher blödſinniger Kinder beſtand darin, daß er gleich am Abende ſeiner Ankunft in Hubertusburg dem ihn bedienenden Mädchen im dortigen Gaſthofe Gewalt anthun wollte. Auf das durchdringende Hilfegeſchrei der Bedrohten eilte man herbei und befreite ſie nicht ohne Mühe von dem wie raſend ſich geberdenden Wollüſtling, der natürlich ſofort ſeinen Laufpaß erhielt, von Stufe zu Stufe tiefer ſank und endlich zum gemeinen Dieb ward. Nach überſtandener Strafzeit wurde er durch die Vermittelung einiger Menſchenfreunde nach den nordamerikaniſchen Freiſtaaten übergeſiedelt.

Nach Jahr und Tag ſchickte das Cultusminiſterium zwei andere und mit dem Unterrichtsweſen beſſer betraute Männer als jener Geheime Rath war, ab, um den Erfolg der angeblichen Ecknförder Lehrweiſe in der böhmiſchen Stiftsſchule zu erforſchen. Dieſe Männer waren der Kirchenrath Wahl und der Director der Garniſonſchule, Baumfelder. Letzterer derſelbe, welcher in Eckernförde ſelbſt geweſen war und den Bericht darüber hatte drucken laſſen.

Mein Mitarbeiter, welcher ſofort ſeine Sache auch vor dieſen beiden Männern wiederholen wollte, wurde von dieſen bedeutet, in ſeine

Oberſtube ſich zu begeben und dort einige, ihm über die Eckernförder Lehrweiſe vorgelegten Fragen ſchriftlich zu beantworten, während die beiden Inſpectoren ſich ſelbſt von dem Standpunkt der Schule überhaupt und insbeſondere von demjenigen eines jeden einzelnen Schülers überzeugen wollten.

Ach, da kam ſehr bald das Krebsübel zu Tage, an welchem die ganze Schule krankte. Man erkannte durch die genaue Unterſuchung, daß das Dütenfertigen, Kaffeeleſen, Lumpenſortiren und andere von den Schulkindern zum Vortheil ihres Lehrers ausgeführten Arbeiten die Hauptſache, die Bildung der Schüler die Nebenſache geweſen war, daher jene auf der unterſten Stufe ſtand. Wie es übrigens hinſichtlich der Eckernförder Elementarlehre bei meinem Mitarbeiter ſtand, erhellte aus deſſen Beantwortung der ihm vorgelegten Fragen. Jene begann nämlich mit den Worten: „Eckernförde iſt der Name des verdienſtvollen Mannes, welcher u. ſ. w.“

Hier gedenke ich eines Beiſpiels aus dem Geſchäftsgange des damaligen Beamtenweſens. Einer unſrer Armenſchüler war mit dem einen Knie in einen ſpitzigen Nagel gefallen und ſeine Mutter ſorglos genug geweſen, die tiefe Wunde nur mit ſogenanntem Mutterpflaſter zu belegen. Der Knabe, welcher einen halbſtündigen Weg bis in unſere Schule zu gehen hatte, verſäumte dieſe in Folge ſeiner Wunde, nicht aber den Zeichnenunterricht in derſelben, welcher Mittwochs und Sonnabends Nachmittags ertheilt wurde. Solches that der Knabe nicht aus Vorliebe für die Zeichnenkunſt, ſondern für die 3 Pfennige, welche er von dem Zeichnenlehrer für das jedesmalige Tragen von deſſen Mappe erhielt. In Folge der geringen Schonung ſeines verwundeten Knie's und der ungeheuren Anſtrengung, die ihm das weite Gehen koſtete, erkrankte der arme Burſche tödtlich und nun erſt ſuchte die Mutter Hilfe bei dem betreffenden Armenarzt, dem damaligen Amtsphyſikus Dr. E. Dieſer, obgleich auf derſelben Gaſſe wohnhaft, unterließ es, den Kranken zu beſuchen, und begnügte ſich mit dem Verordnen eines gewöhnlichen Säftchens, das natürlich gar nichts half. Da begegnet mein Mitarbeiter zufällig der Mutter und erfährt auf ſeine Frage den Zuſtand des armen Knaben. Sogleich eilt mein

Mitarbeiter zu einem in der Nähe wohnenden Studenten der medicinischen Academie in Dresden, den er kannte. Mit demſelben begiebt er ſich zu dem Kranken, welchen der Student nicht nur von einer Bruſtentzündung, ſondern auch noch von dem gewöhnlich tödtlich endigenden Kinnbackenkrampfe befallen findet. Nur die ſchleunigſte Hilfe könne noch retten, erklärt der Student, und mit dieſer Nachricht eilt mein Mitarbeiter zu dem Phyſikus, der ſeine Pflichtvergeſſenheit mit dem zornigen Ausrufe entſchuldigt: „Warum hat mir denn das dumme Weib das nicht gleich geſagt?“ Als wenn ein dummes Weib wiſſen könnte, was Bruſtentzündung und Trismus ſeien! Aber noch nicht beſucht der Arzt den Kranken, ſondern ſchreibt eine flüchtige Anweiſung, in welcher er dem Armenwundarzt aufträgt, dem Knaben Blutegel an das verletzte Knie zu ſetzen. Der Wundarzt, in deſſen entlegene Wohnung mein Mitarbeiter ſich begiebt, iſt abweſend und in ſeiner Tabagie, aus welcher ihren Dienſtherrn zu holen, deſſen Magd nur mit vieler Mühe zu bewegen iſt. In ſeinem Vergnügen geſtört, geht der Wundarzt am Spätabende endlich verdroſſen zu dem Kranken, um ihm die verordneten Blutegel zu ſetzen. Dieſe beißen nicht an, weil ihnen die Ueberreſte des aufgelegt geweſenen Mutterpflaſters nicht ſchmecken. Daher entfernt ſich der Wundarzt, ohne irgend eine Hilfe geleiſtet zu haben. Hiervon in Kenntniß geſetzt, eilt mein Mitarbeiter am andern Morgen in die Heilanſtalt der Klinik und bittet um ſofortige Aufnahme des kranken Knaben. Der anweſende Arzt erklärt den Fall für einen ſeltenen und daher für die Zwecke der Anſtalt lehrreich, aber zugleich auch, daß die Aufnahme nicht von ihm, ſondern von dem Ausſpruche des Directors abhänge, der um die und die Stunde erſt hier eintreffe. Mein Mitarbeiter läßt ſich die Mühe des Wiederkommens nicht verdrießen, wo er denn erklärt bekommt, daß man wegen Mangels an Platz den Knaben nicht aufnehmen könne. Erſt am Nachmittage dieſes Tages wird derſelbe in das Stadtkrankenhaus verſetzt. Nun war damals in demſelben eine ganz eigenthümliche Einrichtung, indem zwar ein Geiſtlicher, jedoch kein Arzt in demſelben wohnte. Der anordnende Oberarzt war ein viel beſchäftigter, der, nachdem er ſeine zahlreichen Privatkunden beſucht hatte, endlich um die Mittagszeit erſchöpft das

Krankenhaus betrat, die dortigen Kranken in die Behandlung nahm und dabei sich beeilen mußte, um daheim seine Mittagsmahlzeit nicht verbrennen oder verkühlen zu lassen. In dieser Einrichtung war auch der Grund zu suchen, weshalb ein Kranker nur in dem äußersten Nothfalle seine letzte Zuflucht in das Stadtkrankenhaus nahm. Es ist ein großes Verdienst unsrer Königin Maria, welche das Stadtkrankenhaus wiederholt besuchte, dessen große Mängel erkannte und zur Kenntniß des Stadtraths brachte, dessen Vorstand bis dahin keinen Fuß in das Krankenhaus gesetzt hatte.

Mein armer Klaus — so hieß der todtkranke Knabe — blieb, da er, wie gesagt, am Nachmittage in das Krankenhaus geschafft wurde, ohne ärztliche Hilfe und erlebte den andern Mittag, daher die Ankunft des Arztes, nicht. Sein einziges Labsal war dünner Kaffee, den ihm seine Mutter theelöffelweise und mit großer Mühe durch die fest zusammengebissenen Zähne einflößte.

Der erwähnte Amtsphysikus hatte das Gesuch meiner Mutter um eine Pension durch ein Zeugniß ihrer körperlichen Schwachheit unterstützen müssen. Für das Honorar von einem Thaler schrieb der Doctor in das Zeugniß, was meine Mutter ihm in die Feder dictirte, ohne sie einer Untersuchung auszusetzen.

Als die Wittwe meines Vorgängers an der Armenschule beim Quackbrunnen ebenfalls eines ärztlichen Zeugnisses zu Erlangung einer Pension bedurfte und nur dasjenige des Amtsphysikus als gültig von der Regierung angenommen wurde, so schickte die selbst krank darniederliegende Wittwe ihre Schwester zu dem Amtsphysikus, um denselben zu einem Besuch in ihrer Wohnung bitten zu lassen. Nun gab der bereits bejahrte Amtsphysikus seiner Gattin nicht unbegründete Ursache zur Eifersucht und weil die Schwester der fraglichen Lehrerswittwe von einem üppigen Körperbau war, so vermuthete die Frau Physikus eine ganz andere Absicht, als die ausgesprochene bei der ansehnlichen Jungfrau und wies sie unter den gemeinsten und gröbsten Schimpfnamen schnöde ab. Als mir die Kranke diese ungerechtfertigte Zurückweisung klagte, übernahm ich es, die Bitte der Kranken persönlich dem Physikus vorzutragen. Aber auch dieser schlug das Gesuch

mit den Worten rund ab, daß er nicht verpflichtet sei, seine ärztlichen Besuche bis in den Stadttheil auszudehnen, in welchem die Lehrerswittwe wohnte. Vergebens berief ich mich auf den Ausspruch der Regierung, welche ein Attest des Physikus zur unerläßlichen Bedingung für Pensionertheilung machte. Der Doctor beharrte auf seiner Weigerung, bis ich endlich, deren wahren Grund errathend, ihm sagte, daß man ja seine Bemühung nicht umsonst verlange, sondern solche anständig honoriren würde. Ja, das war etwas Anderes, und die Wittwe erhielt, was sie wünschte.

Einst sprach ein Ungenannter in dem Dresdener Anzeiger seine Verwunderung darüber aus, daß man einen halb tauben und blinden Physikus noch länger in seinem wichtigen Amte belasse. Jedermann errieth sogleich, daß damit der Doctor E. gemeint war, nur die Regierung nicht. Diese begnügte sich, den Ungenannten aufzufordern, den angeblich tauben und blinden Physikus zu nennen und giltige Beweise von dessen Untauglichkeit beizubringen. Was die sehr weise und für das gesundheitliche Wohl besorgte Kreisdirection vorausgesehen hatte, geschah: es fand sich kein Denunciant, welcher sich in ärgerliche Weiterungen und einen kostspieligen Rechtshandel einlassen wollte, obgleich beide Sinnesübel des Physikus offenkundig waren. Hierauf erklärte die Kreisdirection, weil niemand ihrer Aufforderung nachgekommen sei, jene im Anzeiger veröffentlichte Behauptung für unwahr und für eine strafbare Verleumdung.

Meine Mutter, sowie die Wittwe meines Vorgängers an der Armenschule am Quackbrunnen, erfreute sich einer monatlichen Pension von 3 Thalern aus der königlichen oder vielmehr Landes-Pensionskasse. Als aber die Wittwe des Nachfolgers meines Vaters um gleiche Gunst und Pension bat, wurde ihr Gesuch von der Regierung rund abgeschlagen und zwar unter dem Vorgeben, daß die Pensionertheilung der Dresdener Stadtbehörde zukomme. Vergebens berief man sich auf das Beispiel der beiden, von dem Staate pensionirten Lehrerswittwen, vergebens darauf, daß die Armencommission bislang sich eine königliche genannt, eines königlichen Siegels sich bedient, alle Beamten und Lehrer, unter dem Ressort der königlichen Armencommission,

angestellt habe. Auch hier behielt Recht, wer die Gewalt besitzt, und die fragliche Wittwe blieb ohne königliche Pension.

Hier erlaube ich mir, ein Beispiel von unsrer Rechtspflege und deren Schneckengange einzuschalten. Meine Schwiegermutter hatte noch ein gegründetes Anrecht an der Caution eines mit Schulden flüchtig gewordenen Staatsbeamten, weil jene von meinem Schwiegervater dargeliehen worden war. Nachdem der deshalb geführte Prozeß eine Reihe von Jahren gedauert hatte, war der Schlußtermin desselben auf das Jahr 1824 anberaumt worden, allein im Jahre 1831 noch nicht erfolgt. Vielmehr erhielt ich eines Tages vom Amte einen offenen Zettel zugeschickt, dessen Inhalt mir bei 5 Thaler Strafe anbefahl, so und so viel Thaler für Gerichtskosten an einem bestimmten Tage unverweigerlich zu bezahlen. Das Merkwürdigste hierbei war, daß ich diesen Befehl einen Tag später eingehändigt bekam als der mir gesetzte Zahlungstermin lautete. Sonach hätte ich bereits, ohne meine Schuld, die Strafe von 5 Thalern verwirkt gehabt. Da ich mit niemand im Streite lag und von jenem Prozesse um die Caution keine Ahnung hatte, so versetzte mich die Zumuthung des königlichen Gerichtsamts in eine große Bestürzung. Ich begab mich sofort zu dem Advocaten meiner verstorbenen Schwiegermutter und trug ihm den fraglichen Fall vor. Jener gerieth hierüber in einen maaßlosen Zorn. „Das Amt —“ rief er entrüstet aus — „hat falsche Acten zum Verspruch nach Leipzig geschickt und nun muthet man Ihnen zu, diese Schweinerei zu bezahlen? Geben Sie mir den Wisch —“ damit meinte er den Zettel vom Amte — „ich will euch bezahlen!“ Ich that, wie er mir hieß, und kein Mensch hat mir wieder Gerichtskosten unter Strafandrohung abverlangt. Ist ein solches Gebahren von den Priestern der Gerechtigkeit nicht ungerecht? Wenn ich, eingeschüchtert durch die Strafandrohung, jene Gerichtskosten bezahlt hätte, würde ich je einen Pfennig zurückerhalten haben?

Als sieben Jahre nach dem angesetzten Schlußtermin der Prozeß noch immer schwebte, schrieb ich an den Advocaten meiner Schwiegermutter, der sich indeß nach Hohnstein gewendet hatte, und fragte, weil doch seit dem Volksaufstande Manches besser geworden sei, ob denn

nicht auch in der Rechtspflege ein raſcherer Gang ermöglicht werden könne, bat ihn auch ſchließlich um die Beendigung des langjährigen Rechtsſtreits. Hierauf antwortete mir der Advocat, daß meine Klage vollkommen gerechtfertigt ſei, daß aber nicht an ihm, ſondern an dem Dresdener Amte die Schuld liege, deſſen beſtellter actor bonorum läppiſche und ungereimte Einwendungen gemacht und hierdurch den Streit verlängert habe. Ich ſolle dieſen Brief einem geheimen Juſtizrath vorlegen, das Amt bei demſelben verklagen und ihn zur ſtrengen Unterſuchung der Thatſache vermögen.

Wenn das Sprüchwort wahr iſt, daß eine Krähe der andern nicht die Augen aushacke, ſo iſt das ganz beſonders bei den Prieſtern der Themis der Fall. Dieſe Erfahrung habe ich wiederholt gemacht. Daher ſagte ich mir ſogleich, daß, wenn ich bei einem geheimen Juſtizrathe klagte, derſelbe mich ſofort mit den Worten abweiſen würde: „Wer hat mich zu deinem Erbſchichter eingeſetzt? Bringe deine Klage bei der Juſtizbehörde und in der üblichen Form an.“ Ich beſchloß einen andern und, wie die Folge zeigte, zweckmäßigeren Weg einzuſchlagen. Der damalige Chef des Amts, der Oberamtmann und Hofrath Pechmann, war mir als ein lieber, hochachtbarer Mann bekannt, der früher ſchon einmal freundlich auf meine Bitte eingegangen war. An ihn wendete ich mich, indem ich perſönlich ihm des Advocaten Brief überreichte und vertrauensvoll unſere Angelegenheit in ſeine Hände gab. Der Hofrath las unter wiederholtem Kopfſchütteln, warf endlich den Brief auf den Tiſch und ſagte: „Das ſind Hohnſteiner Anſichten! Aber, was wahr iſt, iſt wahr! Die Herren Advocaten haben gematſcht und gematſcht. Ich werde mich der Sache annehmen, und wenn Ihr Advocat die in ſeinem Briefe verſprochene Schrift baldigſt einſendet, ſo wird der Streit nicht lange mehr dauern.“ Jetzt langte ich ſachte nach meinem Briefe auf dem grün beſchlagenen Tiſche. „Den laſſen Sie mir!“ rief der Hofrath aus. Da befiel mich eine große Angſt, daß ich unſerm Advocaten eine ſchlimme Suppe eingebrockt haben könnte, und wagte dieſe Befürchtung gegen den Hofrath auszuſprechen. „Deshalb ſeien Sie ganz außer Sorge —“ meinte der liebe Herr und beruhigt ging ich von dannen. Was in 7 Jahren, ja in

noch längerer Zeit nicht möglich gewesen war, geschah jetzt binnen vier Wochen. Nicht nur, daß unsere Angelegenheit bei dem Amte zu Ende geführt wurde, so gelangte sie auch noch in derselben Zeit zum Spruche bei dem Appellationsgerichte, und erhielten die Erben meiner Schwiegermutter ihr Geld ausgezahlt. Als ich dafür dem gütigen Hofrath unsern Dank aussprach, versetzte dieser lächelnd: „Sie haben lange genug darauf warten müssen. Genießen Sie es gesund."

Ja, wer den Papst zum Freunde hat, kann wohl Cardinal werden.

32. Punkte.

Als ich noch ein kärglich besoldeter Unterlehrer, mein Schriftstellerlohn noch ganz unbedeutend und mein Privatunterricht im Abnehmen war, beschloß ich einen andern Nebenerwerbszweig — die Oelmalerei — zu ergreifen, die mir, wie schon gedacht, eine kleine Geldsumme eingetragen hatte. Ich nahm mir vor, Ansichten von Dresden, der sächsischen Schweiz u. s. w. zu malen und Exemplare davon in Dresdens größeren Hotels auszuhängen, ja selbst eine Verkaufsbude auf den Jahrmärkten zu miethen und darin durch meine Frau die Bilder meiner Hand an den Käufer zu bringen. Zur Schande meiner Behörde, die mich und die Meinen darben ließ, wollte ich meinen groß geschriebenen Namen und Stand als Firma an der Verkaufsbude anbringen u. dergl. m. Wirklich untermalte ich eine Anzahl Oelbilder und schon erblickte ich im Geiste eine ganze Jahrmarktsbude mit denselben angefüllt, meine junge, hübsche Frau als freundliche Verkäuferin in derselben und der zahlenden Käufer in Menge davor. Es bewendete jedoch bei diesem Phantasiegemälde und wurden die untermalten Bilder erst nach vieljährigem Zwischenraume vollendet, ohne zum Verkaufe ausgeboten zu werden. Ein einziges, damals gemaltes Oelbild trug mir einen Gewinn ein.

Meine erste Privatschülerin, die Tochter jener Adelsfamilie, welche auf ihrem Weinberge in der Nähe Dresdens von den Kosacken ausgeplündert worden, war, wie ich bereits erwähnt habe, als herangeblühte Jungfrau an der Auszehrung gestorben, ihre jüngere Schwester später

meine Clavierſchülerin und bald darauf die Gattin eines Edelmannes im Canton Neuſchatel geworden. Der jungen Edelfrau ein ſichtbares Andenken an ihr letztes Vaterhaus zu ſchenken, hatten mich ihre Aeltern wiederholt gebeten, ſie zu beſuchen und ihren Wohnſitz abzuzeichnen. Derſelbe war ein Rittergut in der Nähe von Biſchofswerda. Ein auf den Montag fallendes Michaelisfeſt vergönnte mir eine $2^1/_2$tägige Friſt zu Ausführung meiner kleinen Reiſe, die ich am Sonnabend Nachmittag zu Fuß antrat. Nach einem ſiebenſtündigen, angeſtrengten Marſche erreichte ich bei völliger Dunkelheit den Ort meiner Beſtimmung. Ich kam in ein großes Schloß, deſſen viele Räume zum kleinſten Theil bewohnt wurden und daher von der Herbſtluft tüchtig ausgekältet waren. Nur leicht bekleidet, fror ich in dem mir angewieſenen, ungeheizten, hohen Zimmer und ſelbſt mein Bett war ſo eiſig, daß ich mich lange nicht zu erwärmen vermochte.

Der Sonntag war ein trüber, naßkalter Herbſttag. Dennoch nöthigte mich meine beſchränkte Zeit, an das Abzeichnen der Landſchaft zu gehen. Der hierzu am beſten ſich eignende Punct war in der Nähe eines großen Teichs und hier ſaß ich den ganzen Vormittag hindurch, während ein feiner aber durchdringender Sprühregen nicht nur der Landſchaft ihren größten Reiz — die Beleuchtung — raubte, ſondern mich auch zwang, den Regenſchirm über mir aufgeſpannt zu halten. So ſaß ich hier frierend und mit verklommenen Fingern nur mühſam den Bleiſtift führend. Da nahete ſich mir ein Diener mit einem Teller ſüßen Confects und einem Glaſe Weißweins, welche Erquickung mir die gnädige Frau überſchickte, die aber ſchlecht zu meinem Zuſtand paßte, indem das ſüße Zuckergebäck und der weiße Wein meinen Magen verſäuerten und erkälteten. Die ſchädlichen Folgen hiervon verſpürte ich jedoch erſt auf der Heimreiſe, die ich abermals zu Fuße zurücklegte. Nach einigen Stunden Gehens bemächtigte ſich meiner eine Mattigkeit, wie ich ſie noch nie erlebt hatte. Dieſe zwang mich, ganz gegen meine Gewohnheit, zum häufigen Ausruhen und machte mich endlich ſo kraftlos, daß ich kaum noch meine Füße heben konnte und liegen bleiben zu müſſen befürchtete. Sonderbar, auf der ſonſt ſo befahrenen Straße holte mich kein einziges Fuhrwerk ein, deſſen Führer

ich hätte um die Aufnahme bitten können. Endlich langte ich, alle meine geringen Kräfte bis auf das Aeußerſte anſtrengend und leichenblaß, in meiner Wohnung an, wo ich, zum heftigſten Erſchrecken meiner Frau, ſogleich auf das Sopha niederſank. Erſt nach einigem Ruhen vermochte ich, mit Hilfe meiner Frau, mich auszukleiden und das Bett zu beſteigen, wo ich nach dem Genuß einiger Taſſen warmen Lindenblüthenthee's in einen ſo ſtarken und anhaltenden Schweiß verfiel, daß ich in kurzen Zwiſchenräumen dreimal meine Leibwäſche wechſeln mußte. Es war eine ſtarke Grippe, die ich mir zugezogen hatte und die, ohne ärztliche Hilfe, lediglich durch das Schwitzen, eben ſo ſchnell wieder verſchwand als ſie gekommen war.

Die Bleiſtiftzeichnung führte ich nun in Oelfarben aus; mein Bild wanderte in die Schweiz und das dafür erhaltene Honorar warf wieder einmal einen Sonnenblick auf unſere kümmerliche Lage. Ich habe bereits erwähnt, daß ich aus dem Nachlaſſe meiner Schwiegermutter einen zweiprocentigen Kammer-Creditkaſſenſchein von 1000 Thalern in Verwahrung bekommen hatte. Um das werthvolle Papier vor Diebshänden zu ſichern, wußte ich keinen geeigneteren Ort als es unter meine Betten auf den Strohſack zu legen. Weit weniger als jene fürchtete ich eine Feuersgefahr. Eines ſchönen Sommertags trug meine Frau unſere Bettſtücken zum Sömmern hinaus auf den Raſenplatz in unſerm Garten. Welch' ein tödtlicher Schreck durchrieſelte ihre Glieder, als ſie bei ihrer Rückkehr in unſere Schlafkammer den Tauſendthalerſchein nicht mehr auf dem Strohſacke liegen ſah! Wer konnte während der Minute ihrer Abweſenheit das Papier entwendet haben? Meine Frau war vor Schreck ſo außer ſich, daß ſie nichts weiter anzufangen wußte, als meine damals noch bei uns wohnende Mutter von dem großen Verluſt zu unterrichten. Der beſonnenen Matrone gelang es nach einigem Suchen, den Talon nebſt den daran befindlichen Zinsleiſten in einem Winkel der Kammer, den Schein ſelbſt aber draußen auf der Balkendecke der Düngergrube aufzufinden. Deſſen Diebin war niemand anders geweſen als unſere dreijährige Tochter Wilhelmine, die, ihrer Mutter auf allen Tritten und Schritten nachfolgend, die beiden Papiere unbemerkt vom Strohſack genommen und verzettelt hatte.

Ein merkwürdiges Seitenstück zu diesem Wiederfinden ereignete sich später bei einer uns befreundeten Familie, deren Oberhaupt Stadtbilleteur war und sein Expeditionslocal im Altstädter Rathhause hatte. Dort verwahrte er, der größeren Sicherheit wegen, das über 1000 Thaler betragende und in preußischen Staatsschuldscheinen angelegte Vermögen seiner Frau. Als nun im Jahre 1830, bei Gelegenheit des bereits erwähnten Volksaufstands, nächst dem Polizeihause, auch das Rathhaus erstürmt und, mit alleiniger Ausnahme der Vormundschaftsstube, alle in seinen Räumen vorhandenen Papiere und Schriftstücke theils verbrannt, theils fortgeschleppt, theils umhergezettelt worden waren, fand unser Billeteur auch sein Schreibpult erbrochen und dessen Inhalt, die Staatsschuldscheine inbegriffen, daraus verschwunden. Nur verloren, wie man sagt, durchsuchte der erschrockene Mann die Tausende von Papieren, welche die Dielen der Zimmer, die Gänge, Treppen und den Hausflur bedeckten und die schmutzigen Spuren der vielen darüber geschrittenen Füße zeigten, und siehe da! er fand glücklich alle Schuldscheine nebst den dazu gehörigen Zinsleisten heraus. Dieser Mann und unser einstiger Hausgenosse im polnischen Brauhause, dessen Gattin zur Zeit meiner Zurücksetzung und Noth eine thätig theilnehmende Freundin und Trösterin geworden war, half mir, oder vielmehr dem Bruder meiner Frau, durch das Darlehn von 100 Thalern aus einer großen Bedrängniß, wodurch wir ihm zu dem lebhaftesten Dank verpflichtet wurden. Dieser Mann bezog eine jährliche Besoldung von 800 Thalern und wir glaubten seine Familie um so geborgener, als er später ein nicht unansehnliches Haus in der Altstadt ankaufte. Nach einer Reihe von Jahren, binnen welcher unser Helfer Buchhalter an der städtischen Sparkasse geworden war, wurde dieselbe um 1400 Thaler bestohlen. In Folge der deshalb angestellten Untersuchung ergab sich's, daß der Kassirer und Buchhalter in Gemeinschaft einen Kassenunterschleif von ziemlich 24,000 Thalern begangen hatten. Als der Buchhalter festgenommen und in's Gefängniß abgeführt werden sollte, entrann derselbe und nahm seinen Weg nach dem Dorfe Briesnitz, um dort, wo der Elbstrom sehr tief ist, seinem schuldbeladenen Leben ein Ende zu machen. Hier zog er seinen Rock aus,

hing denſelben über den Arm und ſchritt nun, mit ſich, ſeinem Gewiſſen und der Liebe zum Leben kämpfend, am Ufer auf und nieder. Dabei umkreiſete eine große Schaar ſchwarzer Krähen unter lautem Geſchrei den armen Sünder, der, hierdurch an Galgen, Schaffot und Rad gemahnt und immer kleinmüthiger wurde. Ein ſchrecklicher Zuſtand! Ein ehrlicher Landmann, welcher vorüberging und in dem entſtellten Antlitz des Unglücklichen deſſen verzweifeltes Vorhaben leſen mochte, grüßte denſelben mit den ausdrucksvoll geſprochenen Worten: „Helf' Euch Gott!“ Wieder ein Dolchſtich in das Herz des Elenden! Der Landmann verweilte aber ſichtlich in deſſen Nähe und beobachtete jeden ſeiner Schritte. Das Krähengeſchrei und der fromme Gruß verfehlten ihre Wirkung nicht bei dem noch nicht verhärteten Sünder. Als nun gar eine Kutſche daher gerollt kam, in welcher ein guter Bekannter von ihm ſaß und der ihn verwundert anrief, was er hier zu einer außergewöhnlichen Zeit und bei der herbſtlichen Kälte in bloßen Hemdärmeln mache: da ging dem Unglücklichen das Herz auf und der Mund dazu. Er geſtand ſeine Schuld ein und den gefaßten Vorſatz des Selbſtmords, daher er von dem Wageninſaſſen faſt mit Gewalt in den Wagen genöthigt und in ſeine Wohnung zurückgebracht wurde, wo ſeiner bereits die Häſcher warteten. Er ſtarb nach einigen Jahren im Zuchthauſe und nun war an uns die Reihe gekommen, ſeine Gattin zu tröſten und aufzurichten.

Nachdem mein Verſuch, durch die Malerei Geld zu verdienen, mißglückt war, wendete ich mich wieder zur Schriftſtellerei. Der Erzählung im Geſellſchafter: Der goldene Knopf, folgten mehrere. Unter dieſen eine längere: „Die Vertriebenen“. In dem Jahre 1833 wurde es 100 Jahre, daß der Erzbiſchof Firmian von Salzburg 30.000 ſeiner Unterthanen wegen ihres Glaubens an das Evangelium aus ſeinem Lande vertrieben hatte. Dieſe grauſame, unchriſtliche Handlung gab das Motiv zu der vorgenannten Erzählung, für welche mir der Herausgeber des Geſellſchafters, Profeſſor Gubitz, 36 Thaler Honorar zahlte. In Folge dieſer Erzählung ſchrieb mir Gubitz, daß ich ihm der Mann zu ſein ſchiene, welcher Erzählungen für die Jugend nach der Weiſe Chriſtophs v. Schmidt, ſchreiben könnte, und forderte

mich hierzu auf, jedoch die Bemerkung zugleich hinzufügend, daß ſolche Schriften billig ſein müßten. Ich hatte früher auch ſchon an dieſe Art von Schriftſtellerei gedacht, mich aber durch die Fluth bereits vorhandener Jugendſchriften davon abſchrecken laſſen. Nun aber machte ich mich an's Werk. Meine erſte Jugenderzählung war die Schwanenjungfrau, die ich dem Volksmärchen des Muſäus nachbildete und in welcher ich die Vorzüge des Chriſtenthums gegen das Heidenthum darzuſtellen verſuchte. Bisher hatte ich meine Erzählungen noch einmal ab- oder auf's Reine geſchrieben, weil ich ein Manuſcript mit ausgeſtrichenen und corrigirten Stellen nicht erſehen kann. Dieſer Eigenſinn unterblieb nun von meiner erſten Jugendſchrift an und gelangte mein Manuſcript, ſo wie ich's niedergeſchrieben hatte und ohne ausgeſtrichene Stellen, in die Druckerei. Hierdurch erſparte ich eine bedeutende Arbeit, lief aber auch dabei Gefahr, daß, wenn mein Manuſcript auf dem Poſtwege verloren ging, auch meine ganze Arbeit umſonſt geweſen wäre. Zu Ehren der Poſtbehörde erwähne ich, daß ich bis jetzt noch kein Mal einen ſolchen fühlbaren Verluſt zu beklagen gehabt habe. Die Schwanenjungfrau umfaßte 20 Bogen Manuſcript und ſchrieb ich, neben meinem beſchwerlichen Schulamte und etlichen Privatſtunden, regelmäßig jeden Tag einen Bogen voll. Für dieſe 20 Bogen zahlte mir Gubitz 20 Thaler, ohne mich von der Stärke der Auflage zu unterrichten. Damals war ich ſchon froh, daß ich einen Nebenverdienſt von täglich einem Thaler durch meine Schriftſtellerei, ohne mich ärgern und von Haus zu Haus laufen zu müſſen, errungen hatte. Die Schwanenjungfrau ſchrieb ich im Auguſtmonat 1833 und ſchon am 12. September deſſelben Jahres war „der kleine Bergmann" fertig, zu welchem mein Schwager, der eine Reiſe nach Freiberg gemacht hatte und in ein dortiges Bergwerk eingefahren war, mir das Motiv gab. Am 17. October ging Alexander Menzikoff nach Berlin an Gubitz ab. Die Anekdote von dem kleinen Paſtetenbäckerjungen hatte mich ſchon als Knabe ergriffen und von da in meinem Gedächtniſſe ſich erhalten. Auf mein bewegliches Bitten legte mir Gubitz 5 Thaler zu, ſo daß ich für Alex. Menzikoff ein Honorar von 25 Thalern empfing. Dabei blieb es für alle noch ferner ihm gelieferten Jugend-

schriften, sowie ich auch nichts von der Stärke der Auflagen erfuhr. Das kärglich zugemessene Honorar war aber nicht allein das Betrübende, sondern die Schwierigkeit, es zu erhalten. Fast jedesmal mußte ich erst wiederholte Mahn- und Bittbriefe schreiben, und wenn endlich ja die Zahlung erfolgte, so geschah solche nicht in Geld, sondern durch eine Anweisung auf eine Leipziger Buchhandlung. Diese Anweisung zu realisiren, verstand sich kein Dresdener Buchhändler, weil er mit dem Leipziger Commissionair Gubitz's in keiner Geschäftsverbindung stand. Daher mußte ich das Einholen meines Honorars durch einen Dresdener Bankier besorgen lassen, der natürlich solches nicht umsonst that. Auf diese Weise wurde mein geringer Lohn nochmals gekürzt.

Dieses Knickern meines Verlegers bewog mich, mein Glück bei einem andern und großmüthigeren Buchhändler zu versuchen. Zuerst wendete ich mich, weil meine Schüchternheit es nicht anders zuließ, brieflich an den Dresdener Buchhändler Arnold und trug ihm meine Werke an, erhielt aber keine Antwort darauf. Nun schrieb ich an Brockhaus, der höflich ablehnend antwortete. Ein Gleiches geschah von der Leoschen Buchhandlung in Leipzig, an welche mich mein lieber Schulinspector Dr. Käuffer gewiesen hatte. So blieb mir denn nichts übrig, als ferner mich mit den kleinen, mageren Brosamlein zu begnügen, welche mir Herr Gubitz zutheilte. Diesem hatte ich auch meinen, endlich zu Stande gebrachten Roman: „Der Abenteurer wider Willen", eingehändigt. Derselbe erschien zweibändig in der Buchhandlung von Windolf und Striese zu Königsberg in der Neumark, einer Filiale der dem Herrn Gubitz zugehörigen Vereinsbuchhandlung zu Berlin, wie ich denn auch das Honorar für meinen Roman von nur 50 Thalern von Herrn Gubitz ausgezahlt erhielt. Gubitz handelte niemals mit mir um die Höhe des Honorars, sondern bestimmte eigenmächtig dasselbe, und so mußte ich nehmen, was er mir gab. Eine andere, größere, von mir für den Gesellschafter bestimmte Erzählung: „Der Druckfehler", welcher die sittlichen Verderbnisse von Paris schilderte, bevor noch Eugen Sue seine Geheimnisse von Paris schrieb, druckte Gubitz, ohne mich erst deshalb zu befragen, besonders ab und theilte nur ein längeres Bruchstück daraus in seinem Gesellschafter mit. Für

beides erhielt ich von ihm nur 25 Thaler! Hieraus erſieht man abermals, wie eigenmächtig Gubitz mit mir verfuhr.

Der Separatabdruck dieſer Erzählung hat mir überdieß großen Schaden und Verdruß eingetragen, indem meine Feinde jene, nur für Leſer des Geſellſchafters beſtimmte Erzählung für eine Jugendſchrift ausgaben und mich deshalb bis in die Hölle hinein verdammten. Hierbei war mein ärgſter und unchriſtlichſter Beurtheiler ein gewiſſer Dr. Körner in Halle, welcher in einem langen, gegen meinen „Druckfehler" gerichteten Aufſatze nach echt jeſuitiſcher Weiſe die Sätze aus ihrem Zuſammenhange riß und dann Zeter über meine Verruchtheit und Verführung der Jugend anſtimmte. Und der, welcher auf eine ſo niederträchtige Weiſe mit mir umging, war ein chriſtlicher Lehrer und pädagogiſcher Schriftſteller!

Glücklicherweiſe wird ein Schriftſteller im Anfange ſeiner Laufbahn von den giftigen Zähnen und Biſſen der Recenſentenſchaar verſchont, weil er, noch nicht bekannt, ihren Blicken entgeht oder von ihnen verachtet wird. So wie er aber einigen Ruf bekommt, ſo fällt man mit gehäſſiger Bitterkeit über ihn her und läßt kein gutes Haar an ihm. Es verſteht ſich, daß damit nicht ſolche Recenſenten gemeint ſind, welche für günſtige Recenſionen und Empfehlungen von den Verlegern bezahlt werden. Mein allerärgſter und in ſeiner Gehäſſigkeit nicht ermüdender Widerſacher war ein Profeſſor Gersdorf in Altenburg. Wenn ich in ein Kaffeehaus kam und irgend ein Zeitungsblatt in die Hand nahm, ſo fand ich wiederholt die giftigſten Angriffe meiner Jugendſchriften von dieſem Gersdorf, der von mir ſagte, daß ich noch kein gutes Wort geſchrieben habe und ein Verführer der Jugend ſei. Zugleich vermaß er ſich, nicht eher ruhen zu wollen als bis er mich niedergekämpft haben würde.

Ueber meine Schrift: „Wie Frau Gertrud ihre Kinder geiſtig und leiblich erzog", die ich im Auftrage des Zwickauer Volksſchriftenvereins ſchrieb, hat Gersdorf eine, faſt ein halbes Buch füllende und natürlich hämiſche Beurtheilung veröffentlicht. In gleicher Weiſe verdammte er meine Jugendſchrift: „Mutterliebe und Brudertreue", die er als ein wahres Gift für die Jugend bezeichnete.

Derſelbe Gersdorf, welcher eine leiſe Hindeutung in der vorgenannten Erzählung auf eine unlautere, geſchlechtliche Neigung eines reichen Pariſers verdammte, gehörte, wie mir verſichert worden iſt, jener pietiſtiſchen Secte an, welche die Bibel mit allen ihren obſcönen und für die Jugend unpaſſenden Schilderungen unbedenklich den kleinſten Kindern in die Hände giebt, dieſen Mißgriff mit dem Spruche entſchuldigend: Dem Reinen iſt Alles rein. Wenn mir im Anfange meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn vorgeworfen worden wäre, daß ich ein Verführer und Verderber der Jugend ſei und kein gutes Wort je geſchrieben hätte, ſo würde ich vielleicht aus Gewiſſensunruhe über eine ſolche Sünde die Feder für immer aus der Hand gelegt haben. Allein, als dergleichen giftige Urtheile über mich gefällt wurden, hatte ich bereits ſo viele beifällige, mich ermunternde, ja ſelbſt ſchmeichelhafte Zuſchriften von anerkannt würdigen Männern, von Geiſtlichen, Lehrern, Müttern und Kindern erhalten, daß ich in aller Ruhe erwartete, welchen Einfluß Gersdorfs Anfeindung auf den Abſatz meiner Schriften äußern würde. Den Aufreizungen meiner Freunde, den Anfällen Gersdorfs und Körners in gleicher Weiſe entgegen zu treten, gab ich kein Gehör, indem meine Feder für Gezänk und Schmähungen ſich nicht eignet. Ich ſprach zu mir: Wenn deine Jugendſchriften wirklich ſittenverderbend ſind, ſo wird das große Publikum darüber entſcheiden, indem es keine Bücher deiner Hand mehr kauft. Geſchieht das nicht, nun, ſo iſt das ein Beweis, daß deine Feinde unwahr geſprochen haben. Gott Lob! Gersdorfs und Körners Anfeindungen haben das Gegentheil ihres beabſichtigten Zweckes bewirkt, indem ſie die Aufmerkſamkeit des Publikums mehr und mehr auf meine Schriften lenkten und denſelben einen immer wachſenden Abſatz verſchafften.

Als ſpäter ich von vielen Buchhändlern um den Verlag meiner Schriften angegangen wurde und ich ihnen hierauf vorhielt, warum ſie früher meine beſten Erzählungen, die zwölf und mehr Auflagen erlebt haben, wie ſaures Bier zurückgewieſen hatten, ſo entgegneten ſie mir: „Sie hatten damals noch keinen Namen und waren uns auch durch eine, viel in der Literatur geltende Perſönlichkeit empfohlen. Von dieſen beiden Bedingungen hängt die Uebernahme des Verlags ab.

indem wir Buchhändler theils keine Zeit, theils nicht allemal die Befähigung haben, den Werth der uns zugesendeten Manuscripte selbst zu prüfen." Als ich hierauf fragte: „Wie kann ich zu einem Namen kommen, wenn man nichts von mir drucken will? Das kommt mir wie die Rede vor: Du darfst eher nicht in's Wasser gehen, als bis du schwimmen kannst, so zuckte man die Achseln und entgegnete: „Es ist nun einmal so!" Daher kommt es, daß viele angehende Schriftsteller mit einem sogenannten Winkelbuchhändler in Unterhandlung treten müssen, der ihnen ein Sündenhonorar zahlt und ihre Werke auf Löschpapier druckt.

Vielfach haben mich meine Bekannten und Verleger aufgefordert, eine und die andere meiner Jugendschriften irgend einem fürstlichen, königlichen oder kaiserlichen Kinde zu widmen, weil mir eine solche Widmung ein ansehnliches Geschenk eintragen würde. Nun haben aber viele Autoren mit den Widmungen an hohe Personen einen so vielfältigen und argen Mißbrauch getrieben, daß sich alle Regenten Europa's durch einen öffentlichen Erlaß dagegen verwahrten, nach welchem sie nur die Widmung solcher Bücher annehmen würden, deren Verfasser vorher bei ihnen um die unterthänige Erlaubniß nachgesucht und solche erhalten hätten. Nach meiner Meinung muß diese Bedingung jeden ehrliebenden Autor abschrecken, eine derartige Widmung zu wagen. Ich wenigstens war theils zu furchtsam, theils zu stolz, um mich der Beschämung und Schande durch eine abschlägige Antwort auszusetzen. Eine einzige und zwar die hundertste meiner Jugendschriften habe ich Jemandem gewidmet — meinen Kindern — und kann mich deshalb niemand des Eigennutzes zeihen.

Meine kleinen, nur auf eine Woche beschränkten Reisen, die für meinen Körper unbeschreiblich wohlthätig waren, erweckten in mir die Lust nach einer größeren und länger ausgedehnten.

Aber, woher die Geldmittel hierzu nehmen? Zwar hatten die ersten von meinen Jugendschriften schon nach wenig Jahren eine zweite Auflage erlebt. Herr Gubitz schrieb mir dabei, daß ich nach preußischen Gesetzen für eine neue Auflage die Hälfte des früheren Honorars zu erhalten hätte, war aber so großmüthig, mir solche mit 15 Thlrn.

zu bezahlen, ohne wieder ein Wort über deren Stärke zu sagen. Ich glaubte diesen Worten und nahm dankbar an, was man mir gutwillig gab. Nachdem aber bereits 10 Jugendschriften von mir erschienen waren und Herr Gubitz auf meine dringend wiederholte Bitte um Honorarzulage bedauernd mir zurückschrieb, daß er solches bei dem besten Willen nicht im Stande sei, so beschloß ich, auf meine Kosten, und zwar auf Subscription, drei Jugenderzählungen herauszugeben und solche mit Bildern von meiner eigenen Hand auszustatten.

In dieser Absicht schrieb ich im Jahre 1838 die 3 Erzählungen: Der stille Heinrich, Die Pilger und der Lindwurm, Das Fischermädchen von Helgoland. Zu denselben entwarf ich 12 Bilder, die ich, als meinen ersten Versuch dieser Art, auf Stein zeichnete. Ganz unerfahren in einem solchen Unternehmen, hatte ich schweres Lehrgeld zu geben und deshalb eine Menge Kosten zu tragen, welche ein anderer Geschäftsmann erspart haben würde. Absonderlich hoch beliefen sich die Kosten für die Bilder, die obendarein meiner Malerkunst keine Ehre machten und manches mitleidige Lächeln bei meinen Lesern hervorgerufen haben mögen. Einmal nur hatte mir Herr Gubitz gemeldet, daß er eine Auflage von 1000 Exemplaren von einer meiner Jugendschriften veranstaltet habe. Deshalb machte ich die meinige um 200 Exemplare stärker. Die Gesammtkosten dafür beliefen sich auf 450 Thlr. und da meine Ersparnisse nur in 150 Thlrn. bestanden, so lieh ich von meiner Mutter noch 300 Thaler, die ich ihr mit $3^1/_2$ Prozent verzinsete. Jene drei Erzählungen hatte ich vereinigt unter dem Gesammttitel „Astern" erscheinen lassen und für ein Exemplar den Preis von einem Thaler in meiner Subscriptionsaufforderung festgesetzt.

Nachdem der Subscriptionstermin abgelaufen war, fand sich's, daß die ganze Zahl meiner Subscribenten — 25 betrug! Und 1200 Exemplare hatte ich drucken lassen! Welch' eine niederschlagende, mich gänzlich entmuthigende Erfahrung! Und jene 25 Subscribenten bestanden zum größten Theile aus guten Bekannten von mir! Meine gesammten Sparpfennige nebst dem von meiner Mutter erborgten Kapital steckten nun in riesigen Papierballen, welche in meiner Wohnung die Mäuse zu fressen drohten. Da hat mir die Sorge mehr wie eine

schlaflose Nacht bereitet. Zwar entnahmen einige Buchhändler nachträglich noch etliche Exemplare, wofür sie mich mit beschnittenen Ducaten bezahlten. Ein Leipziger Buchhändler, Namens Kupfer, entnahm gleich ein Dutzend Exemplare, begehrte dann bald darauf noch ein halbes Dutzend und erbot sich schließlich, die ganze Auflage in Commission zu übernehmen. Als ich mich aber nach seinen Verhältnissen erkundigte, vernahm ich, daß er gänzlich heruntergekommen sei und die ihm von mir geschickten Exemplare um einen Spottpreis verschleudert habe. Natürlich habe ich keinen Pfennig für jenes Dutzend meiner Bücher von ihm erhalten, der später in schimpflicher Weise Leipzig verlassen hat.

Endlich machte mir Gubitz das Anerbieten, die ganze Auflage mit 50 Prozent Rabatt an sich zu nehmen, jedoch unter der Bedingung, daß ich ihm das Verlagsrecht über die fraglichen 3 Erzählungen einräume. Natürlich nahm ich dankbar dieses Anerbieten an, durch welches ich immer noch, bei aller meiner erlittenen Einbuße, einen größeren Gewinn davontrug, als wenn ich von Gubitz mein gewöhnliches Honorar erhalten hätte.

33. Leibliches.

Unsere Kinder, namentlich unsere älteste Tochter, wurden häufig von Fieberanfällen, Halsentzündungen und Husten heimgesucht. Dabei hatten sie noch die gewöhnlichen Kinderkrankheiten: Spitzpocken, Masern, Scharlachfieber und Keuchhusten zu bestehen. Gewöhnlich zeigten sich diese Uebel zur Winterszeit und namentlich um Weihnachten, wo die Kälte und die langen Nächte die Anstrengungen der am Krankenbette Wachenden vermehrten. Zuerst befiel das heimtückische Scharlachfieber unsere älteste Tochter Emma. Nach damaliger Heilart mußte das arme Kind neun volle Tage und Nächte hindurch in einem steten Schweiße erhalten werden, warmen Thee trinken und Arznei verschlingen. Zugleich durfte sie das durchschwitzte Hemde nicht wechseln, ihr Lager nicht aufgelockert oder, wie es heißt, gemacht werden, und mußte sie bis an den Hals zugedeckt bleiben. Sie kam glücklich durch.

Nicht ſo unſere zweite Tochter Anna, der in ihrer Schwitzcur ein geringfügiger Umſtand lebensgefährlich zu werden drohte. Als ſie im Scharlachfieber zu trinken begehrte, reichte ihr meine Frau eine Taſſe voll Lindenblüthenthee und zugleich ein Stückchen Zucker. Letzteres kam dem liegenden Kinde in die Luftröhre und drohte ſie zu erſticken. Groß hierüber war der beiderſeitige Schreck und ſofort der Schweiß bei der Kranken hinweg. An deſſen Stelle trat vermehrtes Fieber, dann Irrereden und endlich Raſerei, ſo daß wir das achtjährige Kind nur mit Mühe und durch Anwendung vereinter Kraft im Bette erhalten konnten. In dieſer Noth mußten wir auf des Arztes Anordnung urplötzlich von einer Heilmethode zur ganz entgegengeſetzten übergehen, indem wir eiskalte Waſſerumſchläge auf das äußerſt erhitzte Haupt unſers Kindes legten. In Todesangſt und mit zitternder Hand unternahm meine Frau dieſes Wagniß, von welchem wir einen Schlagfluß und den ſofortigen Tod unſrer Tochter befürchteten. So wie der kalte Umſchlag das heiße Haupt berührte, ſank die Kranke zuſammen und ſtellte ihr Raſen, wie Irrereden ein. Auch ſtarb ſie nicht, ſondern verlangte ſelbſt nach ihrer naſſen Haube — wie ſie ihren naſſen Umſchlag nannte — den wir 48 Stunden hindurch in mäßigen Zwiſchenräumen erneuerten. Ob aber der ſchnelle Wechſel von großer Hitze zur Kälte nicht einen nachtheiligen Einfluß auf das Gehirn unſers Kindes gehabt und Waſſer in demſelben erzeugt hat, das ſein ſpäteres Leiden und ſeinen endlichen Tod herbeiführte, wage ich nicht zu entſcheiden, fürchte es aber faſt.

Ein Stückchen Zucker hat drei unſrer Kinder in die Gefahr des Erſtickens verſetzt und das mag allen Aeltern zur Warnung geſagt ſein.

Unſere Tochter Sophie gerieth, drei Jahre alt, unter die Füße eines Pferdepaares vor einem Bauerwagen und wäre von den Hufen zertreten worden, wenn Gottes Vaterhand nicht ſo gnädig über die Kleinen wachte. Als kleines Kind bekam unſere Emma unter ihrem Grützemus eine Stecknadel in den Mund, wo ſich dieſelbe ſperrte und noch glücklich beſeitigt werden konnte. Ein andermal ſchrie Emma außergewöhnlich lange und ſchmerzvoll, ſo daß ſie durch nichts beruhigt wurde. Bei der endlichen Durchſuchung ihres Körpers entdeckte ihre

Mutter in der Seite des armen Kindes eine Nähnadel stecken, welche durch die Unachtsamkeit einer Hausgenossin, welche kurz vorher das Kind auf dem Arme getragen hatte, hineingekommen war. Auch ich konnte noch als Mann das qualvolle Opfer einer Stecknadel werden, die ich bei dem Genuß von Pflaumenmus in den Mund bekam, wo sie, in die Schlundseiten sich stemmend, ihr Dasein durch Stechen kundgab und noch glücklich von mir entfernt wurde. O wie oft mag über jedes Menschen Haupt, ihm unbewußt, die Todesgefahr, gleich einem spitzen Schwerte, an einem Pferdehaar, hangen!

Im zehnten Jahre unsrer Ehe erkrankte meine Frau tödtlich an einer Brustentzündung, die mich, bei meiner lebhaften Phantasie und weil meine Schwiegermutter ebenfalls einer Lungenkrankheit erlegen war, das Schlimmste fürchten ließ. Aber auch dießmal half unser Herrgott, sowie später in einer nicht geringer drohlichen Gefahr, die meiner Frau beinahe den fast stets tödtlichen Brustkrebs zuzog. Unser verständiger Hausarzt ging dabei von der richtigen Ansicht aus, daß ein äußeres Brustübel nicht bloß durch äußerlich angewendete Mittel, als Salben, Pflaster und Umschläge, sondern von Innen, durch Verbesserung des Blutes und der Säfte, geheilt werden müsse und könne. Neben der strengsten Diät, die jede nahrhafte, fette, sauere und gewürzte Kost ausschloß, erwies sich der Gebrauch von thierischer Asche als sehr heilsam. Am meisten aber trugen zum gänzlichen Gelingen der Cur die rühmliche Enthaltsamkeit und der unverbrüchliche Gehorsam meiner Frau gegen die Vorschriften des Arztes bei. Während der drittehalb Jahre, daß dieses äußere Brustübel dauerte, verlor meine Frau niemals die Geduld, übertrat sie nicht einmal die ihr vorgezeichnete Lebensweise, wurde sie nicht kleinmüthig. Ueberhaupt muß ich meiner lieben Frau zum Ruhme nachsagen, daß in allen Krankheitsfällen, die mich, sie, unsere Kinder, unser Gesinde oder andere uns Nahestehende betrafen, sie mit Muth, Umsicht, Besonnenheit und großer Erfahrung verfuhr, so daß sie ein halber Arzt war. Zu größrer Sicherstellung, daß das äußere Brustübel nicht wiederkehre, trug, auf des Arztes Anrathen, meine Frau lange Jahre hindurch ein Fontanell am Oberarm, das sie, bei allem Weh, stets offen erhielt.

Eine andere, wenn auch nur kurz andauernde Lebensgefahr traf einſt unſere Tochter Sophie. Dieſe hatte ſich eines Abends mit dem Kopfe auf den Tiſch gelegt und war feſt eingeſchlafen, was gegen ihre Gewohnheit und daher ein Zeichen von Unwohlſein war. Als ſie erwachte, vermochte ſie nur mühſam zu athmen und fuhr angſtvoll auf ihre Mutter ein, als könne dieſe ihr Luft verſchaffen. Von jeher hatten wir das fürchterliche Geſpenſt der Kindheit, die häutige Bräune oder den Croup gefürchtet, von deſſen ſchnellem, rettungsloſem Dahinwürgen der kräftigſten Kindernaturen wir die traurigſten Beweiſe kannten. Daher flößten wir dem Kinde einen kleinen Kaffeelöffel voll vorräthig gehaltenen Brechweins ein und ſchickten in die Apotheke nach einem halben Dutzend Blutegel, die wir dicht unter den Hals anlegten. Schon auf das einmalige Erbrechen bekam die Luftröhre mehr Athem und nach der bewirkten Blutentziehung verging die Nacht ohne beunruhigende Symptome. Als am frühen Morgen der herbeigerufene Arzt erſchien, fand er die Gefahr bereits beſeitigt, erklärte aber zugleich, daß ohne unſer ſchnelles und energiſches Einſchreiten am Vorabend all' ſeine Kunſt heute zu ſpät gekommen ſein würde. Einſt beſuchte uns ein Amtsgenoſſe mit ſeiner Frau. Im Laufe der Unterhaltung erzählte uns das Ehepaar, daß einer ſeiner kleinen Söhne heiſer ſei und beim Athmen große Beängſtigung leide. Auf dieſe Rede ermahnten wir die Aeltern, ja auf der Hut wegen der mörderiſchen Bräune zu ſein, gaben deren Merkmale und die dagegen anzuwendenden Mittel an und erzählten zugleich, wie es uns mit unſrer Tochter ergangen war. Unſere Sorge um das Kind meines Amtsgenoſſen wuchs, als im Laufe des Abends deſſen Schwiegermutter einen Boten mit der Nachricht zu uns ſendete, daß des Knaben Zuſtand ſich ſehr verſchlimmert habe und er nur mit Mühe noch zu athmen vermöge. Sofort beſchworen wir die Aeltern, von uns ſogleich in die nahe Apotheke ſich zu begeben und dort mit Brechwein und Blutegeln zu verſehen, um beide Mittel in ſchnelle Anwendung zu bringen. Die Aeltern verſprachen, unſern Rath zu befolgen, nahmen auch den Brechwein, ſo wie die Blutegel mit. Weil aber bei der Heimkehr der Aeltern der bedenkliche Anfall vorüber und der Kranke ſcheinbar munter war, ſo unterließen jene die Anwendung

der genannten Heilmittel. Aber der Croup trat am nächsten Tage desto heftiger wieder auf und starb das arme Kind ohne Rettung den qualvollen Tod des Erstickens.

Nachdem ich in das 41ste Lebensjahr getreten war, zeigte sich ein früher schon als Luftröhrenkrampf aufgetretenes, aber ziemlich wieder verschwundenes Halsübel mit vermehrter Heftigkeit. Alle Kennzeichen einer beginnenden Kehlkopfschwindsucht waren da. Das Sprechen kostete mir große Anstrengung; ich empfand fast immer ein Drücken in der Luftröhre, das oft in Schmerz überging. Beim Essen verschluckte ich mich häufig, und wenn ich Säuren, Spirituosen, Gewürze und dgl. genoß, so befiel mich ein fast erstickender Luftröhrenkrampf. Es kam so weit, daß ich in der Schule keine Viertelstunde mehr anhaltend sprechen konnte und daß jedes rauhe Lüftchen, jeder Luftwechsel und Zug, ja die kleinste Erkältung mir eine Halsentzündung zuzog. Mein Hals bedeckte sich mit Narben, welche die häufig angewandten Blutegel und Blasenpflaster hinterließen. Dabei hatte sich meiner eine gänzliche Muthlosigkeit bemächtigt, die sich an den Gedanken eines langsamen, schmerzlichen und unvermeidlichen Todes gar nicht gewöhnen wollte. Als unverheiratheter Mann hatte ich mir den Tod wiederholt und ernstlich gewünscht; jetzt geschah das Gegentheil davon. Mein sonst bewährter Hausarzt vermochte mir eben so wenig zu helfen als der berühmteste Homöopath in Dresden. Alle Arzneimittel blieben ohne Erfolg. Meine Muthlosigkeit, die in Tiefsinn ausartete, preßte meiner braven Frau zahllose Thränen aus, die sie, um mich nicht noch muthloser zu machen, vor mir nicht nur verbergen, sondern auch noch eine Heiterkeit erheucheln mußte, die ihr gänzlich fern war.

Eine ihrer Jugendfreundinnen war die Gattin eines hochgestellten, mit Recht berühmten Arztes geworden. Auf Bitten meiner Frau untersuchte derselbe meinen Hals, aber auch er konnte mir weiter nichts rathen als mich ferner den Anordnungen unsers, ihm als geschickt bekannten Hausarztes zu unterwerfen. Endlich rieth mir der Allopath wie der Homöopath, meinen Hals durch zweimaliges, tägliches Waschen mit kaltem Wasser gegen die Einflüsse der Witterung abzuhärten. Bisher hatte ich meinen Hals durch wollene Hüllen gegen den Zutritt der

Luft zu verwahren und zu ſchützen geſucht. Allein je mehr ich ſolches that, deſto öfter ſetzte ich mich der Erkältung aus. Jetzt begann ich die entgegengeſetzte Weiſe einzuſchlagen, indem ich früh und abends Hals und Bruſt mit friſchem Brunnenwaſſer wuſch. Zugleich wurde ich in ſofern mein eigener Arzt, daß ich genau auf mich Acht gab, welche Speiſen und Getränke den ſo häufigen Luftröhrenkrampf bei mir hervorriefen. Da erkannte ich die Behauptung unſers Hausarztes, daß die Halsmuskeln mit denen des Unterleibs in genauer Verbindung und Wechſelwirkung ſtänden, für richtig, und mied demnach jeden Genuß, auf welchen mein Uebel ſich einzuſtellen pflegte. Beſonders große Ueberwindung koſtete mir das Verſagen des Salatgenuſſes und andrer geſäuerter Speiſen. Zwei volle Jahre hatte ich ohne merkliche Verbeſſerung meines Halsübels die Waſſercur fortgeſetzt, dann aber trat der Erfolg um ſo ſichtlicher hervor. Das öftere Halsdrücken, die Heiſerkeit, die peinliche Trockenheit der Mundhöhle, die Halsentzündungen verloren ſich mehr und mehr und wenn auch die nächtlichen Krampfanfälle noch nicht wichen, ſo wurden ſie doch nach und nach weniger erſtickend. Das häufige Verſchlucken während des Eſſens verminderte ſich und es kam endlich ſo weit, daß ich ohne Nachtheil mit nacktem Halſe, ſelbſt bei Winterkälte, früh zum Brunnen gehen und mir meinen Waſſerbedarf ſelbſt herbeiholen konnte. Ein wollenes Unterjäckchen, das ich ſeit einer langen Reihe von Jahren zur Winterszeit über dem Hemde getragen hatte, legte ich für immer ab. Da ich oftmals von dem ſogenannten Hexenſchuß befallen wurde, ſo verwandelte ich das bloße Waſchen meines Oberkörpers in ein Uebergießen des ganzen Körpers mit kaltem Waſſer und zwar ſogleich nach dem Aufſtehen vom Bette, wobei es nichts ausmachte, ob ich gerade heftig ſchwitzte oder nicht. Da mein Körper nach dem Uebergießen ſtets von einer wohlthuenden Wärme überſtrömt wurde, ſo erſah ich hieraus die Zweckmäßigkeit meiner Waſſercur, die ich, wenn keine Reaction darnach eingetreten wäre, eingeſtellt haben würde. So kann und muß jeder Menſch ſein eigener Arzt ſein, der darauf zu merken hat, was ihm ſchade oder nütze.

34. Schule und Buchhandel.

Dresdens öffentliches Schulweſen, welches bisher im Argen gelegen hatte, ward endlich ein Gegenſtand ſtadträthlicher Aufmerkſamkeit und Fürſorge. Mit Ausnahme der wenigen Armen- und Stiftsſchulen war der Schulunterricht meiſt den Privatſchulen überlaſſen, deren Inhaber nach ihrem Belieben das Schulgeld beſtimmen, Lehrer annehmen und entlaſſen durften und keiner Controle oder Beaufſichtigung unterlagen. Nun errichtete der Stadtrath, gleichſam zur Probe, eine ſogenannte Diſtrictsſchule und ſtellte darin das Schulgeld ſo niedrig, daß kein Privatſchulinhaber die Concurrenz mit jener aushalten konnte.

Der Schulgeldſatz in der niedrigſten Privatſchule war wöchentlich zwei alte Groſchen, in der Diſtrictsſchule dagegen nur einer, und zahlten zwei Geſchwiſter zuſammen ſogar wöchentlich nur $1\frac{1}{2}$ Groſchen. Das Fehlende ſchoß der Stadtſäckel zu, daher die armen Privatſchulinhaber ſogar noch zu ihrem eigenen Untergange beiſteuern mußten. Das Ding war wohl klüglich ausgedacht, ob aber auch rechtlich, das iſt eine andere Frage. Ganz natürlich erhielt jene Diſtrictsſchule einen großen Andrang von Schülern, ſo daß man bald eine zweite, dritte und vierte in's Leben rufen mußte, welche ſpäter den Namen „Bürgerſchule" zugelegt bekamen. Die meiſten Privat- oder ſogenannten Winkelſchulen gingen durch dieſe Maßregel ganz ein oder behaupteten nur noch mühſam ihr kärgliches Daſein. Deren Inhaber erkannten die ihnen durch Errichtung der Diſtrictsſchulen erwachſende Gefahr erſt dann, als es zu ſpät und ihr Proteſtiren dagegen vergeblich war. Das Gebahren des Stadtraths würde weniger hart geweſen ſein, wenn er aus den Inhabern der Privatſchulen die tüchtigſten auserleſen und ihnen die Führung der neu errichteten Diſtrictsſchulen anvertraut hätte. Allein das geſchah mit keinem von ihnen, ſondern berief man theils auswärtige, theils an öffentlichen Schulen wirkende Lehrer zu Directoren. Nachdem aber die Privatſchulen — ſo zu ſagen — todt gemacht waren, ſchraubte man das Schulgeld in den Diſtricts- oder Bürgerſchulen auf das Vier- und mehrfache des erſten Satzes hinauf. Demohnerachtet erforderten

die öffentlichen Schulen noch immer einen jährlichen Zuschuß von vielen, in die zwanzig Tausende steigenden Thalern. Zu diesem Zuschuß mußten und müssen auch diejenigen Aeltern beitragen, welche ihre Kinder in theure Privatschulen schicken, wo sie diese in sittlicher Beziehung besser aufgehoben zu wissen glauben als in den sehr untermischten öffentlichen Schulen. Nachdem die Bürgerschulen in's Leben gerufen worden waren, galt es, noch eine dritte Classe von Schulen zu errichten, welche zwischen den Armen- und Bürgerschulen standen und für die zwar niederen, doch noch zahlenden Volksschichten bestimmt wurden. Man legte ihnen den Namen „Bezirksschulen" bei und wurde meine Schule, nach Abgabe der ärmeren, zahlungsunfähigen Schüler an die Armenschulen, in eine solche umgewandelt. Das geschah im Jahre 1841. Früher schon hatte man angefangen, für die Bürgerschulen besondere Gebäude zu errichten, weil es in Privathäusern an passenden Räumen für die sich stets mehrende Schülerzahl mangelte. Besonderes Verdienst um das öffentliche Schulwesen erwarb sich dessen weltlicher Vorstand, der Stadtrath Gehe, dessen durchgreifenden Reformen nicht selten von seinen eigenen Amtsgenossen Hindernisse in den Weg gelegt wurden, die er aber mit rühmlicher Ausdauer und Zähigkeit überwand.

Die öffentlichen Schulen wurden unter die Obhut des Superintendenten gestellt, erhielten geistliche Localinspectoren, öffentliche Prüfungen und allmonatliche Lehrerconferenzen zugeordnet. Eine besondere Schuldeputation, aus mehrern Beamten zusammengesetzt, besorgte die äußeren Schulangelegenheiten. Zu beklagen war, daß auch hier die Vielschreiberei, das Tabellen- und Formenwesen, die Büreaukratie, mit Einem Worte, das Zuvielregieren, überhand nahm und manches Uebel mit sich führte.

Hier schalte ich meine Privatangelegenheiten ein. Nach meinem verunglückten Versuche mit dem Selbstverlage schrieb ich wieder für Gubitz, der ir auf meine Bitten um Honorarerhöhung antwortete, daß er solches auch bei dem besten Willen nicht vermöge. Ich klagte meine Noth einst meinem geistlichen Schulinspector, dem reformirten Pastor Girardet, der ebenfalls Schriftsteller war, und fragte ihn, ob

ich mich an einen andern Verleger wenden ſolle. „Thun Sie das nicht —“ rieth mir der Paſtor — „ſondern warten Sie, bis die Buchhändler zu Ihnen kommen.“ Ach, bis zum Jahre 1839 war erſt Einer und noch dazu kein Buchhändler gekommen, der meine Feder beanſpruchte. Es war dies der Diaconus Dr. Guſtav Plieninger (gegenwärtig Dekan) in Stuttgart, der als Herausgeber des Jugendalmanachs „Weihnachtsblüthen“ mich hierzu um Beiträge erſuchte. Dieſes Sonnenblicks wegen, der in das Dunkel meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn fiel, bin ich dem Dr. Plieninger bis heute dankbar ergeben geblieben und freue mich ſeiner Bekanntſchaft. Die Schriftſteller ſind überhaupt übel daran und am allerwenigſten die Schooßkinder der Fürſten und Regierungen. Dieſe unterſtützen und ermuntern jeden andern Stand. Man begünſtigt in vielfacher Weiſe die Studirenden, die Bildhauer, Maler, Muſiker, Techniker, Profeſſioniſten, Bergleute u. ſ. w., während für den Schriftſteller auch gar nichts gethan wird. Mit welcher Dankbarkeit würde ich die kleinſte Aufmunterung, Unterſtützung oder Beachtung von Seiten unſrer Regierung empfangen haben, die aber leider nur ſolche zu berückſichtigen pflegt, welche Wind zu machen, mit fremden Federn ſich zu ſchmücken oder zu ſchmeicheln wiſſen. Nicht mit Unrecht ſagt der franzöſiſche Schriftſteller Balzac von den Monarchen: „Was wüßte man denn von ihnen, wenn nicht die Schriftſteller ihr Leben beſchrieben und ihre Thaten der Nachwelt überlieferten?“ Und Heine ſchreibt witzig: „Die Fürſten wiſſen, daß die Schriftſteller, gleichwie die Borsdorferäpfel, am beſten gedeihen, wenn man ſie auf Stroh bettet.“

Endlich fand ſich ein Leipziger Buchhändler, Herr Theile, Mitbeſitzer der Lehnhold'ſchen Buchhandlung, welcher von meiner Schriftſtellerei etwas in Verlag nehmen wollte. Da ich Neues nicht vorräthig beſaß, ſo trug ich ihm den Wiederabdruck meiner in dem Geſellſchafter erſchienenen Erzählungen an und verlangte für den Druckbogen 4 Thlr. Honorar, was mir auch ſogleich bewilligt wurde. Als ich Herrn Gubitz hiervon in Kenntniß ſetzte, ſchrieb mir derſelbe, daß er, angeblich um mir eine heimliche Freude zu machen, bereits den Wiederabdruck meiner Erzählung: „Die Vertriebenen“ begonnen habe und die beiden,

schen gedruckten Bogen vernichten müsse, wenn ich jene Erzählung Herrn Theile überließe. Das war abermals eine eigenmächtige Handlung des Herrn Gubitz, der, ohne meine Erlaubniß und ohne mich um meine Honorarforderung zu befragen, mit meinem Eigenthum nach Belieben schaltete und mir jedenfalls ein Spottgeld dafür gegeben haben würde. Demohnerachtet bemühte ich mich, Herrn Theile zu dem Absehen von jener Erzählung zu bewegen, allein mit Recht entgegnete derselbe, daß gerade jene Erzählung als die ansprechendste unter den übrigen nicht wegbleiben dürfe, was denn auch geschah. Meine gesammelten Erzählungen füllten zwei Bände und machte Herr Theile von den „Vertriebenen" noch eine besondere Ausgabe, für welche ich leider kein Honorar erhielt, so daß meine Einnahme für jene zwei Bändchen 99 Thaler war. Nun wollte Herr Theile, der mit seinem Schwiegersohne, J. Tr. Wöller, in Compagnie stand, auch eine Jugendschrift von mir verlegen und bot mir für eine solche 70 Thlr. Honorar an, zu welchen er auf meine Forderung noch 5 Thlr. zulegte. Da ich Herrn Gubitz solches schrieb, antwortete mir derselbe, der noch kurz vorher mir keinen Groschen zu dem Honorar von nur 25 Thlrn. zulegen zu können versichert hatte: „Das gebe ich Ihnen auch!" Was sagt hierzu der Leser? Ich wenigstens fühlte mich durch ein solches Gebahren so empört, daß ich von Stund' an nichts mehr für Herrn Gubitz schrieb.

Für die Lehnhold'sche Buchhandlung schrieb ich nun „Das vierte Gebot", zu welchem ich auch die Vignette entwarf, wie sie der ersten Auflage beigegeben ist. Noch während dieser Arbeit kam ein zweiter Buchhändler, Herr Simion aus Berlin, der früher in Gubitz's Vereinsbuchhandlung als Compagnon gestanden und sich nun selbst etablirt hatte, und trug mir die Herausgabe einer Jugendbibliothek an. Ich sollte jährlich 4 Bändchen liefern und mein Honorar dafür 200 Thlr. betragen. Als ich ihm hierauf entgegnete, daß ich von der Lehnhold'schen Buchhandlung 75 Thlr. für eine Jugenderzählung bekäme, erhöhte er sein Anerbieten in so weit, daß ich für jene 200 Thlr. jährlich nur 3 Bändchen liefern sollte. „Es ist mir zwar nicht lieb" — sagte dabei Herr Simion — „daß Sie noch für eine zweite Buchhandlung schreiben

wollen, indem es natürlich iſt, daß nicht jede Erzählung eines Autors gleichen Werth hat, daher die eine die andere übertragen muß. Aber nach Jahr und Tag werden Sie ſehen und ſagen, daß Sie mit mir beſſer verfahren als mit einem Andern, wenn derſelbe Ihnen auch etliche Thaler mehr zahlt."

Ich beſchloß nun, mit Zweien es zu verſuchen. In der Weihnachtsferienwoche 1839 hatte ich die Erzählung: „Der Landprediger" geſchrieben und ſolche für „Die Weihnachtsblüthen" des Dr. Plieninger beſtimmt. Sie ſchien mir zu wenig umfangreich für die beabſichtigte Jugendbibliothek zu ſein; da aber Herr Simion gerade um dieſe Zeit mich beſuchte, ſo zeigte ich ihm das Manuſcript, das er zur Durchſicht ſich ausbat und mitnahm. Er fand die Erzählung gelungen und ließ ſie zu Johannis 1840 als erſtes Bändchen meiner Jugendbibliothek erſcheinen. Raſch und zwar noch in demſelben Jahre folgten jener die Erzählungen „Beliſar" und „Der Strohhalm und der Schatz" nach, während ich für die Lehnhold'ſche Buchhandlung „Seppel" oder: „Der Synagogenbrand" ſchrieb. Mich mehr und mehr für ſich zu gewinnen, ertheilte mir Herr Simion zur Oſtermeſſe 1841 freiwillig eine Gratification von 35 Thlr. als Gewinnantheil von der Jugendbibliothek, und verſprach damit alle Oſtermeſſen fortzufahren, dafern das Unternehmen an Umfang zunähme. Aus dieſem Grunde wurde Simions Beſuch nach der Oſtermeſſe allemal für meine Familie zum Freudenfeſte, weil ich ihnen von dem erhaltenen Extra-Honorar einen kleinen Antheil zufließen ließ. Wir erſtaunten nicht wenig, als wir von dem Buchhändler Theile hörten, daß mein Verleger, Herr Simion, jüdiſchen Glaubens ſei. Der junge Mann hatte durchaus nicht den jüdiſchen Typus, war blond, fein und wiſſenſchaftlich gebildet und im Umgange höchſt liebenswürdig, dabei im Honorarzahlen äußerſt pünctlich, ein überaus thätiger, erfahrener Geſchäftsmann, der in demſelben Zeitraume drei ſtarke Auflagen meines „Landpredigers" vertrieb, während die Lehnhold'ſche Buchhandlung nur eine einzige von meinem „Vierten Gebot" abſetzte. Als im Jahre 1840 das vierte Jubelfeſt der Buchdruckerkunſt in Leipzig ſo großartig gefeiert wurde, erhielt ich hierzu eine Einladung von meinem Verleger, Herrn Theile, der mich freundlich

in ſeiner Wohnung beherbergte, auch für mich ein Couvert bei dem Feſteſſen gezeichnet und bezahlt hatte. Das Jubelfeſt ſelbſt, deſſen Feier ich nicht näher hier beſchreiben will, mir aber unvergeßlich bleiben wird, gab mir Veranlaſſung, daß ich meinen „Gutenberg“ ſchrieb und aus Dankbarkeit gegen meinen gaſtfreundlichen Wirth, Herrn Theile, der Lehnhold'ſchen Buchhandlung in Verlag gab. Eine mir ſehr angenehme Bekanntſchaft machte ich bei dem Feſte in dem wackern Pfarrer Zürn, der eine Schrift über die Selbſtbefleckung der Jugend unter dem Titel: „Hephata“ geſchrieben und herausgegeben hat.

Zu Pfingſten 1841 hatte ich, wie gewöhnlich, eine kleine Erholungsreiſe gemacht und war, eben erſt heimgekehrt, im Begriff, meinen Staubmantel abzulegen, als meine Mutter mir ſagte, daß ein Leipziger Buchhändler während meiner Abweſenheit an mich geſchrieben habe und mich zur Mitarbeiterſchaft an einem neu zu begründenden Volkskalender auffordere. Bevor ich noch den an mich gerichteten Brief leſen konnte, fuhr eine Droſchke bei meinem Gartenthore vor und der Schreiber jenes Briefs ſelbſt, Herr Georg Wigand, ſtieg aus und beſuchte mich, um Rückſprache wegen ſeines Anliegens mit mir zu nehmen.

Ein Leipziger Schriftſteller — erzählte er mir — hatte ihm den Vorſchlag zu Begründung eines Volkskalenders gemacht und er, darauf eingehend, ſofort die Bilder und das erforderliche Papier angeſchafft. Als es aber zum Drucken gekommen war, hatte der fragliche Schriftſteller noch keine Zeile geſchrieben gehabt. In dieſer Verlegenheit hatte G. Wigands Gattin zu demſelben geſagt: „Da habe ich neulich eine Erzählung von G. Nieritz, ‚Der Landprediger‘ geleſen und daran großes Gefallen gefunden. Wende dich doch an denſelben wegen deines Kalenders.“ „Den Rath meiner Frau befolgend, fuhr er fort, komme ich zu Ihnen und frage Sie, ob Sie, anſtatt bloß ein Mitarbeiter, der Herausgeber und Verfaſſer meines Volkskalenders werden wollen?“

Dieſer zwar ſchmeichelhafte Antrag kam mir höchſt unerwartet und ſetzte mich in große Verlegenheit. Seit einigen Jahren hatte ich zwar Beiträge für den, im Verlage Simions erſcheinenden „Steffens Volkskalender“ geliefert, aber den Stoff zu einem ſolchen allein — bis auf wenige Ausnahmen — zu beſchaffen, trug ich doch gerechtes Bedenken.

Dieſes aber wußte Herr G. Wigand niederzuſchlagen und ich erbot mich, wenigſtens einen Verſuch zu machen. Ein großer Uebelſtand dabei war, daß ich meine Erzählungen und anderen Aufſätze nach ſchon vorhandenen und mir übergebenen Bildern ſchreiben ſollte, weil die Beſchaffung von Original-Illuſtrationen hoch zu ſtehen gekommen wäre und dem Kalender die unbedingt nöthige Wohlfeilheit geraubt hätte. Die mir zur Bearbeitung überlaſſenen Illuſtrationen beſtanden theils in Abklatſchen franzöſiſcher und engliſcher Werke, theils waren ſie den bei G. Wigand erſchienenen entnommen, wie z. B. aus Dullers Geſchichte des deutſchen Volks, aus dem Landprediger von Wakefield u. ſ. w.

Mit Eifer machte ich mich an's Werk und ſchrieb, neben meinen Amtsgeſchäften, ſo fleißig, daß nach etwa 4, 5 Wochen der Kalender für das Jahr 1842 gefüllt und derſelbe noch vor der Michaelismeſſe 1841 gedruckt war, ſo daß er ausgegeben werden konnte. Man wird ſich einen Begriff von dem Unternehmungsgeiſte eines tüchtigen Verlegers machen und zugleich ſtaunen, wenn ich ſage, daß G. Wigand allein 600 Thlr. für die Bekanntmachungen meines erſten Kalender-Jahrgangs verwendete. Achthundert Exemplare deſſelben wurden von Colporteurs in den Verkaufsbuden der Michaelismeſſe abgeſetzt. Meine gute Mutter mochte gar nicht mehr aus- und in die Stadt hineingehen, weil mein Name in groß gedruckten Lettern an allen Gaſſenecken prangte und ſie ſich deshalb nicht wenig ſchämte. Das nächſte Jahr kam hierzu noch die greuliche Carricatur eines Mannes, welcher, bunt colorirt, meinen Volkskalender anbot und von nicht wenigen Menſchen für mein wirkliches Conterfei gehalten wurde.

Mein Honorar für den erſten Jahrgang meines Kalenders beſtimmte Herr G. Wigand nach der Stärke der gemachten Auflage und zwar 18 Thlr. für jedes Tauſend Exemplare. Da dieſe angeblich 10,000 war, ſo erhielt ich 180 Thlr. Welch' eine Summe! Wie reich ich wurde! Für dieſes Geld hätte ich müſſen bei Gubitz 7 Bändchen Jugendſchriften liefern, und jetzt hatte ich neben meinen Amtsgeſchäften in 4, 5 Wochen 180 Thlr. verdient. — Für dieſelbe Summe hatte ich im Anfange meines Wirkens als Lehrer drei volle Jahre dienen und über 5000 Unterrichtsſtunden ertheilen müſſen! O du

kleine Schreibfeder! wie viel habe ich dir zu verdanken! Du erlöſteſt mich von meinen Schulden, welche ich wegen meines Hausbaues gemacht hatte, und von bangen Nahrungsſorgen, verſchaffteſt mir manchen Genuß, manche Erholung, manche Freude, zu welchen mir meine kärgliche Lehrerbeſoldung die Mittel vorenthielt; du warſt es, die meinen Kindern die nöthige Bildung gab, vier meiner Töchter ausſtattete, den Arzt und die Arzneien bezahlte, die Begräbnißkoſten meiner fünf geſtorbenen Kinder trug, mir einen Rothpfennig hinzulegen erlaubte, vier größere Reiſen machen ließ und endlich der freundlichen Gönner mir viele gewann. Mit dem Jahre 1841 begann ich erſt, alſo nach 11 Jahren meines ſchriftſtelleriſchen Beginnens, deſſen Früchte in reichlicherem Maaße zu pflücken. In dieſem Jahre wendete ſich auch der Vorſtand des Zwickauer Vereins zur Herſtellung wohlfeiler und guter Volksſchriften — der Kirchenrath Dr. Döhner — an mich mit dem Anſuchen, für jenen Verein einen Beitrag zu liefern, zu welchem er mir drei Titel vorſchlug. Ich erwählte aus ihnen denjenigen: „Wie die arme Gertrud ihre Kinder leiblich und geiſtlich erzog". Da der Verein damals noch keine Bücher ſelbſt verlegte, ſo übergab jener, mit meiner Bewilligung, meine Gertrud dem Buchhändler Richter, welcher davon zwei Ausgaben, eine für den Verein und eine für den Buchhandel, je zu 2000 Exemplaren machte und mir dafür 120 Thlr. Honorar zahlte. Im Vergleich mit dem, was mir Gubitz für eine Jugendſchrift gab, war das allerdings anſehnlich, dagegen aber habe ich ſeit 29 Jahren noch keine zweite Auflage von meiner Gertrud erlebt, obgleich ſie nicht zu den ſchlechteſten meiner Erzählungen gehört. An derſelben konnte man recht erſehen, wie verſchieden die Anſichten und Urtheile der Menſchen ſind. Während Dr. Döhner meine Gertrud gegen mich höchlich lobte und ſie ſogar über Peſtalozzi's Gertrud ſtellte, verdammte ſie der Profeſſor Gersdorf in Altenburg bis in die unterſte Hölle.

Der Kalender 1843 trug mir, wegen verſtärkter Auflage, 220 Thaler ein, der für 1844 ſchon 250 Thaler. Aber bei letzterem Honorar bewendete es und ich war's zufrieden. Herr G. Wigand ſagte mir nämlich, daß er mehrere ſeiner Verlagsartikel en bloc an Herrn Kleemann in Berlin verkauft und dieſer dabei die Bedingung

geſtellt habe, meinen Kalender für den Umfang des preußiſchen Königreichs in Verlag zu bekommen. Da Herr Wigand nun nicht wiſſen könne und ſich nicht darum bekümmere, wie viele Exemplare Herr Kleemann von den Stereotypplatten abziehe, ſo bot jener mir ein jährliches Pauſchhonorar von 250 Thaler an. Dieſer Vertrag währte aber nur kurze Zeit, indem Herr Wigand es für gut fand, daß unſer Kalender nicht bloß mit meinen Beiträgen, ſondern auch mit denen anderer Schriftſteller gefüllt würde. Auch dieſes ging ich ein, ebenſo, daß mir deshalb mein Honorar bis auf 150 Thaler jährlich herabgeſetzt wurde. Ich fühlte mich dem Herrn G. Wigand und deſſen neu eingetretenen Compagnon, Herrn Guſtav Mayer, zu großem Danke verpflichtet. Ich hatte einſt im Geſpräche mit dem Erſteren mich über Herrn Gubitz beklagt, daß er ſo willkührlich mit mir verfahre, ſehr knickere und ſich um mein ohnehin geringes Honorar wiederholt mahnen laſſe u. ſ. w. Hierauf fragte Herr G. Wigand, in welchem contractlichen Verhältniſſe ich mit Herrn Gubitz ſtände, und da ich ihm entgegnete: „In gar keinem," ſo machte er mir den Antrag, daß er und ſein Compagnon meine, bei Gubitz im Verlag erſchienenen Jugendſchriften übernehmen, die Sache mit Gubitz abmachen und alle, etwa aus einem Rechtsſtreite entſpringenden Koſten allein tragen wolle. Um die Beſchaffenheit meiner Geſchäftsverbindung mit Gubitz zu erfahren, erſuchte mich G. Wigand um die Einhändigung der Briefe Gubitz's, die ich zum Glück ſämmtlich aufbewahrt hatte. Dieſe übergab G. Wigand dem Rechtsanwalt Dr. Schellwitz in Leipzig zur Begutachtung und derſelbe erklärte hierauf, daß die Herren G. Wigand und G. Mayer geſetzlich berechtigt ſeien, meine, bei Gubitz erſchienenen Jugendſchriften, mit Ausnahme derjenigen drei: Der ſtille Heinrich, Die Pilger und der Lindwurm, Das Fiſchermädchen von Helgoland, deren Verlagsrecht Gubitz ſich ausdrücklich ausbedungen hatte, in ihren Verlag übergehen zu laſſen. Hierauf reiſete G. Wigand nach Berlin, um zunächſt bei Gubitz den Weg gütlicher Vereinbarung zu betreten. Wie mir Herr Wigand erzählte, war Gubitz außer ſich vor Zorn über meine angebliche Undankbarkeit geweſen, hatte ſogar geweint und behauptet, daß er mich erſt zum Schriftſteller gemacht habe (!!). End-

lich hatte er sich jedoch gefügt, und so gingen denn 11 Bändchen meiner bei Gubitz erschienenen Jugendschriften in G. Wigands und dessen Compagnon Verlag über, was freilich nicht ohne bedeutende Geldopfer von Seiten dieser beiden Herren abging, indem sie alle noch vorhandenen Exemplare mit baarem Gelde abkaufen mußten. Nun schlossen jene einen Contract mit mir ab, den der Advocat Dr. Schellwitz entworfen hatte. Aus demselben ersah ich jetzt, wie thöricht und mir zum großen Nachtheil ich meinen früheren Verlegern gegenüber gehandelt hatte, als ich in meiner Unwissenheit ihnen meine Werke ohne jede schriftliche Verpflichtung über die Stärke der Auflagen, über Vorbehalt einer Gesammtausgabe u. s. w. überlassen hatte.

Oftmals beschuldigt man Jemand, der in einem öffentlichen Amte steht und nebenbei schriftstellert, daß er solches auf Unkosten seiner Amtspflichten thue. Gegen einen solchen Verdacht verwahre ich mich hiermit feierlich, indem ich zugleich als ehrlicher Mann versichere, daß ich die Feder zum Schriftstellern dann erst ergriff, nachdem ich jede amtliche Arbeit vollbracht hatte. Ich war hierin weit ängstlicher als manche meiner Amtsgenossen und habe mich nie an die Eingabe oft ganz nutzloser Tabellen und anderer Schreibereien von meiner Schulbehörde mahnen lassen, um eben jenen Verdacht und Vorwurf nicht auf mich zu laden.

Zu den von Gubitz abgetretenen 11 Bändchen Jugendschriften schrieb ich noch ein zwölftes und so erschien die erste Sammlung derselben bei G. Wigand und G. Mayer und zwar in einem viel besseren Gewande, dazu mit einer in Stahl gestochenen, von dem Professor Schurig gezeichneten Vignette. Laut unsers Contracts bekam ich für das Hundert Exemplare meiner Jugendschriften 4 Thaler Honorar. Dasselbe bezahlte mir später auch Gubitz freiwillig für die dritte Auflage der in seinem Verlage verbliebenen drei Bändchen meiner Jugendschriften. Wäre derselbe eher so billig denkend gegen mich gewesen, so würde ich ihm stets treu und dankbar geblieben sein.

Später ließ Gubitz, man sagt, von seinem Sohne, Jugenderzählungen schreiben und unter dem erdichteten Autornamen: C. Rienitz, abdrucken. Dabei war es jedenfalls nicht auf eine kleinliche Rache

gegen mich, ſondern wohl nur auf eine unehrenhafte Täuſchung des Publikums abgeſehen. Dieſelbe brachte meinen wackern Verleger, G. Mayer, dermaßen auf, daß ich Gubitz wegen dieſes abſichtlichen Verdrehens meines Namens gerichtlich belangen ſollte, was ich jedoch, allen derartigen unerquicklichen Zänkereien feind, entſchieden ablehnte.

35. Das Director- und Armenvorſteheramt.

Wie ich ſchon erzählt habe, wurde meine Armenſchule in Dresdens Neuſtadt aufgelöſt, der zahlungsfähige Theil meiner Schüler mit dem der Antonſtadt und der Scheunenhöfe vereinigt und in eine neu begründete Bezirksſchule der Antonſtadt umgewandelt.

Da mir mein Chef, der Vorſtand unſerer Schulbehörde, bereits früher die Directorſtelle zugeſagt hatte, ſo bewarb ich mich, frei von allem Ehrgeiz, um dieſelbe.

In einer Sitzung der ſtädtiſchen Schuldeputation wegen der Beſetzung der Directorſtelle ſprach ein Deputationsmitglied mir Kenntniß, Tact und Würde zu jener ab. Ich weiß keinen andern Grund zu dieſem feindſeligen Urtheil aufzufinden, als daß jenes Mitglied Ein Mal meine Schule, als ſie ſich noch im polniſchen Brauhauſe befand, beſuchte und daß dabei ein alberner Knabe mit ſeinem Nachbar plauderte, während das Deputationsmitglied mit mir ſprach. Daſſelbe ſprach ſein Mißfallen hierüber in ſcharfen Worten aus und mochte im Geheim mir die Schuld davon beimeſſen. Ein anderes, ſchwatzhaftes Deputationsmitglied verbreitete jenes über mich gefällte Urtheil weiter aus, ſo daß es ſelbſt bis zu den Ohren meiner Lehrer drang, bei denſelben mein Anſehen zu untergraben und meinem Wirken zu ſchaden drohte. Demohnerachtet wurde ich zum Director erwählt und zwar mit 400 Thlr. jährlicher Beſoldung, ſo wie mit freier Amtswohnung. Es iſt nun aber keine Roſe ohne Dornen. Ich mußte mein liebes Gartengrundſtück verlaſſen und in das Schulhaus ziehen. Daſſelbe war ſo unzweckmäßig gebaut, daß — außer anderen Uebelſtänden — die Retiraden das Haus mit einem, beſonders im Sommer wahrhaft peſtilenzialiſchen Geruche erfüllten. Da deswegen die Fenſter der Retiraden und Corri-

vors beſtändig geöffnet bleiben mußten, ſo herrſchte im ganzen Hauſe eine ſolche kalte Zugluft, daß ich den böſen Hals nicht los wurde und faſt immer heiſer war. Sodann büßte ich die bisher freien Nachmittage ein, die für mich von großem Werthe waren. Der allerſpitzigſte Roſendorn kam aber zuletzt, als mein Chef mir meine Ernennung zum Director anzeigte. Ich hatte ja ein ſo außerordentlich reich dotirtes Amt erlangt, daß man noch ein anderes hinzufügen zu dürfen glaubte. Es war ſolches das Armenvorſteheramt, welches mein Vorbewohner des Schulhauſes, der Bürgerſchuldirector Zehrfeld, mit rühmlicher Hingebung und Treue verwaltet hatte. Zu jener Zeit war unſer Chef nicht bloß Vorſtand der Schul-, ſondern auch der Armenverſorgungsbehörde, zwei Aemter, welche gegenwärtig zweien Beamten vollauf zu thun geben und ſchon damals unſern Chef mit Arbeit faſt erdrückten. Das Amt eines Armenvorſtehers, ſo wie das eines Armenpflegers, iſt ein ſogenanntes Ehrenamt, das heißt: es iſt mit vieler Unannehmlichkeit und großem Zeitverluſte verbunden, wird aber nicht bezahlt. Darum hält es noch jetzt ſchwer, geeignete Männer für ſolche Ehrenämter zu gewinnen. Aus dieſem Grunde bekleidete eine ziemliche Anzahl der ſtädtiſchen Lehrer, die durch eine abſchlägige Antwort ihren Chef — wie man ſagt — nicht vor den Kopf ſtoßen wollten, das Amt von Armenvorſtehern und Armenpflegern. Dieſe Zumuthung wurde auch mir geſtellt. Ich aber bat meinen Chef dringend, beweglich, ja flehentlich, mich mit einem Amte zu verſchonen, zu welchem ich mich nicht geeignet fühlte, das mir meine Berufsfreudigkeit, die Zeit zu meiner Fortbildung, zu meiner Vorbereitung auf die Unterrichtsſtunden, zu meiner Schriftſtellerei, mithin auch zum Broterwerb zu rauben drohte. Denn mit 400 Thlrn. langte ich ja kaum zur Hälfte für den nöthigen Unterhalt aus. Meinen Bitten ſetzte mein Chef ſtets die Hindeutung auf das Beiſpiel meines Vorgängers entgegen und im Unmuthe über meine fortgeſetzte Weigerung ließ ſich mein Chef zu der wohl nicht überlegten Aeußerung hinreißen: „Freilich, wer ein träges und bequemliches Leben führen will, wird ſich nicht zu dem Amte eines Armenvorſtehers hergeben.“ Da ſchwieg ich vernichtet und ein unſagliches Weh durchſchnitt mir das Herz. Wie? ich, der noch vor dem Grauen des Tages

und nicht ſelten bis Abends 10 Uhr dem Broterwerb nachging, ſollte ein träges, bequemliches Leben führen wollen! Ach, wie gern hätte ich die Directorſtelle nebſt dem, was daranhing, wieder hingegeben, wäre in mein vorheriges Dienſtverhältniß und in mein liebes Häuschen zurückgekehrt! Zerknirſcht bat ich nur noch meinen Chef, vor Uebernahme des Armenvorſteheramts, mir ſo viel Zeit zu laſſen als zur Einrichtung meiner neuen Schule, zur Sichtung und Einreihung der Schüler in Claſſen, zu Entwerfung des Lehr- und Stundenplanes ꝛc. erforderlich war. Die Einweihung der meiner Leitung anvertrauten Bezirksſchule erfolgte am 20. September 1841 und hatte ich dabei meine erſte öffentliche Rede zu halten, was bei meiner, nie ganz ablegbaren Schüchternheit keine Kleinigkeit für mich war. Es ging jedoch ohne Stocken meinerſeits und auch ſonſt glücklich ab. An dem Einweihungstage belief ſich die Schülerzahl auf 384, und die Zahl der Claſſen auf fünf. Mit jedem Jahre mehrte ſich jene in überraſchender Weiſe, ſo daß endlich die Räume des Schulhauſes nicht mehr ausreichten und vier Mädchenclaſſen in ein anderes Haus verlegt werden mußten. So waren wir bis über 600 Schüler und auf 12 Claſſen angewachſen.

In Bezug auf jenes Urtheil, das mir Kenntniß, Tact und Würde abſprach, richtete ich mich nach dem Spruche des Apoſtels Paulus — „es iſt Alles euer" — und zwar nach deſſen trefflicher Erklärung meines lieben Gotthilf Salzmann in dem Buche „Ernſt Haberfeld". Darin zeigt Salzmann, wie auch das Böſe zu unſerm Nutzen ausfallen könne. Ich nahm mir vor, durch treue Pflichterfüllung jenes Urtheil unwahr zu machen, und daß mir dieſes Streben nicht mißlang, bewies ein ſchon nach zwei Jahren mir und meinen Lehrern von der Kreisdirection zugeſendetes Belobungsdecret, in welchem dieſelbe ihre volle Zufriedenheit mit dem Befund und dem Zuſtande der von mir geleiteten Schule bezeigte.

Ich war nun Director mit großer Verantwortlichkeit und vielen Pflichten, aber mit deſto weniger Rechten. Solches zeigte ſich am Grellſten bei der Beſetzung der unteren Lehrerſtellen an unſern Schulen. Hierbei wurden wir Directoren niemals zu Rathe gezogen, ſondern

ruhte die Beſetzung lediglich in der Hand unſers Chefs, eines Rechtsgelehrten. Dieſer wählte unter den Bewerbern die ihm am geeignetſten erſcheinenden heraus und präſentirte ſie dem Superintendenten zur Probe, der über ſolche ſein ſchriftliches Gutachten ausſprach. Zu einer ſolchen Probe, die uns neue Lehrer zuführen ſollte, wurden wir Directoren nicht als Augen- und Ohrenzeugen eingeladen, ja nicht einmal von deren Abhalten in Kenntniß geſetzt. Ein einziges Mal nur ſchickte mir mein Chef die Anhaltungsſchreiben derer zu, die ſich um eine Lehrerſtelle an meiner Schule beworben hatten. Solches geſchah jedoch nicht zur Begutachtung, ſondern bloß zur Kenntnißnahme, denn die Beſetzung war bereits erfolgt. Daher geſchah es einſt, daß ich einen neuen Lehrer zugetheilt bekam, der mir als Trunkenbold bekannt war und welcher ſpäter ſeinem Director ſowohl wie der Schulbehörde große Noth machte und in Folge ſeines Laſters zeitig ſtarb. Das wäre vermieden worden, wenn man vor ſeiner Anſtellung mich von der getroffenen Wahl benachrichtigt hätte.

Als Oberlehrer an meiner Armenſchule hatte ich in den letzten Jahren nur alle Vormittage von 8 bis 12 Uhr Unterricht zu ertheilen, die Nachmittage dagegen frei gehabt. Dieſe gute Zeit war nun dahin. Als Director brauchte ich wöchentlich höchſtens 18 Unterrichtsſtunden zu ertheilen. Ich aber gab deren 24, um meinen anderen Mitarbeitern eine Erleichterung und mehr Zeit zum Privatunterrichte zu gewähren. Außerdem hatte ich den Unterricht in allen Schulräumen zu überwachen, von früh bis nachmittags 5 Uhr die Aufſicht zu führen und täglich oft nutzloſe Schreibereien für die Schulbehörde zu fertigen, ferner die zwiſchen meinen Mitarbeitern ſelbſt, ſo wie die zwiſchen ihnen und den Aeltern der Schüler entſtandenen Streitigkeiten in Güte zu ſchlichten, viele Zeit raubende Stundenpläne zu entwerfen, Lehrerconferenzen abzuhalten, Schüler aufzunehmen und in Abgang zu bringen, das Hauptbuch zu führen, die umfangreichen Schulgelder-Berechnungen zu juſtificiren und noch vielen andren Arbeiten mich zu unterziehen. Zu meiner Erholung, Vorbereitung und zum Schriftſtellern blieben mir von der Tageszeit nur wenige Stunden übrig, die überdieß noch durch manchen ärgerlichen Vorfall getrübt und geſtört wurden. Dieß Alles hatte ich

gegen ein Mehreinkommen von jährlich 100 Thlrn. eingetauſcht! Leichter hob ſich meine Bruſt, wenn mit dem Schlage der ſinken Nachmittagsſtunde die letzten Schülerinnen das Haus verließen, wenn das unaufhörliche Thürenöffnen und Thürenzuſchlagen, das durch das ganze Haus hallende Geräuſch zahlloſer auftretender Holzpantoffeln auf den Gängen und Treppen verſtummte und endlich tiefe Ruhe in dem großen Gebäude eintrat. Meine beſte Zeit waren die Sonn- und Feiertage, wo Sabbatsruhe das ganze Haus erfüllte. Dann ſuchte und fand ich Erholung an meinem Schreibepulte, wo ich die Gebilde meiner Phantaſie auf dem Papiere verkörperte. Freilich geſchah ſolches in Pauſen von mehrern Wochen, ja Monaten; dann aber ſchrieb die Feder auch deſto raſcher. So kam z. B. Der Vetterwetter an nur 9 Vormittagen einer Pfingſtferienwoche zu Papier und zu Stande. Ich ſtand früh nach 3 Uhr auf und ſchrieb von 4 bis 10 Uhr ohne Unterbrechung fort, ſo daß mir die Nachmittage zum Ausgehen und zu anderen Beſchäftigungen übrig blieben.

Der Spruch, daß mit der Arbeit zugleich die Kraft wachſe, erwies ſich bei mir als volle Wahrheit, denn während meines 13jährigen, mühereichen Directorlebens ſind meine meiſten Phantaſiegebilde entſtanden und niedergeſchrieben worden.

36. Das Armenverſteheramt nimmt ein ſchnelles Ende.

Daſſelbe trat ich nach der mit meinem Chef getroffenen Uebereinkunft mit dem 1. November 1841 an und war der mir zugetheilte Bezirk der umfangreichſte und mit den meiſten Armen angefüllte Dresdens, was ſchon daraus hervorgeht, daß ich jährlich allein an Almoſen und Unterſtützungen über 3000 Thlr. auszuzahlen bekam. Mir beigegeben waren drei Armenpfleger, deren Bekanntſchaft und freundliche Dienſtbereitſchaft ich mir vor allen Dingen erwerben mußte. Der eine von ihnen war ein Schänkwirth; der zweite beſaß ein ſogenanntes Büdchen, und der dritte, ein Ehrenmann im vollen Sinne des Worts, lebte von dem Ertrage eines Gartengrundſtücks. Bei den zwei erſten mochte wohl der Eigennutz zum Theil die Triebfeder geweſen ſein, das beſchwerliche,

undankbare Armenpflegeramt zu übernehmen. Denn es war natürlich, daß die Armen, welche ihr wöchentliches Almosen zunächst aus des Pflegers Hand empfingen, von demselben ihre kleinen Bedürfnisse an Lebensmitteln u. s. w. entnehmen mußten.

Mein Vorgänger im Armenvorsteheramt hatte mir gesagt, daß die Mehrzahl der Armen selbst schuld an ihrer Armuth und Noth sei; daß sie sich bemühten, durch List, übertriebene oder gar erdichtete Angaben ihres Elends, ja selbst durch Betrug aller Art sich Unterstützungen von den Organen der Armenpflege zu verschaffen. Man warnte mich, Strohdeckel vor meine Thüre zu legen, Schlüssel außen in den Schlössern stecken, irgend ein Geschirr auf der Retirade oder einen andern beweglichen Gegenstand außer Verschluß stehen zu lassen, weil nichts, selbst nicht das kleinste Holzstück, vor den diebischen Händen der bei mir Hilfe suchenden Armen sicher sei. Diese Warnungen erwiesen sich im Laufe meiner neuen Würde als nicht grundlos, zugleich aber warf ich düstere Blicke in die Tiefe des menschlichen Elends und in die noch mangelhafte Einrichtung unsrer Armenpflege. Hieran waren jedenfalls die zu starken Lasten schuld, die auf den Achseln meines wirklich menschenfreundlichen Chefs ruhten und ihm die Zeit raubten, in die Einzelheiten der Armenpflege genauer einzugehen. Mein überaus thätiger Chef hatte fast täglich eine ganze Säule von Schriftstücken zu expediren, die ihn bis zum Spätabende beschäftigten und von der Beaufsichtigung seiner Unterbeamten abhielten. Ich sagte mir bald, daß die Unterstützungen, von der Armenversorgungsbehörde ausgetheilt, bei weitem nicht hinreichten, um einen wirklich Armen gänzlich zu erhalten, daß derselbe den größten Theil seiner Bedürfnisse anderweit erbetteln, erborgen, durch Betrug, Diebstahl u. s. w. zu erlangen suchen müsse. Diese meine Behauptung zu beweisen, fällt mir nicht schwer. Die wöchentlichen Gaben an baarem Gelde, das sogenannte Almosen, begannen mit dem niedrigsten Satze von 5 Silbergroschen und stiegen — wenigstens damals in meinem Bezirke — auf den höchsten von 20 Sgr., welche allein einem steinalten Ehepaare gewährt wurden. Der am häufigsten bewilligte Satz war $7\frac{1}{2}$ Sgr. und reichte dieses Almosen gewöhnlich nicht weiter als zum Zins für die Wohnung aus. Der Vermiether sicherte sich denselben

dadurch zu, daß er das Almoſenbuch ſeines Abmiethers in ſeinen Händen behielt und das Almoſen ſelbſt erhob. Vergleicht man aber die Beſchaffenheit einer mit jährlich 12 Thlr. bezahlten Armenwohnung mit der prächtigen und umfangreichen eines Wohlhabenden, ſo geht die traurige Wahrheit hervor, daß die Armen verhältnißmäßig ihre Wohnung theurer bezahlen müſſen als die Reichen. Man überzeuge ſich nur durch den Augenſchein, in welchen elenden Löchern und Winkeln die Armen wohnen, von welcher erbärmlichen Beſchaffenheit die darin befindlichen Oefen, Thüren und Fenſter ſind, welche ungeſunde Lage über Düngerſtätten u. ſ. w. ſie haben, wie Feuchtigkeit, Moder, Kälte, Zugluft und Baufälligkeit darin ſich vorfinden. Von der Regierung wird für die Erbauung von kleinen und wohlfeilen Wohnungen nicht nur gar nichts gethan, ſondern derſelben im Gegentheile viele Hinderniſſe in den Weg gelegt. Man verbot geradezu das Anlegen von Dachwohnungen in neuen Häuſern, erzwang möglichſt flach gelegte Dächer, die in unſerm Klima höchſt unzweckmäßig ſind und das zeitige Verfaulen der Sparren herbeiführen, was bei der immer mehr anſteigenden Vertheuerung des Holzes von großem Nachtheile iſt; man erhöhte durch die Vorſchriften einer zu ängſtlich verfaßten Bauordnung, die dadurch jeder Feuersgefahr vorbeugen wollte, die Koſten eines Neubaues dergeſtalt, daß der Erbauer, auch bei dem beſten Willen, keine wohlfeilen Wohnungen herſtellen konnte. Bedenkt man, daß ein ſolcher Uebelſtand vielleicht durch einen einzigen, aber vielgeltenden Regierungsbeamten, der für Italien ſchwärmt und die dortige Bauart nach unſerm Deutſchland verpflanzen will, herbeigeführt wird, ſo gehört ſehr viel ruhiges Blut dazu, um nicht laut darüber zu murren, ſondern nur im Stillen zu ſeufzen. Dagegen begünſtigt man oder läßt es wenigſtens ungehindert geſchehen, daß man bei Neubauten die höchſt ungeſunden Kellerwohnungen, die man früher in Dresden nicht kannte, herrichtet. Vergebens hat bisher die Armenverſorgungsbehörde ihre Stimme gegen die letzteren und für die Zulaſſung von Dachwohnungen erhoben. Ach, die hochgeſtellten Herren verirren ſich ja niemals bis in die Höhlen des Elends und Jammers, ſondern dekretiren von ihrem grünen Tiſche aus über das Wohl oder Wehe ihrer niederen Nebenmenſchen.

Wie ich eben gezeigt habe, so wurde bei den meisten Almosenempfängern nur der Miethzins durch das Almosen gedeckt. Wie aber stand es nun um die Heizung? Die kräftigeren Armen erhielten die schriftliche Erlaubniß, an den Mittwochen und Sonnabenden in den fiskalischen Waldungen bei Dresden das dürre Holz aufzulesen und heimzuschaffen, die schwächeren dagegen Holz- und Steinkohlenportionen zugetheilt. Solches geschah aber erst nach dem Eintritt von 3 Kältegraden. Erwägt man, daß der Mensch bei einer Zimmerwärme von mindestens 14 Graden sich behaglich fühlt, daß aber, wenn es draußen Eispunct ist, in einem übel verwahrten Gemache kaum 5—6 Wärmegrade sein können: so ergiebt es sich, wie sehr die Armen frieren mußten, bevor ihnen die Heizungsmittel dargereicht wurden. Es ist erstaunlich, wie sehr die Armen jeden Alters nach und nach gegen die Kälte abgehärtet werden und es in Räumen aushalten können, wo uns die Zähne vor Frost zusammenschlagen würden. Die Heizungsmittel, welche ein Armer während des Winters in vierwöchentlichen Zwischenräumen erhielt, bestanden in einem Kübel voll Steinkohlen und in 35 kleinen Holzscheiten, das Stück zu einem Pfennig gerechnet. Der Leser möge selbst entscheiden, ob mit einer solchen Portion ein elender, oft nur aus dicken Mauerziegeln oder alten Thonkacheln zusammengesetzter Ofen vier Wochen lang gespeist werden könne? Außerdem gab es noch manchen Uebelstand. Die Vertheilung der Heizungsmittel geschah in einem, zum Thorwachgebäude der Neustadt gehörigen Raume. Dort mußten sich die Armen der Neu- und Antonstadt an den hierzu bestimmten Tagen einstellen, was in großer Anzahl geschah. Das Abmessen der Steinkohlen und Zuzählen der Holzscheite nahm viel Zeit hinweg und da die jüngeren und daher stärkeren Empfänger sich vor- und die alten und schwachen zurückdrängten, so mußten die letzteren, oft bei bittrer Kälte, lange warten, ehe sie an die Reihe des Empfangens gelangten. Die Greise und Matronen aber waren nicht im Stande, ihre erhaltenen Portionen selbst bis in ihre, oft weit entlegene Wohnung zu tragen, daher sie für das Heimschaffen durch fremde Hände einen guten Groschen opfern mußten, wodurch die empfangene Gabe um so viel an Werth verlor. Nicht wenig Arme, besonders die älteren

Männer und Frauen, ſuchten die Kälte in ihren Wohnungen und Leibern durch innere Heizungsmittel zu vertreiben oder wenigſtens zu mindern, indem ſie einen Schnaps zu ſich nahmen. Wer möchte deswegen einen Stein auf die Aermſten werfen?

Was die Lagerſtätten der Armen anbelangte, ſo erhielten ſie auf ihr Anſuchen hierzu einen ſogenannten Strohſack und eine grobwollene, braune Decke von der Armenverſorgungsbehörde. Da aber nicht ſelten die Empfänger die erhaltene Gabe ſofort verkauft und den Erlös im Branntwein vertrunken hatten, ſo wurden Strohſack und Decke mit Oelfarbe gezeichnet und deren entdeckte Käufer mit Strafe belegt.

Eines Tags bat mich eine arme Frau um einen Strohſack und eine Decke. Die Wahrheit ihrer Ausſage und ihrer Bedürftigkeit zu unterſuchen, verfügte ich mich in ihre Wohnung. Die Familie beſtand aus Vater, Mutter, einem erwachſenen Sohne und einer noch ſchulpflichtigen 13jährigen Tochter. Der Mann war früher Koch und Oekonom einer geſchloſſenen Geſellſchaft und wohlhabend geweſen, aber die Sucht, ſchnell und ohne Mühe reich zu werden, hatte ihn ſein Glück im Lotterieſpiele ſuchen laſſen, jenes ihm aber den Rücken zugekehrt, ſo daß der Mann nach und nach verarmt und gänzlich herabgekommen war. Als ich um die Mittagszeit in ſeine Wohnung trat, fand ich ihn auf einem Stuhle neben dem warmen Ofen ſitzen und ein Mittagsſchläfchen halten. Der Mann, ein hoher Sechsziger, hatte durch ſein widriges Geſchick den Ausdruck finſterer Grämlichkeit auf ſein faltenreiches Antlitz geprägt bekommen. Seinen, in löcherreiche Beinkleider gehüllten Schooß bedeckte und wärmte das Fragment einer alten Wolldecke, er ſelbſt blickte mich mürriſch an und blieb unbeweglich ſitzen. Neben ihm ſchnarchte auf einem zweiten Stuhle der erwachſene Sohn, der, mit einem dicken Kropfe begabt, in der wärmeren Jahreszeit den Anſtreicher machte. Die Tochter befand ſich in der Schule. Auf dem einzigen, morſchen Tiſche, der nebſt einem dritten Stuhle das ganze Mobiliar des Stübchens ausmachte, ſtand das einzig gerettete Ueberbleibſel aus einer beſſeren Vergangenheit: ein Kaffeeſervice von weißem Steingute, welches das Mittagsmahl der Familie — ein Cichoriengetränk — enthalten gehabt hatte.

„Wo ist Ihre Schlafstätte?“ fragte ich die Frau, die nicht ohne Bildung war. „Mein Mann, mein Sohn und meine Tochter schlafen dort —“ entgegnete jene, indem sie in den einen Stubenwinkel hindeutete, wo ich ein Bündel in Quadratform und etwa $1\frac{1}{2}$ Elle im Durchmesser auf den Dielen liegen sah. Guter Gott! es enthielt bei näherer Untersuchung den kleinen Ueberrest eines Strohsackes und einer Decke, beides nur so groß, um die Häupter und Achseln der drei darauf schlafenden Menschen aufzunehmen, während der übrige Körper, natürlich angekleidet, auf den bloßen Dielen liegen mußte.

„Und wo schlafen Sie?“ fuhr ich zu der Frau fort. Stumm zeigte diese auf die drei Stühle, deren Polster hart und niedergesessen, wie Holz anzufühlen war. Aber ich erblickte noch eine Thüre, die in ein Nebengemach führte und in welchem wohl der werthvollere Besitz der Familie versteckt gehalten werden konnte. Mein Argwohn stieg, als der erweckte Sohn das Thürschloß jener Kammer nicht sogleich zu öffnen vermochte. Wie schämte ich mich meines Argwohns, als endlich die Thüre wich und ich in ein gänzlich leeres, fensterloses Winkelchen schaute, in welchem querüber eine dünne Leine gezogen war, auf der etliche gewaschene Lappen zum Trocknen aufgehängt sich zeigten!

Wie wurde von der Behörde für die Bekleidung der Armen gesorgt? Jährlich erhielten diese —, versteht sich erst nach Befürwortung durch den Armenvorsteher — ein Hemde, ein Paar Schuhe und ein Paar zwirne und wollene Strümpfe; aller zwei Jahre die Männer ein Paar Tuchhosen und die Frauen Wollenzeug zu einem Rocke, den sie aber selbst zusammennähen mußten. Tuchjacken, baumwollene Halstücher, grau leinene Schürzen, Mützen, Hauben und dergleichen wurden auf des Armenvorstehers Verwendung bewilligt und dabei Ausnahmen in der vorgeschriebenen Zeitpause zugelassen. Man höre aber, mit welchen Weitläufigkeiten und mit wie vielen Gängen von Seiten des Bittenden die Erlangung eines Kleidungsstücks verknüpft war. Bedurfte z. B. eine arme Frau eines wollenen Rocks, so hatte sie sich zunächst zu ihrem Armenvorsteher zu begeben und demselben ihre Bitte vorzutragen. Ein Glück, wenn sie ihn gleich daheimtraf und ihren Weg nicht wiederholen durfte. Wurde der Rock von dem Vorsteher bewilligt, so erhielt sie von

ihm einen hierauf lautenden Zettel, den die Frau ihrem Armenpfleger vorzeigen und unterschreiben lassen mußte. Hierauf ging sie mit dem Zettel vielleicht von dem äußersten Ende der Stadt bis in deren Mittelpunct, wo sich das Local der Armenversorgungsbehörde befand. Hatte sie hierzu eine unpassende Zeit gewählt, so wurde sie von dem Aufwärter der Behörde mit den rauh ausgesprochenen Worten zurückgewiesen: „Vormittags werden keine Bekleidungszettel angenommen. Kommen Sie nachmittags wieder.“ Nachdem solches geschehen und von ihr der Zettel abgegeben worden, so bestellte man sie auf einen andern Tag wieder, um den Bescheid auf ihr Gesuch zu empfangen. Lautete dieser genehmigend, so mußte sie den Zettel, der die Genehmigung aussprach, zuerst wieder dem Armenvorsteher und dann dem Pfleger zur Kenntnißnahme und Unterschrift vorlegen. Nach dieser Procedur endlich holte sie sich ihren Rockstoff in dem Locale der Armenversorgungsbehörde, dessen Bewilligung ihr 6—8 Gänge und ihrer Fußbekleidung beinahe ein Paar Sohlen gekostet hatte. Schien es doch fast, als habe man absichtlich diesen aufhältlichen Geschäftsgang deswegen eingerichtet, um die Armen von zu häufigen Bittgesuchen abzuschrecken.

Die Beköstigung der Armen anbelangend, so bestand diese nur in Verabreichung von sogenannten Paxbroten, in einzelnen Speisungen bei festlichen Gelegenheiten und in Ertheilung von warmen Gerichten auf eine gewisse, bald längere, bald kürzere Zeitdauer, deren sich ganz alte oder reconvalescirende Arme zu erfreuen hatten. Mehr that in dieser Beziehung der Frauenverein, welcher den Winter hindurch täglich warme Gemüseportionen an einen Theil der Allerärmsten austheilte. Aber auch bei der zeitweiligen Unterstützung mit warmem Essen durch die Armenversorgungsbehörde gab es einen Uebelstand oder vielmehr ein ganz zweckwidriges Verfahren. Jenem alten Ehepaar, welches wöchentlich 20 Sgr. Almosen erhielt, hatte ich für die Dauer der 3 Wintermonate eine tägliche Gabe von warmem Essen ausgewirkt und dem fast hundertjährigen Manne durch den Armenarzt ein Fläschchen Ungarweins verschreiben lassen, den er als eine angebliche Arznei eßlöffelweise einnehmen mußte. Außerdem that ich für das Greisenpaar

noch, was in meinen Kräften stand. Dennoch überlief mich die Frau fast täglich mit neuen Bittgesuchen, so daß ich ihr endlich zu Gemüthe führte, wie viele Wohlthaten sie und ihr Mann von der Behörde empfingen und unter welchen ich die Betheilung mit warmem Essen obenan erwähnte. Da brach das Weib in schreckliche Verwünschungen aus und rief: „Das Fressen kann der Teufel holen! Sehen Sie, Herr! unsere Speisekarte weiset mich alte 86jährige Frau an, alle Mittage von unsrer Wohnung am Ende der Schwarzegasse bis in die weit entfernte Neustadt und dort in das Hotel zur Stadt Wien zu gehen. Dort bekomme ich die zusammengekratzten Ueberbleibsel von Speisen, welche nicht einmal die Hunde fressen mögen und die schon, Gott weiß, wie lange gestanden haben. Dieses ekelhafte Gemengsel ist längst schon kalt geworden, bevor ich heimkomme. Auf unserm elenden Ofen kann ich es nicht wieder erwärmen und wenn es auf mein Bitten eine mitleidige Nachbarin thut, so stinkt das Essen so abscheulich, daß wir vor Ekel keinen Bissen essen können, sondern es auf den Mist werfen müssen. Warum darf ich nicht das verordnete Essen bei dem nächsten Speisewirth, kaum drei Häuser von uns, holen, wo wir es nahrhaft, heiß und appetitlich bekommen würden? Aber für uns Arme ist freilich auch das Schlechteste noch gut genug und wo die Behörde am billigsten kaufen kann, da thut sie es."

Auf diese bittere Rede konnte und wußte ich nichts zu erwiedern, denn zum erstenmale vernahm ich von diesem zweckwidrigen Gebahren der Behörde. Daß aber die Alte, wenigstens theilweise, die Wahrheit gesprochen hatte, erkannte ich bald darauf durch einen zweiten Fall.

Ein sechzehnjähriges Mädchen holte mich zu ihrer brustkranken Mutter. Unter der schiefen Wand eines ungeheizten Dachstübchens fand ich die Kranke in ihrem Bette aufrecht sitzen und trotz dem herrschenden Halbdunkel an einem grobleinenen Hemde nähen, für dessen Fertigung sie drei Groschen bekam. Wie sauer diese Arbeit einer Auszehrenden wird, die sich bereits in dem letzten Stadium der Krankheit befindet, kann man sich denken. Sie klagte mir, daß sie der Armenarzt nur ein einzigesmal besucht, eine Flasche Arznei verschrieben habe und nicht wiedergekommen sei. Durch seine Vermittelung erhalte sie aber

täglich eine Portion Suppe und zwar in dem Gasthause zur Stadt Coburg. Die Wohnung der Kranken befand sich in der Louisenstraße und das genannte Gasthaus weit davon entfernt in der Nähe des leipziger Thores. „Wenn nun meine Tochter —“ fuhr die Kranke klagend fort — „mit der Suppe heimkommt, so muß ich sie kalt essen, weil, wie Sie sehen, ich weder einen Ofen, noch Holz, noch eine Küche zum Wärmen besitze.“

Als ich der Kranken die von ihr erbetene Unterstützung an baarem Gelde hintrug und ihre Tochter den Empfang desselben durch ihre Namensunterschrift bescheinigen sollte, wußte das Mädchen, welches einen achtjährigen Unterricht in einer belobten Schule genossen hatte, nicht einmal ihren Namen leserlich und richtig zu schreiben! Die Tochter lag bei ihrer auszehrenden Mutter in einem und demselben Bette! Noch mehr! In derselben Sonntagsnacht, da die Mutter mit dem Tode kämpfte, wischte keine liebende Kindeshand der Sterbenden den kalten Angstschweiß von dem bleichen Antlitze, stand die Tochter nicht theilnehmend oder weinend neben dem mütterlichen Sterbelager, stieg von keiner Kindeslippe ein brünstiges Gebet zum Allerbarmer empor und begleitete die entfliehende Mutterseele auf dem Wege zum Himmel. Nein, die 16jährige Tochter hüpfte während des Todeskampfes ihrer Mutter auf dem nahen Tanzsaale im rauschenden Walzer dahin und als sie erst am frühen Morgen heimkehrte, klagte das gebrochene Mutterauge die Leichtsinnige bei dem höchsten Richter an. Wird ein solches Kind nicht einst in ähnlicher Weise endigen wie seine Mutter?

Wenn eine arme Familie den Miethzins nicht bezahlte und deswegen nebst ihrer kleinen Habe von dem Hauswirth an die Luft gesetzt wurde, so mußte ich als Armenvorsteher für ein Obdach sorgen, ein solches aufsuchen und auf ein halbes Jahr für den Miethzins Bürgschaft leisten. Jenes Aussetzen auf die Straße traf einst einen jungen, rüstigen Fleischer und seine noch einmal so alte Frau, welche er oft mißhandelte und ihr die Sorge für seine Erhaltung aufbürdete. Am Abende vor dem Hinauswerfen hatte er nebst noch einem Trinkgesellen für 25 Sgr. Branntwein zu sich genommen. Er benahm sich äußerst

roh gegen mich und durfte ich ihm kein unfreundliches Wort über seine Verschwendung und Lüderlichkeit sagen. Hier wäre eine tüchtige Tracht Prügel oder das Einsperren in ein Arbeitshaus am rechten Orte gewesen.

Einen Bürger und Stellmachermeister, der ein schönes Haus, vier Gesellen, Pferde und Wagen sich gehalten hatte, aber in Folge maaßloser Verschwendung in's Elend gerathen war, traf ich in dem Hofe des Häuschens, in welchem er seine elende Wohnung hatte, vor dem letzten Ueberreste seines einstigen Wohlstandes — vor einer alten Hobelbank — stehen und aus gestohlenem Akazienholze einen Handschlitten fertigen. Da es tiefer Winter war, so lagen Hof und Hobelbank mit handhohem Schnee bedeckt, er selbst stand in demselben mit löcherreichen, niedergetretenen Filzschuhen an den Füßen, wobei er mir klagte, daß er das Reißen in den Füßen, aber keinen andern Platz für seine Hobelbank habe. Seine einst in Schmuck und Seide einhergehende Frau hatte sich von dem Verschwender getrennt und fristete kärglich ihr Leben durch Aufwartung.

Einst ging mich eine Frau um Hilfe gegen ihren Mann an, welcher sie und ihre 12jährige Tochter auf eine so empörende Weise mißhandelte, daß die Letztere die heftigsten Blutkrämpfe bekommen hatte. Die Frau wohnte bereits von ihrem Manne getrennt und wünschte, um ferneren Anfällen desselben zu entgehen, die völlige Scheidung eingeleitet zu sehen. Da ihr die hierzu erforderlichen Geldmittel fehlten, so verwies ich sie an den Armenadvocaten. Dieser war als Dichter frommer Lieder bekannt und hatte das Gedichtbuch „Urania die Jüngere" geschrieben. Wie es aber zu gehen pflegt, so schrieb H. zwar fromm, handelte aber nicht so. Er wies die Frau mit ihrer Bitte schnöde ab und mußte ich ihn daher erst durch die Behörde zu Erfüllung seiner Schuldigkeit zwingen. Dessen ungeachtet verlangte der fromme Dichter für die Fertigung einer Ehescheidungsklage von der Frau einen Thaler, und als sie diesen, ihre große Armuth geltend machend, nicht bezahlen konnte, wenigstens einen Gulden! Man ersieht hieraus, wie manche Personen, die zum Beistande der Armen angestellt sind, ihr Amt als eine Sine-

cure betrachten, ihren Sold einſtreichen und keinen Finger dafür regen wollen.

An einem Wintertage kam ein Mann aus der niederen Volksclaſſe zu mir und gab an, daß bei ihm in Unterniethe ein unverheiratheter Handarbeiter wohne und eine unheizbare Bodenkammer inne habe. „Der arme Kerl —“ fuhr jener fort — „iſt tödtlich erkrankt, liegt in großer Fieberhitze und, was das Schlimmſte, er kann nicht ſagen, wo es ihm fehlt, denn er iſt taubſtumm. Da liegt nun der Aermſte verlaſſen in ſeiner kalten Kammer und auf einem elenden Lager. Ich kann ihn nicht abwarten, habe ihm einen Krug mit Waſſer zum Trinken hingeſetzt und bin gegangen, Sie zu bitten, daß der Mann in's Krankenhaus geſchafft werde.“

Wäre es nun nicht zweckmäßig geweſen, wenn für ſolche dringende Fälle den Armenvorſtehern einige Aufnahmeſcheine für das Krankenhaus anvertraut würden? So aber mußte ich mich begnügen, eine ſchriftliche Anzeige an die Armenverſorgungsbehörde zu fertigen, welche mein Armenbote erſt am andern Morgen abholte und in das Expeditionslocal trug. Dort wurde eine zweite Anzeige an denjenigen Stadtrath erlaſſen, dem die Aufſicht über das Krankenhaus übertragen war, und dieſer ertheilte endlich ſeine Einwilligung zur Aufnahme des Kranken, der nach Verlauf von 24 hilflos verbrachten Stunden abgeholt wurde und ſchon am nächſten Tage darauf ſtarb. Der Beiſpiele mehrere, daß man an dem einen Orte eingeſeift, an einem zweiten barbirt und am dritten abgetrocknet werde, könnte ich noch erzählen. Was ich jetzt beſchrieben habe, geſchah im Jahre 1841. Hoffen wir, daß ſich ſeitdem Vieles zum Beſſern gewendet und der alte Schlendrian aufgehört habe!

Auf der Schwarzegaſſe in unſrer Antonſtadt-Dresden giebt es ein vielräumiges Haus, welches großentheils von armen Leuten bewohnt wird. Ueber dieſelben habe ich in der Erzählung: „Die Armenkaſerne“ das Weitere geſchrieben. Als ich dort einſt eine Arme aufſuchte, kam ich in eine kalte Stube, in welcher abermals weiter nichts zu ſehen war, als ein alter Tiſch und einige Stühle. Auf einem derſelben ſaß eine bejahrte Frau, den Strickſtrumpf fleißig mit den verkümmerten Fingern

bewegend, vor ihr ein dreijähriger Knabe auf einem niederen Holzbänkchen, der ſeinen blonden Lockenkopf in den Schooß ſeiner Großmutter gebettet hatte und ſüß ſchlief. Eigenthümliches Zuſammentreffen! Das arme Weib war die Frau oder vielmehr die Wittwe deſſelben ſehr geſchickten Orgelbauers, welcher das in meinen Beſitz übergegangene Poſitiv meines Vaters erbaut gehabt hatte. Dieſes Orgelwerk, an welches ſich die früher erwähnte abergläubiſche Sage knüpfte, ſtand jetzt in einer meiner Schulclaſſen aufgeſtellt und trieb keinen Spuk mehr. Später habe ich es für 60 Thlr. an den Stadtrath verkauft, der es für die Zwecke der Sonntagsfeier in dem ſtädtiſchen Armenhauſe benutzte. Sein Verfertiger hatte ſo ſtark dem Trunke gefröhnt, daß er zuletzt eine ganze Kanne Branntwein des Morgens zu ſich nehmen mußte, um das heftige Zittern ſeiner Hände bannen und ein Werkzeug zur Arbeit führen zu können. Natürlich war ein frühzeitiger Tod die Folge der Trunkſucht und zugleich die Urſache der gänzlichen Verarmung ſeiner Hinterlaſſenen geweſen. Ich erfuhr von der Frau, daß ihre Tochter, die Mutter des unehelich erzeugten Enkels, hoffnungslos an der Auszehrung im Krankenhaus liege und ſie daher allein für das verlaſſene Kind zu ſorgen habe.

Mein Armenvorſteheramt verwaltete ich nur drei Monate hindurch. Der Grund, warum ich ſolches ſobald wieder abgab, war folgender. Eine Frau, die wiederholt auf eine ſchamlos betrügeriſche Weiſe das Mitleid vornehmer Perſonen ausgebeutet hatte, bat mich um eine Geldunterſtützung für ſich und ihre Familie. Als ich mich in ihre Wohnung behufs der näheren Unterſuchung begab, kam mir ihr noch rüſtiger Mann mit der brennenden Tabakspfeife im Munde entgegen. Die Wohnung war weit beſſer als ſonſt bei armen Leuten gewöhnlich. Auch fand ich außer anderem Geräth in der Stube noch eine hübſche Kommode, mit mehrern Porzellantaſſen beſetzt, vor. In meiner Anzeige an die Behörde trug ich demnach Bedenken, die Familie auf öffentliche Koſten zu unterſtützen, weil beide Eheleute noch rüſtig, die kalten, verdienſtloſeren Tage noch nicht eingetreten ſeien und die Noth unmöglich groß ſein könne, da der Mann ohne Aufhören Tabak rauche. Hierauf wurde das Bittgeſuch abfällig beſchieden. Da geſchah es, daß der Mann zu

mir in dasjenige Lehrzimmer kam, in welchem ich zu einer bekannt gemachten Stunde alltäglich meine Armen und deren Bitten empfing, und mit grobem Tone zu mir anhob: „Er hat in Seinem Schreiben gesagt, daß ich nichts bekommen solle, weil ich immer Tabak rauche. So haben die Herren drüben von der Behörde meiner Frau erzählt. Mein Tabakrauchen geht Ihm einen Dreck an und kann ich rauchen, so viel mir beliebt. Weiß er das?"

Da der Mann die Zimmerthür weit offen gelassen hatte und bereits eine Menge Schulkinder, Zeugen dieser Scene, vor derselben versammelt war, so faßte ich den Mann mit der Hand an der Westenklappe und bedeutete ihn, sich zu entfernen, weil hier weder Ort noch Zeit zu einem Gezänke sei. Hierauf erhob jener seinen Arm mit der geballten Faust gegen mich und schrie mir gereizt zu: „Rühre Er mich nicht an, oder ich haue Ihn in die Fresse, daß Er an mich denken soll."

Natürlich, daß ich mich nun ruhig auf meinen Stuhl wieder niedersetzte und den Mann seine anderweiten Grobheiten über mich ausschütten ließ, bis er deren müde wurde und ging. Dieser Auftritt veranlaßte mich zur Niederlegung meines Armenvorsteheramtes, für welches ich mich schon vom Anfange her nicht geeignet fühlte.

37. Umständliches Verfahren.

Wie nachtheilig das Zuvielregieren und die Büreaukratie einwirken, zeigte recht deutlich eine neue Einrichtung, welche hinsichtlich der Confirmanden in's Leben gerufen wurde. Bisher hatten diejenigen Geistlichen, welche den Confirmandenunterricht ertheilten, und die Lehrer über die Zulassung ihrer Schüler zur Confirmation zu entscheiden gehabt, und jeder Vernünftige wird eingestehen, daß diese zwei Instanzen die allein competenten seien. Ein einzelner Fall, der sich bei der Unvollkommenheit des menschlichen Wesens nie und durch keine Maaßregel an einer Wiederholung verhindern lassen wird, machte dem bisherigen und vernunftgemäßen Brauche ein Ende. Ein Vater hatte seine Tochter, welche weder das vorgeschriebene Alter erreicht, noch die erforderliche Reife der Bildung erlangt hatte, bei einem der Dresdener Geist-

lichen zur Confirmation angemeldet, war aber aus obigen Gründen abgewiesen worden. Der pflichttreue Geistliche erblickte später die von ihm Zurückgewiesene dennoch unter den Confirmanden und erfuhr durch Befragen, daß einer seiner weniger gewissenhaften, aber gewinnsüchtigeren Amtsgenossen das Mädchen zur Confirmation vorbereitet und zugelassen habe. Entrüstet über eine solche Ungehörigkeit, zeigte diese der würdige Geistliche seinem Ephorus an. Allein dieser, welcher früher in einem untergeordneten Verhältnisse gegen jenen eigennützigen Amtsgenossen gestanden hatte und von ihm sowohl an Lebens- wie an Dienstalter weit übertroffen wurde, mochte aus zarter Rücksicht das einmal Geschehene nicht weiter rügen, sondern nahm, um eine Wiederholung solcher Ungebührnisse zu verhüten, seine Zuflucht zu dem Schulgesetze. Das sächsische Schulgesetz gleicht in vieler Hinsicht einem Stückchen elastischen Gummi's, das man nach Belieben ausdehnen und wieder zusammenschnurren lassen kann.

Es legt dem Volkslehrer schwere und viele Pflichten auf, verleiht ihm dafür aber wenige Rechte. Es ist in mehrerlei Rücksicht sehr lückenhaft und paßt gleich gar nicht für die großen Städte, daher man auch, insofern es das Interesse der Behörden und der Geistlichkeit angeht, manche Bestimmung, wie z. B. die zweimalige Confirmation u. s. w. nicht erfüllt. Nun besagt das sächsische Schulgesetz, daß, wenn an dem achtjährigen Schulbesuch eines Kindes ein halbes Jahr fehle, der Schulvorstand Dispensation bei der Confirmation ertheilen könne, ein Mehr dagegen der Entscheidung der Kreisdirection anheim falle. Diese Gesetzbestimmung wurde nunmehr in Anwendung gebracht. Der Dresdener Schulvorstand aber war die Schuldeputation.

Zunächst erforderte deren Vorstand von sämmtlichen Schuldirectoren der ganzen Stadt ein Verzeichniß über die zur nächsten Confirmation gelangenden Kinder. Dasselbe enthielt viele Rubriken, in welchem der Vor- und Zuname, das Alter der Kinder (durch ein Taufzeugniß beglaubigt), deren zurückgelegte Schulzeit, die Censur über Kenntnisse und Sitten, der Name und Stand der Aeltern, der des erwählten Beichtvaters, u. s. w. angegeben werden mußte. Dieses Verzeichniß mußte, unter Androhung einer Ordnungsstrafe von 2 Thlr. spätestens

8 Wochen vor Weihnachten, (alſo 4 bis 5 Monate vor Oſtern), bei der Schuldeputation eingereicht werden und ſollte mindeſtens acht Tage vor dem Neujahr in die Hände des betreffenden Schuldirectors zurückgelangen. Nun wurden die Aeltern der Confirmanden, welche der Dispenſation bedurften, in das Local der Schulbehörde beſtellt, daſelbſt von einem Actuar vernommen und ihre Ausſage zu Protocoll genommen. Hierauf erhielt der betreffende Armenvorſteher das Actenſtück zur Auslaſſung und Begutachtung. Dieſen Ehrenmännern, aus allen Ständen erwählt, war dieſe Sache eben ſo neu als fremd, daher ſie ſich ihrer in einer oft wunderlichen Weiſe entledigten. Einer von ihnen, ein vormaliger Poſtſecretair, gab folgende Entſcheidung: „Wenn der betreffende Lehrer ſeiner Schülerin (die Confirmandin war ein Mädchen) bis Oſtern nichts Neues lehren kann, ſo mag ſie confirmirt werden; im Gegentheile aber noch ein Jahr lang die Schule beſuchen.“ Auf dieſes Gutachten wurde abfällig entſchieden. Ein zweiter Armenvorſteher deutete in ſeiner Begutachtung auf die Pubertät der Confirmandin hin und ſchrieb: „Da das Mädchen beinahe Mannbarkeit erhalten hat, ſo iſt ſie zu entlaſſen.“ Ein Dritter, ein Kaufmann, beauftragte ſeinen Markthelfer mit der Unterſuchung des fraglichen Falles. Derſelbe ſuchte die Confirmandin in ihrer Wohnung auf und überhörte ſie die Hauptſtücke des kleinen lutheriſchen Catechismus, u. ſ. w.! Hatten die Armenvorſteher ihr Gutachten abgegeben, ſo ging das Actenſtück an den betreffenden geiſtlichen Local-Schulinſpector, auf deſſen Ausſpruch das meiſte Gewicht gelegt wurde. Dagegen wurde derjenige Geiſtliche, welcher den Confirmandenunterricht ein volles Vierteljahr ertheilte, gar nicht gehört und um ſeine Meinung befragt. Der Geiſtliche, dem die Local-Schulinſpection übertragen war, beſuchte im Laufe des Jahres nur wenigemale die ſeiner Aufſicht übertragene Schule und konnte bei ſeinem kurzen Verweilen darin und bei einer Schülerzahl von beinahe 800 (wie in der meinigen) die Fähigkeiten jedes Schülers unmöglich beurtheilen. Dennoch galt ſein Gutachten unbedingt mehr als dasjenige des Directors und Lehrers, welcher das Kind acht Jahre lang unterrichtet und in ſeiner Obhut gehabt hatte! Und worauf gründete der Local-Schulinſpector ſeinen Ausſpruch? In der Regel ohne das

fragliche Kind geſehen oder geprüft zu haben. Nur ein einziges Mal erſchien mein Schulinſpector in meiner Amtswohnung und ließ ſich den Knaben, um deſſen Dispenſation es ſich handelte, vorſtellen. Demſelben legte er drei Fragen vor und da zufällig jener beherzt antwortete, ſo wurde er dispenſirt.

Fehlte mehr wie ein halbes Jahr an dem 14. Lebensjahre oder an der Schulzeit des Kindes, ſo wurde das betreffende Actenſtück nebſt den Auslaſſungen der Aeltern, des Armenvorſtehers, des Local-Schulinſpectors und des Schulvorſtandes, der Kreisdirection unterbreitet, welche endlich die letztgültige Entſcheidung fällte. Nach welchen Grundſätzen die Kreisdirection, die das fragliche Kind nie geſehen oder gekannt hatte, verfuhr, iſt mir unbekannt geblieben; aber wunderlich genug fielen ihre Entſcheidungen oftmals aus. So erhielt z. B. ein geiſtig beſchränkter Schüler, der noch in der zweiten Claſſe ſaß und zwei Monate vor ſeiner Confirmation erſt das 13. Lebensjahr erfüllte, Dispenſation, während meine Claſſenerſte, ein in jeder Hinſicht ausgezeichnetes Mädchen, das obendarein etwas älter als jener Knabe war, abgewieſen wurde. Nun aber erfolgten die endgültigen Entſcheidungen der Kreisdirection ſo ſpät, daß ſolche oft erſt den letzten Tag vor dem Confirmationstage, dem Palmſonntage, mir und den betreffenden Schülern, ſo wie deren Aeltern, mitgetheilt wurden. Fielen jene abfällig aus, ſo beſchwerten ſich die Aeltern mit vollem Rechte über dieſe Verzögerung, die ihnen in mehrfacher Hinſicht empfindlichen Schaden verurſachte. Weil ihre Kinder zu dem Confirmandenunterrichte zugelaſſen worden waren, ſo hatten ſie gar keinen Zweifel gehegt, daß die Dispenſation erfolgen würde, und daher bereits für einen Lehrherrn u. ſ. w., vor Allem aber für einen neuen Confirmandenanzug geſorgt, deren Beſchaffung den unbemittelten Leuten große Sorge und Mühe bereitet hatte.

„Wie?“ riefen die Mütter entrüſtet aus, wenn ich ihnen den abfälligen Beſcheid der Kreisdirection am Tage vor der Confirmation mittheilte — „denken denn die Herren, daß wir das Geld auf der Straße finden und unſern Kindern alle Jahre einen neuen Anzug ſchaffen können? — Sollen wir denſelben etwa ein volles Jahr hinlegen, damit die Motten hineinkommen und ihn unſere Kinder entwachſen?

Beſaß eine Mutter (denn die Väter kümmerten ſich nie um die ganze Sache) tüchtiges Mundwerk und rückte den betreffenden Herren auf den Leib, ſo erhielt ſie noch in den letzten Stunden die gewünſchte Dispenſation. Einſt geſchah ſolches bei einem Knaben, der erſt unbedingt zurückgewieſen und darum auch nicht zum Confirmandenunterricht zugelaſſen worden war. Deshalb half ihm nun auch die kurz vor Oſtern doch noch erfolgte Dispenſation nichts. Der hierüber erzürnte Vater weigerte ſich nun, für ſeinen Sohn das Schulgeld fortzuzahlen, weil die Behörde ſchuld ſei, daß jener noch ein Jahr lang die Schule beſuchen müſſe. Und wirklich wurde der Knabe in die Armenſchule verſetzt, wo er freien Unterricht erhielt. Daß, wie bei allen Dispenſationen, auch mit dieſen ein Koſtenpunkt verbunden war, verſteht ſich von ſelbſt. Die Höhe deſſelben richtete ſich nach dem Namen der Schule, ſo daß die Schüler der Bürgerſchulen mehr als die der Bezirksſchulen zahlen mußten. Dabei kam einmal der Fall vor, daß die Schuldeputation über ein Dispenſationsgeſuch beifällig entſchied und dafür 14 Gr. 6 Pf. liquidirte, die Kreisdirection aber daſſelbe abfällig, und dafür wieder 1 Thlr. 4 Gr. ſich ausbat! Wäre es bei einem ſolchen Verfahren zu verwundern, wenn das Volk ſeinen Unwillen laut und ſchimpfend äußerte? Da unter den mehrern tauſend Kindern, welche jährlich in Dresden confirmirt werden, mindeſtens ein paar Hundert der Dispenſation bedürfen, ſo kann man ermeſſen, welche zeitraubende Arbeit aus dem eben beſchriebenen Verfahren hervorgeht. Eben ſo wird es erklärlich, warum immer mehr Beamte angeſtellt und beſoldet werden müſſen, da bei uns die Vielſchreiberei und das Zuvielregieren ein Krebsſchaden unſrer Zeit ſind. Wird denn aber durch alle dieſe Plagen und Mühen ſo Vieler die Möglichkeit eines ähnlichen Falles abgeſchnitten, wie ein ſolcher die neue Einrichtung mit den Dispenſationen hervorgerufen hat? Kann Eigennutz, Gunſt, Liebedienerei oder eine andere unlautere Triebfeder nicht mehr es möglich machen, daß ein Kind, welches weder das vorſchriftmäßige Alter, noch die achtjährige Schulzeit, noch die nöthigen Kenntniſſe beſitzt, zur Confirmation gelaſſen werde? Ach, ſo lange es unvollkommene Menſchen in allen Ständen giebt, kann und wird auch das ſtrengſte Geſetz umgangen

werden. Es darf z. B. ein Schuldirector nur in der Rubrik über die Schulzeit in dem Confirmandenverzeichniſſe eine 8, anſtatt einer geringeren Zahl hinſchreiben, ſo bedarf es keiner weitläufigen Unterſuchung, ſo wie keiner Dispenſation und die Behörde iſt hintergangen. Wie weit einfacher, kürzer und weniger koſtſpielig war das ſonſtige Verfahren, wo nur in den äußerſt ſeltenen Fällen, daß für einen Confirmanden, der erſt nach dem 31. December das 13. Lebensjahr erfüllte, die Dispenſation bei dem Ephorus nachgeſucht werden mußte.

38. Pflegetöchter.

Meine Familie war bis auf fünf Töchter herangewachſen. Hierzu geſellten ſich mehrere Pflegetöchter, die, ungeſucht, uns nach und nach von auswärts zugeführt und anvertraut worden waren. Letztere hatten insgeſammt das ſchulpflichtige Alter hinter ſich und ſollten in Dresden eine höhere Ausbildung erlangen. Unter ihnen befand ſich die Tochter des Cantors aus der Gebirgsſtadt S. Dieſelbe beſaß eine ſchöne Stimme und war von ihrem Vater im Geſange unterrichtet worden. Eine reiche und ihr wohlwollende Dame ihrer Vaterſtadt hatte ihr 50 Thaler geſchenkt, damit ſie in Dresden in der Geſangskunſt weiter gebildet werde. Unſer lieber, unvergeßlicher Superintendent Heymann, welcher früher in jener Gebirgsſtadt Oberpfarrer geweſen und mit dem dortigen Cantor befreundet war, hatte für deſſen Tochter und deren Aufnahme in meine Familie ſo liebevoll ſich verwendet, daß ich und meine gute Frau nicht Nein ſagen konnten. Bei dem alten, wackern Papa Mikſch, der auch die berühmte Schröder-Devrient in der Geſangskunſt gebildet hatte, erhielt unſere Cantorstochter Unterricht und machte die erfreulichſten Fortſchritte. Da auch unſere Töchter, ſo wie ſämmtliche übrigen Pflegetöchter, im Pianofortespiel und im Geſange ſich übten, ſo wurde meine Wohnung zu einer Muſikhalle und zu einem Tempel ſchuldloſer Fröhlichkeit.

Wir verlebten heitere, glückliche Tage; unſere Kinder bildeten ſich in dem Umgange mit den anderen Mädchen und dieſe wetteiferten mit ihnen, meiner lieben Frau die häuslichen Arbeiten zu erleichtern

und mich den in der Schule erholten Aerger bald wieder vergeſſen zu machen.

Es war im Frühjahr 1845, als unſere Cantorstochter, welche ſich der Oper zu widmen gedachte, eine Geſangsprobe vor unſerm Generalintendant des Schauſpiels und der Oper, Herrn v. Lüttichau, abzulegen wünſchte. Papa Miſch, der bei demſelben in hohem Anſehen geſtanden hatte, war geſtorben und konnte daher nichts mehr für ſeine Schülerin thun. Folglich mußte ich mich ihrer annehmen und dem Generalintendanten, ſowie den beiden Hofkapellmeiſtern meine Aufwartung machen. Dergleichen Gänge ſind mir von jeher peinlich geweſen und ſauer angekommen, beſonders wenn ſie in meinen eigenen Angelegenheiten geſchahen. Das war immer noch die Folge meiner Blödigkeit und Schüchternheit. Auf meine Anrede an den Generalintendant antwortete dieſer mit der ſchnellen Frage: „Iſt ſie hübſch?“ Das konnte ich freilich nicht bejahen, wiewohl meine Pflegetochter eben nicht häßlich war. Hierauf beſtimmte mir Herr v. Lüttichau den Tag der abzuhaltenden Geſangsprobe. Nun ging ich zum Kapellmeiſter Reißiger. Deſſen Frau empfig mich, und als ich ihr meinen Namen nannte, rief ſie freudig ihre Kinder herbei, denen ſie mich als den Erzähler vorſtellte. Dieſer freundliche Empfang flößte mir Muth ein und da auch der Kapellmeiſter ſelbſt liebreich mit mir ſprach, ſo verließ ich ſehr vergnügt dieſe Familie, um mich zum Kapellmeiſter Richard Wagner zu begeben. Denſelben fand ich in einem Zimmer, deſſen vier Wände mit lauter bildlichen Scenen aus der Oper Rienzi geſchmückt waren. Der Componiſt der Zukunftsmuſik trat mir ſteif, kalt und wortkarg entgegen. Das Lob und der Beifall, welche er durch ſeine Oper Rienzi eingeärndtet hatte, ſchienen ihn mit keiner geringen Portion Eitelkeit und Selbſtſchätzung erfüllt zu haben.

An dem zur Geſangsprobe feſtgeſetzten Tage begleitete ich unſere Pflegetochter in's Theater, wo ich zum erſtenmale die Bühne mit ihren Couliſſen u. ſ. w. betrat. Der Probeſaal war ein Spott auf die Muſik, indem er wenig über Mannshöhe beſaß und ſeine niedere Decke ſchwer auf die Schultern zu drücken ſchien. Außer unſrer Cantorstochter ſollten noch eine fremde Sängerin und ein Tenoriſt Probe ablegen.

welche der Generalintendant und die beiden Kapellmeister abnahmen. Unsere Pflegetochter mußte den Reigen eröffnen, weil die fremde Sängerin ihre große Angst vorschützte. Jene begleitete bei ihrem Gesange ein Herr auf dem Pianoforte, der ihr freundlich tröstend und mit leiser Stimme Muth einsprach und deshalb meine ganze Zuneigung gewann. Dieser scheinbar stille, glattrasirte und bescheiden auftretende Herr war der königliche Musikdirector Röckel.

Kapellmeister Reißiger lobte den Gesang unsrer Pflegetochter und tadelte nur bei wenigen Tönen die zu starke Betheiligung des Gaumens. Richard Wagner dagegen hatte kein ermuthigendes Wort für die angsterfüllte Jungfrau, sondern sagte kalt absprechend: „Ja, allerdings sind diese Gaumentöne eine Klippe, die, wenn sie nicht umschifft wird, Ihren ganzen Gesang scheitern machen wird."

Unsere Pflegetochter erlangte nun zwar eine erwünschte Anstellung bei dem Theater nicht, jedoch den freien Zutritt bei den aufzuführenden Opern. Später erbot sich ein anderer Gesanglehrer, die Fortbildung unsrer Pflegetochter zu übernehmen. Allein seine Lehrweise war so geradezu der des verstorbenen Milsch entgegengesetzt, daß unsere Pflegetochter in der Gesangskunst zurückkam, daher eine zweite Probe vor dem Generalintendanten noch weniger befriedigte und unsere Sängerin nach einem vierjährigen Aufenthalt in unsrer Familie in ihre Vaterstadt zurückkehren mußte, wo sie glücklicher und zufriedener leben wird als wenn sie Opernsängerin geworden wäre und die vielfachen Chicanen auf der Schaubühne gekostet hätte. Unsrer Cantorstochter verdanke ich den Stoff zu meinen beiden Erzählungen: „Der glühende Pfennig" und „Der Cantor von Seeberg", welche beide aus dem Leben gegriffen sind.

Hier gedenke ich eines Vorfalls, der mich theils in eine große Verlegenheit brachte, theils aber meiner Schriftstellerei schmeichelte. Eines Tags kam vor meinem Schulhause ein Wagen vorgefahren und aus demselben ein fremder Herr in meine Wohnung heraufgestiegen. „Ich bin —" hob derselbe nach der Begrüßung an — „der Professor Beier aus Greifswalde und deshalb über Dresden gereist, um mir von Ihnen einige Auskunft zu erbitten. Sie haben in ihrer Erzählung „Das Pomeranzenbäumchen" das Leben des kursächsischen Kanzlers Bayer

beſchrieben und dabei jedenfalls geſchichtliche Quellen benutzt, die ich gern kennen lernen möchte. Ich glaube nämlich, ein Nachkomme des Kanzlers Bayer zu ſein, und darum iſt mir viel daran gelegen, Näheres über meine Vorfahren und meinen Stammbaum zu wiſſen.“ Nachdem ich mich von meiner Ueberraſchung über dieſe Anrede erholt hatte, verſetzte ich: „Allerdings habe ich nach geſchichtlichen Quellen über des Kanzlers Bayer Leben geforſcht, leider aber keine einzige aufgefunden. Daher hat ſich meine Phantaſie erlaubt, dieſen Mangel zu erſetzen.“ Das Erſtaunen des Profeſſors war groß. „Nicht möglich!“ ſprach er. Sie haben ja auch der Buchſtabenverwechſelung in dem Namen Bayer gedacht und geſagt, daß der Aufwärter in der hieſigen königlichen Bildergalerie, Beier, ein Nachkommen jenes Kanzlers ſei. „Ich habe —“ antwortete ich — „einige Sommer nach einander in der Bildergalerie copirt und weil der Aufwärter Beier ein lieber, gefälliger Mann iſt, ſo erlaubte ich mir den Spaß, ſeiner in meiner Erzählung zu gedenken.“ „Aber —“ fuhr der Profeſſor heftig fort — „ich führe ja das Pomeranzenbäumchen, das in Ihrer Erzählung eine ſo große Rolle ſpielt, in meinem Petſchafte!“ „Die Geſchichte mit dem Pomeranzenbäumchen —“ erwiederte ich — „iſt erſt recht erdichtet und kein wahres Wort daran. Von dem Kanzler Bayer iſt mir weiter nichts bekannt worden, als daß er auf dem Reichstage zu Augsburg das evangeliſche Glaubensbekenntniß in deutſcher Sprache vorgeleſen hat. Alles Andere in der Erzählung iſt meine Zuthat. Wie das angebliche Pomeranzenbäumchen auf Ihr Petſchaft gekommen iſt, vermag ich Ihnen zu erklären. Mein Vater führte in ſeinem Petſchafte ein eben ſolches Bäumchen und iſt gleichwohl kein Nachkomme Bayers. Es war nämlich ſonſt der ſtehende Gebrauch der Petſchaftsſtecher, ein Bäumchen auf jedem Petſchafte darzuſtellen, an welchem ein Schild mit den Anfangsbuchſtaben des Petſchaftführers lehnte.“ Nach dieſer Auseinanderſetzung entfernte ſich der liebe Profeſſor ohne Weiteres und, wie ich fürchte, mit großem Unwillen gegen den unberufenen Biographen des Kanzlers Bayer. Der Diaconus in dem ſächſiſchen Gebirgsſtädtchen W., welcher ebenfalls meine vorgenannte Erzählung geleſen hatte und ſolche für wahr hielt, erhob ſogar in ſeiner Predigt am Feſte der dreihundert-

jährigen Jubelfeier des augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes den Kanzler Bayer deshalb, weil er lieber Vater, Mutter und Vaterſtadt verlaſſen, als ſeinen Glauben verleugnet habe.

39. Reiſen.

Vor mehr als 50 Jahren trat ein Bettler ſonderbarer Art in meine Schule. Es war ein junger Mann, welcher vorgab, eine unüberwindliche Reiſeluſt zu beſitzen und der, um ſolche zu befriedigen, um eine Gabe bat. Er zeigte ein Verzeichniß derer vor, welche angeblich ihm bereits Beiträge zu ſeinem Unternehmen gezahlt hatten und an deren Spitze unſer König mit 5 Thlr. ſtand. Ich entgegnete ihm hierauf, daß auch ich von einer wohl eben ſo großen Reiſeluſt erfüllt ſei, ſolche aber überwände, weil es mir an Zeit, Geld und Muthe fehle, die Reiſemittel durch Betteln zuſammen zu bringen. In der That konnte ich ebenfalls ſingen: „Welche Luſt gewährt das Reiſen!“ ſolche aber nur einmal im Jahre und zwar in der Pfingſtferienwoche genießen. Eine ſolche kleine Fußreiſe war für mich eine unbeſchreibliche Erholung von meinen ſauern Amtsgeſchäften und kehrte ich jedesmal, an Leib und Seele neu gekräftigt, wieder heim. Im Jahre 1821 unternahm ich meine erſte, größere Reiſe in's Rieſengebirge, zu welcher ich mit vieler Mühe 50 Thlr. erſpart hatte. Achtzehn lange Jahre verſtrichen hierauf, bevor ich an eine zweite derartige Reiſe denken konnte.

Meine Fußwanderungen hatte ich — noch als Knabe — mit der ſächſiſchen Schweiz begonnen, dann als Jüngling auf Teplitz, Prag, Carlsbad, das Jeſchken- und Rieſengebirge weiter ausgedehnt und nun — im Jahre 1839 — wagte ich mich als Mann viel, viel weiter in die Welt hinein, indem ich durch die fränkiſche Schweiz über Nürnberg, Augsburg, München, Salzburg, Linz und Wien ging, um über Prag wieder heimzukehren. Zu Begleitern hatte ich einen Amtsbruder und mein Zeichnenbuch, deſſen Blätter mir die angenehmſte Erinnerung an die durchwanderten Gegenden bereiten. Sechs volle Wochen hatte ich zu dieſer Reiſe nöthig gehabt und in dieſen 42 Tagen eben ſo viele Thaler verthan. Hieraus erſieht der Leſer, daß man auch wohlfeil

reiſen kann. Außer den Reiſekoſten hatte ich noch jedesmal meinen amtlichen Stellvertreter aus meinem Beutel zu bezahlen. Andere, weit beſſer geſtellte Beamte erhalten nicht nur den freien Urlaub zu einer Bade- oder Erholungsreiſe, ſondern gewöhnlich noch einen klingenden Koſtenbeitrag. Im Jahre 1845 machte ein Glückumſtand es möglich, daß ich eine Reiſe in die Schweiz unternehmen konnte. Dieſe war die Krone aller meiner Wünſche in Bezug auf das Reiſen und längſt ſchon mein heißerſehntes Ziel geweſen. Profeſſor Gubitz veranſtaltete nämlich eine 3. Auflage meiner ihm belaſſenen Jugendſchriften: „Der ſtille Heinrich, Das Fiſchermädchen von Helgoland und Die Pilger“ und honorirte dieſe — gegen ſeine bisherige Gewohnheit — mit je 40 Thlr. Dieſe unverhoffte Einnahme betrachtete ich als ein Geſchenk, das ich ohne Gewiſſensſcrupel zu einer Schweizerreiſe verwenden dürfte. Begleitet von den Segenswünſchen der Meinen, fuhr ich am Abende des 24. Juni mit dem, damals nur bis Leipzig rollenden Dampfwagen dorthin ab, beſtieg hier den nach Frankfurt a. M. beſtimmten Stellwagen, der um die Hälfte billiger war als die Poſt, und fort ging's in die Nacht dahin. Gleichwie der Erzvater Jacob mit dem Stabe in der Hand das Vaterhaus verließ und, zu zwei Lagern angewachſen, wiederkehrte: ſo ſaß ich ganz allein im Stellwagen, um nach 3 Tagen mit 21 Gefährten, die wie Kletten in, an und auf dem von 3 Pferden gezogenen Stellwagen hingen, in Frankfurt anzukommen. Von da reiſete ich über Mainz, Mannheim, Heidelberg, Kehl, Straßburg, Baſel nach Aarau, wo ich, meine nie ganz abgelegte Schüchternheit gewaltſam bezwingend, den von mir hochgeſchätzten Heinrich Zſchokke beſuchen wollte. Als ich die Höhe des vor Aarau liegenden Gebirgszugs erſtiegen hatte und eine lange Kette von ſchneebedeckten Bergſpitzen den fernen Horizont beſäumen ſah, hätte ich bei dieſem hehren, unbeſchreiblichen Anblick niederknieen und den allmächtigen Schöpfer anbeten mögen. Ja, die Schweiz iſt das Meiſterſtück der Schöpfung und der koſtbarſte Perlenſchmuck der Mutter Erde.

Da es noch früh am Tage war, ſo zeichnete ich erſt die auf dem rechten Ufer der Aar gelegene Villa Heinrich Zſchokke's ab und dann erſt wagte ich es, dieſelbe zu betreten. In deren Flur ſaß ein Mädchen,

mit Bohnenschneiden beschäftigt, und ein kleiner Knabe. Heinrich Zschokke war daheim, daher ich meine Namenskarte dem Mädchen gab und dabei um eine kurze Unterredung mit dem Hausbesitzer bat. Das Mädchen ging und kehrte mit der bejahenden Antwort zurück. Ich erstieg eine Treppe, wo mich der greise Dichter an der Thüre eines durch Jalousieen verdunkelten Zimmers empfing und mich dann in sein helleres Arbeitszimmer treten ließ. Hier saß seine einzige 18jährige, bildschöne Tochter, die allein noch von 11 Brüdern das väterliche Haus bewohnte, am Schreibtische. Zschokke selbst war untersetzt, breitschulterig, von mittler Größe, sein Antlitz stark geröthet und sein Haupt mit vollem grauen Haar bedeckt. Sein Bild vor dem Titelblatte seiner Selbstschau ist ganz ähnlich, nur bemerkt man auf jenem nicht dasjenige Auge, welches einen von dem andern abweichenden Sehpunct besitzt und das Gegentheil vom Schielen bildet. Im Zimmer auf und abgehend, dictirte mir Zschokke einen Reiseplan, den ich bei meiner Wanderung durch die Schweiz verfolgen sollte. Dabei ergoß er sich in feurige Lobeserhebungen, welche er sowohl den Naturschönheiten als auch der staatlichen Verfassung Helvetiens ertheilte. „Sie werden —" sprach er — „in unsrer Schweiz keinen Vagobonden, Stromern, fechtenden Handwerksburschen, Taschendieben oder gar Straßenräubern begegnen, sondern sicher wie in dem Schooße Ihrer Familie sein."

In mir lächelte ich ungläubig zu diesen Worten des berühmten Mannes. Waren doch nur erst wenige Monate seit dem Freischaarenzuge gegen Luzern verflossen und hatte ich wiederholt von den blutigen Schlägereien der Horn- und Klauenmänner in den Zeitungen gelesen. Ein Schweizer sagte mir später: „Wahr ist's, daß wir unsere Streitigkeiten durch ernste Kämpfe und Prügeleien ausfechten. Allein solches geschieht allemal zu einer Zeit, wo der Fremdenzug in unser Land noch nicht begonnen hat."

Ich war nicht weit von Aarau gekommen, als ich auf der Landstraße Züchtlinge arbeiten sah, die von ihren Aufsehern mit scharfgeladenen Flinten bewacht wurden. Und wenn Wilhelm Tell jetzt wieder käme, so würde er wohl gerechten Zorns seine Armbrust an den Köpfen und Schultern der prellerischen Gastwirthe, der aufdringlichen Führer

und der ſchamloſen Bettler ſeines Vaterlands zerſchlagen. Die Helvetier im Ganzen ſind gewiß recht brave, ehrenhafte Leute, aber die vorgenannten drei Menſchenarten vergällen den Reiſenden gar ſehr die unbeſchreiblichen Schönheiten der Schweiz.

Auf meine Bitte um einige Schriftzüge von Zſchokke's Hand ſchrieb derſelbe auf einen Papierſtreifen die Worte: „Gedenken Sie meiner auch in der Ferne," nebſt Datum und Namensunterſchrift. Noch überließ er mir auf mein Verlangen den dabei benutzten Gänſekiel.

Daß Zſchokke in mir einen Pfuſcher auf dem ſchriftſtelleriſchen Gebiete vor ſich habe, erwähnte er mit keinem Worte, was mich einigermaßen kränkte und demüthigte. Damals war meine Feder bereits 15 Jahre thätig geweſen und mein Volkskalender in allen Buchhandlungen der Schweiz ausgehängt. Ob Zſchokke meinen Namen auf der Karte nicht geleſen hatte oder derſelbe ihm unbekannt geblieben war, weiß ich nicht. Ich meinerſeits ſchwieg ebenfalls von meinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen, um nicht eitel zu erſcheinen. Es begegnet mir ja auch, daß ich bei der Menge meiner Amtsgeſchäfte und vor vielem Schreiben nicht zum Leſen fremder Federn komme und daher manchen neuern Schriftſtellernamen nicht kenne.

Zſchokke's Gattin, deren große Schönheit er in ſeiner Selbſtſchau mit Begeiſterung ſchildert, war eben auf den Markt nach Aarau gegangen. Zſchokke führte mich hinab in die Wohnſtube, wo die zwei lebensgroß in Oel gemalten Portraits Zſchokke's und ſeiner Gattin die eine Wand ſchmückten. Magdeburg, des Dichters Geburtsort, hatte einen geſchickten Künſtler nach Aarau mit dem Auftrage geſchickt, das Ehepaar zu malen, und die Koſten dafür getragen.

Wir ſchieden mit einem herzlichen Händedruck von einander. Hinterdrein ärgerte ich mich meiner Vergeßlichkeit. Zſchokke erzählt in ſeiner Selbſtſchau, daß er zu Zeiten ein Hellſeher geweſen ſei, der einzelne Scenen aus dem Leben ihm ganz fremder Menſchen bis auf die kleinſte Einzelheit zu erzählen vermocht habe. Er führt hierbei ein Beiſpiel von einem jungen Commis an, das — wenn wahr — an's Wunderbare gränzt. Ueber dieſes Hellſehen wollte ich — ſo hatte ich mir vorgenommen — den Dichter befragen und von ihm an mir ſelbſt eine

Probe machen laſſen, damit ich von meinem, noch heute nicht verſchwundenen Unglauben an dieſes Hellſehen geheilt würde. Das hatte ich zu thun vergeſſen.

Als Curioſum erwähne ich, daß, als ich in Luzern einen Brief an meine Frau auf die Poſt trug, der betreffende Poſtbeamte, einen Blick auf die Adreſſe werfend, mich fragte: „Dresden? das liegt wohl im Würtembergſchen?"

In Vevay lebte ein evangeliſcher Pfarrer, Namens Recordon, deſſen 16jährige Tochter Jenny meine Jugendſchriften in's Franzöſiſche überſetzt und mir ein Exemplar meines Landpredigers nebſt einer kurzen Widmung nach Dresden geſendet hatte. Die Ueberſetzerin und deren Aeltern kennen zu lernen, war mein Wunſch und zufällig derjenige Herr, den ich in Vevay auf der Straße nach der Wohnung Recordons befragte, ein naher Verwandter deſſelben, der mich hingeleitete. Der Pfarrer ſelbſt war abweſend und wie ich ſpäter erfuhr, ein Anhänger der Momiers, deshalb auf einer Miſſionsreiſe in der Umgegend. Seine Frau, die mich mit großer Freude empfing und mit Kirſchen bewirthete, war die Mutter von 8 Kindern und meine Ueberſetzerin das älteſte derſelben. In meinem Landprediger habe ich den bei uns üblichen Ausdruck für einen ſchlichten Landpfarrer: „Gottes Wort vom Lande" gebraucht. Dieſen Provinzialism hatte Jenny wörtlich mit la parole de Dieu de la campagne überſetzt und geſtand mir auf meine Frage ein, den eigentlichen Sinn nicht zu kennen. Daß der Schriftſteller ſich vor ſolchen Provinzialismen hüten müſſe, habe ich aus einem zweiten Beiſpiele gelernt. In meinen Salzburger Vertriebenen laſſe ich einen Pfaffen eine tüchtige Lerche ſchießen, worunter bei uns ein Stolpern, Hinfallen, Purzelbaumſchlagen verſtanden wird. Dieſer Ausdruck iſt ſchon den Süddeutſchen unverſtändlich.

In Vevay fragte ich wiederholt nach dem Landhauſe, in welchem Cooper gewohnt und ſeinen Scharfrichter von Bern geſchrieben hatte. Aber man kannte nicht einmal den Namen Cooper, geſchweige ſeine innegehabte Wohnung.

Als ich früh fröhlich von Lauſanne nach Yverdun dahinſchritt, holte

mich ein junger Landmann mit ſeinem leichten, von einem Pferde gezogenen Wagen ein, auf welchem er einen Sack Getreide in die Mühle gefahren hatte. Mit franzöſiſcher Höflichkeit grüßte er mich und lud mich ein, neben ihm auf ſeinem Fuhrwerk Platz zu nehmen. Im Laufe unſers Geſpräches fragte er mich, ob ich Proteſtant ſei, und als ich ſolches bejahte, bekannte er ſich gleichfalls zu meinem Glauben. Der junge Mann ſprach eben ſo rein als verſtändig. Nach einer Weile erreichten wir ein Dorf, in welchem er mir ein Bauernhaus als das ſeinige bezeichnete. Gleichwohl fuhr er weiter und als ich ihn verwundert fragte, warum er nicht anhalte, antwortete er lächelnd: „Weil es mir Vergnügen macht, in Ihrer Geſellſchaft zu ſein."

Mein Proteſtiren gegen ein ſolches Opfer half nichts und immer raſcher ließ er ſeinen Braunen traben. Da kam eine Geſellſchaft von ländlich gekleideten Männern, Frauen und Kindern querfeld daher und auf unſere Landſtraße zu. Sie winkten mit den Händen und ſchrieen uns zu. Allein vor dem lauten Klappern des hölzernen Fuhrwerks verſtanden wir kein Wort und hielten jene fortgeſetzten Kundgebungen für Scherz. Endlich drang ich ernſtlich in meinen gefälligen Fuhrmann, daß er umkehre. Er gehorchte und ich ſtieg ab. Allein groß war mein Schreck, als ich die Reiſetaſche an meiner linken Seite vermißte, in welcher ich, außer einiger Leibwäſche, mein Tagebuch und mein Zeichnenbuch aufbewahrte. Jetzt wurde mir und meinem Kutſcher plötzlich klar, warum jene Landleute, die das Herabfallen der Taſche bemerkt, uns zugewinkt und zugerufen hatten. Wie oft habe ich mich ſchon über unhaltbaren Zwirn und über die loſen Stiche der Schneider und Näherinnen beklagt! Auch hier war dieſe Nachläſſigkeit, die das Tragband meiner Taſche nicht gehörig feſtgenäht hatte, die Schuld an meinem Verluſte.

Ich ſtand betrübt da wie ein Lohgerber, dem die Felle fortgeſchwommen ſind. Ich hegte damals die Abſicht, meine Schweizerreiſe für die Jugend herauszugeben, und hatte darum mein Tagebuch ſorgfältig geführt. Ueberdieß enthielt mein Zeichnenbuch nicht nur viele Skizzen, die ich gegenwärtig, ſondern auch auf meiner ſalzburger Reiſe aufgenommen hatte. Mein braver Fuhrmann theilte meine Trauer über meinen Verluſt und fragte mich, wo er, im Falle, daß er meine

Taſche wiedererlange, dieſelbe abgeben ſolle? Hierauf wußte ich keine Antwort zu ertheilen, weil ich wegen der Taſche und auf's Ungewiſſe hin, in Yverdun nicht mehrere Tage mich aufhalten wollte. Betrübt verabſchiedete ich mich von meinem Begleiter, im Stillen bereuend, daß ich von meiner Gewohnheit, meiner eigenen Füße mich zu bedienen, abgegangen war, wodurch allein mein Verluſt ſich ereignet hatte. In der gedrückteſten Stimmung ſetzte ich meinen Weg fort. Bereits erblickte ich die Häuſer von Yverdun in der Ferne, als ich hinter mir den raſchen Trab eines ſcharf auftretenden Pferdes vernahm. Später vereinte ſich mit dieſem Klange das Poltern eines hölzernen Fuhrwerks und als ich mich umſah, erblickte ich einen ähnlichen Wagen, wie ich kurz vorher verlaſſen gehabt hatte. Unmuthig wendete ich mich wieder und wanderte weiter. Näher kam das Traben hinter mir. Nochmals blickte ich mich um — welches Staunen! welche Freude! Mein gefälliger, lieber Waadtländer war's, der, im ganzen Geſichte lachend, meine verlorene Taſche triumphirend in die Höhe hielt. Er hatte jene Landleute, welche uns zugerufen und meine Taſche an ſich genommen hatten, glücklich erforſcht und ſie gegen Verſprechen einer kleinen Belohnung zur Rückgabe vermocht. Wie gern ich dem wackern Mann gab, was ich an einzelnen Batzen bei mir trug!

Vor Freude hüpfend ſetzte ich meinen Weg nach Yverdun fort, dabei eine feuerige Lobrede auf die Ehrlichkeit und Dienſtgefälligkeit haltend.

Von Yverdun wanderte ich längs des neuenburger See's weiter. Bald erreichte ich das alte, feſte Schloß Granſon. Hier ſtand ein Wegweiſer mit der Aufſchrift: Straße nach Burgund. Hier war Herzog Karl, der Kühne, von Burgund mit ſeinen Kriegerſchaaren in die Schweiz eingebrochen und nach der verlorenen Schlacht bei Murten wieder heimgeflohen. Wie ſtill und friedlich jetzt die Seeufer mit ihren Rebenbergen, Rebengärten und Hütten da lagen! Die weite, faſt unabſehbare Waſſerfläche des See's zeigte in der Ferne nur einen ſchwarzen Punct — das Dampfſchiff, das die Fluthen durchſchnitt. Wie ganz anders als die Schweizerſeen belebt ſind unſere Flüſſe, welche nicht bloß Reiſende, ſondern die mannigfachſten Erzeugniſſe ab- und zuführen!

Am Abende kehrte ich in dem Gaſthauſe eines Dorfs ein, das eine Stunde Wegs vor Neuſchatel lag. Hierzu beſtimmte mich eine nahgelegene, maleriſche Burg, die ich abzuzeichnen beſchloß. Während die Wirthin meine Abendmahlzeit zurichtete, kramte ich in der Gaſtſtube meine Reiſetaſche aus. Ein Herr, der einen Schoppen Wein trank, beſah, mit meiner Erlaubniß, das mir von Jenny Recordon geſchenkte Bändchen meiner Jugendſchriften und wünſchte es mir abzukaufen, was ich natürlich verweigerte. Auf ſeine Bitte ſchrieb ich ihm den Titel des Buchs auf die Rückſeite meiner Namenskarte. Als ich nun am andern Morgen hinab in's Gaſtzimmer kam, ſagte die Wirthin zu mir: „Herr Berthoud Colomb, der geſtern Abend Ihnen ein Buch abkaufen wollte, iſt bereits dageweſen, um Sie zum Frühſtück in ſein Landhaus am Seeufer einzuladen. Man kennt Sie durch Ihre Schriften. Das Fräulein aus der Burg, das Sie gern ſehen möchte, wird ebenfalls zugegen ſein."

So wohlthuend es auch iſt, in einem fremden, fernen Lande gekannt und eingeladen zu ſein, ſo ſträubte ſich doch meine Blödigkeit, der an mich ergangenen Einladung Folge zu geben, bis endlich die Wirthin meine Bedenklichkeiten niederzuſchlagen wußte. In einem netten, dicht am See gelegenen Landhauſe fand ich bei meiner Ankunft, gegen 7 Uhr früh, Herrn Berthoud Colomb, deſſen Gattin, deſſen Nichte, ein etwa 19jähriges Mädchen und das Burgfräulein, das bleich und kränklich ausſah und faſt kein Wort zur Unterhaltung beitrug. Herr Berthoud Colomb war zur Zeit des Kriegs 1813 in Dresden geweſen. Das Geſpräch lenkte ſich bald auf die Religion und ich erfuhr dabei, daß der Pfarrer Recordon wiederholte Rundreiſen im Canton Waadt unternehme, um die Rechtgläubigen zu erbauen und im Glauben zu befeſtigen, zu denen ſich auch die Anweſenden zählten. Mir wurde nun klar, daß es ſich hier um die Momiers handele, denen man ſpäter einen andern Namen beilegte und zu welchen ſich Recordon öffentlich bekannte. Ein Sohn der Familie Berthoud, deſſen lebensgroßes Portrait an einer Zimmerwand hing, war Geiſtlicher in Frankreich. Herr Berthoud Colomb ſprach unter Anderm die Befürchtung aus, daß das Chriſtenthum gegenwärtig in großer Gefahr ſtehe und durch glaubens-

loſe Menſchen, wie z. B. durch Strauß, vielfachen Angriffen ausgeſetzt ſei. Ich entgegnete ihm, daß das Chriſtenthum zu allen Zeiten Feinde gehabt habe, aber ſtets ſiegreich aus den Kämpfen hervorgegangen ſei. Das Burgfräulein hörte unſer Geſpräch ſtillſchweigend und mit gefalteten Händen und leidensvollen Mienen an. Nach einer angenehm verlebten Stunde verließ ich das Landhaus und erinnere mich noch immer mit Vergnügen an jenen Morgen.

Von Neufchatel ging's nach Solothurn, wo ich bei einem Bäcker einen Schoppen Wein und etwas Weißbrot genoß. Mit Recht klagte der Bäcker über die Zerwürfniſſe, welche damals in Folge des Freiſchaarenzugs gegen Luzern und der religiöſen Streitigkeiten die Schweiz feindſelig ſpalteten. Auch erzählte mir der Mann, daß der Oberbibliothekar an der königlichen Bibliothek zu Dresden, Hofrath Falkenſtein, ein geborener Solothurner und ein Jeſuitenſchüler geweſen ſei, der ſpäter den geiſtlichen Stand aufgegeben habe. Falkenſtein hat eine umfängliche Geſchichte der Buchdruckerkunſt geſchrieben und auf deren Titelblatte ſeinem Namen noch ein langes Verzeichniß aller ſeiner Würden beigefügt, das ſeinen Hauptfehler — einen maaßloſen Dünkel — ſattſam bezeichnete. Derſelbe führte ihn endlich als Irrſinnigen in die Anſtalt auf den Sonnenſtein, wo er ſein trauriges Daſein beſchloß.

Von Solothurn ging's über Baden nach Zürich, das eine unvergleichlich reizende Lage beſitzt.

Ein Dresdener Buchbindermeiſter hatte mir einen Empfehlungsbrief an einen ſeiner Berufsgenoſſen in Zürich mitgegeben. Ich fand in demſelben einen eben ſo gebildeten als dienſtgefälligen Mann, der mir eine Anzahl Schweizerbilder aufdrang und ſeinen taubſtummen Lehrling als Wegweiſer zutheilte. Dieſer führte mich nach dem vereinigten Blinden- und Taubſtummen-Inſtitut. Während das erſtere dem Dresdener weit nachſtand, fand ich dagegen das letztere deſto vorzüglicher. Ich erſtaunte, als ich in dem Lehrzimmer je zwei und zwei Taubſtumme einander gegenüber ſitzen ſah und aus dem vor ihnen liegenden Buche die bibliſchen Geſchichten auf das Deutlichſte vortragen hörte. Dabei drückten ſie die darin beſchriebenen Gemüthsbewegungen,

wie z. B. bei dem verlorenen Sohne, durch entſprechende Handbewegungen und einen anpaſſenden Redeton aus. Noch nie habe ich wieder Taubſtumme ſo deutlich und fließend ſprechen gehört.

Auf meiner Wanderung durch die Schweiz hatte ich wiederholt eine Schule zu beſuchen gewünſcht und mich deshalb bemüht. Allein faſt immer bekam ich von dem Schulvorſtande die zurückweiſende Antwort: „Es iſt halt heute Vakanz!“ Auch in Zürich ſuchte und hoffte ich endlich mein Vorhaben durchzuſetzen, wobei mir mein Buchbindermeiſter mit gutem Rath beiſtand. Auf ſeine Empfehlung begab ich mich des nächſten Morgens, an einem Sonnabende, früh vor 7 Uhr nach dem mir bezeichneten Schulgebäude, nicht weit von dem großen Lagerhauſe am See, in welchem drei Schulclaſſen untergebracht waren. Knaben, mit Bücherränzchen auf dem Rücken, wurden meine Wegweiſer. Geraume Zeit ſtand ich wartend auf dem Corridor vor den Lehrzimmern und hatte hinlängliche Muße, die daſelbſt befindlichen Kleiderrechen und die zur Aufnahme des von den Mänteln u. ſ. w. herabtröpfelnden Regenwaſſers angebrachten Blechrinnen zu betrachten, auch den tobenden Lärm der aufſichtsloſen Schüler in den Lehrzimmern anzuhören. »C'est tout comme chez nous!« ſprach ich zu mir ſelbſt. Es mochte eine Viertelſtunde über 7 Uhr ſein, als endlich ein langer, hagerer Herr mit großen, hervorſtehenden Augen und einer Brille auf der Naſe die Treppe heraufgeſtiegen und auf mich los kam. Die Schüler hatten mir in demſelben den Profeſſor Hafner bezeichnet. Unter Ueberreichung meiner Namenskarte theilte ich dem Herrn Profeſſor meinen höflichen Wunſch mit, einer Religions-Unterrichtsſtunde beiwohnen zu dürfen.

„Da müſſen's halt warten, bis der Herr Pfarrer Fries kommt —“ lautete die kurz angebundene Antwort — „das iſt ſeine Claſſe —.“ Sprach's und verſchwand in der ſeinigen. Abermals verſtrich eine Viertelſtunde. Da kamen bedächtige Schritte die Treppe heraufgeſtiegen und ich vernahm zwei Männerſtimmen, die ſich mit einander unterhielten. Der eine von ihnen war der Pfarrer Fries und der andere der Bruder des Profeſſors Hafner. Meinerſeits ehrerbietige Begrüßung, nochmalige Ueberreichung meiner Karte und die Wiederholung meines

Wunſches. Derſelbe ſetzte den Herrn Pfarrer in die ſichtlichſte Verlegenheit.

„Was wollen's —“ ſprach er ablehnend — „in meiner Lehrſtunde? Ich hab' heut nix weiter als Katechismuswiederholung. Gehen's doch lieber zu meinem Herrn Kollegen hier, welcher Geographie vorträgt.“

Als ich hierauf erklärte, wie mir eben an dem Anhören des Katechismusunterrichts viel gelegen ſei, ſo glaubte der zweite Hafner ſich ſeines bedrängten Kollegen annehmen zu müſſen.

„Sie ſind —“ hob er an — „der Jugendſchriftſteller N.?“

„Ja —“ verſetzte ich voll Freude, nunmehr meine Bitte erfüllt zu bekommen.

„Haben's einen Erlaubnißſchein vom Kirchenrath Meier aufzuweiſen?“ fuhr der Profeſſor fort.

„Erlaubnißſchein?“ ſtammelte ich betroffen — „davon hat man mir nichts geſagt.“

„Ja —“ ſprach Hafner — „wer unſere Schule beſuchen will, muß einen Erlaubnißſchein vom Kirchenrath Meier haben. Derſelbe wohnt am Großmünſter.“

Beide Herren wendeten mir den Rücken zu und gingen in ihre Lehrzimmer. Ich aber ſchüttelte den Staub von meinen Füßen und trollte unmuthig ab.

„Eine ſchöne Republik!“ ſprach ich zu mir ſelbſt. „Mein Sachſenland iſt kein gerühmter Freiſtaat, aber dennoch bedarf man nicht erſt eines geſchriebenen Erlaubnißſcheins, wenn ein Schulmeiſter die Schule eines Amtsbruders beſuchen will“.

Bevor ich den Kirchenrath aufgeſucht, vielleicht erſt aus den Federn gejagt und zur Ausſtellung des Erlaubnißſcheins bewogen hätte, wäre die Religionsſtunde längſt beendigt geweſen. Und das hatte man eben gewollt. Meinen Weg nahm ich nun nach der neu und prachtvoll gebauten Kantonſchule, an welcher, wie mir mein züricher Buchbindermeiſter erzählt hatte, ein Deutſcher, Dr. Sauppe, angeſtellt war, der aber nächſtens als Gymnaſialdirector nach Weimar abgehen ſollte. Dieſen Herrn traf ich, als er eben die breiten Treppenſtufen zur Kantonſchule hinaufſtieg, und ſprach ihn an, wobei ich ihm zugleich klagte,

wie es mir ſo eben ergangen ſei. Lächelnd entgegnete er: „Mit dem angeblichen Erlaubnißſchein iſt's nichts. Man wollte Ihrer nur los ſein, weil der Herr Pfarrer Fries auf ſeinen Unterricht ſich nicht vorbereitet hatte und Ihr Urtheil fürchtete."

Offen bekenne ich hier, daß auch ich es ungern ſah, wenn ein Fremder meinem Religionsunterrichte beiwohnen wollte. Denn ich fühlte mich ſtets dabei befangen und vermochte weniger herzlich zu meinen Schülern zu ſprechen. Der Religionsunterricht ſoll keine kunſtgerechte Katechiſation ſein, mit der man prunken kann, die aber das Herz der Schüler kalt läßt. Hätte der Herr Pfarrer Fries mir gerade heraus daſſelbe geſagt, ſo würde ich ihn nicht behelligt haben. Dr. Sauppe lud mich ein, ſeinem Unterrichte beizuwohnen, der allerdings nur die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache umfaßte. Unter ſeinen Schülern befanden ſich mehrere Namen von Männern, die in der Schweizergeſchichte ſich berühmt gemacht und einen guten Klang bekommen hatten. Wie in Frankreich üblich, wurde auch hier das lateiniſche v wie w ausgeſprochen, z. B. weni, widi, wici u. ſ. w.

Nach dem bald erfolgten Schluſſe ſeines Unterrichts zeigte mir der liebe Dr. Sauppe das Innere des Schulgebäudes und ſtellte mich den übrigen Profeſſoren in dem Conferenzzimmer vor, wobei ich eine ſehr ſteife Rolle ſpielte.

Von Winterthur ging ich nach Schaffhauſen, des Rheinfalls wegen. Als ich am linken Rheinufer in dem Schloſſe Laufen anlangte, mußte ich 5 Ngr. Eintrittsgeld bezahlen, um bis an den Fall hinabſteigen zu dürfen. Eben ſo viel koſtete die Beſichtigung einer Camera obſcura, in welcher der Rheinfall ſich aus der Ferne abſpiegelte. Neben einem hölzernen Vorbau, der ein Stück in den Fluß und bis dicht unter die herabſtürzende Waſſermaſſe errichtet war, hingen einige Regenmäntel für empfindliche Beſchauer, die ſich nicht beſpritzen laſſen wollten. Natürlich wurde auch dieſer Schutz mit Gelde aufgewogen. Ein Mann, der die nach dem Flußufer führende Parkthüre aufſchloß, hielt ebenfalls ſeine Trinkgeld fordernde Hand offen her. Damit war aber die Ausbeutung der Beſchauer noch nicht beendigt. Ein Rathsherr aus Schaffhauſen, der mit einem Sohne und einer Tochter zugleich mit mir den

Wasserfall besichtigt hatte, bot mir freundlich an, mich in seinem Kahne mit nach Schaffhausen übersetzen zu lassen, was ich dankbar annahm. Schon war ich in das Fahrzeug gestiegen, als eine stumme, kategorische Handbewegung des Fährmanns mich wieder hinausgehen hieß. Auf meine und des Rathsherrn verwunderte Frage nach der Ursache dieser Zurückweisung, erwiederte der Fährmann, daß laut einer getroffenen Uebereinkunft die von Laufen übergesetzt sein wollenden Reisenden sich eines diesseitigen Fährmanns bedienen müßten und er nur die vom jenseitigen Ufer angelangten zurückfahren dürfe. Wirklich kam ein anderer Fährmann mit seinem Nachen herbei, der für die kurze und gänzlich gefahrlose Ueberfahrt über den Rhein, der hier noch nicht die halbe Breite des Elbstroms bei Dresden besitzt, mir 6 Neugroschen abverlangte. Ist das nicht schamlos?

In der Stadt Plauen fand ich poste restante den ersten und einzigen Brief von meiner lieben Frau, den ich mit starkem Herzklopfen erbrach und durchlas. Welche Freude und Beruhigung! Alle die Meinen daheim befanden sich wohl. Sogleich ließ ich mich zu dem ersten Postabgange nach Reichenbach einschreiben. In letzterem Orte übernachtete ich und fuhr am andern Morgen mit des Gastwirths Geschirr nach Werdau, wo damals die sächsisch-baierische Eisenbahn ihren Anfang oder vielmehr ihr Ende nahm. Gegen Abend langte ich in meiner lieben Vaterstadt und meinem Schulhause an, wo ich von den Meinen mit großer Freude empfangen wurde.

Sechs Wochen lang hatte meine Reise gedauert, ich in dieser Zeit gewiß über 120 Meilen zu Fuß zurückgelegt und im Ganzen gegen 80 Thlr. verthan. Hierunter befanden sich die Ausgaben für geflicktes Schuhwerk, für Wäsche, theures Porto, so wie für 30 Schweizerbilder. Während ich in der Schweiz selbst durchschnittlich mit nur einem Thaler ausreichte, kam mich der letzte Reisetag in Sachsen über 5 Thlr. zu stehen, indem allein das Fuhrlohn von Reichenbach bis Dresden über 4 Thlr. betrug.

Nach jeder früher zurückgelegten Reise kehrte ich gesünder, wohlbeleibter und mit frischerer Gesichtsfarbe wieder heim. Das war aber diesmal nicht der Fall. Vielmehr erschrak meine Frau über mein

körperliches Aussehen, über meine Abmagerung, über die tiefen Hautfalten und die gelbbräunliche Gesichtsfarbe. Jedenfalls waren die übermäßigen Fußtouren und die schreckliche Sonnenhitze die Ursache hiervon. Um ja nicht einen Tag über meinen Urlaub auszubleiben und die von mir entworfene Reise gänzlich auszuführen, hatte ich mich zu sehr übernommen. Ich fürchte sogar, daß diese Anstrengungen den ersten Keim zu der tödtlichen Erkrankung gelegt haben, die ich im darauf folgenden Jahre zu bestehen hatte. Meine Rückkehr war am Sonnabende Abend erfolgt und verstrich derselbe, so wie der Sonntagsmorgen, unter Erzählen meiner Erlebnisse.

Plötzlich unterbrach mich die Stimme einer meiner Töchter, indem sie staunend ausrief: „Vater! sieh einmal die Straße hinauf, was da kommt!“

Ich sah aus dem Fenster, erbleichte und ein Zittern schüttelte meinen Körper. Ich liebe nämlich durchaus nicht, der Gegenstand einer öffentlichen Huldigung zu sein. Daher kann man sich denken, wie mir zu Muthe ward, als ich die lange und breite Straße daher meine sämmtlichen Schulkinder, über 600 an der Zahl, festlich gekleidet und im feierlichen Aufzuge, meiner Wohnung nahen sah. Jedes Kind trug einen frischen Blumenkranz in der Hand und der lange Zug wurde von meinen sämmtlichen Lehrern begleitet. So wanderte die fast endlose Schaar in meinen Schulhof ein, wo sie sich aufstellte. Eine Deputation meiner Lehrer kam in meine Wohnung herauf und lud mich ein, hinabzukommen, wo ich mich auf den erhöhten Treppenvorbau stellen mußte. Hier überreichte man mir ein, auf meine Rückkehr gefertigtes Gedicht, Kinder und Lehrer brachten mir ihre Glückwünsche dar und die Feierlichkeit schloß mit einem ergreifenden Lobgesange und dreimaligem Lebehoch, wobei die ganze Nachbarschaft sich eingefunden hatte. Ich aber war in großer Versuchung, es dem Apostel Paulus nachzuthun, als man ihn für den Gott Merkur hielt und ihm zu Ehren einen Stier opfern wollte.

40. Krankheit. Neue Würde. Übersiedelung.

Im Anfange des Maimonats 1846 befiel mich eine heftig auftretende Brust- und Leberentzündung. Zuerst wurde mir, um einen drohenden Blutsturz zu verhüten, eine Ader geschlagen, dann Zugpflaster und Blutegel an die schmerzende Brustseite gesetzt. Hierzu gesellte sich mein altes Uebel, der Luftröhrenkrampf, dessen Erstickungsanfälle noch das Weh des Fiebers überstiegen. Ich fühlte selbst, wie mein Puls flackernd oder hüpfend schlug und dann eine kleine Weile aussetzte. Unser langjähriger Hausarzt fand bald meinen Zustand so bedenklich, daß er noch einen Arzt zu Rathe zu ziehen wünschte, was ich aber ablehnte, bis er endlich, wie er sagte, zu seiner eigenen Beruhigung, einen andern, mir gleichfalls befreundeten Arzt mit sich brachte. Man sagte mich bereits in der Stadt für todt, und mehr wie einer meiner Amtsgenossen hatte bereits seinen Festrock angezogen, um sich um meine Directorstelle zu bewerben.

Einem glücklichen Umstande verdankte ich großentheils meine Wiedergenesung. Als ich Director wurde, mußte ich mein liebes Häuschen sammt seinem Garten verlassen und in das Schulhaus übersiedeln. Jenes vermiethete ich an eine sehr ehrenwerthe Familie, mit welcher wir seitdem freundschaftlich verbunden geblieben sind. In dem Schulhause war ein großes, oft wiederholtes Lärmen, das bis in meine Wohnung drang, nicht zu vermeiden. Dasselbe wurde durch das mehrmalige Kommen und Gehen von mehr wie 600 Kindern, durch das zahllose Oeffnen und geräuschvolle Zuschlagen der vielen Thüren, durch die Holzpantoffeln der Kinder, durch den Jubel derselben während der im Schulhofe zugebrachten Freiviertelstunde, durch das laut gellende Läuten der Schulglocke u. s. w. hervorgerufen. Es geschah wohl auch, daß meine Lehrer während meiner Abwesenheit die inne zu haltende Zeit des Beginnens und Endigens der Schulstunden weniger gewissenhaft beobachteten, wo dann der Lärm der unbeaufsichtigten Kinder dieses Gebahren verrieth und mich nicht wenig beunruhigte. Unter solchen Umständen, die vom frühen Morgen bis nach 5 Uhr des Nachmittags fortdauerten, wäre mir die zu meiner Herstellung so

nöthige Ruhe und die Vermeidung jeglicher Aergerniß nicht zu Theil geworden. Allein, wie gesagt, zu meinem Glück hatte die mein Häuschen bewohnende Familie kurz vor meiner Erkrankung eine Curreise nach Carlsbad für die Dauer von sechs Wochen angetreten und dabei den Wunsch gegen uns ausgesprochen, daß jemand von uns das verlassene Häuschen beziehen und dessen werthvollen Inhalt an Geräth ꝛc. bewachen möchte. Diesem Wunsche kamen wir mit Freuden nach und bezogen unser ungern mit der Amtswohnung vertauschtes Tusculum wieder. Hier fand ich die so nöthige Ruhe zu meiner Wiederherstellung. Nachdem ich der Todesgefahr entronnen und in völliger Besserung war, erschien eines Morgens eine Schaar von Knaben und Mädchen, als Vertreter sämmtlicher 12 Classen meiner Schule, vor meinem Gartenhäuschen, um mir zu meiner Genesung Glück zu wünschen. Jedes von ihnen trug einen blühenden, werthvollen Blumenstock in der Hand, mit welchen sie das ovale Blumenbeet vor meinen Fenstern besäumten und dann mit großer Freude mich begrüßten. Ich sah und fühlte, daß diese Liebe und Anhänglichkeit keine erheuchelte sei, und wurde daher tief ergriffen. Wie wohl befand ich mich wieder unter meinen fröhlichen Kindern, die meine gute Frau mit rasch bereiteter Chocolade und mit Zwieback bewirthete und welche dann jubelnd fortzogen!

Nicht lange vor meiner Erkrankung war ich von einer mir gänzlich fremden Frau von G. zu einem Thee eingeladen worden. Ich fand bei ihr eine zahlreiche, vornehme Damengesellschaft und erkannte bald, daß ich derselben als ein curiosum zur Unterhaltung dienen sollte. Außer mir war noch ein kleines Mädchen, die Tochter eines Schuhmachers zugegen, die durch ihr kunstvolles Pianofortespiel gleichfalls das Vergnügen der Theegesellschaft erhöhen mußte. Man sprach viel von der berüchtigten Gräfin Hahn-Hahn, die damals in Dresden lebte, und die Frau von G. erbot sich, mich jener Schriftstellerin vorzustellen, wozu ich jedoch nicht die geringste Lust verspürte. Nachdem ich mich eine Stunde lang tödtlich gelangweilt und mich in meine stille Häuslichkeit zurückgesehnt hatte, nahmen mich zwei russische Damen aus Petersburg in ihre Mitte und ihrer angenehmen Unterhaltung verdankte ich's, daß mein Zustand erträglicher wurde. Sobald es sich mit dem Anstande vertrug, verab-

ſchiedete ich mich mit dem ſtillen Vorſatze, nie wieder eine ähnliche Einladung anzunehmen. Aber Frau von G., die ihrem Namen auf der Viſitenkarte und an ihrer Wohnungsthüre noch die hochgeborene Gräfin von * beifügte, hatte bei ihrer Einladung noch eine zweite Abſicht gehabt oder, wie man ſagt, zwei Fliegen mit Einem Schlage treffen wollen. Sie beſaß eine etwa 17jährige Tochter, die ihrem adeligen Namen noch den ſchriftſtelleriſchen Ruf beizufügen wünſchte und deshalb ihre Feder an die Ueberſetzung einer engliſchen Jugendſchrift verſucht hatte, die ich meiner Jugendbibliothek einverleiben ſollte. Zur Probe zeigte mir Frau von G. ein von jener in's Deutſche übergetragenes Kapitel und erbot ſich, nicht ohne guten Grund, zum Vorleſen des Manuſcripts, was ich mit der Bemerkung ablehnte, daß ich die flüchtigſten und undeutlichſten Hände zu leſen gewohnt ſei. Aber als ich daheim die beſchriebenen Blätter vornahm, erkannte ich die Vermeſſenheit meiner Rede. Ha! wenn der dümmſte, ungelehrigſte meiner Schüler aus der niederen Volksſchicht je eine derartige Schreibweiſe beſeſſen hätte! Welch' Kopfſchütteln, welchen lauten Tadel, welchen Unwillen würden unſer Schulvorſtand und unſer geiſtlicher Oberaufſeher mir und meinen Lehrern gezeigt haben! Es war rein unmöglich, eine Zeile dieſer, wie mit einem Beſenſtiele getriebenen Hieroglyphenſchrift zu verſtehen. Nach langem Bemühen warf ich erzürnt das Papier hin. Und die Schreiberin war eine hochgebildete, junge Dame der höchſten Ariſtokratie, auf deren Erziehung vielleicht große Summen verwendet worden waren. Während ich in Todesgefahr krank lag, kam Frau von G. in meine Wohnung, um meine Entſcheidung über die Arbeit ihrer Tochter einzuholen. Obſchon ſie von meiner Bewußtloſigkeit in Kenntniß geſetzt wurde, wollte ſie ſich durchaus nicht abweiſen laſſen. Nachdem ſie nothgedrungen gegangen war, hatte ſie ſich an meinen Verleger in Berlin gewendet und ihm unter der Nachricht von meinem Tode, die Mitarbeiterſchaft ihrer Tochter in meiner Jugendbibliothek angetragen. Hier erwähne ich, daß ich oft von männlichen und weiblichen Autoren — beſonders von letzteren — überlaufen worden bin, bei deren literariſchen Erſtlingen ich das Pathenamt übernehmen und dieſe aus der Taufe heben ſollte. Dieſes Gevatterbitten fingen ſie füglich alſo an. Sie ſuchten mich auf, über-

häuften mich mit Lobeserhebungen, die für mich eben so beschämend als unausstehlich waren. Nachdem sie hierdurch meine Gunst gewonnen zu haben glaubten, zogen sie ihre Manuscripte hervor, baten mich um mein Urtheil darüber und schließlich um meine Empfehlung bei meinem Verleger oder um die Aufnahme in meine Jugendbibliothek u. s. w. Nicht selten suchten sie durch Darlegung ihrer bedrängten Lage mein Mitleid und meine Verwendung zu erlangen. Aber auch hochgestellte und vornehme Frauen, die mich früher gar nicht oder vornehm über die Achsel angesehen hatten, ließen sich zu Schmeicheleien gegen mich herab und schrieben nicht etwa aus innerem Drang oder schriftstellerischer Eitelkeit, sondern für das mäßigste Honorar. Auch schamlose Diebe gab es unter denen, die mich um Unterbringung ihrer Manuscripte angingen. Diebe, welche sich mit fremden Federn schmückten und solche für ihre eigenen ausgaben. Zwei dieser Freibeuter waren — ich gestehe es mit Betrübniß — öffentlich angestellte Lehrer. Der Eine von ihnen verdiente wegen seiner fortgesetzten Freibeuterei, die er selbst nach seiner öffentlichen Prangerstellung in der Didaskalia nicht unterließ, hier von mir genannt zu werden. Derselbe schickte mir aus weiter Ferne eine angeblich von ihm geschriebene Erzählung für meine Jugendbibliothek zu, die ich als eine wörtliche Copie von Adler's kleinen Seefahrern erkannte. Gleichen Diebstahl beging er an einer Schriftstellerin, deren Arbeit er unter einem veränderten Titel für die seine ausgab, und an der netten Erzählung: „Der Knabe des Murillo". Selbst in der neuesten Zeit hatte er die Unverschämtheit, seine fremden Federn mir zur Verwendung anzubieten. Ein zweiter literarischer Dieb bot mir Zschokke's Erzählung: „Das Loch im Aermel" unter demselben Titel als seine Arbeit an!

In einer zu Prag erschienenen Jugendschrift ist ein ganzes, wörtlich abgeschriebenes, nur mit einem veränderten Titel versehenes Kapitel aus meinem „Blinden Knaben" enthalten und der Herausgeber hatte noch die Naivität, mir solches Buch zum Geschenk zu machen. Ein Beweis, daß nicht er selbst, sondern wahrscheinlich der oben erwähnte Dieb an meinem Eigenthume sich vergriffen hatte. Einige Autoren, deren Erzeugnisse ich als für meine Jugendbibliothek nicht geeignet,

zurückwies, rächten sich dafür durch anonyme, gehässige Beurtheilungen meiner Schriften in öffentlichen Blättern. So hat auch der Schriftstellerberuf, wie jeder Stand, seine Last!

Bekanntlich war die Aerndte des Jahres 1846 eine Mißärndte, welche, wenn auch nicht eigentliche Hungersnoth, wie sie früher vorkam, aber doch eine furchtbare und drückende Theuerung zur Folge hatte. Mit der kärglichen Getreideärndte vereinigte sich die immer verderblicher sich ausbreitende Kartoffelfäule. Das Pfund Roggenbrot kostete in Dresden 18 Pfennige und der Scheffel Kartoffeln 3 Thaler und darüber. Die armen Aeltern meiner Schüler mochten wohl oftmals mit kummervollen Blicken auf ihre begehrlichen Kinder sehen und nicht wissen, womit dieselben zu sättigen. Demohnerachtet behielten die Kinder bei aller Noth ihre frohe Laune. Sie lachten, scherzten, spielten und neckten einander wie immer. Zwar wurden die mit Butter gestrichenen Brotscheiben, die sie sonst in die Schule brachten, immer seltener, die trocknen Brotschnitte schwärzer und die sonst unter den Schultafeln zurückgelassenen Brotüberreste zu Unmöglichkeiten. Bei der wachsenden Theuerung traten die zum Glück überaus reichlich gerathenen Aepfel an die Stelle des Brotes und später noch sogar die weißen, rohen Rüben, die in erstaunlicher Menge von meinen achthalb hundert Schülern verzehrt wurden und deren Wirkung nicht die angenehmste auf unsere Geruchsnerven war.

Am Schlusse des Jahres 1846 wurde mir die Ehre zu Theil, zum Stadtverordneten erwählt zu werden. Als ich gegen die Annahme dieser Würde bei unserm Vicebürgermeister mit der Entschuldigung protestirte, daß mir keine Zeit für dieses Ehrenamt verbliebe, entgegnete jener, daß wohl jeder der Erwählten zu gleicher Ausrede berechtigt sei und diese mich daher nicht von der Annahme der Wahl entbinde. Mit der Städteordnung nicht bekannt, welche einem Schuldirector die Wahl zum Stadtverordneten abzulehnen gestattet, fügte ich mich nothgedrungen der vermeinten Nothwendigkeit und erhielt gleich darauf, und ohne mein Zuthun, die hierzu erforderliche Genehmigung meiner vorgesetzten Behörde, des Stadtraths zu Dresden. Jedenfalls hatte derselbe von mir gehofft, daß ich, wo nicht sein Vertheidiger, doch nicht sein Gegner in

dem Stadtverordneten-Collegium sein würde. In dieser Voraussetzung irrte sich aber derselbe, indem ich fest entschlossen war, der mir neu übertragenen Verpflichtung möglichst nachzukommen. Als in einer der ersten Sitzungen der Stadtverordneten ein Doctor L., der zugleich ein Mitglied der städtischen Schuldeputation war, den Stadtrath beschuldigte, daß derselbe den wohlgemeinten Vorschlägen und Beschlüssen der Schuldeputation fast stets entgegen sei, so schloß ich mich diesen Worten in so fern an, daß ich mein Bedauern darüber aussprach, daß der Stadtrath eine Bittschrift sämmtlicher, öffentlich angestellter Lehrer um Verbesserung ihrer damals sehr gedrückten Lage, die durch die große Theuerung noch verschlimmert wurde, unbeantwortet gelassen habe. Zugleich bemerkte ich, daß mindestens dreißig Hülfslehrer unter uns vorhanden seien und sonach, wenn alljährlich zwei von ihnen ständig würden, der letzte erst nach 15 Jahren aufrücken könne, u. s. w.

Auf diese meine Jungfern- und Antrittsrede hatte der Vorstand der Schuldeputation nichts Eiligeres zu thun, als in einem Briefe an den Vorstand der Stadtverordneten über meine Worte sich zu beschweren und solche Lügen zu strafen, indem er darthat, daß die Schuldeputation stets das Beste der Lehrer wolle und darum meine Vorwürfe nicht verdiene. Diesen Brief las der Vorsteher dem Collegium laut vor. Hierauf berief ich mich, daß meine Klage durchaus nicht gegen die Schuldeputation, sondern gegen den Stadtrath gerichtet gewesen sei, den selbst das neben mir sitzende Mitglied der Schuldeputation beschuldigt und hierdurch meine Worte hervorgerufen habe.

Mein Freimuth als Stadtverordneter hat mir viel geschadet. Meine Pension würde ungleich reicher ausgefallen sein, hätte ich bloß den stummen Beimicker gemacht. Einmal im Mißcredit bei dem Stadtrathe, konnte ich denselben in einer gerechten Sache vertheidigen, so wurden doch von feilen Liebedienern und Aufpassern auf der Tribüne dem Stadtrathe meine Worte verdreht und als ihm feindliche zugetragen. Daher kam es, daß, als ich nach einigen Jahren nochmals zum Stadtverordneten gewählt wurde, mein Schulvorstand mir eröffnete, wie ich von dem Stadtrathe dießmal keinen Urlaub (der eigentlich gar nicht nöthig ist, da die Sitzungen erst in den Abendstunden stattfinden)

erhalten würde, weil jener nicht gesonnen sei, von einem seiner Subalternen sich hofmeistern und bekritteln zu lassen. Hierüber wundere mich nicht, lieber Leser. So ist und wird's immer sein und bleiben, mag der Staat monarchisch oder republikanisch regiert werden. Je kleiner und bedeutungsloser die Herren sind, desto übelnehmender und nachträglicher. Welche Anfeindungen, Bitterkeiten, gehässige Beurtheilungen, Kränkungen, ja selbst Verleumdungen werden nicht selten in öffentlichen Blättern gegen hochstehende Beamte, gegen Minister, ja selbst gegen Fürsten geschleudert! Wehe den Subalternen, die nur den zehnten Theil ähnlicher Angriffe gegen ihre ohnmächtigeren Vorgesetzten schleudern wollten!

So unterließ mein Chef weislich, über den Doctor L. ebenfalls sich zu beklagen, der doch durch seine Anklage des Stadtraths die Veranlassung zu meiner Beschwerde, die auf des Doctors Worte fußte, gegeben hatte. Aber dieser war kein Subaltern des Stadtraths, vielmehr fürchtete mein Chef die Grobheit und Rücksichtslosigkeit gedachten Doctors. Hierbei erinnere ich mich eines unbedeutenden Vorfalls, der abermals zeigt, wie die studirten Herren uns Unstudirte, namentlich die Volksschullehrer behandeln. Bevor ich noch die Ehre hatte, meinen Sitz neben dem Herrn Doctor L. einzunehmen, hatte mich mein Chef einst in seine Wohnung entboten. Ich fand mich daselbst in meiner besten, schwarzen Amtskleidung ein und wartete allein längere Zeit in einem Zimmer, in welches mich das Dienstmädchen eingelassen, auf das Erscheinen meines Chefs. Während dem trat erwähnter Doctor ein, schritt hastig im Zimmer auf und nieder und sprach, unter allen Zeichen von Ungeduld, mit unwilligem Tone: „Wo bleibt nur der Stadtrath? Ich habe keine Zeit zu verlieren und kann nicht warten." Endlich herrschte er mir befehlend zu: „Melden Sie mich!" Ich trug keine Livree und daß ich kein Lohnschreiber meines Chefs sei, ersah der Doctor jedenfalls, wohl aber, daß ich zu dem Lehrerstande gehörte, der zum Dienen und Dulden bestimmt ist. Anstatt mit gleicher Grobheit zu antworten, klopfte ich an die nächste Seitenthüre, da mehr zu thun, ich mich nicht unterstand. Als endlich der Stadtrath erschien und mich dem

Doctor als den Bezirksſchuldirector N. vorſtellte, fiel es jenem nicht ein, mir ein Wort der Entſchuldigung zu ſagen.

Am 2. Weihnachtsfeiertage 1847 vermehrte ſich meine Familie durch ein neues und letztes Glied, durch eine Tochter, die wir Lisbeth tauften. Demnach beſaß ich jetzt ſechs lebende Töchter, von denen die älteſte, Emma, verheirathet und Mutter eines Söhnchens war. Bei einer ſtarken Kinderzahl, bei der noch herrſchenden Theuerung und der jährlichen Beſoldung von 450 Thlr. hätte es ſehr ſchlimm ausgeſehen, wenn nicht mein Schriftſtellern der rettende Engel geworden wäre.

Das Kriegsminiſterium, das ſonſt nur für Krieg und Zerſtörung wirkt, ward jetzt zu einem Nothhelfer, indem es ſeine aufgeſpeicherten Mahl- und Getreidevorräthe von der Feſtung Königſtein nach Dresden kommen ließ, um für deſſen Bewohner Commisbrot backen und zu einem billigen Preiſe verkaufen zu laſſen. In anderen Städten und beſonders des armen Erzgebirges, ſorgte unſere Regierung väterlich, indem ſie der Theuerung dadurch wehrte, daß ſie Getreide in großer Menge aufkaufte und um billigeren Preis wieder auf den Getreidemärkten feilbot, wodurch dem Kornwucher geſteuert wurde, ohne daß man, wie 1805, zu Maaßregeln der Strenge und Gewalt greifen durfte. Dieſe dankenswerthe Hülfe hat dem Lande noch nicht 150,000 Thlr. gekoſtet, während die gegen Preußen gerichtete Kriegsbereitſchaft im Jahre 1850 Millionen verſchlang, ohne bei Sachſens Ohnmacht etwas zu nützen. Die beſte Hülfe jedoch kam von oben, von dem Geber aller guten Gaben, der uns 1847 die geſegnetſte Aerndte beſcheerte. Auch meine Schule nahm den tiefſinnigen Antheil an dem allgemeinen Lob- und Dankfeſte, das wegen des reichen Segens in Dresdens Kirchen gefeiert wurde.

Mit unſern 750 Schulkindern vereinigten ſich die mehr als ein halbes Tauſend zählenden Schüler der Antonſtädter Armenſchule und zog die große Kinderſchaar mit fliegenden Fahnen, mit zahlloſen Blumen- und vollen Aehrenkränzen, unter Vortritt des Artillerie-Muſikchors und den ergreifenden Klängen des hehren Kirchenliedes: „Nun danket Alle Gott!“ durch dichte Menſchenmauern in die Kirche, ein faſt endloſer Zug, der den Zuſchauern Thränen der herzlichſten

Rührung in's Auge trieb. Ach ja! aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge bereitet ſich der Höchſte ſein ſchönſtes Lob. Schade, daß unſere Regierung zum Andenken der reichen Aerndte nach einem überſtandenen Hungerjahre keine hierauf bezügliche Münze, ſondern nur eine große, theure Medaille in wenigen Exemplaren prägen ließ, die den wenigſten Sachſen zu Geſicht gekommen und höchſtens in Münzſammlungen begraben iſt.

Am 19. Februar 1848 feierte ein Patriot und Dresdner Bürger, der Finanzprocurator Eiſenſtuck, ſein goldenes Jubelfeſt als Rechtsanwalt. Eiſenſtuck hatte ſich nach der Volkserhebung im Jahre 1830 durch eine eben ſo freiſinnige als meiſterhaft verfaßte Darlegung der von der Regierung begangenen Fehler und der deshalb von den Bürgern erhobenen Klagſtellung ausgezeichnet. Als ſpäterer Vorſtand des Stadtverordneten-Collegium, nicht minder als Ständemitglied, hatte er durch Uneigennützigkeit, aufopfernde Thätigkeit und parlamentariſche Befähigung rühmlich ſich hervorgethan und vieles Gute zu Stande gebracht.

Leipzigs Bewohner hatten es unſerm jetzigen König, damaligem Prinzen Johann, nicht vergeſſen können, daß er ſeinen erſtgebornen Sohn und einſtigen Thronerben auf eine auswärtige und noch dazu katholiſche Univerſität geſchickt hatte. Uebertieß beſchuldigte ihn die öffentliche Meinung des ſtarren Feſthaltens am Katholicismus und hatte ſich über ſein am Landtage offen ausgeſprochenes Bekenntniß geärgert, daß er nicht um die Gunſt des Volks buhle. Als daher der Prinz im Auguſt 1845 in der Würde eines Generalcommandanten der ſächſiſchen Communalgarden nach Leipzig kam, ſo fanden tumultuariſche Volksbewegungen Statt, die mit dem Einwerfen der Fenſter in der prinzlichen Wohnung und dem darauf erfolgten ſcharfen Schießen der Soldaten unter die Volksmenge endigten, wobei eine Anzahl unſchuldiger Perſonen getödtet wurde. Bei deren feierlichen Beerdigung zeigte Robert Blum zuerſt ſeine Kunſt als Volksredner. In der Folge trat Leipzig mit einer Klage über angeblich gemißbrauchte Militärgewalt beim Landtage auf und der Bericht über die deshalb angeſtellte, landſtändiſche Unterſuchung wurde dem obengedachten Eiſenſtuck, als einem

freiſinnigen und furchtloſen Volksfreunde, vom Landtage übertragen. Allein Eiſenſtuck entſprach den Erwartungen der damals noch im Stillen wirkenden Demokratie inſofern nicht, als er in ſeinem Referat keine erwieſene Schuld, weder auf den Prinzen ſelbſt, noch auf die das Schießen veranlaßt habenden Officiere, zu bringen vermocht. Deſſen ungeachtet betheiligten ſich bei Eiſenſtucks Jubelfeier auch diejenigen Advocaten, welche ſpäter als die größten Demokraten auftraten, wie z. B. Tſchirner, Blöde u. A. Das Stadtverordneten-Collegium beſchloß, dem Jubilar, als ſeinem einſtigen, hochverdienten Vorſtande, ein Ehrengeſchenk zu widmen, das in zwei koſtbaren Porzellanvaſen beſtand. Früher ſchon hatte man ihm eine ſilberne Bürgerkrone zugedacht und eine ſolche bereits für den Preis von etwa 900 Thalern anfertigen laſſen. Weil über eine ſolche Ausgabe in dem Collegium mißbilligende Stimmen laut geworden und bis zu den Ohren des zu Krönenden gelangt waren, ſo hatte dieſer auf das Entſchiedenſte die Krone abgelehnt. Dieſelbe wurde in der geheimen Sitzung, in welcher die Porzellanvaſen bewilligt wurden, dem Collegium vorgezeigt und dabei bemerkt, daß der amtliche Taxator den Silberwerth der Bürgerkrone auf höchſtens 50 Thlr. geſchätzt, demnach deren patriotiſcher Verfertiger — ein Dresdner Bürger und Goldſchmied — die achtzehnfache Summe dafür gefordert und erhalten habe!

Eiſenſtuck ſelbſt ſah ſich an ſeinem Jubeltage auf das Höchſte geehrt. Am frühen Morgen ſchon erſchien — bei einem Bürgerlichen bisher ganz unerhört und noch nie dageweſen — der Prinz Johann in Perſon bei dem Jubilar und überbrachte ihm nebſt ſeinen Glückwünſchen das Comthurkreuz des Civil-Verdienſtordens. Unter den übrigen zahlreichen Gratulanten fehlte nicht der Volksſchullehrerſtand, deſſen ſich der Jubilar ſtets warm angenommen hatte. Man hatte mich zum Mitglied der Deputation auserſehen, welche dem Jubilar die Glückwünſche der Lehrer Dresdens und zugleich ein koſtbares Album überbrachte. Am Abende deſſelben Tages vereinigte ein Feſtmahl die Amtsgenoſſen, Freunde, die Mitglieder des Stadtraths und des Stadtverorneten-Collegiums um den Gefeierten, wobei die Miniſter nicht fehlten. Bei der Mahlzeit wurde viel getoaſtet, geſprochen, geſungen, gegeſſen und noch mehr ge-

trunken. Dabei zeichnete ſich der Advocat Tſchirner aus Bautzen durch eine feuerige Lobrede auf den Jubilar aus. Derſelbe Tſchirner, der im Mai 1849 der anmaaßendſte in dem dictatoriſchen Kleeblatt ward, das ſich, nebſt Heubner und Tod, als die neue Staatsgewalt uns aufdrängte. Armer Eiſenſtuck! ſchon nach einem Jahre zogen dieſelben, die ſo feuerig dein Lob an deinem Jubeltage ausſprachen, dich in den Staub und bei einem Gaſtmahle der Demokraten witzelte ein Amtmann, der nicht werth war, dir die Schuhriemen zu löſen, in einem Toaſte, daß ſelbſt Eiſen in Stucken gehe und darum auf daſſelbe ſich nicht zu verlaſſen ſei.

41. Ein trauervolles Jahr.

Gegen Ende des Februarmonats 1848 klagte unſere zweite Tochter Anna, der Zwilling und unſere gemeinſame Freude, über Schmerzen in den Gliedern, die der Arzt für rheumatiſche hielt. Zuerſt ſchwollen die innern Handflächen an, dann kam es in die Kniee, ſo daß unſere, im 22. Lebensjahre ſtehende Tochter an einem Stocke in der Hand aus ihrer Schlafkammer in die Wohnſtube ging. Nun nöthigten wir ſie im Bett zu bleiben, wo ſie nach fortdauerndem Schwitzen ein Frieſel bekam. Dabei klagte ſie über ihren Kopf und bat den Arzt, ihr etwas dagegen zu verordnen, was dieſer aber unterließ, weil die Kranke auf ſein Befragen erklärte, daß ſie eigentliche Kopfſchmerzen nicht, wohl aber eine große Schwere und einen läſtigen Druck in demſelben verſpüre. „Wenn Sie von freien Stücken Naſenbluten bekämen," meinte der Arzt — „dann wäre Ihnen geholfen." So währte es bis zum 6. März fort, ohne daß eine Aenderung des Zuſtands eintrat. Auffällig war's, daß unſer Kind in kurzen Zwiſchenräumen höher gehoben zu werden begehrte, was ich that, indem ich die Kranke unter den Armen erfaßte und emporzog. So trieb ſie es in der Nacht vom 5. auf den 6. März, in welcher meine liebe Frau vereint mit mir bei der Kranken wachte. Die lange Nacht hinzubringen, ſchrieb ich in den Zwiſchenpauſen, wo die Kranke meiner nicht bedurfte, an der Erzählung in meinem Volkskalender 1849: „Vor hundert Jahren, oder: Der

Quackſalber". So oft mir dieſe Erzählung vor die Augen kommt, befällt mich ein Grauſen und, in grellen Farbentönen aufgefriſcht, ſteht jene Nacht vor mir. Gegen den Morgen nahmen die Klagen meiner Tochter über den Kopf und deren Unruhe zu. Daher ſchickte meine Frau ſogleich nach unſerm Arzte, ich dagegen mußte in meine Schule. Mit welchem getheilten Herzen ich mein Amt verſah! Wie oft ich in unſere Wohnung hinaufeilte, um zu ſehen, ob der Arzt angelangt und wie der Kranken Zuſtand beſchaffen ſei! Unſer Arzt war nicht mehr daheim gefunden worden. Die Gefahr wuchs mit jeder Minute. Denn ſchon begann die Kranke, was bisher noch nicht geſchehen war, irre zu reden. Neue Boten flogen nach allen Richtungen aus, um den erſten beſten Arzt aufzutreiben. Wir ſelbſt, rathlos, verzweifelnd und zu furchtſam, um thätig einzuſchreiten, um Blutegel, Zugpflaſter, kaltes Waſſer oder Eis anzuwenden, rangen klagend die Hände. Da erfolgte ein Hirnſchlag, den ein ſtoßartiges Erbrechen begleitete, und nun ſagten wir's uns gegenſeitig, daß mit menſchlicher Hülfe es zu ſpät ſei. Dennoch legte meine arme, bitterlich weinende Frau der Sterbenden kalte Waſſerumſchläge auf das theure Haupt. Zu ſpät! Ein fremder Arzt erſchien endlich, beſtätigte das Todesurtheil und entfernte ſich ſchnell. Nach kurzem, bewußt- und darum ſchmerzloſen Todeskampfe hauchte unſer heißgeliebtes Kind ſeine fromme Seele aus. Es war halb elf Uhr Vormittags. Gleich darauf kam unſer Hausarzt, der, weil er keine Lebensgefahr in der Krankheit unſrer Anna erkannt und von unſerm Hülferuf nichts vernommen hatte, ſo ſpät ſich einfand. Er erſtarrte bei der Schreckenskunde, denn er war nicht unſer Arzt allein, ſondern unſer langjähriger, theilnehmender Freund. Ob er ſich im Stillen darüber Vorwürfe gemacht habe, daß er auf der Kranken wiederholtes Flehen weder Blutegel, noch Zugpflaſter, noch kalte Waſſerumſchläge verordnet hatte, wiſſen wir nicht. Ach, wir Kurzſichtige ſuchen in geringfügigen Dingen und Umſtänden die Urſache unſers Wohles oder Wehes, während des höchſten Hand Alles nach ſeinen weiſen Rathſchlägen geſtaltet. Ob wirklich das Leben unſers theuern Kindes von der verzögerten Ankunft des Arztes, von der Nichtanwendung der Blutegel u. ſ. w. abgehangen hat? Seitdem unſere Anna den Keuchhuſten

gehabt, hatte ſie öftere Anfälle von ſtarken Herzbewegungen und in den letzteren Jahren Anfälle der Bleiſucht. Eine andere mögliche Veranlaſſung ihrer Krankheit ergrübelten wir nach ihrem Tode in einem erlebten, großen Schrecken, der allerdings die nachtheiligſten Wirkungen, namentlich auf ein weibliches Weſen unter gewiſſen geheimen Umſtänden hervorzubringen vermag. Kurz vor der Erkrankung unſrer Tochter klingelte es eines ſpäten Abends an unſrer Hausthüre. Da der im Erdgeſchoß wohnende Hausmann ſtets ſo ungefällig war, das uns im zweiten Stockwerk geltende Klingeln nicht zu beachten und die Hausthür aufzuſchließen, ſo ging unſere Anna mit einem brennenden Lichte hinab, um die mit Gewißheit von uns erwartete Schweſter meiner Frau einzulaſſen. In dem Augenblicke, als unſere Tochter aufſchließt, öffnet ſich ſchnell die Hausthüre und herein ſchiebt ſich, gebückt und die Haare wirr über das Antlitz herabgeſtrichen, ein unbekannter, furchtbar anzuſchauender Kopf, in welchem unſere Tochter einen Wahnſinnigen zu erblicken glaubt. Unter einem lautgellenden Schreckensſchreie wirf Anna den Leuchter aus der Hand und kommt todtenbleich, an allen Gliedern zitternd, die Treppen heraufgeeilt, auf ihren Ferſen den vermeinten Wahnſinnigen fürchtend.

Derſelbe erwies ſich aber als ein junger Lehrer, welcher unſere Schwägerin begleitet und ſich einen eben ſo übeln als unſchicklichen Scherz erlaubt hatte. Wohl bereute derſelbe jetzt ſeine unüberlegte That und noch weit bittrer mag dieſe Reue mit ihren Vorwürfen geweſen ſein, als wir weinend die irdiſche Hülle unſers Kindes dem kalten, dunkeln Grabe überliefern mußten. Wir Aeltern haben alle unſere Kinder mit gleicher Liebe umfaßt und ſtreng den Grundſatz feſtgehalten, keins derſelben dem andern vorzuziehen oder zu begünſtigen. Aber gerade unſere Anna war durch ihre Folgſamkeit, Sanftmuth, Beſcheidenheit, durch ihren ſteten Fleiß, ihr Talent im Pianofonteſpiel und im Kleiderfertigen und durch andere Tugenden nicht nur unſer geheimer Liebling, ſondern auch ihrer eigenen Schweſtern, unſrer Verwandten und Freunde.

Wenige Tage nach dem Begräbniß unſers theuern Kindes erhielt ich aus Weimar einen beſonders zugerichteten Bogen weißen Papiers,

um ihn durch einen Aufſatz meiner Hand zur Aufnahme in das damals angelegte Schiller-Album geeignet zu machen. Was anders vermochte jetzt meine Feder zu ſchreiben als klagende Ausbrüche meines großen und gerechten Schmerzes über mein in der vollſten Blüthe geknicktes Kind?

Meine gute, im 77. Jahre ſtehende Mutter, ſelbſt leidend und vom Alter gedrückt, wurde durch die Nachricht von dem unerwarteten Tode ihrer liebſten Enkelin ſchwer darnieder gebeugt und folgte ihr ſchon am 3. April deſſelben Jahres in die Ewigkeit nach. Doch war hiermit der Todesengel immer noch nicht von meiner Familie verbannt. Denn nach zwei Monaten bekam unſere kleine Lisbeth in einer Nacht Erbrechen und der Arzt erklärte daſſelbe als aus einem Gehirnleiden herrührend. Neun volle Wochen brachte das liebe Kind bei wechſelnder Beſſerung und Verſchlimmerung zu, wobei es zum Erbarmen abmagerte und unſere Herzen durch ſein unaufhörliches, ſchmerzvolles Aechzen durchſchnitt. Welche qualreichen Tage, die noch von ſchrecklicheren, ſchlafloſen Nächten übertroffen wurden! Wir vermochten uns vor Mattigkeit und Seelenleiden kaum auf den Füßen zu erhalten. Und dabei mußte ich unausgeſetzt mein beſchwerliches Schulamt fortführen und den Lärm der vielen Hunderte meiner Schulkinder ausſtehen. Ein Glück, daß wir an unſerm Dienſtmädchen keinen bloßen Miethling, ſondern mehr ein Familienglied beſaßen, das mit gleicher Aufopferung und Treue für unſere liebe Kranke ſorgte und wachte. An demſelben Tage, wo der erwählte Reichsverweſer, Erzherzog Johann, in Dresden einzog und die Kanonen zu ſeiner Begrüßung an der Eiſenbahn in unſerer Nähe donnerten, ſtand ich weinend und an dem Leben meines Kindes verzweifelnd an dem offenen Gangfenſter, durch welches der vieltauſendſtimmige Jubelruf des Volks hereintönte und den ſchreiendſten Gegenſatz zu meinen Gefühlen bildete. Dreimal flammte das verlöſchende Lebenslicht neu wieder auf und erfüllte unſer blutendes Herz mit wonniger Hoffnung. Bei dem drittenmale täuſchte ſich ſelbſt der Arzt und erlaubte, daß unſer Kind, als geneſen, wieder in die freie Luft getragen werde. Deſto bittrer ſahen wir uns getäuſcht, als ſchon nach wenig freudenvollen Stunden das kleine Herz für immer aufhörte

zu ſchlagen. Das war am 31. Juli Nachmittags. Binnen 5 Monaten war unſere Familie um 3 geliebte Glieder ärmer geworden.

Während deſſen zogen die Wetterwolken am politiſchen Himmel immer finſtrer und drohender heran. Der Stein, den das empörte Franzoſenvolk in ein ruhiges Waſſer geworfen hatte, zog immer größer werdende Ringe auf der bisher glatten Waſſerfläche und dehnten ſich bald über einen großen Theil Europa's aus. Aller Orten bildeten ſich Vaterlands- und andere politiſche Vereine, zu deren Verſammlungen nicht bloß der intelligente Bürger, ſondern ſelbſt der Tagelöhner und Handarbeiter eilten, wo viel geſprochen, raiſonnirt, geſchimpft und — getrunken wurde. Wenn der Handarbeiter ſeinen Tagelohn im Lagerbiere vergeudete, erſt lange nach Mitternacht heimtaumelte, am Morgen ſpät erwachte, keine Luſt zur Arbeit in ſich verſpürte, die geldbegehrende Frau mit harten Worten abwies: ſo entſchuldigte dieß Alles die Vaterlandsliebe und der Wunſch nach Freiheit.

Auch der ſächſiſche Lehrerſtand wurde von der allgemeinen Vereinswuth angeſteckt. Er wollte die Kirche nicht mehr als ſeine Mutter anerkennen und nicht länger von der Geiſtlichkeit beaufſichtigt ſein. Auch ich erblickte in der Kirche nicht die Mutter der Schule, ſondern in beiden ein eng verbundenes Ehepaar, wo die Kirche der Mann und Vater, die Schule die Frau und Mutter iſt. Denn zuerſt nimmt die Mutter die Erziehung der Kinder in die Hand und ſpäter der Vater. Beide ſollen vereint für das Wohl ihrer Kinder ſorgen und können ſolches auch nur in dieſer Weiſe. Freilich ſoll der Vater kein Topfgucker ſein, und ſich nicht in Dinge miſchen, welche die Frau und Mutter beſſer verſteht als er. Eben ſo wenig aber darf die Frau und Mutter der ernſten, wohlgemeinten Disciplin des Vaters hindernd in den Weg treten. Seine Wünſche und Anforderungen vereint der Regierung unterzubreiten, ſchrieb der ſächſiſche Lehrerſtand eine Generalverſammlung in Leipzig aus, wohin die Lehrer aus allen Theilen Sachſens eilten. Es war am 25. April 1848, als ich, von dem Dresdner pädagogiſchen Vereine beauftragt, mit noch zwei abgeordneten Amtsbrüdern nach Leipzig reiſete. Außer uns drei Deputirten befanden ſich noch viele andere Lehrer im Dampfwagen. So auch unter anderen der In-

ſpector über die Dresdner Kinderbeſſerungsanſtalt S. Derſelbe erzählte mir unterwegs, auf welche Weiſe man den Doctorhut in Leipzig erwerben könne. „Ein gelernter Apotheker —“ ſprach er — „der zu wenig Vermögen beſitzt, um ſich in Sachſen eine Apotheke kaufen zu können, gedenkt ſich nach Rußland zu wenden und dort als Arzt ſich niederzulaſſen, obgleich er kein Mediciner iſt. In dieſer Abſicht will er ſich um die philoſophiſche Doctorwürde bewerben, weil er hofft, daß die gemeinen Ruſſen keinen Unterſchied zwiſchen einem Doctor der Medicin und der Philoſophie machen werden. Gedachter Apotheker erſuchte mich, für ihn eine lateiniſche Abhandlung zu fertigen, die zu Erlangung der philoſophiſchen Doctorwürde erforderlich iſt. Dieß ſchlug ich ihm ab, weil ich die Befähigung hierzu nicht beſitze. Nach einiger Zeit kam er mit einer lateiniſchen Diſſertation und der Bitte wieder, unter erſtere auf mein Ehrenwort, die Beſcheinigung auszuſtellen, daß er ſelbſt die Arbeit gemacht habe. Natürlich ging ich auch hierauf nicht ein, weil ich nicht zum Lügner werden wollte. Um ſo größer war mein Erſtaunen, als mein Apotheker zum drittenmale mit ſeiner Diſſertation zurückkehrte, unter welcher ein hoher Staatsbeamter die gewünſchte Beſcheinigung niedergeſchrieben hatte. Dieſe Papierrolle hier in meiner Rocktaſche enthält die lateiniſche Arbeit und meine Brieftaſche die 78 Thlr., welche die Ausfertigung des Doctordiploms bezahlen ſollen, durch welches mein Apotheker die Ruſſen über den Löffel zu barbiren gedenkt. Vor wenig Tagen begegnete mir in Dresden der ſchimpflich ſeines Amts entſetzte Superintendent K. aus M. „Haben Sie nicht —“ redete er mich lachend an — „eine lateiniſche Abhandlung von dem Apotheker N. N. erhalten, um ſie mit nach Leipzig zu nehmen? Die habe ich gefertigt.“

Wörtlich gebe ich hier wieder, was Inſpector S. mir im Dampfwagen erzählte, und überlaſſe dem Leſer, ſein Beſtes ſich ſelbſt zu denken.

In Leipzig angekommen, verſammelten wir uns zunächſt in dem Saale der erſten Bürgerſchule, der ſich aber bald als viel zu klein auswies. Wir ſtanden hier wie die Schafe eingepfercht und ſchwebte über unſrer Verſammlung der Geiſt eines polniſchen Reichstags, wo nur

noch die Säbelklingen fehlten. Als überlauter Schreier und unausstehlicher Zänker trat unter uns der Conrector Lindemann aus Zwickau auf, der ſpäter in dem badiſchen Aufſtande gefangen genommen wurde, durch Liſt ſich befreite und ſeitdem verſchollen iſt. Nach längerem Streiten und Ruhegebieten begab ſich der ſchwarze Haufe nach dem indeſſen ausgemittelten Schützenhauſe. Dort fiel die Wahl eines Vorſitzenden auf den verdienſtvollen Director Dr. Vogel. Deſſen Beiſtand und Stellvertreter ward derſelbe junge Lehrer, der meine Tochter Anna ſo tödtlich erſchreckt hatte und der in der That eine außerordentliche parlamentariſche Befähigung beſaß.

Nicht oft erfüllt ſich ſo treffend das Sprüchwort: „Es kreiſen die Berge und heraus kriecht eine Maus —" als bei unſrer Verſammlung. Die Stunden vergingen unter lauter Formfragen und Auslaſſungen, die weiter nichts bezweckten, als daß man die Ehre haben wollte, geſprochen zu haben. Am heiterſten ging's noch bei dem nie fehlenden Schmauſe zu und war das der einzige Lichtpunkt für die meiſten Anweſenden. Auch der andere Tag brachte keinen beſſeren Gewinn und ſo löſte ſich die Generalverſammlung wie eine bunt ſchillernde Seifenblaſe auf, an welcher Zeit und Geld verſchwendet worden war. Hierin glich ſie genau dem frankfurter Nationalparlament. Nun folgte eine Zeit unendlichen Vielſchwatzens im Volke. Dem allzu revolutionairen Vaterlandsverein einen Damm entgegen zu werfen, bildete der damalige Vorſtand der Stadtverordneten einen deutſchen Verein und zwar, wie er in ſeinem Aufrufe ſagte, auf breiteſter, demokratiſcher Unterlage. Alsbald bekämpften ſich feindſelig beide Vereine und wären wir nicht biertrinkende Deutſche, ſondern im Weine ſich berauſchende, heißblütige Franzoſen geweſen, ſo würde man das blutige Beiſpiel der Cordeliers, der Bergpartei und des Jacobinerclubbs nachgeahmt haben. So aber beſchränkte ſich der vom Vaterlandsvereine bearbeitete Pöbel darauf, die Sitzungen des deutſchen Vereins durch Geſchrei, wieherndes Gelächter, Schimpfreden und lautes Fußſtampfen zu ſtören und dem Gründer des Vereins eine Katzenmuſik zu bringen. Zu letztrer wurde förmlich im Tageblatte aufgefordert und die Stunde hierzu anberaumt. Die ſtädtiſche Polizeibehörde war ſo feig, daß ſie dieß geſchehen ließ, ohne

einen Verſuch zu machen, die angeſagte Muſik zu hindern und einen der geachteſten Bürger vor ſolcher Mißhandlung zu ſchützen. Bei der geſtatteten Cenſurfreiheit gab man ſeinen gehäſſigen und rachſüchtigen Gefühlen öffentlichen Ausdruck, daher die Tageblätter von Anklagen, Verdächtigungen und Beſchuldigungen wimmelten. Auch der bisher Unbeſcholtenſte mußte täglich gewärtigen, durch die Preſſe an den Pranger geſtellt zu werden.

Das Jahr 1848 rief das Inſtitut der Friedensrichter hervor. Mir widerfuhr die unverdiente Ehre, daß ich durch die Wahl von mehrern tauſend Stimmen die zweite Stelle der Friedensrichterreihe einnahm. Wir wurden feierlich auf dem Rathhauſe vereidet und verpflichtet, mit mehrern Geſetzbüchern, mit einem ſchön eingebundenen Protokollhefte und einem friedensrichterlichen Petſchafte begabt, um dieß Alles nach zwei Jahren im unbenutzten Zuſtande wieder auszuliefern. Die Herren Landſtände hatten mit dieſem Friedensrichteramte nur einen Scherz, ein Kinderſpiel getrieben, indem ſie dadurch dem ganzen Geſetz die Spitze abgebrochen hatten, daß der vom Friedensrichter Vorgeladene nicht zu erſcheinen brauchte, ſobald er hierzu keine Luſt verſpürte. Der Friedensrichter mußte ſein Amt umſonſt vollführen und durfte nur für die Vorladung des Verklagten einen Koſtenbetrag von $2^1/_2$ Silbergroſchen beanſpruchen, die natürlich der Kläger zu bezahlen hatte. Wenn aber ein Verklagter durch ſein Nichterſcheinen einer ihm unangenehmen Verhandlung ausweichen kann, ſo iſt's ganz natürlich, daß er von derſelben wegbleibt. Wollte der Kläger ſein Recht, das er durch den Friedensrichter nicht erhielt, weiter verfolgen, ſo mußte er gerichtlich klagen und — zahlen! Schien es doch, als hätten die Herren Landſtände jene Clauſel im Geſetz, welche dem Verklagten von Seiten des Friedensrichters keinen Zwang auferlegte, zu Gunſten der Herren Advocaten und der Gerichte erſonnen und ſomit die gute Abſicht der Regierung zu Waſſer gemacht. Eine Hausbeſitzerin war die Einzige, die im Verlaufe zweier Jahre meine friedensrichterliche Hülfe gegen einen nicht zahlenden Abmiether ihrer Wohnung in Anſpruch nahm. Da ich eine Ehre darin ſuchte, mein dickes Protokollbuch nicht völlig leer zu ſehen, ſo begab ich mich perſönlich in die Wohnung des

Beklagten, eines Steinmetzgeſellen, den ich, behaglich Cigarren rauchend, auf einem Kanapee lang ausgeſtreckt fand. Bei meinem Erſcheinen behauptete er ſeine bequeme Lage und ich brachte, vor ihm als Bittender ſtehend, meine Vorladung an, der er nach einigen Einwendungen endlich Folge zu geben verſprach. Wirklich fand die Verhandlung zwiſchen Klägerin und Verklagten auf meinem Zimmer ſtatt. Ich redete zur Güte und Sühne, ſo daß der Verklagte zu zahlen gelobte, ſobald er — Geld genug haben würde. Beide unterſchrieben mein verfaßtes Protokoll, ich ebenfalls. Damit war die Verhandlung beendigt und die Hausbeſitzerin — bezahlt. Wenn ich ſpäteren Klägern die ſonderbare Geſetzklauſel, daß der Beklagte zum Erſcheinen nicht gezwungen werden könne, mittheilte, ſo ſchimpften jene arg auf das ganze Friedensrichtergeſetz und ſtanden von ihrer Klage ab.

Unſere vorſichtige Regierung machte ferner eine Probe mit dem von vielen Zeitungsſchreibern und Rechtsgelehrten begehrten und belobten Geſchwornengerichte und zwar vor der Hand bei Preßvergehen. Abermals befand ich mich unter den erwählten Geſchwornen, kam aber nicht zu der einzig ſtattgefundenen Gerichtsverhandlung. Ich war demnach Schuldirector, Stadtverordneter, Friedensrichter und Geſchworner, mit vielen Titeln, aber wenig Mitteln begabt.

Eines Tages klopfte es an die Thüre meines kleinen Arbeitſtübchens und herein trat ein Mann, der ſich mir als einen Collegen nannte und vorſtellte. „Sie ſind alſo Lehrer?“ fragte ich. „Nein —“ lautete die Antwort — „ſondern Dichter und Schriftſteller.“

Dieſer Mann war ein verdorbener Schuſter aus Meißen, Hoffmann mit Namen. Was demſelben an Bildung und Gelehrſamkeit abging, erſetzte er durch Dünkel und Großſprecherei. Er überreichte mir ein von ihm verfaßtes Lobgedicht auf den Sachſenkönig, Friedrich Auguſt den Gerechten. Später kehrte er den Spieß um, machte die damalige Mode mit und ergoß ſich in gereimte Invectiven gegen alle Fürſten, namentlich gegen Preußens König. Es waren nur zweie, die vor das Geſchwornengericht geſtellt und zu einigen Wochen Gefängnißſtrafe verurtheilt wurden.

Wenn ich das Geld hätte, welches beide Verſuche mit dem Friedens- und Geſchwornengerichte gekoſtet haben!

Bekanntlich war das erſte Reichsparlament nicht aus einer geſetzlichen Wahl hervorgegangen, ſondern beſtand aus freiwillig nach Frankfurt a. M. gegangenen Mitgliedern. Zwei derſelben aus Dresden waren der Advocat Blöde und der Stenograph Wigard, welche im Parlament auf der äußerſten Linken ſtanden. Als dieſe freiwillige Verſammlung einer geſetzlichen Platz machte, kehrten B. und W. nach Dresden zurück, wo ſie in einer Sitzung der Stadtverordneten Rechenſchaft von ihrem Wirken im Parlament ablegten. Sie hoben als etwas Rühmliches hervor, daß, als ſie mit ihren Anträgen in der Paulskirche zu Frankfurt in der Minorität geblieben waren, ſie mit ihren Anhängern in auffälliger Weiſe die Verſammlung verlaſſen und hierdurch auch auf das anweſende Publikum inſofern eingewirkt hätten, daß ihnen die Turner unter lautem Geräuſch nachgefolgt wären. Ein ſolches Verfahren konnte ich nicht billigen, denn was ſoll aus einer gemeinſamen Berathung werden, wenn die Minderzahl Recht behalten und ſich den Beſchlüſſen der Mehrzahl nicht unterwerfen will? Ich gedachte hierbei meiner Knabenjahre, wo bei unſern Spielen der eine oder andere Theilnehmer mit den Vorſchlägen der Mehrzahl nicht einverſtanden war, deshalb maulte oder wohl gar unwillig ausrief: „Ich thu' nicht mehr mit — gehe heim — ſag's meinem Vater.“ Zwar ſchloß ich mich dem, den beiden Parlamentsgliedern ausgeſprochenen Danke an, die aus eigenen Mitteln die Koſten ihrer Vertretung im Parlamente getragen hatten, tadelte aber zugleich, daß man auch dort noch dem Zopfthume gehuldigt, die koſtbare Zeit mit unnützen Wortkriegen, mit Streiten über die Permanenz der Verſammlung (ein dem Volke unverſtändliches Wort), über den Wegfall der von den Fürſten gebrauchten Redeweiſe: „Von Gottes Gnaden“ und ähnlichen Dingen vergeudet und darüber die Hauptſache abſeits geſchoben habe. Daß ich durch meinen Freimuth mir nicht die Gunſt der Demokratenpartei erwarb, verſteht ſich von ſelbſt.

Dresden beſitzt eine Kinderbeſſerungsanſtalt, deren Unterhaltung anſehnliche Summen koſtet und gleichwohl zu jener Zeit ſo wenig nützte

wie jedes Zuchthaus, aus welchem bekanntlich die Sträflinge gewitzigter und verderbter wieder herauszukommen pflegen. Die Urſache dieſer betrübenden Erſcheinung liegt in dem ſteten Beiſammenſein vieler ſchlechter Menſchen, die auch bei der ſtrengſten Beaufſichtigung an gegenſeitigen Mittheilungen und Verführungen nicht zu behindern ſind. Daſſelbe gilt auch von unſrer Kinderbeſſerungsanſtalt, in welcher unter andern jugendlichen Sündern z. B. auch Mädchen von 9 bis 13 Jahren ſich befinden, die bereits aus der Proſtitution ein Gewerbe gemacht haben und von der Syphilis angeſteckt geweſen ſind. Dieſe wohnen und leben mit den Knaben in demſelben Hauſe, beſuchen gemeinſchaftlich die Lehrſtunden und kommen auch ſonſt mit einander in öftere Berührung. Der Inſpector der Anſtalt, welcher zugleich der Lehrer iſt, kann nicht unaufhörlich ſeine Pflegebefohlenen im Auge behalten, ſondern muß ſie der Obhut des Aufſehers überlaſſen, und da derſelbe nicht immer von dem regſten Pflichtgefühle beſeelt iſt, ſo fehlt die Gelegenheit zur Verſündigung den Sträflingen nicht. Ich war einſt Augenzeuge davon, als ich bei der Anſtalt vorüberging, daß ein Mädchen auf dem Schooße eines Knaben ſaß, der ſeinen Platz auf dem Fenſterbrete genommen hatte. Ein andermal fand ich die Knaben und Mädchen beiſammen im Lehrzimmer, doch nicht den Inſpector und Lehrer darin, der in ſeine Wohnung hinaufgegangen war. Zwar ſtand die in das Arbeitszimmer führende Thür offen, allein der hier befindliche Aufſeher kramte in dem Arbeitsmaterial herum und beobachtete nicht die ſich ſelbſt überlaſſenen Sträflinge. Ein drittesmal begegneten mir die aus den Lehrſtunden entlaſſenen Knaben und Mädchen durcheinander auf der Treppe der Anſtalt, ohne daß ſie hierbei irgend wie beaufſichtigt wurden, welche Unzuläſſigkeit dem Beamtenperſonal gar nicht auffiel. Außer dieſen meinen Wahrnehmungen ſprachen noch andere Erfahrungen von dem geringen Nutzen dieſer koſtſpieligen Anſtalt. Wenn z. B. diejenigen meiner Schüler, welche wegen fortgeſetzten Schulhintergehens, kleiner Diebereien u. ſ. w. für einige Zeit in die Kinderbeſſerungsanſtalt verſetzt worden waren, aus derſelben zurückkehrten und von mir befragt wurden, wie es ihnen in jener ergangen ſei, ſo lautete in der Regel die munter oder lachend gegebene Antwort: „Es war dort recht hübſch.“

In der That hatten es die jungen Sträflinge beſſer wie daheim. Sie erhielten reichliche und gut bereitete Koſt, wöchentlich zweimal Fleiſchſpeiſe, hatten warme, weiche Lagerſtätten, eine geſunde Wohnung, einen großen Garten zur Benutzung, hinlängliche Kleidung u. ſ. w. Man bereitete ihnen eine reichliche Weihnachtsbeſcheerung, zuweilen ein Vogelabſchießen und dergleichen, ja der damalige Inſpector hatte ſogar von der Leipzig-Dresdener Eiſenbahndirection das Zugeſtändniß erbeten und erhalten, mit ſeinen Zöchtlingen eine koſtenfreie Luſtfahrt nach Leipzig unternehmen zu dürfen. Wenn man aber meint, daß ſolche Güte zur Beſſerung leite, ſo widerſpricht dem die Erfahrung. Manche von den entlaſſenen jugendlichen Sträflingen ſündigten vom Neuen in der Abſicht, wieder in jene Anſtalt verſetzt zu werden, wo es ihnen ſo gut, wie nicht bei ihren Aeltern, ergangen war.

Als nun einſt in der Stadtverordnetenſitzung die koſtſpielige Unterhaltung der Kinderbeſſerungsanſtalt und deren geringer Nutzen beſprochen wurde, theilte ich auch meine Erfahrungen hierüber mit und die Folge davon war, daß mich der Vorſtand erſuchte, jene zu Papier zu bringen und dem Collegium zu unterbreiten. Dieſes beantragte hierauf bei dem Stadtrathe eine Reorganiſation der Kinderbeſſerungsanſtalt und wurde deshalb eine gemiſchte Deputation niedergeſetzt, zu welcher von dem Stadtverordneten-Collegium der Advocat Blöde und ich erwählt wurden. In den fleißig wiederholten Deputationsſitzungen wurde, wie immer, viel hin und her geſprochen und geſchrieben, um abermals das Sprüchwort von den kreiſenden Bergen zur Geltung zu bringen. Ich aber hatte durch meine offene Ausſprache auf's Neue mir die Unzufriedenheit meines Chefs zugezogen, der durch die günſtigen Berichte des Inſpectors der Kinderbeſſerungsanſtalt (das Papier iſt ja geduldig!) ganz andere und beſſere Meinung von derſelben gefaßt hatte als ich.

In einer dritten Angelegenheit mußte ich als Stadtverordneter dem Rathskollegium, meiner Behörde, entgegen treten. Daſſelbe hatte endlich auf die dringend wiederholten Geſuche der öffentlichen Lehrer der Volksſchule beſchloſſen, die Summe von 800 Thlrn. jährlich nach dem

Dienstalter unter die Lehrer auszutheilen, beantragte aber zugleich bei den Stadtverordneten, daß die Ertheilung dieser Alterszulage dem Ermessen des Stadtraths anheimgegeben werde. Ein einziges Stadtrathsmitglied hatte gegen diesen Zusatz protestirt und ich stimmte ihm bei. Die Redlichkeit des damaligen Stadtrathskollegium gar nicht in Zweifel ziehend, stellte ich vor, wie durch jenen Zusatz die Willkür möglich und die gute Absicht der beantragten Zulage in Frage gestellt werden könne. Ich bemerkte, wie leicht ein Lehrer in disciplinarische Untersuchung gerathen und dann an der Theilnahme an jener Unterstützung ausgeschlossen werden dürfte. Mir schwebte hierbei das Beispiel eines früheren Lehrers an meiner Schule vor, der, jetzt an eine andere Schule versetzt, ein widerspenstiſches Schulmädchen dermaßen gezüchtigt hatte, daß die, wiewohl unschädlichen Spuren davon auf dem Rücken der Gezüchtigten zu sehen waren. So etwas kommt in den unteren Volksschulen nicht ganz selten vor und eben so selten kräht ein Hahn darüber. Aber hier wollte es des fraglichen Lehrers böses Geschick, daß die Mutter jenes Mädchens Wäscherin bei unserm Chef war, die demselben den Rücken ihres Kindes zeigte und auf die Bestrafung des Lehrers drang. Diese wurde von jenem dadurch vollzogen, daß der arme Lehrer bei der nächsten Aufrückung nach dem Dienstalter übergangen wurde und hierdurch für seine ganze Dienstzeit im Nachtheil blieb.

Bei den später gesetzlichen Wahlen für das von Deutschlands Fürsten anerkannte Reichsparlament war ich Wahlmann und ist dieser Wahlactus für mich unvergeßlich worden. Sie fand in dem Saale meines Geburtshauses, der polnischen Bierbrauerei, statt. Als erster, von der Demokratenpartei Erkorener, trat Advocat Blöde auf, während die gemäßigtere den Stadtrath Hensel in Kamenz begünstigte. Zu letzteren gehörte der Appellationsgerichtssecretair F., welcher eine Vorbesprechung veranstaltete und auch mich zu derselben einlud. Wir kamen im Hotel zum Kronprinz zusammen und fand ich unter Anderen den damaligen Kriegsminister, Generallieutnant von Buttlar und — den Feldwebel M. von der Artillerie vor. Dieser war der feurigste Demokrat und Blöde's warmer Anhänger, was F. zu spät bemerkte. Mit M.'s Ausnahme vereinigten wir uns dahin, nicht Blöde'n, sondern Hensel'n unsere

Stimmen zu geben, die letzterem auch von den ländlichen Wahlmännern zugesichert worden war. Nur durch diese hofften wir die dresdener, für Blöde eingenommenen Wähler überstimmen zu können. Der öffentlichen Wahlhandlung ging eine Besprechung vorher, in welcher mehrere Redner für und gegen Blöde auftraten. Die Reihe der ersteren eröffnete von Trützschler, damaliger Assessor der königlich sächsischen Landesregierung, welcher bekanntlich ein Jahr später in Mannheim, wo er Volkscommissar war, standrechtlich von den Preußen erschossen wurde. Noch sehe ich im Geiste den langen Mann mit der römischen Nase, den feuersprühenden dunkeln Augen, eine östreichische Mütze auf dem Haupte und ein dünnes Rohr in der Hand, das er während seiner Lobrede auf Blöde wiederholt krumm bog, vor mir stehen. Natürlich daß seine Worte von dem auf der Tribüne versammelten Volke mit donnerndem Beifall begleitet wurden. Man erzählte sich, daß B. so gewiß auf seine Erwählung gerechnet, daß er bereits seinen Koffer gepackt und für seine Wähler und Freunde einen Abendschmaus vorbereitet hatte. Es gehörte bei der Volksstimmung gewiß recht männlicher Muth dazu, gegen Blöde's Wahl zu sprechen. Dennoch geschah es von zwei Rednern. Der Eine war obengedachter F. und der andere ein Freund Blöde's, der damalige Stadtrath auf Zeit und Advocat L. Beide sprachen ruhig, gut und Blöde's Verdienst anerkennend, aber dennoch gegen dessen Erwählung, und den Stadtrath Hensel empfehlend. Wenn auch ihrer Ansprache kein Beifallszeichen nachfolgte, so verhielt sich doch zu meiner Freude die Zuhörerschaft ruhig. Zuletzt trat noch der Feldwebel M. mit seiner Jungfernrede auf. „Ich freue mich —" hob er unter seinem rothen Schnurrbarte hervor an — „daß ich, nicht mehr geknechtet, als freier deutscher Mann hier stehen und endlich einmal meine innere Ueberzeugung offen aussprechen darf. Wir wollen jetzt eine Wahl vornehmen, welche nicht bloß diese Stadt, nicht allein Sachsen, sondern das ganze Deutschland angeht. Darum nehme man die Wahl nicht in einem beengten Saale, sondern auf dem freien Marktplatze vor, damit alles Volk Augen- und Ohrenzeuge werde. Ich habe gesprochen."

Dieses Schlußwort war damals bei den öffentlich auftretenden

Rednern ein ſtehendes und der einfältigen Phraſe ähnlich, wenn man zu einem Andern ſagt: „Sie haben genieſet.“

Die Verſammlung war ſo vernünftig, daß ſie auf den Vorſchlag des ſoldatiſchen Sprechers nicht einging, ſondern die Wahl gleich in demſelben Saale vornahm, wo keinerlei Störungen wie auf dem Marktplatze, vorkommen konnten. Bei Verleſung der ausgefüllten Wahlzettel gab das anweſende Volk bei den Namen erwählter Ariſtokraten ſein Mißfallen durch höhniſches Gelächter und Geſchrei kund. Anfänglich ſchien Blöde den Sieg davon zu tragen; allein ſpäter erhielt Henſel die Stimmenmehrheit und B. wurde nur zu deſſen Stellvertreter erwählt.

Schon lange hatte man bittere und gerechte Klagen über den Zuſtand des Dresdner Gymnaſium, über die Kreuzſchule, geführt, deren Lehrzimmer beengt, unzureichend, finſter, eines gelehrten Inſtituts unwürdig und die Kurzſichtigkeit befördernd waren. Endlich ſahen ſich der Stadtrath und das Stadtverordneten-Kollegium bewogen, die Kreuzſchule einer längſt gewünſchten Reorganiſation zu unterwerfen. Eine hierzu niedergeſetzte gemiſchte Deputation hielt lange Zeit hindurch wiederholte Berathungen und das Ergebniß war abermals die Maus aus den kreiſenden Bergen! Daſſelbe beſtand in folgenden, dem Stadtverordneten-Kollezium vorgelegten, durch den Schulvorſtand eröffneten Abänderungen. Die ſchwerſten und gerechteſten Klagen über die finſtern, unzureichenden Lehrzimmer ſollten durch einen lichten Maueranſtrich, durch zweckmäßigere Stellung der Subſellien und durch Anſchaffung einiger Lampen beſeitigt, die Lehrerbeſoldungen fixirt und nicht mehr durch die Erträgniſſe der Schulgelder, ſondern aus der Stadtkaſſe beſtritten und an die Stelle des alten, verdienten Rectors G. ein neuer erwählt werden. Dieſe letzte Beſtimmung war des Pudels eigentlicher Kern. Einer der unteren und neueren Lehrer an der Kreuzſchule war der bekannte Dr. Köchly, ein tüchtiger Philolog und Redner, der gar zu gern die Recorſtelle erlangt hätte. Darum wurde er, obgleich nebenbei Lehrer bei den Kindern des Prinzen Johann, Demokrat, freiſinniger Volksredner und Volksſchriftſteller, Stadtverordneter, der mit Feuereifer die Reorganiſation der Kreuzſchule betrieben hatte und bei der

deshalb niedergesetzten Deputation zum Mitglied erwählt worden war. In der Stadtverordneten-Sitzung, wo mein Chef den Bericht jener Deputation vortrug, sprach ich zunächst meine Verwunderung darüber aus, daß man die früher aufgetauchte Frage: ob es nicht zweckmäßiger sei, die Kreuzschule sammt deren Reorganisation an den Staat abzutreten, gänzlich bei Seite geschoben habe? Sodann legte ich die Gründe dar, aus welchen die sich bisher fast ganz allein erhaltende Kreuzschule in Zukunft bedeutende Zuschüsse aus der Stadtkasse erfordern würde, und beantragte schließlich, vor allen anderen Fragen die der Abgabe an den Staat zu berathen. Mein Antrag fand reichliche Unterstützung, wurde aber hierauf von der fest zusammenhaltenden, das große Wort führenden Demokratenpartei in's Lächerliche gezogen und dann fast einstimmig abgeworfen. Meine Vorhersagung traf buchstäblich ein. Die Kreuzschule erforderte schon im ersten Jahre nach ihrer Reorganisation einen städtischen Zuschuß von 4000 Thlrn. und mir ward später die stille Genugthuung, daß der Oberbürgermeister P. selbst die Abgabe der Kreuzschule in Vorschlag brachte, als es freilich damit zu spät war. Die demokratische Partei wirkte unermüdlich und mit Erfolg dahin, ihre Anhänger in die Ständekammern, in höhere Staatsämter, in das Stadtraths- und Stadtverordneten-Kollegium, in die Lehrämter der Hochschule, Gymnasien u. s. w. zu bringen. Bei der Kreuzschule glückte ihre Bemühung aber dießmal nicht, indem der Stadtrath nicht Dr. Köchly, sondern Dr. Klee zum Rector an die Stelle des pensionirten G. erwählte. Als der Stadtrath seine getroffene Wahl dem Stadtverordneten-Kollegium mittheilte, Köchly's Verdienste dabei würdigte und deshalb seine Besoldung von 650 Thlrn. bis auf 800 erhöhte, jedoch die von ihm nachgesuchte Rectorstelle ihm zu ertheilen nicht für räthlich erachtete, zeigte sich Köchly, unklug genug, in seinem wahren Lichte. Mit Zorn und großer Hitze wies er die ihm zuerkannte Besoldungszulage schnöde zurück, ergoß sich in Schmähungen über das angeblich ihn anfeindende Lehrerkollegium der Kreuzschule und erklärte, ganz von derselben abgehen zu wollen.

„Die Republik wäre schon ganz gut —" sagt eine wahre Stimme — „wenn wir nur erst echte Republikaner hätten," das heißt:

Männer, welche dem Gemeinwohle ihr eigenes nachsetzen. Die Freiheit wird nicht selten erst durch unreine Hände erfaßt und kann es auch nicht anders sein, weil der Kampf gegen Tyrannei und Willkür mit großer Gefahr verknüpft ist. Daher waren die Vorkämpfer der Freiheit meistens Männer, die nichts mehr zu verlieren hatten, die mit ihrem verzweifelten Schicksale va banque machten. So sah man bei den letzten Aufständen in deren Urhebern ehrgeizige Staatsbeamte, die, wie der französische Soldat den Marschallsstab im Tornister, die Ministerwürde im Kopfe trugen, hoch strebende oder gar betrügerische Advocaten, (wie z. B. Marschall von Biberstein) bankerote Buchhändler, verdorbene Professionisten und leider auch einige Geistliche und kärglich besoldete Volksschullehrer. Daß die Regierung für letztere nicht väterlicher gesorgt und sie nicht selten dem bittersten Mangel überlassen hatte, trug zu jener Zeit seine bittern Früchte.

Eine aus Leipzig in Dresden angekommene Deputation von Kaufleuten, Buchhändlern u. A. beantragte persönlich bei dem Könige die Verabschiedung seiner Minister, welche angeblich das Land übel regieren sollten und den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen beigestimmt hätten. Der gute König vergoß Thränen über diese Zumuthung, lobte das bisherige Wirken seiner Minister und beschied die Petenten abfällig. Als aber jene in fast allen öffentlichen Blättern fortdauernd sich geschmäht sahen und ihre Wirksamkeit als Sachsens größtes Unglück verschrieen wurde, dankten sie freiwillig ab. Auf den Rath des mit Recht belobten, vormaligen Ministers von Lindenau erwählte der König ein volksthümliches Ministerium. Ein Advocat B. wurde Ministerpräsident und erhielt das Justizministerium, ein Stadtrath aus Zwickau das Ministerium des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten, ein leipziger Professor das des Cultus und öffentlichen Unterrichts und ein Kaufmann das der Finanzen. Letzterer hatte sich auf dem Landtage gerühmt, mit ein paar Dutzend Commis das ganze, kostspielige Heer der Finanzbeamten zu ersetzen.

Es wurde ein neues Wahlgesetz erlassen, das jedem mündigen und unbescholtenen Mann das Stimmrecht bei der Neuwahl der aufgelösten Ständekammer zugestand. Nun begannen Wahlumtriebe der mannig-

ſachſten Weiſe. Man ſah z. B. einen ehemaligen Gardeofficier, der aus einem ſtolzen Ariſtokraten plötzlich ein eifriger Demokrat geworden war, weil man ihn nicht, wie er ſich geſchmeichelt, zum Erzieher der Prinzen ernannt hatte, in Dresdens nächſten Dörfern von Hütte zu Hütte wandern, deren niederen Bewohnern ſüße Worte ſpenden und ſie um ihre Stimmen bitten. Daſſelbe machten Advocaten u. ſ. w. Ein reicher Demokrat erkaufte und bezahlte die Stimmen für ſeinen begünſtigten Wahlkandidaten mit je 5 bis 7½ Sgr. Die Stimmen der gemeinen Soldaten zu gewinnen, verſprach man ihren täglichen Sold von 2 bis auf 5 Sgr. zu erhöhen. Ein Lehrer in der Stadt Hainichen verſprach ſeinen Wählern, unbemittelten Webern, Befreiung von der Bezahlung des Schulgeldes und ein andrer in Schönhaide den armen Häuslern wöchentlich ein Gericht Schwarzfleiſch mit Klöſen u. ſ. w. Freilich ſagten dieſe Volksfreunde nicht, woher der Staat, dem künftighin alle dieſe Ausgaben aufgebürdet werden ſollten, das Geld dazu hernehmen dürfe.

Inzwiſchen wurden die Volkserhebungen in Berlin und Wien durch die Gewalt der Waffen niedergeworfen, wobei Robert Blum ſeinen Tod durch ein kriegsgerichtliches Urtheil fand.

Auf die Nachricht hiervon wurde in der Sitzung der Stadtverordneten, die ſich von ihrem eigentlichen Zwecke gänzlich entfernt und zu einem rein politiſchen Vereine umgeſtaltet hatten, der Antrag geſtellt, daß der ſächſiſche Geſandte in Wien, weil er nichts zu Robert Blum's Rettung gethan, nach Dresden zurückberufen und hier zur ſtrengſten Verantwortung gezogen würde. Früher ſchon war von der demokratiſchen Partei im Kollegium der Antrag auf die Entfernung der ehemaligen Miniſter geſtellt, jedoch abgelehnt worden. Damit dem jetzigen Antrage nicht Gleiches widerfahre, ſchlugen die Demokraten vor, die Verhandlung und Abſtimmung wegen des Geſandten öffentlich und zwar — in der Frauenkirche — vorzunehmen. Hierdurch gedachte man die Nichtdemokraten mittelſt der anweſenden Volksmenge einzuſchüchtern und zur Zuſtimmung zu bewegen. Zwei eifrige Demokraten begaben ſich ſofort aus der Verſammlung zum Superintendent, um von ihm die Erlaubniß zur Benutzung der Kirche einzuholen, die vor-

ausſichtlich dann durch die Ausbrüche einer tobenden Volksmenge entweiht worden wäre. Aber Dr. Heymann war Mann's genug, dieſes Geſuch abzuſchlagen, daher die Verhandlung in dem Sitzungsſaale fortgeſetzt wurde. In derſelben ſagte ich: „Lebhaft beklage ich mit Ihnen Robert Blums blutiges Ende. Allein auf der andern Seite kann ich, als ein Lehrer des Wortes, das die Verſöhnung predigt, die Rede nicht billigen, welche Robert Blum in der Aula zu Wien gehalten und worin er offenen, blutigen Aufruhr gegen die Regierung gepredigt hat.“ Ich lebe des Glaubens, daß, wer Blut ſäet, auch Blut ärndtet. Auch lehrt die Geſchichte und namentlich die Zerſtörung Jeruſalems, daß gewaltſame, blutige Empörungen ſelten oder nie mit einem ſegensreichen Erfolge gekrönt worden ſind. Wir beſitzen jetzt ein Angriffs- und Vertheidigungsmittel, das langſamer aber ſichrer wirkt als tödtliche Waffen: die Preſſe! die Feder! die Buchdruckerkunſt!

Meine aufrichtigen Worte riefen einen Sturm gegen mich hervor. Nicht ſprechend, nein ſchreiend ſchleuderte Dr. Köchly mir ſeine tadelsvolle Erwiderung zu und ich galt von Stund' an als der ärgſte Reactionair. So achtet die freiheitsdürſtende Demokratie das audiatur et altera pars!

Der Antrag auf des Geſandten Zurückberufung und Verurtheilung wurde ohne Widerſpruch angenommen, natürlich aber von der Regierung nicht ausgeführt.

Die bekannteſten Rädelsführer der auswärtigen und niedergeworfenen Aufſtände ſuchten und fanden in Dresden ein Aſyl, das ſie, trotz allen Reclamationen der auswärtigen Mächte, dem Schutze des neuen Miniſters des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten verdankten. Jene vergalten die ihnen bewieſene Gaſtfreundſchaft durch Wühlereien, Aufhetzen und Verdächtigen. Unter ihnen zeichneten ſich beſonders aus: der Ruſſe Bakunin, ein Wiener Barbier Schütte, der ſich Doctor nannte, und der preußiſche Schulmeiſter Meyerdorf. Ein dresdner Advocat ſtiftete einen Verein, welcher die Einführung der Republik bezweckte und ſeine Sitzungen öffentlich halten durfte. Er führte eine rothe, mit R bezeichnete Fahne, unter deren Vortragung er in benachbarte Städte wanderte, um dort Propaganda zu machen, ohne daß ihm

ein Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Die vorher zuweilen überſtrenge Regierung und die Polizei waren von einem Extrem zum andern übergegangen und ſchienen Studien oder Erfahrungen machen zu wollen. Dennoch war den Demokraten das jetzige Miniſterium noch nicht freiſinnig genug und alle Anzeichen waren vorhanden, daß auch Sachſen der Schauplatz blutiger Erhebungen werden dürfte. Aller Orten bildeten ſich bewaffnete Vereine, obgleich von außen kein feindlicher Angriff zu befürchten war. Der Turnverein in Dresden forderte öffentlich zu Geldbeiträgen auf, um ſeine Mitglieder mit Feuergewehren zu verſehen. An ſeiner Spitze ſtand ein Mann, Munde, der erſt ſächſiſcher Huſar geweſen, mit Sattel und Zeug deſertirt, nach einem höchſt abenteuerlichen Leben amneſtirt worden und nach Sachſen zurückgekehrt war, Lehrbücher über die engliſche Sprache und die Waſſerheilmethode geſchrieben, die philoſophiſche Doctorwürde erworben und ſchließlich ſich zum Director der dresdner Handelsſchule emporgeſchwungen hatte. Auch in der Schriftſtellerei für die Jugend hatte er ſich verſucht und kam ich hierdurch zu ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft.

Es rückte das Ende des für meine Familie ſo trauervollen Jahres herbei. Die Wolken am politiſchen Himmel geſtalteten ſich immer drohender. Die erſt mit Jubel begrüßten, volksfreundlichen Miniſter dankten freiwillig ab, weil ſie den immer weiter greifenden Anforderungen einer demokratiſchen Ständekammer nicht Folge geben konnten. Einem neuen Miniſterium gelang es noch weniger, denen entgegen zu treten, welchen man erſt einen Finger und dann die ganze Hand gegeben hatte, die aber damit ſich nicht begnügten, ſondern den Arm, ja den ganzen Leib haben wollten. Gleichwie manche monarchiſche Regierung, hatte die Demokratenpartei aus der Geſchichte, und zwar der neueſten, nichts gelernt. Mußte es doch hirnlos erſcheinen, daß, nachdem die Volkserhebungen in Berlin, Wien, München, Prag niedergeworfen worden, das kleine, zwiſchen zwei Großſtaaten eingekeilte Sachſen jetzt noch im Geheim an einer Revolution arbeitete, die bekanntlich ihre eigenen Kinder zu verzehren pflegt. Dieſe Revolutionspartei ähnelte genau jenem Raben, der einen Adler ein Schaf rauben und durch die Lüfte davon tragen ſah und es ihm nachthun wollte, da-

bei mit den Fängen in der Wolle des von ihm auserkorenen Schafs hängen blieb, von dem Schäfer gehascht und mit verſtutzten Flügeln deſſen Kindern zum Spielen überlaſſen wurde.

Die demokratiſche Partei brachte es durch die Preſſe dahin, daß das Stadtverordneten-Kollegium aufgelöſt und durch Urwahlen neu hergeſtellt wurde, wodurch man die beabſichtigte Ausſcheidung aller gemäßigten oder reactionairen Mitglieder erreichte. Natürlich, daß auch ich dabei meinen Laufpaß erhielt. Bei dem gemeinſamen Abſchiedsſchmauſe bewies ſich die demokratiſche Partei auffällig ſtill und in einer düſtern Stimmung, während wir Andern deſto fröhlicher waren. Da es unbeſtritten ſehr kluge Köpfe unter jener gab, ſo läßt ſich annehmen, daß ihnen jetzt ſchon mancher Zweifel an dem Gelingen der vorbereiteten Revolution beikommen mochte. Allein ſie waren jedenfalls ſchon zu weit vorgegangen, um zurücktreten zu können, und ſo ſetzten ſie ihr Loos auf eine einzige Karte, der Regierung va banque zurufend.

42. Der Aufruhr und ſeine Folgen.

Drei Kriege hatte ich erlebt und deren Schreckniſſe, namentlich in dem letzten, kennen gelernt. Doch waren ſie nichts gegen den Aufruhr und Bürgerkrieg in den wenigen Maitagen des Jahres 1849, an deren blutigen Opfern die Regierung einen großen, ja den allergrößten Theil der Schuld trug. Denn ſie rührte keine Hand, keinen Finger, um die Empörung im erſten Keime zu erſticken. Entſprang dieſe ſtrafbare Unthätigkeit aus Schuldbewußtſein, aus Feigheit oder aus der Abſicht, die demokratiſche Partei mit Einem Schlage niederzuſchmettern?

Gegen den Grundſatz: principiis obsta, ließ man es ruhig geſchehen, daß einige Männer aus der Volksheſe die Pflaſterſteine herauswühlten und Barrikaden zu errichten begannen. Wenige Soldaten hätten hingereicht, dieſe Leute zu verjagen, indem man ihnen hinter die Ohren ſchlug. Rath-, plan- und thatlos durchritten lange Reihen von Kavalleriſten die Straßen oder hielten unbeweglich auf den Marktplätzen. Auch nicht Ein Verſuch wurde gemacht, dem Aufbauen von Barrikaden Einhalt zu thun. Hierdurch irre geführt, betrachtete das Volk dieſes Aufbauen als einen Spaß, der ſich zur allgemeinen Zufriedenheit

endigen würde. Darum arbeiteten Männer, Frauen, Kinder, Pöbel und Bürger, ja ſelbſt höhere Staatsbeamte an dieſen Straßenverſchanzungen. Tauſende der Einwohner aus allen Ständen ſahen dieſem neuen Schauſpiele zu und überkletterten lachend die bunt durcheinander aufgethürmten Hinderniſſe. Man gab ſich der gewiſſen Hoffnung hin, daß der ganze Spuk in eben der friedlichen Weiſe ſich auflöſen würde, wie in der Stadt Altenburg, wo der Herzog nach dem Errichten von Barrikaden nachgegeben hatte. Als Vorwand dieſer offenen Empörung gaben die Demokraten die Ablehnung des Königs an, die von dem Parlamente in Frankfurt entworfene Reichsverfaſſung mit ihren Grundrechten anzuerkennen. Daß dieſer Vorwand ein erdichteter war und die Demokratie viel weiter gehende Pläne verfolgte, erſah man ſpäter an dem Aufſtande in Baden, wo der Großherzog die Reichsverfaſſung angenommen hatte.

Bevor noch der Aufruhr ſeine blutige Fahne erhob, ſtockten ſchon, aus banger Furcht vor demſelben, Handel und Gewerbe. Der Credit war geſunken und kein Menſch traute dem andern, weil niemand ſeine wahre Geſinnung zu äußern wagte. Ein unberechenbarer Schaden entſprang aus dieſem peinvollen Zuſtande, in welchem furchtſame Gemüther bereits den Anfang zu den ſchrecklichen Scenen erblickten, wie ſie die erſte franzöſiſche Revolution geboren hatte.

Das Trauerſpiel begann durch einen Angriff des Volks auf das Zeughaus. Ein einziger Kartätſchenſchuß reichte hin, die anſtürmende Volksmenge in alle Winde zu zerſtreuen. Der König entwich mit ſeiner Familie auf die Feſtung Königſtein und die Oberleiter der Regierung gaben auch nicht das kleinſte Zeichen des Lebens von ſich. Und ſo geſchah das Unerhörte, daß ſelbſt unter den Augen der Behörden in der von dem Militair beſetzten Neu- und Antonſtadt eine rebelliſche, proviſoriſche Regierung ihre Befehle gedruckt an alle Straßenecken anſchlagen laſſen durfte. Bekanntlich hatte die Demokratie den Zeitpunkt zum blutigen Aufſtande erwählt, wo der größere Theil der ſächſiſchen Armee in Schleswig-Holſtein ſich befand. Daher waren nur gegen 2000 Soldaten in Dresden vorhanden, die zum Theil ebenfalls von der Demokratie unterwühlt worden waren, ſo daß ſchon eine Reiter-

ſchwadron ihrem Rittmeiſter den Gehorſam verſagt hatte. Dennoch hatten ſich die Empörer verrechnet, indem ſie nicht die ſoldatiſche Disciplin, dieſen feſten Kitt der kriegeriſchen Maſſen, in Anſchlag gebracht hatten. Sobald die in ihrer Kaſerne conſignirt geweſenen Soldaten, wo ſie durch Lärmen, Singen republikaniſcher Lieder, durch ausgebrachte Lebehochs auf demokratiſche Perſönlichkeiten ihre Geſinnung offenbart hatten, in Reih' und Glied rückten, das Commando ihrer Officiere ertönte, ſo gehorchten ſie einmüthig deren Befehlen, wiederholten, hierzu aufgefordert, compagnieweiſe und mit donnernden Lauten den Treueſchwur und zogen unter Hurrahgeſchrei über die Elbbrücke in den blutigen Kampf gegen die ſogenannten Freiſchärler, die auf Befehl der proviſoriſchen Regierung aus allen Theilen des Landes nach Dresden geſtrömt waren. Selbſt die ſtets als Muſter von Treue gerühmten Bergleute hatten ihr Contingent geſtellt und einen Stollen unter das königliche Schloß zu graben begonnen, um das Wohnhaus ihres gütigen Landesherrn mit Pulver in die Luft zu ſprengen. Richard Wagner, ein bisher obſcurer Name, war von dem König zum Hofkapellmeiſter ernannt worden und durch die hier zuerſt erfolgte Aufführung ſeiner Oper Rienzi zu hohen Ehren gelangt. Der König hatte ferner Wagner's Schulden bezahlt und dieſer dafür eine Lobhymne componirt, mit welcher der König bei ſeiner Rückkehr aus England feierlich begrüßt wurde. Wagner vergalt ſeinem Wohlthäter damit, daß er deſſen ärgſter Gegner und ein Haupt der Demokraten wurde, welche die Einführung der Republik bezweckten. Der königliche Muſikdirector Röckel, welcher mit ſeinem Gehalt von 500 Thlrn. nicht auskam und darum die Henne ſchlachtete, die ihm alle Tage ein goldenes Ei legte, fertigte die Pechkränze, welche des Königs Schloß in Brand ſtecken ſollten, und durchſchlug mit einer rohen Arbeiterbande die Zwiſchenmauern der Bürgerhäuſer, um in derſelben den Freiſchärlern eine Verbindung zu eröffnen. Der Hofbaumeiſter Semper, welcher früher gegen mich ganz unverhohlen ſeine Unzufriedenheit ausgeſprochen hatte, daß er von dem Könige nicht reich genug belohnt worden ſei, hatte bei dem Aufbau der Barrikaden mit ſeinen baumeiſterlichen Erfahrungen geholfen. Semper war für den gefertigten Riß zum neuen Schauſpielhauſe vom König

mit 2000 Thlrn., mit dem Ritterkreuz und zwei alltäglich gültigen Freibillets für's Parquet belohnt worden und solches dem Baumeister nicht genug. Der Erbauer der sächsisch-schlesischen Eisenbahn K. half ebenfalls bei dem Barrikadenbau, weil er nicht, wie der Erbauer der leipzig-dresdner Eisenbahn, den Ritterorden bekommen hatte. Richard Wagner und Semper sind in ihrer Kunst berühmte Männer, allein in den Augen der Rechtschaffenen schwärzt der Undank selbst den hellsten Glanz. Die Sängerin Schröder-Devrient, welche nach ihrem Abgange von der Bühne einen Gnadengehalt von 1000 Thlrn. vom Könige bezog, forderte schreiend aus einem Fenster eines am Altmarkt gelegenen Hauses das Volk zur blutigen Rache gegen den König und die Regierung auf, weil durch den Kartätschenschuß gegen die Zeughausstürmer mehrere derselben getödtet und verwundet worden waren. Der großmüthige Monarch zahlte demohnerachtet die Pension fort und schlug auch den gegen die Sängerin von der Polizei erhobenen Prozeß nieder. Ich könnte noch mehrere Persönlichkeiten nennen, welche sich damals unter den Aufständischen besonders bemerkbar machten, gedenke aber nur noch des Russen Bakunin, welcher gleichsam den Reisenden in Sachen der Volksempörung machte. Bakunin warf sich zum Dictator Dresdens auf, der selbst der provisorischen Regierung Befehle ertheilte. Mit zwei geladenen Pistolen im Gürtel hielt er sich in den Räumen des Rathhauses auf, ordnete an und drohte jeden zu erschießen, der sich ihm ungehorsam erweisen würde. In einem Raume des rathhäuslichen Erdgeschosses lagerten mehrere Centner erbeuteten Schießpulvers, aus welchen einige gefangen genommene Soldaten scharfe Patronen anfertigen mußten. Dabei gingen die Freiheitkämpfer mit brennenden Cigarren ab und zu!

Fünf Tage und Nächte währte der blutige Kampf in den Straßen und Häusern. Er war eine traurige Wiederholung des Bauernkriegs und der Schlacht bei Heldrungen, wo der An- und Verführer, Thomas Münzer, in Zeiten ausknipp und die armen, irre geleiteten Bauern mit ihrem Leben die Zeche bezahlten. Dort blieben zu jener Zeit über 5000 Bauern auf der Wahlstatt, hier nur über 300 Verführte. Nach jenen fünf Schreckenstagen, wo das Kanonen- und Flintenfeuer, das

Sturmläuten und das Wuthgeſchrei aus dem Innern der Stadt bis in unſere Vorſtadt drangen und wir die Feuerſäule der von den Empörern in Brand geſteckten Häuſer gen Himmel aufflammen ſahen, füllten ſich Dresdens Straßen und Plätze mit vielen Tauſenden Neugieriger, welche aus dem ganzen Lande herbeigeſtrömt waren, um den Greuel der Verwüſtung und die Spuren des vergoſſenen Blutes anzuſehen. Wie Thomas Münzer hatten auch die geſammten Rädelsführer in Zeiten das Weite geſucht und waren bis auf drei, die in Chemnitz feſtgenommen wurden, entronnen. Zu jenen dreien kam noch Röckel, der auf ſeiner Flucht ermattet in einem Straßengraben aufgefunden und gefangen wurde.

Welche Errungenſchaften, Freiheiten und Vortheile hatten wir dem Reichsparlamente und der Demokratie zu verdanken?

Aus einer eben ſo thörichten als grundloſen Furcht, daß Rußland den deutſchen Freiheitsbeſtrebungen mit den Waffen entgegen treten werde, hatte das Reichsparlament decretirt, daß von je 100 Einwohnern 3, anſtatt wie bisher 1 Mann, die Waffen tragen ſollten. Sachſens Militairmacht beſtand bis jetzt aus 12500 Mann und koſtete dem Lande ſo große Summen, daß die Landſtände wiederholt und mit Recht auf deren Verminderung angetragen hatten. Dieſe Anträge waren von der Regierung jedesmal mit dem Vorgeben abgelehnt worden, daß die eingegangenen Pflichten gegen den Bundestag dieſe Armeeſtärke bedingten und davon nicht abgegangen werden könne. Jetzt wurden wir durch den Parlamentsbeſchluß mit einer verdreifachten Laſt beglückt und derſelbe war der einzige von den zahlloſen Beſchlüſſen des Parlaments, der von den Fürſten mit Freuden angenommen wurde, weil dieſe in den Armeen die feſteſten Stützen ihrer Throne erblicken. Wenn auch nicht ganz vertreifacht, ſo wurde doch die ſächſiſche Armee mehr wie verdoppelt und uns dreifache Steuern auferlegt, die erſt nach Jahren etwas abgemindert wurden. Ueberdieß erhob nach den Ausſchreitungen der Demokratie die Reaction ihr Haupt und man ſuchte durch Maaßregeln der Strenge einer Wiederholung der Volkserhebungen vorzubeugen. So wurde z. B. das ſächſiſche Volksſchulgeſetz, das uns viele Bürden auflegt und dafür blutwenig Vortheile zuſichert, einer Reviſion

unterworfen, durch welche die Zügel gegen uns straffer angezogen wurden und die vielen Unschuldigen wegen einiger Schuldigen, die sich bei dem Aufstande betheiligten, leiden müssen. Ich werde später darauf zurückkommen. Ein Dresdner Volksschullehrer, der bei einem kärglichen Einkommen und einer starken Familie, wie ich, durch die Feder den nöthigen Unterhalt erwerben wollte, hatte unter andern ein Buch über die damaligen Zeitumstände geschrieben, in welchem eine Invective gegen die Fürsten vorkam, wie solche noch weit schlimmer unter dem erwähnten Volksministerium gedruckt und an die Straßenecken geschlagen worden waren, ohne daß gegen die Verfasser eine criminelle Anklage erhoben wurde. Solches geschah nach Besiegung des Aufruhrs gegen den fraglichen Lehrer, der außer der begangenen Unvorsichtigkeit ein sonst braver, unbescholtener Mann war. Er wurde von seinem Amte suspendirt und nach langem Prozeßverfahren schließlich zu einem halben Jahre Gefängnißstrafe verurtheilt. Das Justizministerium sah jedoch von der Ausführung dieses Urtheils ab und stellte das Weitere dem Cultusministerium anheim. Dasselbe entsetzte, trotz allen Fürbitten, den Lehrer seines Amtes, der hierdurch mit seiner Familie in die schrecklichste Lage gerieth. Der mitleidigere Stadtrath ertheilte dem Armen das Bürgerrecht, so wie die Concession zu einem Agenturgeschäft, dem der vormalige Lehrer mit solcher Gewissenhaftigkeit vorsteht, daß er bei hinlänglichem Einkommen über den Verlust seiner Lehrerstelle sich trösten kann. Weniger streng und nachträglich zeigte sich das Cultusministerium gegen den evangelischen Candidaten der Theologie B., welcher als solcher die freisinnigsten Schriften über die protestantische Kirche u. s. w. verfaßte und Prediger der durch Ronge sich gebildeten deutsch-katholischen Gemeinde in Dresden wurde. Nach einigen Jahren verfeindete er sich mit derselben, dankte ab, beichtete reumüthig bei dem damaligen Oberhofprediger Harleß, ging, zu Gnaden angenommen, von der größten Freisinnigkeit plötzlich zur starrsten Orthodoxie über und wurde dafür, nachdem er kurze Zeit als Lehrer in Zwickau gewirkt hatte, mit einer einträglichen Pfarrstelle belohnt, wo er auf der Kanzel viel vom Teufel predigt.

Besser als der erwähnte Agent kam ein andrer treuloser Volks-

ſchullehrer weg, der ſich in einem Gränzdorfe gerühmt hatte, in dem Maiaufſtande 34 Officiere mit eigener Hand erſchoſſen zu haben. Wegen dieſer Windbeutelei denuncirt, wurde auch er vom Amte ſuſpendirt und in eine lang andauernde Unterſuchung verflochten, nach deren Beendigung er wieder in ſein Amt eingeſetzt wurde, weil er erwieſenermaaßen nicht einmal einen Sperling erlegt gehabt.

Wenige Tage nach Beſiegung des Aufſtands traf ich mit einem ehrwürdigen Staatsbeamten und erleuchteten Chriſten zuſammen, welcher tief ergriffen zu mir ſagte: „Die Fürſten haben glücklich die Empörer beſiegt. Gebe Gott, daß ſie mit Weisheit, Milde und Gerechtigkeit ihren Sieg verfolgen und regieren! Wo nicht, ſo dürften ſie bei dem nächſten Aufſtande verloren ſein.“

Bedenklich iſt der Umſtand, daß die Revolutionen und Volkserhebungen in immer kürzeren Zeiträumen ſich wiederholen, daß bei dem letzten Aufſtande ſich nicht bloß das Proletariat, ſondern höhere Staatsbeamte, Richter, Magiſtratsperſonen, Adelige, wohlhabende Bürger und Leute aus allen Ständen betheiligten.

Hoffentlich erlebe ich das Schreckliche eines Volksaufſtandes nicht wieder.

42. Wie es zugeht!

Unſere dritte Tochter Wilhelmine verheirathete ſich im Jahre 1851 mit dem Lehrer D., welcher an der Stadtſchule zu Crimmitſchau angeſtellt war. Ich habe meinen Töchtern bei der Wahl eines Gatten niemals ein Hinderniß in den Weg gelegt, ſobald ihr Auserwählter ein rechtſchaffener, genügſamer Mann und im Stande war, eine Familie zu erhalten. Welchem Stande und Berufe mein künftiger Schwiegerſohn angehöre, war mir gleich. Weil wir unſern Ehestand bei ſehr beſchränktem Einkommen begonnen hatten, ſo ſchmeichelten wir uns, daß auch unſere Wilhelmine, deren Bräutigam 200 Thlr. feſten Gehalt und 100 Thlr. außerordentliche Zulage wegen Ausfüllung einer andern, einſtweilen nicht wieder beſetzten Lehrerſtelle erhielt, ihr Auskommen haben werde. Wir überſahen freilich, daß ſeit unſrer Ver-

heirathung alle Lebensbedürfnisse faſt um das Doppelte im Preiſe geſtiegen und die Anſprüche oder Bedürfniſſe nicht mehr die früheren einfachen waren. Wenn wir Aeltern uns mit alten, rohrgeflochtenen, weiß angeſtrichenen Stühlen und einem dergleichen Kanapee, mit weichhölzernen Schränken, mit alten ererbten Nußbaumkommoden und ſonſtiger, ähnlicher Ausſtattung, mit Einer Stube und Einer Kammer uns begnügten, auch keines Dienſtmädchens bedurften: ſo ſollte die Ausſtattung unſrer Töchter jetzt eine weit koſtbarere ſein, außer der Wohnſtube noch eine ſogenannte Putzſtube und ein Dienſtmädchen angeſchafft werden. Wie viel beſſer wäre es, wenn ein junges Ehepaar ſo klein anfinge wie wir, und wir die für eine theure Einrichtung verausgabten Geldſummen für vorkommende Nothfälle hätten aufſparen können! Mein neuer, zweiter Schwiegerſohn plagte ſich nach beendigtem Schulunterricht noch mit Privatſchülern herum, die in Crimmitſchau ein nur geringes Honorar zahlten. Außerdem war er Turnlehrer, der wöchentlich mehrmals abends in der erſten Stunde erſt, geiſtig und leiblich erſchöpft, frei war und heimkehrte. Nachdem unſere Wilhelmine ein Jahr verheirathet war, wurde die außerordentliche Zulage ihrem Manne entzogen, weil jene Lehrerſtelle beſetzt worden war. Das junge Ehepaar darbte und ſparte; namentlich rührte uns tief die Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher unſer Kind in verſchiedenen kleinen Beutelchen den Bedarf für die mancherlei Ausgaben bereit hielt und dabei einen kleinen Nothpfennig erübrigte. Die Geburt eines Söhnleins am 29. März 1852 vermehrte zwar das häusliche Glück des Paars, aber zugleich die Sorge für die Zukunft. Meine Frau war auf die Nachricht von der Niederkunft unſrer Tochter ſogleich nach Crimmitſchau geeilt, um die Wöchnerin zu pflegen. Das iſt ja in der Regel das Loos liebender Mütter! Aber die Briefe, welche meine Frau über das Befinden unſers Kindes an mich ſchrieb, lauteten immer beſorgter und endlich — es war am erſten Oſterfeiertage, den 11. April um die Mittagszeit — langte ein Hilferuf an, der mich an das Bett meiner ſchwer kranken, ſehnlich nach mir verlangenden Tochter rief. Im Geiſte ſah ich unſer Kind bereits mit dem Tode ringen und eilte, ohne erſt eine warme Hülle umzuwerfen, in meiner dünnen Feiertagskleidung

auf den Bahnhof, um mit dem ſchon nach wenig Minuten abgehenden Zuge fortzureiſen. Mit welchen Empfindungen ich in den Dampfwagen ſtieg! Mir war wie einem Verbrecher zu Muthe, der dem Schaffot entgegen geht. In Crimmitſchau erwartete mich unſer Schwiegerſohn im Bahnhofe. Seine zerſtörten Mienen ſagten mir ſchon die Beſtätigung meiner Befürchtung, wenn dieß nicht ſein wiederholter Schmerzensruf: Armer Vater! armer Vater! gethan hätte. Unſere Tochter war am Früheſten des Oſtermorgens, wo der Jubelruf der erlöſten Chriſtenheit „Chriſtus iſt erſtanden“ die dunkle Nacht durchhallt, am Kindbettfieber geſtorben. Leben gebend, hatte ſie das ihrige gelaſſen! Die telegraphiſche Depeſche von ihrem Tode war erſt eine Viertelſtunde nach meiner Abreiſe in meiner Behauſung abgegeben worden. Ich fand unſer geliebtes Kind ſchon in einem Behältniß des Sterbegewölbes, im Sarge aufgebahrt und denſelben in einem roh gezimmerten Kaſten ſtehen, weil die theure Leiche nach Dresden in das Grab ihrer vorangegangenen Geſchwiſter verſetzt werden ſollte. Als meine Thränen reichlich auf die theure Entſchlafene niederträufelten, unterſagte mir ſolches die anweſende Heimbürgin, weil ich hierdurch der Todten die Ruhe raube! Die Taufe des kleinen, mutterlos gewordenen Kindes wurde noch am Spätabende meiner Ankunft vollzogen. Gott, welch' eine Taufe!

Am andern Morgen erweckten mich nach einer ſchrecklichen Nacht die laut tönenden Schläge eines Hammers unter mir. Ach, man nagelte den Kaſten zu, der die irdiſche Hülle unſers geliebten Kindes umſchloß. Jeder Schlag traf ſchmerzend das blutende Vaterherz und noch jetzt höre ich die furchtbaren Klänge. Bald fuhr der kleine, ſchwarz überhangene Leichenwagen mit ſeiner theuern Laſt davon und dem nahen Bahnhofe zu. Unſer Schwiegerſohn und unſere älteſte Tochter, die zwei Tage früher als ich zum Beiſtande meiner Frau herbeigeeilt war, begleiteten die Leiche nach Dresden, während ich, meine Frau, das Kind nebſt ſeiner Amme und das Dienſtmädchen in Crimmitſchau zurückblieben. Nachdem es in dem Hauſe ſtill wie das Grab geworden war, bewog mich meine Frau, um meinen Schmerz zu mildern, zu einem Spaziergange. Ich ging die Straße nach der Stadt Werdau hin und denſelben

Weg, den ich im vorigen Jahre an der Seite meiner damals noch vollblühenden Tochter und ihres Mannes gegangen war. Welch' ein Contraſt jetzt gegen damals! Meine ſtrömenden Thränen den mir Begegnenden zu verbergen, ſchritt ich die unbetretene Seite der Landſtraße entlang und weinte mich aus. Am andern Tage trat ich die Heimreiſe an, während meine Frau, das verwaiſete Kind behütend, zurückblieb, bis dieſes kräftig genug ſein würde, um nach Dresden verpflanzt zu werden, was erſt nach mehrern Wochen der Fall war. Unſerm Schwiegerſohn war durch den Tod ſeiner Frau der Aufenthalt in Crimmitſchau verleidet worden. Seinen großen Schmerz abzuleiten, rieth ich ihm an, ſich um die gerade erledigte Kantorſtelle in Pirna zu bewerben, die mit einem Einkommen von über 400 Thlrn. verbunden war. Unſer Schwiegerſohn befolgte meinen Rath, reiſete nach Pirna, ſtellte ſich dem dortigen Superintendent und dem Stadtrathe, als der Collaturbehörde, vor, hatte das Glück, zu gefallen, und gelangte mit noch drei Bewerbern zur Amtsprobe, welche für ihn ſo rühmlich ausfiel, daß ihm die Kantorſtelle zugeſprochen und die ſchriftliche Berufung zugeſchickt wurde. Das war nach dunkler Nacht einmal ein freundlich heller Sonnenblick. Allein nur kurz war die Freude! Schon ſtand unſer Schwiegerſohn im Begriff, ſeine Stelle und ſeine Wohnung in Crimmitſchau zu kündigen, als aus heiterem Himmel plötzlich ein Donnerſchlag in Geſtalt des — revidirten Schulgeſetzes hernieder ſchmetterte und die Freude in Schmerz verwandelte.

Dem Volksſchullehrerſtande einen ſtrafferen Zaum und ſchärferes Gebiß anzulegen, damit demſelben für immer die Luſt zum Rebelliren vergehe, hatte das Cultusminiſterium die Clauſel in das revidirte Schulgeſetz aufgenommen und von den octroirten Ständekammern neuern Styls beſtätigen laſſen, daß bei Beſetzungen von Schulſtellen, welche ein Einkommen von mehr wie 230 Thalern beſitzen und von Collaturbehörden oder Patronatsherren, anſtatt vom Cultusminiſterium, vergeben werden, nur ſolche Männer zugelaſſen werden, welche das 30. Jahr zurückgelegt und 5 Jahre als ſtändige Lehrer gedient haben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Cultusminiſterium ſelbſt an dieſe Bedingungen ſich nicht band und dieſe ſich bloß auf die

anſtudirten Volksſchullehrer erſtrecken. Demnach ſtehen ein tadelloſer Lebenswandel, gediegene Kenntniſſe, vorzügliche Disciplinführung und die beſten Zeugniſſe dem Lebens- und Dienſtalter eines Bewerbers nach. Dabei fällt mir eine hierher paſſende Anekdote ein. Die Republik Venedig hatte einſt einen Geſandten, einen noch jungen, aber klugen Mann, an den Papſt geſchickt: „Wie kann —“ ſprach der Papſt bei der Vorſtellung jenes unwillig — „keine Regierung einen Mann ohne Bart herſenden?“ „Wenn meine Regierung —“ verſetzte der Geſandte kühn — „hätte gewußt, daß das Verdienſt und die Würde im Barte enthalten ſeien, ſo würde ſie Eurer Heiligkeit einen Ziegenbock zugeſchickt haben.“

Das Cultusminiſterium, das ebenfalls aus ſich irren könnenden Männern zuſammengeſetzt und weder in dem alleinigen Beſitz der Weisheit, noch der Unfehlbarkeit und Allwiſſenheit iſt, überſieht, daß gerade die niedrig beſoldeten Volksſchullehrer am erſten bei einem Volksaufſtande aus dem Grunde ſich betheiligen, weil ſie durch deſſen Folgen in eine beſſere Lage zu kommen hoffen. Hat das Cultusminiſterium bei der fraglichen neuen Clauſel des Volksſchulgeſetzes die gute Abſicht, nur reifere und durch mehrjährige treue Amtsführung bewährte Lehrer im Beſitz reichlicheren Auskommens zu ſehen: warum handelt es dann ſelbſt gegen dieſe gute Abſicht? Einer meiner Verwandten, ein noch nicht ganz 25-jähriger Candidat der Theologie, der kurze Zeit eine Hauslehrerſtelle bekleidet und ſomit noch gar keine Gewährleiſtung ſeiner Brauchbarkeit gegeben hatte, wurde von dem Cultusminiſterium an das Schullehrerſeminar zu Friedrichſtadt-Dresden als Oberlehrer mit einer Beſoldung von 500 Thlr. angeſtellt. Hier, wo nicht Kinder, ſondern Jünglinge und künftige Lehrer zu leiten und zu bilden waren, bedurfte es alſo keines Mannes von reiferem Alter und bereits bewährter Thatkraft! „Still, du Raiſonneur!“ wird man mir hier zurufen — „jener junge, unerfahrene Oberlehrer war ja ein Studirter und iſt ein ſolcher aus ganz anderem Thone geformt als ein gemeiner Volksſchullehrer. Von einem Studirten hat man keine Ausſchreitungen, keine Empörung gegen das Geſetz zu befürchten.“ „Wer waren —“ frage ich dagegen — „die Hauptanführer, die Volksaufhetzer, die Ehrgeizigen, die Freiheits-

ſtürmer und die unabläſſigen Verdächtiger der Regierungen? Hatten die königlichen Räthe, Aſſeſſoren, Profeſſoren, Doctoren, Pfarrer, Zeitungsſchreiber, Amtleute, Advocaten u. ſ. w., welche durch ihr Wühlen das Volk aufſtachelten, nicht insgeſammt ſtudirt?"

Als der Ephorus und der Stadtrath zu Pirna meinen Schwiegerſohn dem Cultusminiſterium zur Confirmation präſentirte, wurde dieſelbe verſagt, weil letzterer noch nicht 30 Jahre alt und erſt $2^1/_4$ Jahr confirmirter Lehrer war. Iſt es glaublich, daß der Ephorus, wie der Stadtrath, zu Pirna von dieſer Clauſel des revidirten Schulgeſetzes kein Sterbenswörtchen wußten? Zweimal ergriffen beide, der Ephorus nebſt dem Stadtrath, Recurs gegen den abſchlägigen Beſcheid. Sie erboten ſich ſogar, um dem Geſetz zu genügen, das Einkommen des neu erwählten Cantors als Lehrer bis auf 200 Thlr. ſo lange herabzuſetzen, bis derſelbe das 30. Jahr zurückgelegt haben würde. Alles umſonſt! Man ſchien es nicht vergeſſen zu haben, daß auch Pirna's Bewohner ſich an dem Volksaufſtande betheiligt, ja ſogar auf das Dampfſchiff geſchoſſen hatten, welches die königliche Familie nach der Feſtung Königſtein führte, und hier zeigte ſich nun eine Gelegenheit, ſolches den Vätern der Stadt fühlen zu laſſen. Ich lief von Pontius zu Pilatus, um für meinen tiefbekümmerten Schwiegerſohn die Dispenſation von jener Geſetzclauſel zu erbitten. Der geheime Kirchenrath Dr. Meißner, ein liebenswürdiger Greis, empfing mich freundlich. Er kannte meinen Namen durch meinen Volkskalender. Er geſtand offen heraus, daß das revidirte Volksſchulgeſetz ihnen — den Wächtern deſſelben — ſelbſt oft läſtig falle, daß es aber noch zu neu ſei, um ſchon umgangen zu werden. Schließlich verwies er mich an den Cultusminiſter, der allein im Stande ſei, den gefaßten Beſchluß wieder umzuſtoßen. Von dem Dr. Meißner begab ich mich zu des Miniſters rechter Hand, die eigentlich der bewegende Nerv des Cultusminiſterii war — zum Geheimrath Dr. Hübel. Mit einer ſolchen eiſigen Kälte bin ich im Leben noch nie aufgenommen und behandelt worden. Meine bewegliche Bitte um Dispenſation für meinen Schwiegerſohn, den ich dem Geheimrath perſönlich zugleich vorſtellte, wurde mit einem ſchroffen: „Es geht nicht!" zurückgewieſen. Ich ſtellte vor, daß ich in meiner damals 38jährigen Amtsführung und

früherer großen Bedrängniß noch nie ein Gesuch oder eine Bitte an das Cultusministerium gerichtet hätte, daß die gegenwärtige für meinen Schwiegersohn die erste und auch die letzte sein würde. Es blieb bei dem kalten: „Es geht nicht!“ Ich bemerkte bescheiden, daß das Cultusministerium schon einen Dresdner Volksschullehrer von jener Gesetzclausel dispensirt habe, der auch nicht älter als mein Schwiegersohn, ja noch nicht einmal confirmirter Lehrer gewesen sei und gleichwohl in der Stadt D. eine Stelle von mindestens 400 Thlr. Einkommen erhalten habe. Hierauf versetzte der Geheimrath, meine Worte Lügen strafend: „Nicht möglich das!“ Ich nannte ihm den Namen des betreffenden Lehrers und den der Stadt, wo er kürzlich erst jene besser dotirte Stelle erhalten hatte. „Nicht möglich das!“ lautete es abermals. Ich fragte schüchtern, ob es denn keine Möglichkeit, kein Mittel gäbe, sei es selbst durch einstweiliges Vikariren, um meinem Schwiegersohn die zugesagte Kantorstelle zu erhalten? „Nein!“ tönte es eisig zurück, und vernichtet gingen wir. Dr. Meißner hatte mir auch keine tröstliche Antwort ertheilt, derselben aber durch sein humanes, freundliches Wesen die scharfe Spitze abgebrochen, die bittere Pille wenigstens versilbert.

Nun wagte ich den letzten Versuch und ging zu dem Staatsminister von Beust, der damals, außer den Ministerien des Innern und des Aeußern, auch noch das des Cultus, wenigstens dem Namen nach, verwaltete. Ein besonderer Zufall, den ich nicht unerwähnt lassen kann, hatte mich in dem vorhergegangenen Jahre in jenes berühmten Diplomaten Nähe geführt. Eines Tags erhielt ich durch die Stadtpost ein Billet mit der Unterschrift: C. Kaiser, in welchem ich gebeten wurde, demselben behufs des Portraitirens zu sitzen, weil er beauftragt sei, die berühmteren Männer und Frauen Deutschlands zu zeichnen, damit ihre Bildnisse, durch den Kupferstich vervielfältigt, dem großen Publikum durch Verkauf zugeführt würden. Des Billets Inhalt war sonach klüglich auf die Eitelkeit des Adressaten berechnet und ich eben so gut ein schwacher Adamssohn wie noch sehr viele mit mir. Daher suchte ich den Maler, der angeblich wegen eines lahmen Beines nicht zu mir kommen konnte, in seiner Wohnung auf. Bei dem Eintritt in dessen

Zimmer fand ich den Künſtler am Tiſche zeichnend und vor ihm einen mir unbekannten Herrn ſitzen, welcher portraitirt wurde. Nachdem ich auf des Künſtlers Anrufen demſelben meinen Namen genannt hatte, erſuchte er mich, einſtweilen die an den Zimmerwänden auf Bindfäden angereiheten Portraits zu betrachten. Ich that ſolches, und der Maler nannte mir, dabei fortzeichnend, die Namen der ausgehängten Portraits. Abwechſelnd ſprach er geläufig franzöſiſch mit dem vor ihm ſitzenden Herrn. Unter jenen erkannte ich ſogleich die Bildniſſe mehrer unſrer Staatsminiſter, andrer hoher Staatsbeamter, Gelehrter, Künſtler, Schriftſteller, Aerzte, Geiſtliche u. ſ. w. aus Dresden. An einer andern Wand erblickte ich Leipzigs Celebritäten, an der dritten diejenigen Berlins, wie Wrangel, Brandenburg u. A. Sie waren ſämmtlich mit Bleiſtift und geübter, treffender Hand auf einen Viertelbogen ſtarken Papiers gezeichnet. „Nun ſehen Sie auch, was ich jetzt zeichne —“ rief mir endlich der Künſtler zu, der ein Fünfziger, ſehr wohlbeleibt, lahm und mit einer etwas defecten Naſe behaftet war. „Iſt's getroffen?“ fuhr er gegen mich fort, der ich ſeine Zeichnung betrachtete. „Sie kennen doch dort das Original?“

Ich verneinte die Frage, und Kaiſer ſprach: „Herr Staatsminiſter von Beuſt!“

Meinerſeits erfolgte hierauf eine ſtumme Verneigung, die der Herr Staatsminiſter mit einer huldvollen Verneigung ſeines Oberkörpers erwiederte. Es verſteht ſich, daß zugleich der Künſtler mich dem Herrn Staatsminiſter unter Nennung meines Namens und Standes vorſtellte.

„Setzen Sie ſich neben Excellenz“ — commandirte Kaiſer — „damit ich ſehe, von welcher Seite ich Ihren Kopf faſſen muß.“

Mir wurde die ungeheure Ehre jetzt zu Theil, neben dem höchſten Würdenträger nach der königlichen Familie und einem der hervorragendſten Diplomaten unſrer Zeit Platz nehmen zu dürfen.

„Nun wenden Sie ihr Geſicht auf die andere Seite —“ hieß es wieder. „So! Wann können Sie mir ſitzen? Morgen Vormittag um 9?“

Ich bejahte und empfahl mich.

Als ich am andern Morgen mich zu der festgesetzten Stunde einfand, erhielt mein Gruß eine doppelte Erwiederung. Die eine von dem Künstler, die andere von einem portraitirt werdenden Herrn. Derselbe war mein geistlicher Schulinspector, der liebe, humane Dr. T., dessen Stelle auf dem Stuhle ich darauf einnahm. Aller zwei Stunden erfolgte diese Ablösung durch ein anderes zu portraitirendes Individuum, so daß nebst den neugierig ab- und zugehenden Beschauern das Atelier einem Taubenschlage ähnelte. Nicht lange hatte ich gesessen, so trat der Staatsminister von Beust nebst seiner Gemahlin und noch einem vornehmen Herrn in das Zimmer, um sein noch nicht ganz vollendetes Bild und die anderen an den Wänden in Augenschein zu nehmen. Der Künstler blieb, seinem hohen Besuche gegenüber, unbeirrt sitzen und nöthigte mich, ein Gleiches zu thun. Fortzeichnend plauderte er vertraulich mit jenem und rief unter anderem der Frau Minister zu: „Liebes Frauchen! Sie müssen mir auch sitzen." Hierauf versetzte die Dame: „Ach nein! ich befinde mich nicht ganz wohl." „Thut nix —" sagte Kaiser — „Ich male Sie schöner als Sie sind." In ähnlichem Tone setzte der Künstler die Unterredung fort. Wenn ein einheimischer Künstler sich solches unterstanden hätte! So fragte mich z. B. Kaiser nach der Höhe des Honorars, das ich für meine Jugendschriften bekam. Als ich ihm die Wahrheit sagte, rief er aus: „Sie sind — verzeihen Sie mir — ein Ochs, ein Esel, daß Sie sich mit einem solchen Hundegelde begnügen. Als ich, ein geborener Cölner, sehr frühzeitig nach England kam, wollte man von mir portraitirt sein. Gut, sagte ich, doch nicht unter 10 Pfund. Täglich zeichnete ich 3 Portraits und im Ganzen 3000. Gegenwärtig zahlen mir meine Herren Verleger für jedes Portrait 10 Louisd'or. Da ihnen das aber zu hoch kommt, so haben wir das Uebereinkommen geschlossen, daß meine Verleger fünf, und diejenigen, welche von mir portraitirt werden und ihre Originalzeichnung zu besitzen wünschen, die andern 5 Louisd'or für jedes Bild entrichten. Die Letzteren müssen sich jedoch schriftlich verpflichten, ihr Portrait für die Dauer des Stahlstechens an die Verlagshandlung auszuantworten und jenes überdieß nicht durch andere Abdrücke zu vervielfältigen. Ich theile Ihnen dieß, ohne alle eigennützigen Absichten

meinerſeits und bloß im Intereſſe meiner Herren Verleger mit. Sehen Sie hier meine mit dergleichen abgeſchloſſenen Contracten gefüllte Briefſtaſche. Jetzt ward mir plötzlich klar, daß die angebliche Verlagshandlung ſowohl als auch das herauszugebende Album berühmter Deutſcher nichts als eine, auf die menſchliche Eitelkeit und Schwäche gegründete Lüge war, wie auch die Folge bewieſen hat, und die dem Künſtler für jede ſeiner Zeichnungen die anſehnliche Summe von 5 Louisd'or eintragen ſollte. Denn unter den vorhandenen Portraits befanden ſich ſehr viele, deren Originale außerhalb Dresden faſt gänzlich unbekannt waren. Berühmte Perſönlichkeiten unter den ausgeſtellten Portraits dienten nur als Lockvögel, legten aber gerade durch ihr hieſiges Vorhandenſein an den Tag, daß ihre Urbilder nicht auf die Leimruthe des Künſtlers geflogen waren, vielmehr die Ausgabe geſcheut hatten. Daß ich gleichfalls mich nicht auf dieſe plumpe Weiſe fangen ließ, verſteht ſich von ſelbſt aus dem Grunde, weil ein ſächſiſcher Schulmeiſter nicht 5 Louisd'or wegzuwerfen hat.

Ich kehre zu meiner Audienz bei dem Herrn Staatsminiſter zurück. Derſelbe wohnte während des Sommers in dem Dorfe Wachwitz bei Dresden und pflegte alle Morgen gegen $9^1/_2$ Uhr mit dem Dampfſchiffe nach der Stadt zu kommen. Daher fand ich mich um dieſe Zeit in dem Miniſterhotel ein, wo mich der Kammerdiener in ein großes, ſehr einfach ausgeſtattetes Zimmer einließ. Eine Stunde nach der andern kroch in ſchrecklicher Langeweile dahin und es kam kein Miniſter. Endlich wurde ein ſchwarzgekleideter Herr mir zugeſellt, der mich nach ſtummer Begrüßung mit den Worten anredete: „Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Director?“ Es war ein hoher Geiſtlicher, mit welchem ich einſt in literariſcher Verbindung geſtanden und der ein beſſeres Perſonengedächtniß hatte als ich. Bei der nun beginnenden Unterhaltung verſtrich die Zeit ſchneller, als ſich plötzlich eine Seitenthüre zum Theil aufthat und in derſelben der Kopf des Miniſters ſich zeigte, ſofort aber wieder verſchwand. Gleich darauf erſchien der Kammerdiener, um mich, als den zuerſt ſich eingefundenen Bittſteller, zu Seiner Excellenz zu führen. Ich kann es einem ſo hochgeſtellten und viel beſchäftigten Staatsmann nicht zumuthen, daß er ſich eines nur zweimal in ſeiner

Nähe geſehenen Volksſchullehrers wieder erinnere oder irgend eine Kenntniß von einem für das Volk und die Jugend ſchreibenden Schriftſteller beſitze. Dennoch frappirte mich des Miniſters erſte Frage: „Sie ſind Dorfpfarrer?“ Der Herr Miniſter trug einen ſchlichten Hausrock und weißgraue Leinwandhoſen, ſetzte ſich dicht an den Kamin, als wenn wir mitten im Winter lebten und der Kamin geheizt ſei, legte ein Bein über das andere und nöthigte mich gleichfalls zum Niederſetzen. Nachdem ich ihm meine Bitte vorgetragen und zugleich bemerkt hatte, wie Excellenz durch ein einziges Wort zwei trauernde Familien beglücken könne, entgegnete der Miniſter froſtig, daß man den Ständen gegenüber das Geſetz beobachten müſſe. Ich wagte hierauf zu erwiedern, wie ich fürchtete, daß die ſtrenge Durchführung der hier in Frage ſtehenden Geſetzclauſel, nach welcher bei Beſetzung beſſer votirter Schulſtellen nicht Verdienſt und Würdigkeit, ſondern das längere Lebens- und Dienſtalter entſcheiden ſollten, dem redlichen Streben nach Vervollkommnung, dem Fleiße und der Berufstreue Eintrag thun dürfte. Hierauf entließ mich der Miniſter mit dem Verſprechen, ſich die Sache noch einmal vorlegen laſſen zu wollen. Daß dieſes nur eine leidige, nicht erfüllte Vertröſtung war, erſah man aus dem abſchlägigen Beſcheid des Cultusminiſterium, welcher zwei Tage früher datirte, als meine Audienz bei dem Miniſter ſtattgefunden hatte. Deſſen Feſthalten an dem Geſetze würde hoch zu loben ſein, wenn ſolches ſtets und überall geſchehen wäre. Außer dem von mir bereits erwähnten Beiſpiele des Lehrers E. in D. iſt mir noch ein zweites bekannt worden, das jenem ſtrengen Feſthalten nicht entſpricht. Man höre! An einem Weihnachtsfeſte hatte die Frau Miniſter von Beuſt ihrem Gatten ein halbes Dutzend ſeidener Taſchentücher beſcheert, welche von ihrer Kammerjungfer nett geſäumt worden waren. Hierüber erfreut, ſpricht der Miniſter leutſelig zu der Jungfer. „Sie haben meinetwegen ſich bemüht und möchte ich Ihnen gern wieder einen Gefallen erzeigen.“ „Excellenz —“ verſetzt die Kammerjungfer wehmüthig — „man hat meinen armen Bruder unter die Soldaten genommen.“

Eine ſolche Antwort hatte der Miniſter nicht erwartet, denn das Rekrutirungsgeſetz iſt bekanntlich das allerſtrengſte, keine Ausnahme

duldende unter allen Geſetzen. Dennoch ſagte der gnädige Herr zu der Bittſtellerin: „Ich thue zwar nicht gern eine Fehlbitte, will es aber doch verſuchen.“

Es giebt mehrere Sprüchwörter, nach welchen eine ſolche Bitte keine abſchlägige Antwort erhielt, ſondern erhört wurde. Auf dem Freiſchein des ſogleich entlaſſenen Rekruten W. war als Grund der Freilaſſung bemerkt: „Wegen Reklamation“.

Die günſtigſten, vortheilhafteſten Zeugniſſe, die mein Schwiegerſohn aufzuweiſen hatte, deſſen rühmlich beſtandene Kantorprobe, ſein bisheriges geſegnetes Wirken als Lehrer, meine 38 ſauern Dienſtjahre, mein Streben, dem Volke und der Jugend auch neben meinem Amte durch Schriften zu nützen, unſere vereinten Bitten wogen lange nicht das Säumen einiger Taſchentücher auf. Wäre ich mit einem bei ſeinem Herrn beliebten Diener des Miniſters oder des Geheimraths Hübel vertraut und jener mein Fürbitter geweſen: ſo dürfte mein Schwiegerſohn leicht einen günſtigern Beſcheid erhalten haben.

Mein Schwiegerſohn bewarb ſich nun um eine offen gewordene Lehrerſtelle an einer Freiſchule Dresdens, welche das Cultusminiſterium zu beſetzen hatte, jedoch ein Einkommen von nur 160 Thlrn. hatte. Bei den Rundgängen, die er, um ſich perſönlich zu empfehlen und ſein ſchriftliches Geſuch zu unterſtützen, machen mußte, begleitete ich ihn zu dem Kirchen- und Schulrath M., deſſen Bekanntſchaft ich einem eigenthümlichen Zufalle verdanke. Dieſer liebe Herr, deſſen Aeußere ſchon für ihn einnimmt, nahm uns mit biedrer Herzlichkeit auf und ſagte, als ich ihm das erlebte widrige Geſchick meines Schwiegerſohns erzählte, bedauernd: „Als die Wahl Ihres Schwiegerſohns zum Kantor in Pirna zur Berichterſtattung der Kreisdirection vorlag, hatte ich eine mehrwöchentliche Reiſe in die Schweiz unternommen und mein Stellvertreter gegen die erbetene Dispenſation an das Cultusminiſterium berichtet. Wäre ich dageweſen, ſo würde mein Bericht günſtiger ausgefallen und die Dispenſation wahrſcheinlich ertheilt worden ſein.“

Wie mißlich ſähe es um uns Menſchenkinder aus, wenn unſer Wohl und Wehe an ſo dünnen, zerreißbaren Fäden hinge und nicht der allweiſe Schöpfer auch die Schwächen der Menſchen zum Beſten

lenkte! Die Luſtreiſe eines einflußreichen Sterblichen und einige Federſtriche eines zweiten zertrümmerten anſcheinend das Glück eines Menſchen auf deſſen ganze Lebenszeit! Ich erzähle hier noch zwei Beiſpiele, auf welchen kleinen Zufällen (wie wir Gottes weiſes Regieren zu nennen pflegen) das Loos mancher Menſchen beruht.

Einer meiner Freunde, welcher Director einer lange mit Segen beſtandenen Privatſchule Dresdens war, ſtarb mit Hinterlaſſung einer Wittwe und von 4 Kindern. Ein Candidat der Theologie fand ſich alsbald, welcher die Schule fortzuführen und die Wittwe ſeines Vorgängers, ſo wie deren älteſte Tochter, als Lehrerinnen der weiblichen Arbeiten beizubehalten ſich erbot. Weil der Verſtorbene kein Vermögen hinterlaſſen hatte, ſo erkannten Mutter und Tochter in dem Verſprechen des Candidaten eine Bürgſchaft für ihr ferneres, wenn auch nicht ſorgenfreies Beſtehen und ertheilten gern ihre Zuſtimmung. Der Candidat ſuchte hierauf um die Conceſſion zur Uebernahme der fraglichen Schule nach. Dieſem Geſuche mehr Nachdruck zu geben, bat der Candidat die Wittwe ſeines Vorgängers, ihre Bitten mit der ſeinigen bei den verſchiedenen Behörden zu vereinigen. Die Wittwe begab ſich nun zuerſt zu dem Vorſtand der ſtädtiſchen Schuldeputation und ſtellte demſelben beweglich vor, wie mit der Ertheilung der Conceſſion zugleich ihre und ihrer unverſorgten Tochter Exiſtenz genau verbunden ſei, erhielt aber ſchlechten Troſt.

„Der Stadtrath zu Dresden" — lautete der Beſcheid — „iſt gegen die Conceſſionsertheilung und überdieß beantragt der Bewerber, daß dieſelbe ſchon zu Oſtern erfolge. Er hat nicht bedacht, daß ſein Geſuch von drei Inſtanzen begutachtet werden muß und daß hierzu zwei Monate nicht ausreichen."

Die Wittwe bemerkte hierauf, daß ihr nur bis Oſtern die Schule durch angenommene Lehrer fortzuführen geſtattet worden ſei und darum die Schüler entlaſſen und andern Schulanſtalten zugewieſen werden müßten, wenn bis dahin die Conceſſion nicht ertheilt würde, wodurch ihre und ihrer Tochter Exiſtenz in Frage geſtellt ſei. Die Wittwe erinnerte ferner, daß der Stadtrath erſt kürzlich die Conceſſion zu einer ganz neuen Schule ertheilt habe, und es traurig ſei, wenn eine ſeit

mehreren Jahrzehnten bestandene und in gutem Rufe stehende eingehen solle. Alle diese Vorstellungen blieben wirkungslos und die hierüber tiefbetrübte Wittwe begab sich nun zu dem Superintendenten, der ihr gleichen abschlägigen Bescheid ertheilte. Dasselbe geschah in der Kreisdirection, wo der sonst so humane Kirchenrath die Bittende mit den Worten zurückwies: „Gute Frau, jedes Wort und jeder Schritt für Ihren Petenten sind vergeblich. Sie werden auch ohne die erbetene Concession nicht verderben, indem Sie Pensionairinnen bei sich aufnehmen und erziehen."

Trostlos ging die Wittwe heim. Wenn diese sechs unerzogene Kinder gehabt und nebst denselben jenen drei Herren vor die Füße gefallen wäre, so würde der Bescheid nicht günstiger ausgefallen sein. So standen die Sachen, als der Graf v. E. die Schuldirectorswittwe besuchte, deren ältester Sohn Hauslehrer bei dem Grafen gewesen, wegen Brustleidens aber aus diesem Verhältnisse getreten war. Der Graf bewies sich als ein so lieber, theilnehmender Herr, daß ihm die Wittwe die Ursache ihres Kummers entdeckte. Hierauf sagte der menschenfreundliche Graf tröstend: „Was ich thun kann, Ihre Lage zu verbessern, soll geschehen. Ich kenne den Herrn Oberbürgermeister, der mit mir in der ersten Ständekammer sitzt, und werde mit ihm sprechen. Sobald ich etwas Günstiges über diese fragliche Angelegenheit erfahre, werde ich Sie benachrichtigen."

Noch waren acht Tage nicht vergangen, so schrieb der Graf an die Wittwe: „Ihr N. hat die Concession erhalten." Und so war es wirklich. Was erst rein unmöglich zu sein schien, wogegen alle drei Instanzen stimmten, und zu deren Entscheidung zwei volle Monate nicht ausreichen sollten, war binnen einer Woche geschehen. Ja, wer den Papst zum Freunde hat, kann leicht Cardinal werden.

Nun das zweite Beispiel, auf welche Weise zuweilen des Menschen glückliche oder unglückliche Zukunft erbaut wird. Ein Candidat der Theologie suchte um die Concession zu Gründung einer höheren Lehranstalt nach und erhielt ebenfalls von den drei Instanzen: von der städtischen Schuldeputation, von der Kirchen- und Schulinspection und von der Kreisdirection abschlägigen Bescheid. Denselben für sich gün-

ſtiger zu geſtalten, machte Petent dem Kreisdirector M. perſönlich ſeine Aufwartung. Er wurde angemeldet und in das Arbeitskabinet des Kreisdirectors eingelaſſen, wo Petent an der Thüre ſtehen blieb. Denn jener ſaß in tiefe Gedanken verſunken da und ſchien den Angemeldeten gänzlich vergeſſen zu haben. Endlich erhob der Kreisdirector den Blick gen Himmel und ſagte laut: „Guter Gott! gieb mir einen Fingerzeig, was ich thun ſoll.“ Jetzt machte der Harrende durch ein Räuſpern ſeine Gegenwart kund. Betroffen fuhr der Kreisdirector auf und ſagte haſtig: „Wer ſind — was wollen Sie?“

Der Candidat nannte ſeinen Namen und die Abſicht ſeines Kommens. Hierauf ſprach der Kreisdirector freundlich: „Sie ſind zufällig Ohrenzeuge geworden von dem, was ich von Gott erbat, und wohl gar deſſen Abgeſandter, der mir einen guten Rath zu ertheilen vermag. Ich habe einen Sohn, welcher Techniker iſt und ſeit zwei Jahren in London in der Abſicht ſich aufhält, dort eine Anſtellung zu erhalten. Das iſt aber bis jetzt nicht geſchehen und da in London ein theures Leben iſt, ſo bittet mich mein Sohn, ihn nach Deutſchland zurückkehren zu laſſen. Was ſoll ich nun thun? Erfülle ich meines Sohnes Bitte, ſo iſt das Geld, welches mich ſein Aufenthalt in London gekoſtet hat, rein weggeworfen. Sie haben ſich, wie Sie in Ihrem Geſuch anführen, längere Zeit in England und in London aufgehalten, ſind mit der engliſchen Sprache und den dortigen Verhältniſſen betraut. Was rathen Sie mir zu thun?“

„Ihren Herrn Sohn dort ferner zu laſſen —“ antwortete der Petent — „der, wie ich der feſten Meinung bin, gewiß die erwünſchte Anſtellung erlangen wird.“

„Ich werde Ihren Rath, den ich als den von Gott erbetenen Fingerzeig anſehe, befolgen —“ entgegnete der Kreisdirector mit erleichtertem Gemüth — „und was Ihr Conceſſionsgeſuch anbelangt, werden wir ja ſehen. —“

Und der Petent erhielt die Conceſſion.

Hier noch eine launige Epiſode aus dem Jahre 1849. Es war zur Herbſtzeit dieſes Jahres, als einer meiner Bezirksſchüler mir eine ſchöne Blutwurſt zum Geſchenk überbrachte. Dankend wies ich in ge-

wohnter Weiſe die Gabe zurück und ſprach zugleich meine Verwunderung darüber aus, wie ein armer Handarbeiter eine werthvolle Blutwurſt verſchenken könne. „Wir haben ein Schwein geſchlachtet —“ erzählte der hierüber ganz glückliche Knabe. „Ihr?“ entgegnete ich — „das kann ich nicht einmal. Wie kommt ihr zu einem theuern Schweine?“ „Sehen Sie, Herr Director —“ ſprach der Knabe — „wie die Rebellion im Mai war, hatten die Freiſcharler meinen Vater gezwungen, ihnen die Flinten zu laden. Das war in einem Hauſe am Jüdenhofe der Bildergalerie gegenüber. Als nun eines Morgens mein Vater zum Frühſtück in ein Dreierbrot beißt, ſchießt ihm ein Soldat aus der Bildergalerie eine Kugel gerade in den Mund. Da verlor mein Vater wohl eine Kanne Bluts. Er wurde in's Krankenhaus geſchafft und dort von den Aerzten unterſucht. Da fanden dieſe, daß meinem Vater etwas Hartes im Halſe ſteckte, und ſie meinten, daß es die Flintenkugel ſei. Es war aber ein abgeſchoſſener Backzahn und die Kugel ſchon wieder aus dem Halſe gefahren. Mein Vater lag lange im Krankenhauſe und weil er ganz unſchuldig war, ſo wurde für ihn eine Collecte veranſtaltet, die 7 Thlr. 14 Sgr. einbrachte. Und davon haben wir das Schwein gekauft und bis jetzt gefüttert. Nehmen Sie doch die Wurſt an. Meine Aeltern würden ſich ſehr kränken, wenn ich ſie wieder heim brächte.“ Da behielt ich dieſe merkwürdige Wurſt.

44. Denkwürdige Bekanntſchaften.

Im Frühjahre 1844 beehrte mich der vormals preußiſche Landwehrmajor Serre mit ſeinem Beſuch, der mir ſehr unerwartet kam. Serre war Vorſtand des Vereins gegen die Thierquälerei, und der Zweck ſeines Beſuchs, mich zum Mitredacteur einer zu gründenden Zeitſchrift anzuwerben, die gegen die Thierquälerei gerichtet ſein ſollte, und, nachdem ſie wirklich in's Daſein gerufen worden, den etwas ſonderbaren Namen: „Der Menſchenfreund“ führte. Serre war ein Mann, der ſich durch kein Hinderniß von einem gefaßten Plane abſchrecken ließ, wie er auch durch die von ihm durchgeſetzte Schillerlotterie bewieſen hat. Alle meine Einwendungen wegen vielfach überhäufter Arbeit

wußte er niederzukämpfen und mich, obgleich widerſtrebend, für ſein Unternehmen zu gewinnen. Außer mir hatte er noch einen Mitredacteur, einen Dr. Schladebach, angeworben. Dieſer ſollte den wiſſenſchaftlichen, ich den unterhaltenden Inhalt des Menſchenfreunds beſorgen. Jenem war ein feſter Gehalt von jährlich 200 Thlr. zugeſagt worden, mir dagegen — nichts. Schladebach ſchrieb ein Programm für die neue Zeitſchrift, ich dagegen eine längere Erzählung, der ich noch zwei dergleichen und mehrere kleinere Aufſätze nachfolgen ließ. Ein Areopag von 3 der angeſehenſten Mitglieder des fraglichen Vereins war wiederum über uns Redacteurs als Aufſichtsbehörde geſetzt, was mir gleich anfangs mißfiel und worüber ich meinem Mitgenoſſen mein Bedenken ausſprach. Dr. Schladebach führte als Recenſent über die Leiſtungen der Dresdner Hoftheaterbühne eine ſehr ſcharfe Feder und dieſe bewies ſich auch als ſolche in einer Recenſion des Tiedge-Album, welches Major Serre zum Beſten der von ihm gleichfalls gegründeten Tiedgeſtiftung herausgegeben hatte. Hierüber erzürnte ſich Serre ſo, daß er ſofort dem Dr. Schladebach das Redacteuramt am Menſchenfreund kündigte, der, weil der Contract auf ein Jahr lautete, für ſein Programm von zwei Quartſeiten 200 Thlr. ausgezahlt erhielt. Dr. Schladebach wurde durch einen Dr. Bürkner erſetzt, (welcher ſpäter der Gatte der berühmten Schauſpielerin Bayer und wahnſinnig wurde) bis endlich die Redaction aus Dr. Diezmanns Hand in die eines gewöhnlichen Lohnſchreibers überging und ich meinen Namen als Redacteur zurückzog. Nach wiederholtem Mahnen und langem Harren zahlte mir Serre für meine Arbeiten, die an Umfang gewiß 30 mal die des Dr. Schladebach übertrafen, ein Honorar von 20 Thlr. Alſo gerade den zehnten Theil von dem, was S. bekommen hatte. So geht man mit Vereinsgeldern um, wenn Sonderintereſſen und perſönliche Leidenſchaften in's Spiel kommen.

Nach mehrern Jahren erhielt ich eine Einladung nach dem Rittergute Maxen, welches der Gattin des Majors Serre gehörte. Dieſe Dame war der Mäcen aller ſich bekannt und berühmt gemachten Dichter, Schriftſteller und Künſtler jeden Faches, welche die gaſtfreundlichſte Aufnahme in Maxen fanden und dort nach Belieben längere oder kürzere

Zeit weilen konnten. Daher war das Serreſche Haus der Sammelplatz oder, gemeiner zu ſagen, der Taubenſchlag, in welchem einheimiſche und fremde Gäſte ein- und ausflogen. Die Gattin Serre's, eine ſehr reiche Kaufmannstochter, war kinderlos geblieben und darum ſuchte und fand ſie Erſatz für die ihr mangelnden Mutterfreuden in dem Umgang mit ſich auszeichnenden Perſonen beiderlei Geſchlechts. Sie hatte zwei Alba herſtellen laſſen, in welche ihre Gäſte ihre Namen und irgend eine Sentenz und dergleichen einſchreiben mußten. Manche von ihnen wurden auch von dem Maler Dahl jun., der viel Glück im Treffen bewies, in einem jener Alba portraitirt. Welch' eine intereſſante, in ihrer Art einzige Charakteriſtik könnte Frau Serre über die Hunderte von Männern und Frauen ſchreiben, die ſie tage-, ja wochenlang zuweilen, in der Nähe beobachtete, und die ſie, genauer als Andere, mit ihren Gewohnheiten, guten und ſchlimmen Eigenſchaften kennen lernte! Mit meinem Jugendfreunde, dem Hofpianiſt Carl Krägen, einem Schooßkinde der Dame Serre, fuhr ich nach Maxen, das vier Stunden von Dresden entfernt liegt, und fand dort den däniſchen Dichter Anderſen vor, der mich früher in Begleitung des Oberbibliothekars Dr. Fallenſtein beſucht hatte. Man ſagte dem Dänen Anderſen nach, daß er einen unbeſchreiblichen Dünkel beſitze, der ſogar in Grobheit übergehe, wenn er bei dem Vorleſen eines ſeiner Märchen und dergleichen durch einen von den Zuhörern einigermaßen geſtört werde. Wenn einer derſelben ſich räuspere, nieſe, hüſtele, mit dem Fuße ein wenig kratze, ſo halte der Däne augenblicklich inne, blicke den Störer ſcharf an und ſage rauh: „Mein Herr! Sie ſtören, — entfernen Sie ſich!" Ich muß bekennen, daß ich während meines allerdings nur kurzen Beiſammenſeins mit Anderſen von deſſen angeblicher Selbſtüberſchätzung nichts verſpürt, aber auch keinen Vortrag von ihm mit angehört habe.

Frau Major Serre war von dem Leſen des Romans von Anderſen: „Nur ein Geiger", ſo ergriffen worden, daß ſie in einer Geſellſchaft das Gelübde ausgeſprochen hatte, das erſte arme, ihr vorkommende und Talent zum Geigen beſitzende Kind zum Geiger ausbilden zu laſſen. Darauf hatte der Vater von der Pianiſtin Clara Schumann, Papa Wieck, der Frau Major gar bald ein Brüderpaar zugeführt, das jenes

Geigertalent in hohem Grade zeigte und welches wirklich die wortheltende Dame mit großen Kosten ausbilden ließ. Der eine dieser Brüder ist noch jetzt eine Zierde der königlich sächsischen Kapelle, der andere als Musikdirector frühzeitig gestorben.

Bei einem späteren Besuche in Mayen fand ich den Major Serre mit einem jungen Manne von noch nicht 30 Jahren über einer sonderbaren, mir gänzlich fremden Beschäftigung. Das Paar saß im Wohnzimmer und hielt mit der Spitze des Zeigefingers einen Schlüsselring dergestalt, daß derselbe ganz lose auflag. Des Schlüssels Bart und unterer Theil steckten in einem Buche, an welches jener mittelst eines Bindfadens befestigt war. An diesen Schlüssel nebst dem Buche richteten beide Männer Fragen wie an ein lebendes, vernünftiges Wesen. Ich erfuhr jetzt, daß ich eine neue, nur veränderte Auflage des damals gerade im höchsten Schwunge sich befindenden Tischklopfens vor mir sähe, so wie auch, daß der junge Buchdreher der Dichter Oskar von Redwitz sei.

Beide Männer ließen sich durch meinen und meines Freundes Kragen Eintritt in ihrer Beschäftigung nicht stören, die mir eben so langweilig als albern vorkam. Bald aber wurde die Sache interessanter, indem die Frau vom Hause herzutrat und sagte: „Herr von Redwitz, da erhalte ich unter andern Zeitungsblättern auch eins aus Hamburg, in welchem sich ein gegen Sie gerichteter, beißender Aufsatz befindet. Da, lesen Sie selbst."

Das thut Redwitz und gerieth hierauf in einen maaßlosen Zorn. „Da muß ich doch halt gleich das Buch fragen — rief er aus — „wer der schändliche Verfasser dieses Aufsatzes ist Wenn du —" fuhr er zu dem Buche fort — „mir den Verfasser nennen willst, so gieb solches zu erkennen, indem du dich dreimal rechts und zweimal links drehst."

Nun begann das Buchdrehen mit Serre's Beistand vom Neuen.

„Es will antworten —" sprach Redwitz, als das Buch die vorgeschriebenen Wendungen gemacht hatte. „Sage den Namen!" gebot Redwitz. Hierauf drehte sich das Buch 22 mal, was den Buchstaben W bedeutete, weil derselbe die 22. Stelle im Alphabet einnimmt. Nach

kurzem Stillſtande erfolgten 9 Drehungen und bei kurzen Pauſen zuſammen 111, nach welchen Retwitz triumphirend ausrief: „Witzleben! hab' ich mir's doch gleich gedacht, als ich mit Vogel von Vogelſtein auf dem Schloßplatze in Dresden ſtand und ihn, in Bezug auf die erhaltene Einladung nach Mayen, befragte, ob dort halt' auch eine Kapell' verhanden ſei? (Retwitz iſt bekanntlich ſtreng katholiſch, ja man hielt ihn ſogar für einen heimlichen Jeſuiten.) „Nun will ich —" fuhr der Dichter fort — „das Buch noch auf franzöſiſch und griechiſch um den Namen befragen."

Das langweilige Drehen hob wieder an. Wenn aber das Buch die verlangte Zahl von Bewegungen nicht machte, eine zu viel oder zu wenig ſchlug, ſo rief Retwitz aus: „Halt, du haſt dich verſprochen! Daß du ſolches gethan, geſtehe ein, indem du dich viermal links und dreimal rechts dreheſt. Witzleben! es bleibt dabei! o du niederträchtiger Kerl!"

Damals hatte Retwitz ſein erſtes Theaterſtück: „Sigelinde" geſchrieben. Darum fragte er das Buch, auf wie vielen Hoftheatern, auf wie vielen Stadttheatern es aufgeführt und wie es gefallen würde? Natürlich lauteten des Buches Antworten äußerſt günſtig, wiewohl die Folge dieſelben Lüge ſtrafte, indem Sigelinde nirgends zur Aufführung gelangt iſt. Major Serre rühmte mir ſein Buchdrehen als eine geheime Kraft, die diejenige des Tiſchklopfens noch überträfe, und als ich dagegen meine gerechten Zweifel ausſprach, ſo ſuchte er, ſowohl wie Retwitz, eines Beſſern mich zu überzeugen. „Fragen Sie zum Beiſpiel —" ſprach der letztere — „wie viel Sacramente es gebe, ſo wird es 7 mal ſich drehen." „Mit nichten —" verſetzte ich — „bei mir nicht ſo viele mal, indem ich als Proteſtant nur zwei Sacramente kenne."

„Wir wollen —" hob der Major an — unſern R. auf eine andere Weiſe überführen. Nehmen Sie, von uns ungeſehen, eine beliebige Anzahl Geldſtücke in die verſchloſſene Hand und das Buch wird jene genau angeben.

Ich that anſcheinend einen vollen Griff in mein Portemonnaie und das Buch, von Serre und Retwitz gehalten, machte 7 Wendungen. „Sie haben —" ſprach Erſterer — „7 Geldſtücke in der Hand."

„Ja —“ lachte ich, meine Hand öffnend, in welcher 1 Pfennig lag.

„Der Geiſt, der im Buche ſteckt —“ ſagte nun Serre — „häufelt manchmal die Leute!“

„Ei, ei!“ verſetzte ich — „und das ſoll und will ein Geiſt der Wahrheit ſein?“

„Wir wollen —“ erwiederte Serre — noch einen Verſuch machen. Ich weiß nicht, wie viele Kinder unſer R. hier hat. Das Buch mag uns deren Zahl angeben. Sie haben —“ fuhr er fort, nachdem das Buch 8 Wendungen gemacht hatte — 8 Kinder.“

„Abermals falſch —“ ſagte ich — „nur 3 beſitze ich.“

„Weil Sie keinen Glauben an den Geiſt im Buche haben —“ entſchuldigte ſich jetzt Serre — „ſo giebt er Ihnen keine richtigen Antworten.“

„Den habe ich auch nicht —“ antwortete ich. „Wenn Tiſchklopfen und Buchdrehen allwiſſend wären und uns die tiefſten Geheimniſſe, ſo wie die Zukunft offenbaren könnten: wo und was wäre dann die göttliche Vorſehung, die zu unſerm Beſten die Zukunft verſchleiert hält? Dann müßten — um nur Ein Beiſpiel zu erwähnen, die Lotterieen ſofort für immer ihr ſchädliches Spiel aufgeben, weil jedermann die Nummern der höchſten Gewinne durch Tiſchklopfen und Buchdrehen voraus erfahren könnte. Herr von Redwitz hatte Witzleben im voraus in dem Verdachte, daß er den feindſeligen Aufſatz 'geſchrieben habe, und darum gab das Buch dieſen Namen an. Laſſen Sie zwei Unparteiiſche das Buch befragen und ſehen, ob und was es dann antworten werde.“

„Ja, thun Sie das!“ erwiederten Serre und Redwitz.

Ich bat nun Freund Krägen, mit mir nach Vorſchrift den Schlüſſelring zu halten, und richtete dann die übliche Vorfrage an das Buch. Wer ſich aber nicht rührte, war das Buch, obſchon wir lange warteten. Dennoch blieben Serre und v. Redwitz bei ihrem, Männern ganz unwürdigen Aberglauben. Da das langweilige, faſt nur die Autoreitelkeit des Herrn v. Redwitz verrathende und betreffende Buchdrehen den ganzen Abend bis nach 11 Uhr fortwährte, ſo verfügte ich mich auf mein Schlafzimmer, zu meinem Freunde R. ſagend, daß ich nicht nach

Maxen gekommen sei, um Augen- und Ohrenzeuge einer geistlosen Unterhaltung zu werden. Am andern Morgen (es war Sonntag) folgte Herr v. Retwitz der Einladung, an einem Spaziergange Theil zu nehmen. Auf demselben erzählte er, daß er vor dem Prinzen Johann, (dem jetzigen Sachsenkönige) dessen Familie und einer vornehmen Gesellschaft seine Sigelinde und zwar auswendig vorgetragen, nicht einmal gestockt und hierzu einen fast dreistündigen Zeitraum verwendet habe, ohne daß die hohe Zuhörerschaft Zeichen von Langeweile oder Ungeduld zu erkennen gegeben, vielmehr ihn mit großem Beifall belohnt hätte. Hierauf sei er vom Könige zum Mittagsessen eingeladen und von einem Kammerherrn in königlicher Hofequipage abgeholt und auf den königlichen Weinberg in Wachwitz gebracht worden, wo er im Freien an des Königs Seite und ohne seinen Ueberrock und Hut ablegen zu dürfen, gespeist habe.

Eingeladen aber zu einer königlichen Tafel wird man jetzt nicht mehr, sondern, wie es eben nicht höflicherweise heißt, befohlen. Diese Sprachweise ist zuerst am preußischen Hofe unter Friedrich Wilhelm IV. erfunden und gebraucht, dann auch von dem sächsischen Hofe nachgeahmt worden. Wie man einen freien, unabhängigen und obendarein ausländischen Mann zum Essen befehlen oder commandiren kann, begreife ich nicht. Ein Glück, daß ich zu einem solchen commandirten Essen nicht die geringste Aussicht habe, denn ich bezweifle, daß mir ein Bissen dann schmecken würde.

Als wir von dem Spaziergange heimkehrten, fragte v. Retwitz verächtlich: „Weiter giebt's hier nix zu sehen? Hätt' ich das g'wußt, wär' ich in meinem Bett liegen geblieben." Dabei erfuhren wir, daß der Dichter gewöhnlich bis um 11 Uhr zu ruhen pflege! Nur zu oft habe ich bemerkt, daß man ausgezeichnete Menschen, um deren Haupt wir einen Nimbus malen, nicht in der Nähe kennen lernen dürfe, wenn jener nicht erbleichen oder gar verschwinden soll. Große Geister haben nicht selten auch große Schwächen an sich und darum ist's besser, man bleibt in achtungsvoller Weite von ihnen stehen.

Da die Gastfreundschaft des Serre'schen Hauses allbekannt war, so stellten sich aus Dresden noch mehrere Sonntagsgäste ein. Nach

genoſſenem Mahle wurde uns mitgetheilt, daß Herr v. Retwitz ſo freundlich ſein und ſeine Sigelinde vortragen würde. Nach dem Erlebten und Gehörten wirkte dieſes Anerbieten eben ſo auf mich, wie in Gellerts Fabeln das Vorleſen des bewußten Trauerſpiels auf einen nächtlichen Geiſt: ich entwich!

Als ich nach längerer Zeit ein drittes mal in Begleitung des Majors Serre und deſſen Nichte nach Maxen fuhr, brachte jener die Unterhaltung wieder auf das Buchdrehen.

„Ein junges Mädchen aus meiner Bekanntſchaft —“ erzählte er — „verſteht ſich außergewöhnlich auf das Tiſchrücken und bedient ſich dabei eines kleinen, runden Tiſchchens, wie man ſie in den Zimmerecken aufzuſtellen pflegt. Ich dagegen unterhalte mich mit ihr in Fragen und Antworten durch mein Buch mit dem Schlüſſel. Nachdem wir neulich auf dieſe Weiſe eine lange Weile mit einander verkehrt hatten, hielt das Mädchen die ausgeſpreizten Finger ihrer rechten Hand ganz leicht auf die Tiſchplatte gedrückt und der Tiſch ſpazierte in ſeine Zimmerecke zurück.“

Darin erblicke ich gar nichts Wunderbares, denn einen kleinen, leichten Tiſch mit einer Hand, die noch dazu darin wiederholt ſich geübt hat, fortzubewegen, iſt keine ſchwere Aufgabe. Nachdem wir eine halbe Stunde weiter gefahren waren, erzählte Serre ſeiner Nichte, die vorhin keine aufmerkſame Zuhörerin geweſen, die Geſchichte nochmals und ſchloß dieſe mit den Worten: „Darauf ging das Tiſchchen ganz allein in ſeine Ecke zurück.“

„Wie? ganz allein?“ fragte die junge Dame ſtaunend.

„Ganz allein!“ wiederholte Serre, nachdem er mir kurz zuvor das Gegentheil erzählt hatte. So verſündigen ſich Leute, die für eine Sache eingenommen ſind und ſolche durch Uebertreibungen fördern wollen, an der Wahrheit! Ich kenne Männer, welche in religiöſer Beziehung die ärgſten Zweifler ſind, dagegen den betrügeriſchen Prophezeiungen und Ausſagen angeblicher Somnambulen, Zigeunerinnen, Kaffeeſchweſtern und alten Weibern einen feſten Glauben ſchenken.

Manche, ſonſt ſehr ehrenwerthe und erleuchtete Männer, wie z. B. der Dichter Juſtinus Kerner in Weinsberg, ſind in mancher Be-

ziehung — Kerner in dem Glauben an Geiſter und Geſpenſter — ſo verblendet, daß ſie mit offenen Augen und Ohren nicht ſehen und hören. In dem Converſationslexikon von Brockhaus heißt ein Artikel: Die Seherin von Prevorſt. In demſelben dürfte mindeſtens zwei Drittel Dichtung enthalten und es mit der angeblichen Seherin ähnlich zugegangen ſein, wie mit dem Buchdrehen des Majors Serre.

Kurze Zeit nachher, da ich Anderſens nähere Bekanntſchaft in Mazen gemacht hatte, beſuchte ich unſer Hoftheater. Da erblickte ich den von den hohen, höchſten und allerhöchſten Sterblichen gehätſchelten Dänen, mit mehrern Ordenskreuzen geſchmückt, im Amphitheater, auf dem theuerſten Platze, auf welchen ich aus ſchwindelnder Höhe, wie die Götter aus dem Olymp auf die Erde, oder richtiger, wie der Schornſteinfegerbube von der Feueröſſe auf die Straße, herniederblickte, denn meine Mittel erlaubten mir nur den Beſuch des Paradieſes im Theater. Ach, wie glücklich und ſtill vergnügt ich in der Seitengalerieloge Nr. 1 der herrlichen Opernmuſik lauſchte! Wie viele Entwürfe zu Erzählungen von ſelbſt dort ſich mir aufdrängten! Wie oft aber auch die Erinnerung an meine geſtorbenen, lieben Kinder mir die Thränen des Schmerzes und der Trauer in die Augen trieb, die in der nur von mir beſuchten Loge niemand gewahrte!

Als ich eines Tags von einem Geſchäftsgange heimkam, ſagte mir meine Frau, daß eine Dame, die, um mich freudig zu überraſchen, ihren Namen nicht habe nennen wollen, meiner in unſerm guten Zimmer warte. Wie befremdete mich's, als ich, anſtatt eine liebe Freundin, eine mir gänzlich unbekannte, ziemlich bejahrte Dame erblickte, die ſich jetzt als — Fräulein von Bornſtädt und berühmte Dichterin — mir vorſtellte. Sie war gekommen, um mich zur Mitarbeiterſchaft an einem Album aufzufordern, das ſie zur Vollendung der damals im Bau begriffenen katholiſchen Kirche in Leipzig herauszugeben gedachte. Zumeiſt ſind es obſcure Menſchen, die aus ehrgeizigen, eiteln oder eigennützigen Abſichten dergleichen Unternehmungen beginnen und mit großer Zudringlichkeit die Beiträge hierzu erbetteln. Zu meiner Schande mußte ich der Dame geſtehen, daß mir ſowohl ihr Name als auch ihre Dichtungen gänzlich unbekannt ſeien. Sie ging

endlich, nachdem ſie mir ihre ganze Lebensgeſchichte erzählt und mir ein Buch abgeborgt hatte, das ich eben ſo wenig wie die Erborgerin ſelbſt wiedergeſehen habe. Eine andere Abenteuerin beſuchte mich ebenfalls. Sie hatte vor, eine Kleinkinderbewahranſtalt in — Jeruſalem zu gründen und zog deshalb brandſchatzend durch Deutſchland. Sie zeigte mir ein Album vor, deſſen erſte Seiten mit den eigenhändigen Schriftzügen des Königs und der Königin von Preußen und andrer hochgeſtellter Perſonen bedeckt waren, die außerdem — und das war des Pudels Kern — noch klingende Beiträge geſteuert hatten. Es war um die Zeit, wo König Friedrich Wilhelm IV. den mehr als ſonderbaren Einfall gehabt, ein evangeliſches Bisthum in Jeruſalem zu gründen, zu welchem Zwecke er 50,000 Thlr. geopfert hatte. Der erſte, vom König ſelbſt ernannte evangeliſche Biſchof war ein getaufter Jude, der nebſt ſeiner hochſchwangern Frau und ſeiner zahlreichen Kinderſchaar, unter dem Geſpött ſeiner ehemaligen Glaubensbrüder, auf einem Eſel in die heilige Stadt eingezogen war. Auch meine Abenteuerin hatte ſich eines königlichen Geſchenks von 100 Friedrichsd'oren erfreut. Ob es wohl in Preußen arme Dorfſchulmeiſter und zu bewahrende Kinder in Menge gab, die, an dem Hunger- und Kummertuche nagend, durch jene in weite Ferne geſendete Geldſummen unterſtützt werden konnten und die dafür den edeln Geber unter Freudenthränen geſegnet hätten?

„Warum immer weiter ſchweifen?" ſagt Goethe — „Sieh, das Gute liegt ſo nah!"

Eine weit angenehmere Erſcheinung war der Graf Harrach, der Bruder der Fürſtin von Liegnitz, deſſen Bekanntſchaft ich auf eigenthümliche Weiſe machte. Der pädagogiſche Verein zu Dresden hatte mich zum Vorſtande derjenigen Deputation ernannt, welche die Abhülfe der geiſtigen und leiblichen Verwahrloſung unter den Kindern zu ihrem Zweck macht. Zu deſſen Ausführung hatte der Verein ein umfangreiches Grundſtück vor dem löbtauer Schlage von der Regierung an ſich gebracht, das damals nur aus unfruchtbarem, wüſte gelegenem Hutlande beſtand, gegenwärtig aber durch Kinderhände in einen fruchttragenden Garten mit ſteinerner Umfriedigung und zweien Gebäuden umgewandelt worden iſt und den Namen Peſtalozziſtift trägt. Die be-

deutenden Koſten dafür ſind lediglich durch milde Beiträge und Gaben, durch Schenkungen, Vermächtniſſe u. ſ. w. aufgebracht worden, wie denn das Ganze noch jetzt in derſelben Weiſe erhalten wird. Die allgemeine, thätige Theilnahme für dieſes Werk zu erwecken, erließ ich in den öffentlichen Blättern einen Aufruf, der die gewünſchte Wirkung erzielte. Ein Hauptförderer des Unternehmens war der bekannte Dr. Blochmann, deſſen erzene Büſte darum auch das Grundſtück ziert, und ſpäter der Director Zehrfeld, der ſich hierdurch kein kleines Verdienſt erworben hat. Ein andrer Freund des Vereins, der ehrenwerthe Diaconus Lange, hatte ein Buch: „Die Spatencultur“ (ſoll richtiger heißen: Die Cultur durch den Spaten) geſchrieben und auf ſeine Koſten drucken laſſen, Graf Harrach ſolches geleſen und, von der Idee begeiſtert, ſeine Theilnahme unſerem Unternehmen, das die Lange'ſche Abſicht verfolgte, zugewendet. Der Graf Harrach beabſichtigte eines Tages, ſeinen Freunden ein feſtliches Souper zu geben und hatte hierzu 200 Thlr. beſtimmt. Der plötzliche Tod ſeines königlichen Schwagers, Friedrich Wilhelm III. trat aber ſtörend dazwiſchen und der edle Graf händigte mir die 200 Thlr. ein, um ſolche für unſer Unternehmen zu verwenden. Dabei entfaltete mir der Graf ſeine menſchenfreundlichen Geſinnungen, ſo wie er auch bei ſeinen wiederholten Beſuchen meiner kleinen Hütte ſich mir in der liebenswürdigſten Weiſe zeigte.

Von einer ruſſiſchen Fürſtenfamilie Merrſcherſky wurde ich wiederholt zum Mittageſſen eingeladen, mir aber hierdurch eben kein Gefallen erzeigt. Denn jene aß erſt gegen 5 Uhr nachmittags und mußte ich ſonach, der ich um 12 zu eſſen gewohnt war, entweder ganz verhungert oder ſchon geſättigt erſcheinen. Der Fürſt war auf beiden Beinen gelähmt und geſtand mir freimüthig ein, daß er früher ein mauvais sujet geweſen ſei, das getrunken, geſpielt und — geliebt habe, daher die Folgen davon trage. Die Fürſtin, eine ſehr gelbbleiche Dame, war, wie faſt alle vornehmen Ruſſen, ſehr für den Katholicismus eingenommen, daher ſowohl die Gouvernante als auch der Hauslehrer dieſer Confeſſion angehörten. Bei Tiſche kam einſt das Geſpräch auf Dr. Martin Luther. Da fragte mich die Fürſtin naiv: „Sind Sie luther (lutheriſch)?“ Als ich ſolches bejahte, rief die Fürſtin be-

dauernd aus: „O weh!“ Der Fürſt beſaß 2 Kinder, einen Sohn und eine Tochter, und hatte ich der letzteren, die eine große Vorliebe für meine Jugendſchriften zeigte, den Umgang mit der fürſtlichen Familie zu danken.

In der Regel waren es ausländiſche Frauen, namentlich Ruſſinnen, Liefländerinnen, Curländerinnen u. ſ. w., die mich mit ihrem Beſuche beehrten und Kenntniß nahmen von dem Jugendſchriftſteller. Einſt genoß ich mit meiner Familie in einer Laube an der Landſtraße mein Mittagsmahl. Da rollte eine Equipage mit 3 vornehmen Damen heran, hielt an meinem Gartenthore und entledigte ſich ſeiner Laſt. Ich in meinem einfachſten, häuslichen Anzuge, eilte herbei und öffnete das Schloß. „Wohnt Herr R. hier?“ tönte mir die Frage entgegen. „Ja!“ „Wo iſt er?“ „Er ſteht vor Ihnen!“ Die Ueberraſchung war erſichtlich, weil man ſich von einem Autor gar oft eine ganz andere und zwar würdevollere Vorſtellung macht. Die Damen waren die ruſſiſche Hofmarſchallin von Korff mit ihren beiden Töchtern, von der ich ſchon früher einen recht freundlichen Brief aus Petersburg erhalten hatte. Sie ſchenkten mir eine volle Stunde lang ihre angenehme Gegenwart und Unterhaltung, ich ihnen dagegen ein Exemplar meiner damals neueſten Jugendſchrift: „Eine Thräne“, und beim Abſchied brach ſich jede von ihnen eine Roſe aus meinem Garten zum Andenken.

43. Die Penſionirung.

Zu Michaelis 1814 hatte ich mein Lehramt angetreten und nachdem ich daſſelbe 40 Jahre hindurch fortgeführt, wünſchte ich zu Michaelis 1854 in den Ruheſtand verſetzt zu ſein.

Zu dieſem Wunſche und Vorſatze bewog mich hauptſächlich mein Halsleiden, das mir faſt allnächtlich zwar nur kurz andauernde, aber todesängſtliche Erſtickungs-Krampfanfälle bereitete. Auch während des Unterrichts und zwar hauptſächlich bei dem Abſingen eines Morgen- oder Schlußgeſanges gab mir's plötzlich einen Stich in den Hals, dem ein mir das Athmen benehmendes Kitzeln und ein dadurch herbeigezogener Krampfhuſten folgten. Wiſſend, wie langſam der Geſchäfts-

ganz bei unſern ſtädtiſchen Behörden iſt, reichte ich mein Geſuch um Penſionirung ein Vierteljahr vor Michaelis ein, dem ich ein Zeugniß unſers Hausarztes beigefügt hatte. Ein Volksſchullehrer darf nämlich nicht, wie ein Staats- oder jeder anderer in ſtädtiſchen Dienſten ſtehender Beamteter nach einer längeren, beſtimmten Dienſtzeit ohne Weiteres auf ſeine Penſionirung antragen, ſondern muß ſeine leibliche oder geiſtige Schwäche beweiſen, die ihn an fernerem Wirken behindert. Darum reichten meine und meines Hausarztes Angaben über meinen leidenden Zuſtand nicht aus, vielmehr mußte ich mich einer Unterſuchung durch den Amts- und Stadtphyſikus unterwerfen. Dieſe beſtand darin, daß er an meinem Körper, wie der Böttcher an einem Weinfaſſe, herumklopfte, wobei er ſich als Unterlage eines zugeklappten Taſchenmeſſers, aber keines Hörrohrs bediente. Meinen Hals, namentlich meinen Kehlkopf nebſt ſeinem Leiden, nahm er gar nicht in Betracht oder in Frage. Nach flüchtigem Beklopfen erklärte er, daß meine Leber zu groß ſei, wogegen man aber Mittel gebrauchen könne, und ſprach ſchließlich ſein Bedauern darüber aus, daß ich ſchon mein Amt niederlegen wolle. Gewöhnlich hält es ſchwer, ein Amt zu erlangen, faſt ſchwerer noch, aus demſelben wieder loszukommen, wenn man ein Volksſchullehrer iſt. So wollte man mich durchaus nicht losgeben, weil ich noch nicht ganz taub, blind, und kein völliger Krüppel war. Es bedurfte eines für mein Geſuch günſtigen Beſcheids der Kreisdirection, um daſſelbe durchzuſetzen. Wenn man bei Penſionirung ſtädtiſcher Beamten nur halb ſo viel Umſtände machte! Den Rector G. an der Kreuzſchule hatte man ohne ſein Anſuchen penſionirt, und zwar mit dem Betrage von jährlich 900 Thalern.

Mein Chef verſprach mir, dahin zu wirken, daß nach einer mühvollen Dienſtzeit, die ich beſchrieben habe, mein Alter weniger ſorgenvoll werde. Ob und wie er ſein Verſprechen erfüllt habe, wird der Leſer bald erſehen. Der Herr Oberbürgermeiſter fragte mich, ob ich mit meinem Abgange nicht bis nach erfolgter, in Ausſicht geſtellter Reorganiſation der Dresdener Volksſchulen und zugleich bis zu einer zu errichtenden Penſionskaſſe für uns Volksſchullehrer warten wolle? Letztere ſollte, gegen eine mäßige Abgabe von der Beſoldung, uns den

Staats- und Stadtbeamten gleiche Rechte gewähren. Das klang verführeriſch genug, dennoch blieb ich bei meinem Vorſatze, weil ich befürchtete, daß bis zur Verwirklichung jener beiden Entwürfe des Oberbürgermeiſters eine gar lange Zeit vergehen dürfte.

Was ich vermuthet hatte, traf richtig ein. Man erzählte mir, daß die Verhandlungen des dresdener Stadtraths mit der Kreisdirection acht Jahre lang währten, bevor dieſe ihre Genehmigung zu dem von jenem vorgeſchlagenen Modus der Penſionskaſſe ertheilte. Während dieſes Zeitraums konnte ich längſt verweſet ſein. Ueberhaupt iſt der Gang behördlicher Verhandlungen bei uns noch immer ein ungemein ſchleppender. So waren 6 Monate erforderlich, um meine Penſionirung zu ermöglichen. Wie mir mein weltlicher Chef ſelbſt erzählte, hatte der Stadtrath bei den Buchhändlern ſich erkundigt, wie viel mir mein Schriftſtellern eintrage, ferner in der Steuerrolle nach der Höhe meiner angegebenen Renten geforſcht und ſogar noch an den Stadtrath zu Leipzig mit der Anfrage ſich gewendet, wie hoch derſelbe ſeine Volksſchullehrer zu penſioniren pflege. Der leipziger Stadtrath antwortete, daß bei ſo langer Dienſtzeit wie die meinige er mindeſtens $^2/_3$, auch $^3/_4$, ja zuweilen das Ganze des Dienſteinkommens gewähre. Unſer Schulgeſetz ſagt ausdrücklich, daß bei einer Penſionirung auf die Vermögensumſtände nicht geſehen werden ſolle. Dresdens Stadtrath und Stadtverordneten ahmten Leipzigs Beiſpiel inſofern nach, daß ſie mir $16^2/_3$ Thlr. über das geſetzliche Drittel meines Dienſteinkommens — 200 Thlr. — bewilligten. Meine Beſoldung betrug 450 Thlr. Hierzu kamen 100 Thlr. für meine Amtswohnung, ſo daß ich mich mit $183^1/_3$ Thlr. hätte begnügen müſſen.

In dem ſtädtiſchen, alljährlich durch den Druck veröffentlichten Haushaltplan Dresdens war unter der Rubrik: „Penſionen" zu leſen:

dem Stadtrath R. 1640 Thlr.
dem Stadtſyndicus R. $1230^1/_2$ Thlr.
dem emeritirten Vierſtadtrichter R. 1150 Thlr.
dem Rathsactuar C. 700 Thlr.
dem Stadtgerichtsactuar B. 500 Thlr.
dem Regiſtrator S. 450 Thlr.

dem Copiſt O. 300 Thlr.
dem Stadtfourier T. 300 Thlr.
dem Stadtboten M. nach 35jähriger Dienſtzeit 237 Thlr. 7 Ngr. 5 Pf.
dem Stockmeiſter R. 200 Thlr.
dem Schuldirector Nieritz 200 Thlr. (nach 40¼jähriger Dienſtzeit.

Anfangs that mir's weh, daß ich nach dem Stockmeiſter rangirte. Allein bedenkend, daß ich ja nur ein Ruthenmeiſter ſei und darum dem Stockmeiſter billig nachſtehe, beruhigte ich mich.

Hätte ich meine freie Zeit in den Schänkſtätten bei dem Karten- oder Billardſpiele, mit Cigarrenrauchen u. ſ. w. zugebracht, Schulden gemacht, ſo dürfte meine Penſion reichlicher ausgefallen ſein.

Daß mein Nachfolger im Amte, ſo wie alle Directoren und Lehrer an Dresdens öffentlichen Volksſchulen gegenwärtig um das Doppelte beſſer geſtellt ſind und gegen eine mäßige Beiſteuer eine auf gleichem Fuße mit den Staats- und übrigen Stadtbeamten ſtehende Penſion erhalten, iſt das hoch zu rühmende Verdienſt des Oberbürgermeiſters Pfotenhauer, dem die Lehrerſchaft dafür großen Dank ſchuldet.

Ich allein durfte an dieſer Erhöhung der Beſoldung wie der Penſion keinen Antheil nehmen, weil ich für mein Amtsleben 50 Jahre zu zeitig geboren worden bin. Obſchon auch ich alle Lebensbedürfniſſe theurer als ſonſt bezahlen muß, ſo iſt's doch niemandem eingefallen, auch meine Penſion, wie gegenwärtig die Lehrerbeſoldungen, zu erhöhen.

In meiner 40jährigen Amtsführung hatte ich Mitarbeiter ſehr verſchiedener Befähigung, Denk- und Handelsweiſe. Aber ich kam mit Allen friedlich aus, ſo daß ich keinen von ihnen zu verklagen genöthigt war. Manchen Conflict ſchlichtete ich auf gütlichem Wege, den meine Lehrer mit den Aeltern unſrer Schüler hatten und der, wenn er zur Kenntniß der Behörde gekommen wäre, für Erſtere unangenehm geendet hätte. Aber zwei Jahre vor meiner Amtsniederlegung wurden mir zwei junge Lehrer zugetheilt, welche ſich nicht nur klug und weiſe dünkten, ſondern mit der Selbſtüberſchätzung noch Anmaßung, Grobheit, Ungehorſam, ja ſelbſt Lügenhaftigkeit verbanden, Schulden machten, dem Karten- und Billardſpiele oft bis tief in die Nacht hinein

oblagen und dann unter erdichteten Verwänden den Unterricht versäumten. Der Aerger über dieſe gewiſſenloſen Mitarbeiter verleidete mir mein nicht leichtes Amt ſehr und würde meinen Entſchluß, daſſelbe mit dem Ende des 40. Dienſtjahrs niederzulegen, noch mehr befeſtigt haben, wenn jener nicht bereits unwiderruflich gefaßt geweſen wäre.

In der Stille verabſchiedete ich mich von meinen Mitarbeitern und Schülern. Letzteren gab ich ein fröhliches Abſchiedsfeſt, und Erſtere erfreuten mich durch das Geſchenk einer ſchönen Votivtafel, die meine Wohnung ziert.

Das Ende meiner pädagogiſchen Laufbahn konnte leicht für mich noch recht betrübend auslaufen. Der Hauptlehrer meiner dritten Knabenclaſſe ſagte mir eines Tages: Vorgeſtern kam mein Schüler A. mit einem ſcharf abgegränzten, dunkelblauen Fleck auf der Wange in die Schule. Ich fragte ihn, ob er ſich geſtoßen habe. Er entgegnete: „Nein, ſondern der Herr Director hat mich mit dem Röhrchen auf den Bauch geſchlagen und davon iſt der Fleck geworden. Ich habe auch deren noch mehrere am Leibe. Seitdem kommt A. nicht mehr in die Schule und hat mir ſeine Mutter angezeigt, daß er krank liege. Ich ſage Ihnen dieß, damit Sie wiſſen, Herr Director, woran ſie ſind, wenn vielleicht eine Klage gegen Sie erhoben würde.“ Da jener Knabe nicht in meiner Claſſe war, ſo hatte ich auch nichts mit ihm zu thun. Nur in der Freiviertelſtunde führte ich die Aufſicht über mein halbes Tauſend Knaben und dabei ein kleines, ſehr dünnes Röhrchen, mit dem ich zuweilen einen Klapps auf den Rücken oder die Achſel austheilte. Daher war ich ganz ruhig und ſtellte ſich auch A. nach etwa 10 Tagen wieder in der Schule ein.

Später kam ich mit dem Dr. M. zuſammen, welcher A. ärztlich behandelt hatte. „Ich habe —“ ſprach er — „neulich Ihre Schuldloſigkeit gegen eine unwiſſende Mutter energiſch vertheidigen müſſen, welche die Blutfleckenkrankheit ihres Sohnes einem Röhrchenhiebe von Ihrer Hand zuſchrieb.“ Die Blutfleckenkrankheit nimmt nicht ſelten einen tödtlichen Ausgang, wie es z. B. bei unſerm Prinzen Ernſt der Fall war. Geſetzt, jener Schüler ſtarb, ſo verbreitete deſſen Mutter in der ganzen Stadt das Gerücht von meiner angeblichen Mißhandlung.

Man hätte den bereits beerdigten Knaben wieder ausgegraben, mich in criminelle, koſtſpielige Unterſuchung gezogen und hierdurch meinem Rufe einen unvertilgbaren Makel angehängt.

Einſt ſchickte mir unſer weltlicher Vorſtand einen ihm zugegangenen, namenloſen Brief zu, in welchem die Lehrer an meiner Schule beſchuldigt wurden, daß ſie mit brennender Cigarre nicht nur das Schulhaus beträten, ſondern ſogar in den Lehrzimmern fortrauchten. Dieſe Wahrnehmung hatte ich bei meiner unausgeſetzten Beaufſichtigung nicht gemacht. Ich ſelbſt rauche und ſchnupfe nicht. Jenen Brief legte ich meinen zuſammen gerufenen Lehrern vor, deſſen Inhalt eine allgemeine Entrüſtung hervorrief. Da hob der Lehrer H. an: „Ich kenne den namenloſen Schreiber und werde es ſogleich beweiſen.“ Er eilte fort und kehrte bald mit einem beſchriebenen Papierblatte zurück, bei deſſen Vorzeigen er ſagte: „Der dieß geſchrieben, hat auch den Brief, wiewohl mit verſtellter Hand verfaßt. Es iſt hier Herr v. F.“ Dieſer, ein Predigtamtscandidat und einer meiner unteren Lehrer, erblich wie eine Kalkwand und verbat ſich ſtammelnd dieſe Beſchuldigung. Ich ſelbſt nahm ihn in Schutz, weil der Brief, abſichtlich wie mit einem Beſenſtiele geſchrieben, eine ganz andere Schrift als auf jenem Blatte zeigte. Bei genauerer Unterſuchung entdeckte ich aber wirklich in mehrern Buchſtaben eine große Familienähnlichkeit. Wie uns der Lehrer H. ſpäter erzählte, hatte Herr v. F. ihn beim Gerichtsamte verklagt und dieſes ihm eine achttägige Gefängnißſtrafe zuerkannt, obſchon der vereidete Schriftkundige beide Schreiben, als von einer und derſelben Hand geſchrieben, erklärt hatte. Wäre dieſes Urtheil zur Ausführung gekommen, ſo hätte H. ſein Lehreramt eingebüßt. In ſeiner Noth hatte er ſich — nach ſeiner Ausſage — an den vormaligen Oberbürgermeiſter Leipzigs, Klinger, gewendet, der in Dresden als Advocat practizirte, und dieſer ihn nicht nur von der Gefängnißſtrafe, ſondern auch von allen Unkoſten befreit, ohne ſelbſt für ſeine Bemühung eine Bezahlung zu beanſpruchen. Was ſagt der Leſer zu dem Verfahren der Gerichtsbehörde? Ein anderer Criminalfall erregte damals großes Aufſehen. Ein ſchon mit Arbeitshaus beſtrafter Menſch wollte in Zwickau's Nähe ein heimkehrendes Fabrikmädchen nothzüchtigen. Auf deſſen Geſchrei

eilt ein Spinnmeiſter, verheiratheter Mann und Vater mehrer Kinder, herbei, packt den Uebelthäter und wird von demſelben auf der Stelle erſtochen. Das zwickauer Appellationsgericht verurtheilte den Mörder zu 12 Jahren Zuchthausſtrafe erſten Grades. Das Oberappellationsgericht dagegen wandelte das Urtheil in eine dreimonatliche Gefängnißſtrafe um. Da zu jener Zeit das Gerichtsverfahren noch nicht öffentlich war, ſo erfuhr das Volk nicht die Entſcheidungsgründe des Oberappellationsgerichts, fühlte ſein Gerechtigkeitsgefühl ſchwer gekränkt und fällte Urtheile über die Oberprieſter der Themis, die ich niederzuſchreiben mir nicht getraue.

Vierter Abſchnitt.

Das Greiſenalter.

46. Nach der Amtsniederlegung.

Als ich 40 Jahre alt war, fürchtete ich an der Kehlkopfſchwindſucht ſterben zu müſſen. Damals ſprach ich ſehnſüchtig zu mir: „Wenn du nur noch 10 Jahre lebteſt, damit deine Kinder nicht ſo frühzeitig zu Waiſen würden!“ Und ich hatte die Mitte des 60. Jahres erreicht, als ich mein Amt niederlegte! Mit welchen Dankgefühlen gegen den gnadenreichen Herrgott ich in den Ruheſtand trat! Allmorgendlich pries ich mein Loos, das nach ſo vielen Drangſalen mir ein freundliches, ruhiges Lebensende verhieß.

Im Januar 1855 ſtarb mein langjähriger Verleger, der Buchhändler M. Simion in Berlin. Er war ein tüchtiger Geſchäftsführer, ein liebenswürdiger Geſellſchafter, ein vorurtheilsfreier, aufgeklärter und wiſſenſchaftlich gebildeter Iſraelit. Er, der Gründer meiner Jugendbibliothek, hatte ſich durch die freiheitlichen Bewegungen des Jahres 1848 in ſo weit mit fortreißen laſſen, daß er in öffentlichen Volksverſammlungen zu Berlin feindſelig gegen die Regierung auftrat, was dieſe ihm nachtrug. Als man bei einer ſpäteren Hausunterſuchung bei Simion aus vorgefundenen Briefen erſah, daß derſelbe, trotz dem Verbote, noch immer ein ſtiller Mitverleger des verpönten Glasbrenner'ſchen Kalenders geblieben war, ſo entzog man ihm die Conceſſion des Buchhandels. Dieſer Schlag wirkte auf Simion ſo ver-

derblich ein, daß er die Gelbsucht bekam und daran nach längerem Leiden in der Blüthe seiner Jahre starb. Auf wie schwachen Füßen die Hoffnung steht, welche der Mensch auf Menschen baut! Das Honorar für meine Jugendbibliothek hatte bislang meine Haupteinnahme ausgemacht und im Vertrauen auf dieselbe ich ohne Klage meine geringe Pension hingenommen. Mit dem unerwarteten Tode meines Verlegers drohten die Nahrungssorgen in mein Haus wieder zurückzukehren. Da aber ging meine Jugendbibliothek durch Verkauf an die Buchhandlung von Voigt und Günther in Leipzig über und meine Sorge verschwand bei der Rechtlichkeit meiner neuen Verleger.

Am 5. Mai 1856 fand die fröhliche Hochzeitsfeier unsrer lieben Tochter Sophie mit Albin Seyffert, einem Kaufmanne in Greiz, statt. Wiederum verdankte ich's meiner kleinen Schreibfeder, daß ich, ohne Schulden machen zu dürfen, die Ausstattung unsrer Tochter bestreiten konnte.

Ein Jahr vor meiner Amtsniederlegung gestattete mir mein Chef, der zu Zeiten recht liebenswürdig sein konnte, einen vierwöchentlichen Urlaub, den ich zu einer zweiten Schweizerreise verwendete. Seit dem Volksaufstande im Jahre 1849 reichte die Urlaubsbescheinigung der Schulbehörde nicht mehr aus, um von der Polizei einen Reisepaß in's Ausland zu erhalten. Hierzu war jetzt die Genehmigung der Kreisdirection erforderlich, nämlich nur bei den Lehrern, von denen die Regierung befürchtete, daß jene mit den auswärtigen Unruhstiftern in Verbindung treten könnten.

Im Sommer 1856 konnte ich zum erstenmale als freier Mann und Bürger reisen, wohin ich wollte. Ich ging über Tegernsee nach Tyrol und dort unter Anderem auch nach Brennbüchel, wo unser guter, geliebter König Friedrich August am 9. August 1854 sein theures Leben durch die Hufschläge eines Postpferdes verlor. Natürlich besuchte ich die Unglücksstätte, die ein Stein bezeichnet, so wie die daneben erbaute Votivkirche, gewidmet von der königlichen Witwe Maria. Eben so auch das Sterbezimmer im Torfgasthofe, worin noch das blutige Bett, so wie die ganze Zimmereinrichtung unverändert forterhalten wird, wofür die königliche Witwe einen jährlichen Miethzins bezahlt.

In tiefer Bewegung betrachtete ich die dunklen Blutflecken auf dem weißen Ueberzuge des Kopfkissens, auf welchem das zerschmetterte Königshaupt gelegen hatte. Der zu des Königs Andenken geprägte Silbertaler trägt die Aufschrift: „Er säete Gerechtigkeit und ärntete Liebe". Welche Liebe! Wie offenbarte sich diese gegen den milden Regenten? Ach, daß man in den Maitagen 1849 ihn vom Throne zu stürzen, sein Schloß in Brand zu stecken, durch Pulver die Luft zu sprengen suchte und das Dampfschiff, welches ihn nebst den Seinen nach der Festung Königstein führte, mit einem Kugelregen verfolgte. Es war noch immer dasselbe Volk, welches am Sonntage Hosianna rief und sechs Tage später „kreuzige ihn!" schrie. Darum suchte und fand der erschlagene König seinen Lohn und seine Lust in der Natur und deren erhabenen Reizen.

47. Sonnenschein und Regenwetter.

Im Jahre 1858 bedauerte und betrauerte ich den Tod meines lieben, wackern Buchhändlers und Verlegers, Georg Wigands, der am 9. Februar des vorgenannten Jahres starb. Ihn, gleichwie M. Simion, hatte ich als jungen, blühenden, kraft- und feuervollen Mann kennen gelernt und es mir nicht träumen lassen, daß ich beide überleben würde. Hier gedenke ich noch eines dritten meiner Herren Verleger, des höchst ehrenwerthen, braven und streng rechtlichen Gustav Mayer in Leipzig, der wegen körperlichen Leidens zu meinem Leidwesen seine Geschäftsverbindung mit mir löste und die 24 in seinem Verlage erschienenen Bändchen meiner Jugendschriften an die Herren Voigt und Günther verkaufte.

Eine große Freude erlebte ich durch den Empfang des nachstehend wörtlich copirten Briefs vom 5. Januar 1860.

„Lieber Herr Nieritz!

Wir wollten Ihnen unsern besten Dank aussprechen für die vielen angenehmen Stunden, welche Sie uns durch Ihre schönen Bücher bereitet haben. Als wir zufällig vorigen Winter beide zu

gleicher Zeit anwesend waren, wurde uns der Jüngling vorgelesen und wir freuten uns darüber so sehr, daß Mama uns zu Weihnachten Ihre sämmtlichen Erzählungen zum Geschenk machte. Diese haben wir nun sehr fleißig gelesen; am schönsten von allen sind aber Georg Neumark und die Gambe, der kleine Trommelschläger, und Betty mit Toms. Wir wünschen, der liebe Gott möge Sie noch viele Jahre rüstig erhalten und Ihnen in Ihrem Alter recht viele Freude geben, da Sie ja den Kindern so viele Freude bereiten.

Friederike und Mary
von Hannover."

Diese rein kindlichen Worte, wie ich sie nie in einem Königspalaste vermuthet hätte, rührten mich tief und überraschten mich um so mehr, als, so viel ich weiß, die Königin von Hannover eine Schülerin des giftigsten Beurtheilers und Feindes meiner Jugendschriften, des Professors Gervorf in Altenburg, ist. Auf mein dankendes Schreiben an die königlichen Prinzessinnen empfing ich von deren Erzieherin einen überaus freundlichen Brief und zugleich das Doppelportrait der beiden Prinzessinnen, gemalt von l'Allemand, lithographirt von C. Schut; unter Glas und vergoldetem Holzrahmen. Dieses Geschenk erfreute mich ungleich mehr als das einer bei mir nicht angewendeten Schnupftabaksdose, oder eines Brillantringes u. s. w. Portrait und Brief sollen in meiner Familie als liebes und werthes Andenken an zwei hochgestellte, dankbare Leserinnen meiner Schriften erhalten werden und forterben. Jenes Bild und ein gesticktes Buchzeichen sind die einzigen Geschenke, welche meine Leser freundlich mir haben zukommen lassen.

Am 29. Juli 1861 wurde unsere jüngste Tochter Rosa die Gattin des Kaufmanns Rudolf Methe jun., an welchem wir einen liebevollen, trefflichen Schwiegersohn erhielten, so wie auch dessen ganze Familie eine ehrenwerthe und im besten Rufe stehende ist.

Fortan glich mein Leben einem Gebirgsbache, der, nachdem er über Gestein und aus der Höhe wild herniedergerauscht ist, immer sanfter wird und endlich still durch grüne Wiesen dahinfließt. Aber der Spät-

abend unſers Lebens ſollte durch einen ſchrecklichen Trauerfall und Verluſt getrübt werden. Am 3. November 1863 wurde unſere geliebte Tochter Sophie in Greiz von ihrem dritten Kinde, einem Söhnlein entbunden. Meine liebe Frau, welche bei den vorhergegangenen Niederkünften unſrer Tochter deren ſorgliche Pflegerin geweſen, war durch ein ernſtes Unwohlſein verhindert worden, in der erſten Zeit die weite Reiſe zu unſrer Tochter zu unternehmen. Kaum geneſen, eilte ſie nach Greiz, wo ſie ſich der Abwartung unſrer Tochter gewiſſenhaft widmete. Da alle Gefahr endlich beſeitigt ſchien und jene nur noch an zurückgebliebener Schwäche litt, ſo trat meine Frau auf dringendes Zureden unſrer Tochter, am 13. December die Heimreiſe an und langte abends 10½ Uhr in Dresden an. Da benachrichtigte uns ſchon nach 12 Stunden ein Telegramm von dem unerwartet plötzlichen Tode unſers theuern Kindes! Daſſelbe war an den Folgen des Kindbettes, jedenfalls an einer inneren Verletzung, geſtorben. Welch' ein vernichtender Schlag! Von 9 Kindern waren uns noch zwei geblieben. Welche Vorwürfe ſich meine Frau machte, daß ſie nicht länger bei unſrer Tochter verweilt hatte! Ach, auch ſie hätte das flehende Leben nicht zu halten vermocht. In nächtlicher Frühe und Finſterniß, bei dem ſchrecklichſten Regenwetter beſtiegen meine Frau, unſere jüngſte Tochter und ich den Dampfwagen, um dem Begräbniß unſers Kindes beizuwohnen. In Greiz verlebten wir drei Tage voll unausſprechlichen Schmerzes und kehrten dann mit dem mutterlos gewordenen Säuglinge und ſeiner Amme nach Dresden zurück. So hatten wir ſchon den zweiten Enkel einer geſtorbenen Tochter zu erziehen übernommen! Sechs Tage vor dem Tode unſrer Tochter Sophie ſtarb mein älterer Bruder Carl, deſſen Gattin ihm vor 9 Monaten vorangegangen war. Immer häufiger folgten einander die Todesfälle in meiner Familie und Verwandtſchaft.

Nach der großen Aufregung trat bei meiner lieben Frau eine eben ſo ſtarke Ermattung ein, die ſie abermals auf das Krankenbett verſetzte. Auch ich wurde leidend und blieb es, in Folge einer von den Füßen aufſteigenden und faſt bis über den ganzen Körper ſich verbreitenden Flechte, ein volles Jahr hindurch. Arſenikmixtur und ſtrenge Diät befreiten mich endlich von dem, mir die nächtliche Ruhe raubenden Uebel.

Hierzu gesellte sich die bange Sorge um unsern wackern Schwiegersohn Weihe, den ein hartnäckiges Halsleiden befallen hatte.

Das Jahr 1864 war sonach für meine Familie ein trauriges, das überdieß in der Natur sich kalt, regnerisch und stürmisch gestaltete. Meine Jugendbibliothek bestand nun bereits 25 Jahre und erachtete ich es für an der Zeit, sie mit diesem Jubelfeste zu beschließen. Man darf die Geduld der Leser nicht übertreiben. Jeder Mensch hat seinen Höhepunct von dem es wieder bergab geht. „Begieb dich von freien Stücken zur Ruhe, bevor du von Anderen dazu gezwungen wirst.“ Solches mir sagend, kündigte ich meinen Herren Verlegern den Contract der Jugendbibliothek und diese erkannten mein Verfahren als richtig an.

Mit herzlichem, innigem Danke gegen Gott konnte ich mir sagen, daß in den 25 Jahren stets, bei Kummer und Sorgen, ich meine übernommenen Verpflichtungen gegen die Jugendbibliothek vollständig und rechtzeitig erfüllt und ohne daß ich mein Schulamt darüber vernachlässigt hatte.

Höchlich überraschte mich die unerwartete Nachricht von den Herren Voigt und Günther, daß diese bei ihrer geschäftlichen Trennung mich, oder vielmehr den Verlag meiner Jugendschriften, an den Buchhändler Bagel in Wesel verkauft hätten.

Ich kam mir vor wie ein Dienstbote, der aus einem Dienste in den andern übergeht und dabei in banger Erwartung ist, ob seine neue Dienstherrschaft eine gütige oder wunderliche sein werde.

Obschon unsere Lebensweise die einfachste und bescheidenste war, so bedurfte ich doch für alle unsere Bedürfnisse jährlich im Durchschnitt die Summe von 1000 bis 1200 Thlrn. Da aber, wie schon gesagt, mein Diensteinkommen nur 400 und später 450 Thlr. betrug, so mußte das Fehlende durch die Feder geschafft werden.

Das will etwas sagen, zumal wenn man bedenkt, daß mir neben meinem Schulamte wenig freie Zeit verblieb und daß Monate zuweilen vergingen, wo die Feder zum Schreiben nicht aufgelegt war. Schweres Geld haben mich überdieß die Ausstattungen meiner vier Töchter gekostet. Dennoch hat man mich für reich ausgeschrieen und zwar vornehmlich deshalb, weil ich alle meine Bedürfnisse sofort zu bezahlen

pflegte, niemals bei meiner Behörde um außerordentliche Unterſtützung bettelte und manchem kleinen Vortheile entſagte. Als nun meine 450 Thlr. Beſoldung auf 200 Thlr. Penſion herabſanken und ſpäter das Honorar für meine Jugendbibliothek in Wegfall kam, ſo hätte allerdings die Sorge um den nöthigen Unterhalt wieder bei mir einkehren mögen.

Ich habe früher erwähnt, daß mir eine Steuer von jährlich 1½ Pf. auferlegt und für deren Bekanntmachung 60 Pf., alſo der 40jährige Betrag derſelben — abverlangt wurde. Ich glaubte, daß dieſe Zeit des alten Zopfes für immer vorüber ſei, irrte mich aber ſehr, wie nachſtehendes Beiſpiel zeigt. In Folge mehrer trockner, heißer Sommer und mehrer neuern, viel Grundwaſſer abſorbirender Fabriken gab mein Brunnen kein Waſſer mehr her.

Eben ſo erging es den meiſten meiner Nachbarn. Um nun für mein Haus das nothwendigſte Lebensbedürfniß: Waſſer — in meinem Grundſtücke wieder zu erlangen, bedurfte es erſt ſtadträthlicher Erlaubniß! Dieſe zu vermitteln, verſprach mir der verpflichtete Rathsröhrmeiſter, dem ich die Vertiefung meines Brunnens übertrug. Vierzehn Tage nach Vollendung des koſtſpieligen Baues überbrachte mir ein Rathsdiener ein ſtadträthliches, mit Zügen verſchnörkeltes und geſtempeltes Schreiben, in welchem mir die Genehmigung der bereits längſt fertigen Brunnenvertiefung ertheilt wurde. Beigefügt war eine Koſtenrechnung — des Pudels Kern — in welcher 1 Thlr. 10 Sgr. für die Aufſichtsführung durch den Waſſerinſpector und 20 Sgr. für Schreibgebühren u. ſ. w. angeſetzt waren. Das drolligſte hierbei war, daß der Waſſerinſpector gar keine Beaufſichtigung geführt, keinen Fuß über meine Schwelle geſetzt und 1½ Thlr. eingeſtrichen hatte, ohne einen Finger oder Fuß zu rühren. Eben ſo wenig hatte er ſich bei meinen, mit mir in gleicher Lage befindlichen Nachbarn bliden laſſen. Die bezahlte Inſpection war ſomit eine unſichtbare, papierne geweſen. Hierüber mit Recht, wie ich, tief empört, baten mich meine Nachbarn, dieſe neue, ungerechtfertigte Steuer öffentlich zu rügen. Ich unterließ es aber damals — es war im Herbſte 1864. Wie würde man — frage ich — einen Handwerker nennen, der für eine nicht geleiſtete

Arbeit Erholung verlange und solche zu erzwingen möge? Was würde man sagen, wenn z. B. ein Schneider für das Fertigen eines Kleidungsstücks 1½ Thlr. außerdem für das Schreiben der Note noch 20 Sgr. verlange?

Geht nicht aus der verspätet erfolgten Baugenehmigung und dem Nichterscheinen des Wasserinspectors sattsam hervor, daß die ganze Geschichte überflüssig und nur auf Geldbezug gerichtet ist? Mit vollem Rechte klagt man über das unnöthige Zuvielregieren, über das Bevormunden des Volks und über die Menge der Beamten. Hier das schlagende Beispiel davon. Der Wasserinspector, der Stempelbogen, der Schreiber, die Tinte, der bonus fidei die Rechnung durch seine Unterschrift beglaubigende Stadtrath, ja der Bote — Alle waren entbehrlich und konnten ihre Zeit und Mühe besser anwenden. Es fehlte nur noch, daß man, wenn ein Brand ausbricht, ebenfalls erst die Erlaubniß des Stadtraths zum Löschen einholen muß und daß diese vierzehn Tage nach dem Niederbrennen des Hauses ertheilt wird.

Meine Jugendschriften sind in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden: in die französische, englische, italienische, russische, polnische, holländische u. s. w., ja sogar in die böhmische und letztere zwar, wie ich überrascht in den Zeitungen las, auf Veranstaltung des Erzherzogs Stephan, als derselbe noch Böhmens Oberstburggraf war. Aber alle diese Uebersetzungen haben mir auch nicht den geringsten Gewinn eingetragen. Zwar giebt es Gesetze zum Schutz des literarischen Eigenthums, allein diese sind so beschaffen, daß gewiß die wenigsten Schriftsteller einen Nutzen davon ziehen. Es lautet z. B. der eine Artikel des Gesetzes so, daß der Autor, der das Recht der Uebertragung seiner Werke in fremde Sprachen sich ausdrücklich vorbehält und solches bei der Regierungsbehörde registiren lasse, diese Uebersetzung binnen Jahresfrist — von dem Erscheinen seines Werkes an gerechnet — bewirken muß, außerdem er sein Recht hierzu verliert und jeder Andere solches erhält. Wie hätte ich unbemittelter Schulmeister, der keine Ahnung von der außerdeutschen Verbreitung meiner Schriften hatte und froh war, einen Verleger derselben endlich gefunden zu haben, eine Uebersetzung binnen der gesetzlichen Frist bewirken können! Schützt das

Geſetz ferner einen Autor, daß ſein Verleger eine Auflage ſtärker macht als er dem erſteren gegenüber behauptet? daß er heimlich keine neue Auflage bewirkt, beſonders wenn das Werk ſtereotypirt iſt, der Verleger die Stereotypplatten offen in den Händen hat und er obendrein ſelbſt eine Druckerei beſitzt? Ach, beſſer als das Geſetz ſchützt den Autor vor ſolchen Uebervortheilungen der ſtreng rechtliche Sinn ſeines Verlegers und glücklich der Autor, der einen ſolchen braven Mann findet.

Im Frühjahre 1865 beſuchte ich Carlsbad als Curgaſt auf längere Zeit. Es war ein wundervoll ſchöner Mai und dankerfüllt genoß ich die ſich üppig entfaltenden Reize der Natur, die einzig ſchön Carlsbads Umgebung ſchmücken. Zugleich knüpfte ich einige Bekanntſchaften an, die länger als die Curzeit währten und mir viele Freude bereiteten. Unter jenen hebe ich beſonders die eines leipziger Arztes L. nebſt ſeiner geiſtig hochgebildeten Tochter und wohlerzogenen Enkelin hervor. Zu gleicher Zeit mit mir trank der bekannte Schriftſteller Adalbert Stifter von Carlsbads Heilquellen. Ich wagte nicht, ſeine Bekanntſchaft zu ſuchen, da er ſehr kränklich geſagt wurde und ich ſelbſt im hohen Alter meine Blödigkeit nicht ablegen kann. Man erzählt mir, daß Stifter die Cacteen allen anderen Blumenarten vorziehe, ſolche daher pflege und mit den bedeutendſten Cacteenzüchtern in Verbindung ſtehe. Wenn ich früh meine 4 Becher Schloßbrunnen zu mir nahm, traf ich unter den Trinkern auch den ehemaligen König Otto von Griechenland, der ſich von ſeinem einfach gekleideten Diener 10—12 Becher darreichen ließ, den ihn Grüßenden höflich dankte, aber jeder Unterhaltung auswich, weil er ſchwerhörig war. Sicherlich befand ſich der entthronte König hier wohler, als in Athen unter den undankbaren Griechen, die, als das baieriſche Geld nicht mehr floß, ihren Regenten verjagten. Sollte es ſeinem jugendlichen Nachfolger einſt nicht eben ſo ergehen?

Meine Trinkcur hatte für mich den glücklichſten Erfolg, indem ich längere Zeit hindurch frei von meinem alten Uebel, dem Luftröhrenkrampfe, verſchont blieb und dieſer ſeltener und in ſchwächeren Anfällen wiederkehrte.

Tief und nachhaltig betrübte mich der am 7. November 1865 erfolgte Tod des Vaters unſers Schwiegerſohns, des Kaufmanns

Wethe sen. Er war ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Worts, dem ich viele Freuden verdankte.

Das Jahr 1866 war in mehrfacher Hinsicht ein Unglücksjahr. Ein Vorbote des kommenden Elends — ein harter Frost — vernichtete am 22. Mai die frohe Aussicht auf eine reiche Getreide-, Obst- und Weinärndte. Einen Monat später brach der für unmöglich geglaubte Krieg zwischen deutschen Brüdern aus, der, wie immer, in seinem Gefolge ansteckende Seuchen und Theuerung mit sich führte. Ich beschränke mich hauptsächlich darauf, hier in Kürze niederzuschreiben, was das Königreich Sachsen wieder zu erleiden und zu tragen bekam. Dasselbe mußte täglich und bis zum endlichen, absichtlich Monate lang hinausgeschobenen Friedensabschlusse 10,000 Thlr. an Preußen entrichten, schwere Requisitionen aller Art ertragen, eine zahlreiche Einquartierung kostspielig verpflegen, Dresden mit einem Schanzengürtel umgeben und mehrere Tausend Morgen seines schönen Kiefernwaldes niederschlagen lassen. Und solches geschah noch, nachdem Preußen mit Oestreich Frieden gemacht hatte. Diesen mußte endlich Sachsen mit einer Kriegssteuer von 10 Millionen Thalern erkaufen. Im Vergleich mit dem großen Oestreich kostete dem kleinen Sachsen der Krieg zehnmal so viel als jenem. Hierzu gesellte sich noch der uns gemachte Vorwurf, daß wir die alleinige Ursache des Bruderkriegs seien, welchen der preußische Heerführer Herwarth von Bittenfeld in einer öffentlich angeschlagenen Bekanntmachung erhob. Er sagte darin; daß Sachsen nicht eher geruht habe, als bis es das gute Einvernehmen zwischen Preußen und Oestreich in Feindschaft verkehrt hätte. Diese Anschuldigung, in welcher er Sachsen als das Lamm in der Fabel darstellte, das dem Wolfe das Wasser im Bache trübte, war mehr als naiv, und wurde nicht einmal von einem alten, unwissenden Weibe geglaubt. Wir Alle wußten nur zu gut, wer der wahre Urheber des Bruderkriegs war. Dieser hieß Napoleon III. Demselben war der deutsche Bund, dem wir bei allen seinen vielen Mängeln einen mehr als 50jährigen Frieden verdankten, schon längst ein Dorn im Auge. Er war's, welcher Feindschaft zwischen Preußen und Oestreich ausstreute, indem er den preußischen König, als derselbe nebst seiner Gemahlin Napoleon in Compiègne

beſuchte, aufmunterte, Oeſtreichs Suprematie über Deutſchland zu brechen und den deutſchen Bund zu ſprengen, wobei er ihm ſeinen, erſt paſſiven Beiſtand verſprach. Hierauf begann Preußen ſeine umfaſſenden Rüſtungen zum Kriege. Es vermehrte ſeine Armee um 60 neue Regimenter und hierdurch die Steuerlaſt um 6—8 Millionen, ohne die Stände darum zu befragen. Kriegsbedürfniſſe aller Art wurden in ungeheurer Menge bereitet und aufgeſpeichert, die Feſtungen in den Vertheidigungsſtand geſetzt, die mit Krieg zu überziehenden Länder nach allen Richtungen hin und bis in die kleinſten Einzelheiten durchforſcht, u. ſ. w. Als im Jahre 1863 ein Fürſtencongreß in Frankfurt a. M. tagte, um gemeinſchaftlich über Deutſchlands Wohl zu berathen, verweigerte der König von Preußen ſeine Theilnahme und ſelbſt dann noch, als der ſächſiſche König ihn in Baden-Baden durch die dringendſten Bitten zu bewegen ſuchte. Damals ſchon war ja der Entſchluß zum Kriege gefaßt. Napoleons ſtille, feſte Hoffnung ſchlug aber fehl. Er gedachte, nachdem beide kriegführende Parteien nach langem, blutigem Kampfe ermattet daſtehen würden, die Rheinprovinzen mit leichter Mühe an ſich zu reißen. Preußens raſche, glänzende Siege über Oeſtreich und deſſen Verbündete zogen einen dicken Strich durch Napoleons Rechnung. Daher deſſen und ſeiner Franzoſen Ruf: „Rache für Sadowa!“ Was ging ihnen Sadowa an, wo keine Franzoſen, ſondern die Oeſtreicher geſchlagen wurden? Napoleon, in ſeinen Erwartungen arg ſich betrogen ſehend, bereitete ſich nun ebenfalls 4 Jahre lang zum Kriege gegen Preußen vor.

Obſchon wir Sachſen hart mitgenommen worden waren, ſo mußten wir es uns doch eingeſtehen, daß, wenn Oeſtreich obgeſiegt hätte, der Rückſchritt in allen Lebensfragen ein unermeßlicher geweſen ſein würde. Solches einſehend, ertrugen wir willig die uns auferlegten Laſten und fügten uns in das Unabänderliche. Ich lebe des feſten Glaubens, daß unſer Herrgott auch die übelſten Thaten der Menſchen, unter welchen ich die religiöſen Verfolgungen, den Aufruhr und den Krieg oben an ſtelle, endlich zu unſerm Beſten lenke. Und dieſer mein Glaube iſt auch durch die neueſten Ereigniſſe — den Krieg 1870—1871 herrlich be-

währt wurden. Napoleon hatte 1866 Wind gesäet und ärndete dafür 4 Jahre darauf Sturm, der ihn vom Throne warf.

Schlimmer noch als Sachsen erging es der Stadt Frankfurt a. M. Dieser legte der preußische General eine Kriegssteuer von 25 Millionen Gulden auf und zwar in der kürzesten Frist — irre ich nicht — binnen 24 Stunden zu beschaffen. Der Bürgermeister, anstatt dem preußischen General, der diese, die Erpressungen Wallensteins im 30jährigen Kriege noch weit überbietende Forderung stellte, geradezu in's Gesicht zu lachen, erhängte sich aus Verzweiflung. Im allerschlimmsten, nicht denkbaren Falle konnte der General den Bürgermeister erschießen lassen. Dann wäre dieser mit dem Ruhme einer Märtyrers gestorben, während er mit der Schande feigen Selbstmordes endete. Die schwer bedrohte und geängstete Stadt von 80,000 Einwohnern brachte mit Noth 6 Millionen Gulden zusammen und wurde, der noch fehlenden 19 Millionen Gulden wegen, mit dem preußischen Staate vereinigt.

Dieses Vorgehen gegen Frankfurt ist und bleibt ein dunkler Punct in Preußens neuester, ruhmvoller Geschichte.

Indessen schlug das Jahr 1867 mir und meiner Familie zwei tiefe, schmerzliche, ach nie sich schließende Wunden. Am 4. Januar starb nach schwerem Todeskampfe unser hoffnungsvoller, heiß geliebter Enkel, Franz Kummer, in dem blühenden Alter von $17\frac{1}{2}$ Jahren. Er war unser Aller Freude. Zehn Monate später forderte der Tod noch ein zweites Opfer von uns. Es war der Sohn und theure Nachlaß unsrer Tochter Sophie, den wir nach deren Begräbniß in Greiz als Wochenkind mit nach Dresden nahmen und erzogen. Unser kleiner Johannes gedieh, wurde unsere Freude und ein Ersatz für seine heimgegangene Mutter. Als er $1\frac{3}{4}$ Jahre alt geworden war, verlangte ihn sein Vater, der inzwischen wieder geheirathet und seinen Kindern eine zweite und zwar brave, liebevolle Mutter gegeben hatte, von uns zurück. Von unsern besten Wünschen begleitet, kehrte unser Enkel nach seinem Geburtsort zurück. Doch schon nach kurzer Zeit lauteten die Nachrichten über sein Befinden trüber und trüber. Dem Kleinen bekam die Veränderung des Wohnorts, der Luft, der Kost, der Wärterin u. s. w. übel, so daß der Arzt endlich erklärte: daß, wenn das Kind nicht nach

Dresden zurück versetzt würde, er für dessen Leben nicht einstehe. Nach dieser Nachricht eilte meine Frau nach Leipzig, wo sie in dem Bahnhofe, der Verabredung gemäß, unsern siechenden Enkel nebst seinen Aeltern erwarten und finden sollte. Als hier der Kleine zu meiner Frau hingetragen wurde, empfing er diese zärtlich und sagte mit rührender Innigkeit nur das eine Wort: „Großmama!" Das Kind sah im Gesicht grünlich gelb und war in Folge anhaltenden Abweichens gänzlich abgemagert. Aber durch einfache Diät und aufmerksame Pflege erholte er sich bald, wozu der Aufenthalt in unserm sonnigen Garten nicht wenig beitrug.

An einem Maitage 1867 pflückte ich Erdbeeren, die unser kleiner, dabeistehender Johannes in ein Schüsselchen sammelte. „Hansel," — fragte ich — „wie wird's über's Jahr um diese Zeit sein?" „Da sind wir Alle todt!" versetzte das jetzt $3^1/_2$jährige Kind, das den Tod noch gar nicht kannte, zu meiner großen Verwunderung. Wenn meine Frau den Kleinen am Abende in's Bett legte, betete er kindlich: „Lieber Gott, mach' mich fromm, daß ich in den Himmel komm!" Hierauf sprach er zu meiner Frau: „Nun, Großmama, mach' deine Strichl." Damit meinte er das Zeichen des Kreuzes, das meine Frau mit einem kurzen Segensspruche über das Kindesantlitz machte. Wenige Tage vor seiner Erkrankung am Scharlachfieber fragte er plötzlich meine Frau: „Großmama, lebe ich noch 3 Tage?" Er freute sich nämlich sehr auf seinen Geburtstag, auf den 3. November, an welchem er sein viertes Jahr vollendet hätte. Still und ruhig brachte er die Fiebertage zu. Einmal nur umschlang er mit beiden Armen meine über ihn sich niederbeugende Frau und sagte innig: „Großmama!" Als ihm diese in der Sterbestunde einige Tropfen Brechwein einflößte, der ihm in der wunden Kehle brennen mochte, klage er: „Au weh, au weh, Großmama!" und nach wenig Minuten hauchte er, zweimal tief aufathmend, sein uns so theures Leben in dem Arm unsrer jüngsten Tochter Rosa aus. Das war ein harter Schlag! Weinend begruben wir die kleine, liebe Leiche und mit schmerzgebrochener Stimme hielt ich ihm die kurze Grabrede, sprach ich den Segen über sie aus. Wie namenlos unglücklich wären

wir in ſolchen Trauerfällen ohne den Glauben an eine einſtige, ſelige Wiedervereinigung!

Am 15. Auguſt 1868 ſtarb zu Chemnitz mein um 15 Jahre jüngerer Bruder Eduard und teſtirte mir und den beiden nachgelaſſenen Kindern meines Bruders Carl ein anſehnliches Legat, das zwar erſt 3 Jahre nach ſeinem Tode ausgezahlt werden und bis dahin nutzbringend für ſeine Gattin, die Univerſalerbin, bleiben ſollte, mir aber doch, inſoweit ſolches bei der Vergänglichkeit alles Irdiſchen gerechtfertigt iſt, meine letzten Tage ohne Nahrungsſorgen zu verleben verſpricht. Darum herzlichen Dank, mein ſeliger Bruder, für deine ſorgende Liebe! Auch an ihm erwies ſich deutlich die väterliche Hand der göttlichen Vorſehung.

Als mein Bruder Eduard, 14 Jahre alt, die Schule verließ, trat zu ihm die große Frage: Was willſt du werden? Die wenigſten Jünglinge lernen die verſchiedenen Berufsarten genau, deren Leiden und Freuden u. ſ. w. kennen. Sie folgen bei deren Wahl meiſtens ihren flüchtigen Neigungen oder den Vorſchlägen Anderer. So war's auch bei meinem Bruder Eduard. Der Bruder meiner Frau war Kunſtgärtner und hatte in Rußland ſein gutes Auskommen gefunden. Dieß wurde Urſache, daß meine Mutter zu ihrem jüngſten Söhnlein ſprach: „Wenn ich wäre wie du, ſo würde ich Kunſtgärtner. Das iſt ein reinliches, freudenbringendes und die Geſundheit förderndes Geſchäft". Richtig! mein Bruder entſchied ſich für dieſen Rath und mein Vater ging ſtracks zu dem uns bekannten königl. Hofgärtner, um demſelben ſeinen Sohn als Lehrling anzubieten. Zu Eduards Glück hatte der Hofgärtner bereits zwei Lehrlinge und ſchlug darum meines Vaters Bitte ab. Darauf ſagte mein älterer Bruder: „Werde Kaufmann, Eduard. Als ſolcher kannſt du Alles anfangen". Eduard wurde Kaufmann, erwarb ſich durch eiſernen Fleiß, ſtrenge Rechtlichkeit und weiſe Vorſicht nicht nur die allgemeine Achtung, ſondern auch ein beträchtliches Vermögen. Schade, daß er in einer ſonſt glücklichen Ehe kinderlos blieb.

Meinem Bruder Eduard nach folgte, zu unſerm unbeſchreiblichen Schmerze, unſer lieber, ſeelenguter Schwiegerſohn, Rudolf Methe, in

einem Alter von nur 34 Jahren und nach 9jährigem Siechthume. Er ſtarb am 13. October 1870 zu Görbersdorf in Schleſien, in der dortigen Curanſtalt für Lungenkranke. In ihm verlor die Erde der edelſten Menſchen einen, unſere Tochter Roſa den liebevollſten Gatten, wir den zärtlichſten Schwiegerſohn.

So ſtirbt ein liebes Glied meiner Familie nach dem andern ab und komme ich mir vor wie ein alter Baum, der, ſeiner Zweige und Aeſte entkleidet, nur noch als morſcher Stamm ein kümmerliches Daſein friſtet. Iſt es da zu verwundern, wenn in mir der Wunſch immer höher emporſteigt, ebenfalls bald abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein, wo kein Geſchrei, kein Weinen, keine Trennung, ſondern Freude die Fülle und liebliches Weſen zu Gottes Rechten immer und ewiglich iſt?

Doch war es mir in meinem hohen Alter noch beſchieden, Großes, nein, Unglaubliches, ja Wunderbares zu erleben. Damit meine ich den lückenloſen Kranz deutſcher Heldenthaten in dem Kriege 1870—1871. Was das übermüthige Frankreich und ſeine Herrſcher ſeit Jahrhunderten an Deutſchland geſündigt hatten: es wurde ihnen endlich vergolten und Frankreichs ſchwer auf uns laſtende Bedrückung — hoffentlich auf ewige Zeiten — abgeworfen. Zu beklagen nur war's, daß man den ruchloſen Urheber des Kriegs, Napoleon III, als Gefangenen in dem Königsſchloſſe zu Wilhelmhöhe ein Schlaraffenleben führen ließ, anſtatt ihn in ein Lazareth Schwerverwundeter einzuſperren, wo er Tag und Nacht durch das Wehgeſchrei, das Stöhnen, Seufzen, Wimmern, Beten, Fluchen, Läſtern und Röcheln umher an ſeine Schuld erinnert worden wäre.

48. Schlußwort.

Ohne ruhmredig zu erſcheinen, darf ich behaupten, daß ich in meinem Leben die Hände nicht müßig in den Schooß gelegt habe, was auch bei einem deutſchen Schulmeiſter, der die Seinen nicht hungern laſſen will, ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Während meiner amtlichen Wirkſamkeit überſtieg die Zahl meiner Schüler 5000 und die der Stunden meines Privatunterrichts iſt unberechenbar. Ohne mein

Lehramt zu beeinträchtigen, habe ich 117 Bändchen Jugendschriften geschrieben, von denen 110 im Verlag von Aug. Vagel in Wesel, 3 in der Vereinsbuchhandlung zu Berlin, 3 bei Jm. Traug. Wöller (jetzt Beer) in Leipzig und 1 bei Richter in Zwickau sich befinden. Außerdem sind Jugenderzählungen noch zerstreut: 10 in den Weihnachtsblüthen (Stuttgart), 12 im Jugendalbum (Stuttgart bei Hallberger), 3 im neuen Jugendalbum (Riebling und Koch in Stuttgart), 2 im Jugendalbum von Wiedemann (Neuruppin), 2 in „freie Gaben für Geist und Herz" (Dresden), 1 „zum Feierabend" von Stiehler (Dresden bei Meinhold), 2 in der Jugendzeitung von Holzmüller (Dresden), 6 in der Kinderlaube (Dresden bei Meinhold), 2 in den Jugendblättern von Petermann (Dresden), 1 in der deutschen Jugendzeitung von Heinrich (Troppau).

Für Erwachsene: 2 Bändchen Novellen und Erzählungen (Leipzig bei Wöller).

Das Pomeranzenbäumchen, der goldne Knopf, das wilde Schwein. Berlin, Vereinsbuchhandlung.

Der Druckfehler. (Ebendaselbst.).

Der Abenteurer wider Willen, 2 Bde. (Königsberg in der Neumark bei Windolf und Striese.)

Jacob Sturm } deutsche Volksbibliothek von Simion
Die Fürstenschule, 2 Bde. } und Springer.

31 Erzählungen in Nieritz Volkskalender (Leipzig, Georg Wigand).

20 desgl. in Trewendts Volkskalender (Breslau).

18 desgl. in Steffens Volkskalender (Berlin).

2 desgl. im niederrheinischen Volkskalender (Wesel, bei Vagel).

1 desgl. im Veteran, preuß. Volkskalender (Berlin).

2 im Menschenfreund (vom Verein des Thierschutz).

1 im pirnaischen Wochenblatte (Pirna 1851).

1 im illustrirten Volkskalender von Franz Hoffmann (Stuttgart 1853).

2 in der allgemeinen Modezeitung (Leipzig, bei Baumgärtner).

10 in der sächs. Dorfzeitung (Dresden).

1 im Feierabend von Hugo Scheibe (Gotha).

7 im preuß. Volksfreund von Puttkammer (Berlin).
4 in der Novellzeitung von Dürr (Leipzig).
2 in dem illuſtrirten Buch der Welt (Stuttgart, bei Hoffmann).
2 Erzählungen in der Maja (von Horn, Wiesbaden).
2 Erzählungen im leipziger Sonntagsblatt.
1 Erzählung im Johannes-Album (Chemnitz).
2 Erzählungen in „zu Hauſe" } Stuttgart,
1 Erzählung in „die illuſtrirte Welt" } bei Hallberger.
3 Erzählungen in der Cornelia von Pilz.

Außerdem habe ich noch kleinere Aufſätze, z. B. Weihnachtsbilder, Bilder aus dem Armenleben u. ſ. w. geſchrieben. Erſtere im Dresdner Tageblatte wurden auswärts nachgedruckt, wie denn viele meiner Erzählungen von Raubbienen ausgebeutet wurden, die ſich von dem Fleiße Andrer nähren. „Hüten Sie ſich vor Vielſchreiberei!" hat man warnend mir zugerufen. Aber, mein Fürſt, geehrtes Publicum, lieber Herr Verleger, ſetzen Sie denn durch Ihre Großmuth einen armen Autor in den Stand, daß er nicht um's liebe Brot zu ſchreiben gezwungen iſt, ſondern nur dann die Feder führen ſoll, wenn hohe Begeiſterung ihn mächtig dazu treibt? Weiß ferner ein Autor, indem er ſchreibt, mit Gewißheit voraus, ob das von ihm zu Schaffende ein Meiſterwerk oder nur Mittelgut werde? Läßt doch unſer Herrgott ebenfalls nicht alle Jahre eine gleich reich geſegnete Aerndte an Getreide, Obſt und Wein erwachſen, damit die Menſchenkinder eine ſolche mit deſto größerem Danke empfangen, was nicht der Fall wäre, gliche eine jede den anderen an Fülle und Güte. Endlich ergeht es einem Autor ähnlich wie einem Tonkünſtler, der ſein Toninſtrument nicht wochen- oder monatelang ungeſpielt laſſen darf, ſoll er in ſeiner Kunſt nicht zurückkommen. Mir wenigſtens ging es ſo, daß, wenn ich mit Schriftſtellern längere Zeit gefeiert hatte, meine Feder anfänglich unbeholfen ſtolperte, ehe ſie in's glatte Geleis einlenkte. Mein Schaffen war nicht die Frucht des berechnenden Verſtandes, ſondern der Phantaſie, deren raſches Vorgehen mich oft bedauern ließ, daß die Feder nicht ſchnell genug die Wörter auf das Papier zeichnete. Aus dieſem Grunde griff die Schriftſtellerei weder meine Geiſteskraft, noch meine Geſundheit an, beſonders weil

ich mich hütete, in stiller, obschon verführerischer Nachtzeit zu schreiben. Außerordentlich förderte der Umstand meine Schriftstellerei, daß ich keine Copie oder Reinschrift von meinen Jugendschriften zu nehmen brauchte, in denen ich keine ausgestrichenen Stellen duldete, keine größeren Verbesserungen machte. Gleichwie der Teich Bethesda zu Jerusalem erst durch einen Engel vom Himmel in Bewegung gesetzt werden mußte, wenn sein Wasser die Heilkraft bekommen sollte: eben so mußte mein Gemüth durch irgend einen äußeren Anstoß bewegt werden, um eine Erzählung zu schreiben und durch solche das Gemüth meiner Leser zu rühren. Dergleichen Anstöße oder Motive erhielt ich durch das Lesen andrer Schriften, durch Zeitungsnachrichten, durch den Besuch der Schauspiele, Opern und Concerte, der öffentlichen Tabagieen, ja selbst der Kirche, wo der mächtige Klang der Orgel oder ein Redetheil des Predigers meine Phantasie entflammte. So entstanden die Söhne Eduard durch den Anblick des rührenden Bildes von Hildebrand, die Schwanenjungfrau, so wie der Strohhalm und der Schatz aus den Volksmärchen von Musäus; der Landprediger theils durch eine Zeitungsnachricht, theils durch den Landprediger von Wakefield, der Zimmermann von Saardam, Belisar, Clarus und Marie, Mutterliebe und Brudertreue durch den Besuch des Theaters u. s. w.

Nicht unerwähnt kann ich's lassen, daß, als mein Volkskalender mit dem Jahre 1866 sein silbernes, 25jähriges Jubiläum feierte, dessen ehrenwerther Verleger mich durch das Ehrengeschenk eines silbernen Bechers und 25 Flaschen Ungarweins erfreute.

Im Jahre 1862 schrieb ich für Trewendt's Volkskalender eine Erzählung: Der Sänger auf dem Dache. Dieselbe entstand in meiner Phantasie, als ich, wie gewöhnlich, meinen Platz in dem obersten Logenraum des Dresdner Hoftheaters eingenommen hatte und die Zöglinge des Blindeninstituts, welche bei den Opernvorstellungen freien Eintritt hatten, nicht weit von mir ihre Sitze einnehmen sah. Ich stellte mir vor, wie es werden könne, wenn das Schauspielhaus in Brand geriethe, und so entstand jene Erzählung. Was mir damals meine Phantasie vorspiegelte, erfüllte sich am 21. September 1869 in der 12. Vormittagsstunde. Ich befand mich eben in der königl. Gemälde-

galerie, demnach in der nächsten Nachbarschaft des Theaters. Da wurde ich durch zwei Herren hinter mir auf den Rauch aufmerksam gemacht, welcher, anfangs nur spärlich, aus den obersten Fensteröffnungen hervorquoll, bald jedoch an Stärke wuchs und dann von glutrothen Flammen begleitet wurde. Es war ein furchtbar schöner Anblick, als das Feuer schnell über den ganzen schönen Bau sich erstreckte, und die Hitze so gewaltig, daß man sie noch jenseits des breiten Elbstroms empfand. Es ist schade, Theatergebäude mit monumentaler Pracht und enormen Kosten zu erbauen, weil sie in der Regel, früher oder später, bei allen Vorsichtsmaaßregeln, doch der Vernichtung anheimfallen.

Am 5. Juni 1871 starb abermals ein theures Glied unsrer Familie: der wackere Schwiegervater unsrer seligen Tochter Sophie und Großvater unsers heimgegangenen Hansel, der Kaufmann Wilhelm Seyffert in Greiz.

Hiermit endige ich die Beschreibung meines Lebens. Ich bin darauf gefaßt, manche gehässige Beurtheilung darüber zu hören. Man wird mitleidig die Achsel zucken, tadeln und spotten, daß ein unstudirter Schulmeister so viel Papier und Zeit verschwendet hat, um sein einfaches Leben der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich bin ferner darauf gefaßt, daß auch mein Name und meine Schriften der Vergessenheit anheim fallen werden.

Wer liest oder spricht noch jetzt von meinem lieben, trefflichen Gotthilf Salzmann? von Christoph von Schmidt? von dem Kinderfreund Weiße? von andern, einst beliebten Autoren? Es werden Andere kommen, die es besser machen als ich und so muß es sein, denn auch hier giebt es keinen Stillstand oder gar eine Rückkehr. Vorwärts! ist die Losung der Zeit.

Auch ich sage: Vorwärts! auf! hinauf — zum Himmel — zu meinen vorausgegangenen Lieben!

Bereits war meine Lebensbeschreibung bis auf wenige Bogen gedruckt worden, als ganz unerwartet etwas sich ereignete, welches den eigentlichen Schlußstein dieses Werkchens bildet und von mir nicht unerwähnt gelassen werden darf. Am 2. März 1872 wurde ich von dem pädagogischen Verein zu Dresden zu einem Abendessen eingeladen.

Daſſelbe gelte, ſagte mir der Einladende, meinem 40 (richtiger 42) jährigen Schriftſtellerjubiläum. Ich erſchrak heftig, denn ich liebe durchaus nicht, der Gegenſtand öffentlicher Anerkennung zu ſein. Aber man beruhigte mich durch die Verſicherung, daß wir nur unter uns Lehrern und einigen guten Freunden ſein würden. Wie ward mir jedoch zu Muthe, als ich, von zwei Collegen geführt, die Schwelle eines großen, im Lichtglanze ſchwimmenden Saals betrat und ein donnernder Pauken- und Trompetentuſch mich empfing.

An 300 ältere und jüngere Männer ſtanden aufrecht und bildeten, gegen mich ſich ſtumm verneigend, lebendige Mauern, durch welche ich tief beſchämt zu meinem Ehrenſitze geleitet wurde. Das Herz, das übervolle, drohte mir zu zerſpringen und nur mit Anſtrengung vermochte ich ein lautes Aufſchluchzen zurück zu drängen. Im 300ſtimmigen Chor erſcholl nun das hehre Lied: „Nun danket Alle Gott" als Tiſchgebet und hierauf wechſelten ſchwungvolle Anreden, ernſte und launige Geſänge, Toaſte und das Vorleſen an mich eingegangener Telegramme mit einander ab. Das Cultusminiſterium war durch den Schulrath Dr. Bornemann, das Conſiſtorium und die Geiſtlichkeit durch den Conſiſtorialrath, Superintendent Dr. Kohlſchütter, der Magiſtrat durch den Stadtrath Haubner, der pädagogiſche Verein durch ſeinen Vorſtand, den Seminaroberlehrer Reinicke, u. ſ. w. vertreten. Letzterer ernannte mich zum Ehrenmitgliede unter Ueberreichung einer künſtleriſch ausgeführten Votivtafel, mein König beſchenkte mich mit dem Ehrenkreuz des Verdienſtordens, Tharands Schuljugend nebſt ihrem Cantor Heyne ſchickte einen grünen Kranz aus Tharands heiligen Hallen nebſt einem, in rührenden Verſen verfaßten Telegramm, der kamenzer Lehrerverein durch ſeinen beredtſamen Collegen Klix eine Votivtafel von dem allbekannten, ſüßen kamenzer Stoff, das Freimaurer-Mädcheninſtitut durch ſeinen poetiſch hoch begabten Director Dr. Gärtner einen Lorbeerkranz. Telegramme aus Zſchopau, Freiberg, ja ſelbſt aus dem fernen Stuttgart u. ſ. w. begrüßten mich eben ſo herzlich als freudig. Außerdem wurde des Feſtes ſchöne Feier noch erhöht durch die Anſprachen, Gedichte, Geſänge u. ſ. w. der Herren Directoren Jäckel, Heger (Hauptbeförderer des Feſtes), Böttcher, Lanéky, der Herren

Oberlehrer Franz Wiedemann, Reichenbach, Trentzsch, Michel u. A., der dresdner Liedertafel u. s. w. Besonders aber rührte es mich tief, als ein 5jähriges Knäblein mir ein grünendes, blühendes und früchtetragendes Pomeranzenbäumchen unter dem Hersagen eines schönen, hierauf passenden Gedichtes darbrachte. Wie schon erwähnt, war die Erzählung: „Das Pomeranzenbäumchen" mein erster, schriftstellerischer Versuch, so wie die erste Staffel zu meiner Beförderung, darum auch diese Gabe eine überaus sinnige. Der nach 50jähriger, treuer Amtsführung emeritirte Oberlehrer und Cantor Klose in Löbau bewies durch zwei an mich gerichtete Gedichte, daß er trotz seinen siebziger Jahren ein eben so tüchtiger Kalligraph als gewandter Poet ist. Allen, die meinen Ehrentag durch ihre rührende Theilnahme feierten, danke ich hiermit nochmals auf das Herzlichste.

Wenn ein Erdenpilger nach langer, nicht selten mühevoller Wanderung endlich sein Reiseziel — einen Hügel mit kleiner, niedriger Hütte — erreicht hat, so wendet er sich an deren Pförtchen wohl noch einmal um, seinen zurückgelegten Weg zu überschauen. Da bricht plötzlich die abendliche Sonne durch düsteres Gewölk hindurch und sendet, dem klar gewordenen Horizont zueilend, ihre letzten, goldig funkelnden Strahlen daher. In magischem, Alles verklärendem Lichte erglänzt die weite Umgegend. Es ist dem Erdenpilger, als werde sein Herz wieder jung; eine namenlose Seligkeit zieht in ihm ein und, mit dem letzten Sonnenstrahle kehrt er sich der einfachen Stätte zu, die ihm eine lange Ruhe verheißt. „Durch Grabesnacht zum ewigen Licht" — spreche ich gläubig. Halleluja. Amen.

Gustav Nieritz.

[illegible]

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.